P. o. germ.
1641 i

Wucke

ANSTREICHG.

Sagen

der

mittleren Werra, der angrenzenden Abhänge des Thüringer Waldes, der Vorder- und der Hohen Rhön, sowie aus dem Gebiete der fränkischen Saale.

Gesammelt

von

Ch. Ludw. Wucke.

Zweite, sehr vermehrte Auflage,
mit biographischer Skizze, Anmerkungen und Ortsregister
herausgegeben

von

Dr. Hermann Ullrich.

1891.

Verlag von H. Kahle in Eisenach.

Hofbuchdruckerei.

559

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort zur ersten Auflage.

Es ist gewiß eine lohnende Aufgabe, in dem großen Sagenschatze des deutschen Volkes der Entstehung der verschiedenen Sagen nachzuspüren, die alten Überlieferungen aus vorchristlicher Zeit zu erkunden, sowie die späteren Einflüsse geschichtlicher Ereignisse nachzuweisen. Und wie förderlich für die Aufgabe der Kulturgeschichte ist es nicht, die der Sage zu Grunde liegende sittliche Anschauung zu erörtern, zu erfahren, wie bald der Wunsch nach unverhofftem Glücke durch Hebung eines Schatzes, bald die scheue Furcht vor unheimlichen Mächten oder das Vertrauen auf hilfreiche Beschützer, bald aber, und das wohl am meisten, der ehrwürdige Glaube an eine allwaltende, sühnende Gerechtigkeit in dieser Poesie des Volkes zum Ausdruck kommt. Nach diesen und ähnlichen Gesichtspunkten die mannichfaltigen Sagen zu gruppieren, die örtlichen Ab- und Umänderungen derselben zu bezeichnen und zu schildern, ist eine höchst verdienstliche Arbeit. Bevor dieselbe aber in vollständiger und gründlicher Weise ausgeführt werden kann, müssen die sorgfältigsten Sammlungen in den einzelnen Gegenden des großen Vaterlandes angestellt werden.

Eine solche Sammlung von Sagen aus einem bestimmt abgegrenzten Teile unseres Vaterlandes, dem so sagenreichen Werrathal von Meiningen bis Vacha nebst den angrenzenden Terrassen des Thüringer Waldes und der Rhön, tritt nun hiermit in die Öffentlichkeit. Der Schwierigkeiten und Mühen, welche mit einem der-

artigen Werke in einer Zeit verbunden sind, die das Licht der modernen Kultur in alle Winkel der Erde trägt, dabei aber manch gutes Stück der alten Kultur, wie den Gegenstand dieses Buches, in die Rumpelkammer wirft, war sich der Verfasser wohl bewußt. Aber er darf in Wahrheit behaupten, weder Mühe noch Opfer gescheut zu haben, um zu dem einmal gesteckten Ziele zu gelangen. Sein mannichfach bewegter Lebensgang, der ihn mit den verschiedensten Ständen in Berührung brachte, hat ihn wohl mehr als manchen andern befähigt, sich dem schlichten Manne des Volkes zu nähern und denselben zutraulich und mitteilsam zu machen. Denn es ist nicht leicht, was Volkssagen betrifft, das Zutrauen der Landbewohner zu gewinnen; sie sind mißtrauisch und fürchten von dem sogenannten Gebildeten „zum besten gehabt" zu werden. Und wenn auch ein guter Teil derselben noch fest an den Inhalt der Sagen glaubt, so ist man doch meist ängstlich bemüht, den Schein des Glaubens zu vermeiden, weil man fürchtet, durch den Sagensammler bloßgestellt oder wohl gar auf irgend eine Weise verdächtigt zu werden. Ehe der Verfasser seine bezüglichen Wanderungen antrat, suchte er sich wo möglich genaue Kenntnis des zu sondierenden Terrains zu verschaffen und über etwa vorhandene Burgruinen, Denkmäler, alte Bäume, Seen und Quellen und dergleichen eingehende Kunde zu erwerben. Hauptsächlich forschte er nach solchen Leuten, Greisen, Hirten, Waldhütern, Kräuterweibern, welche ihm die gewünschten Mitteilungen zu machen imstande schienen. Sodann näherte er sich denselben, in ihre Sphäre niedersteigend, vertrauensvoll, suchte sie bei ihrer Berufsarbeit im Felde, im Walde, oder auch in der Dorfschenke auf, strebte durch Mitteilung von bereits bekanntem und durch Fragen, die sich auf Lokalitäten bezogen, Anknüpfungspunkte und dadurch zugleich das Interesse der Erzähler zu gewinnen und hatte in den meisten Fällen die Genugthuung, alles, was ihnen zu Gebote stand, rückhaltslos gegeben zu sehen.

War z.B. in der Schenke irgend einer erst so weit gebracht, daß er erzählte, so wirkte dies in der Regel gleichsam wie ein Zauber auf alle Anwesenden. Schlafende Erinnerungen wurden bei dem und jenem geweckt; dieser erzählte das, der andere jenes,

was er von Eltern und Großeltern gehört; die eifrigsten Spieler legten oft ihre Karten nieder und sammelten sich als Erzähler oder Zuhörer um den Verfasser, der dann freilich auch manches Unbrauchbare geduldig mit in den Kauf nehmen mußte. Ehe er jedoch eine der gewonnenen Sagen in seine Sammlung aufnahm, hat er sich durch strenge Prüfung zu überzeugen gesucht, ob die Sage dort im Volke auch wirklich lebe oder gelebt habe, indem er dieselbe noch andern an Ort und Stelle wohnenden Leuten andeutete und von ihnen nochmals erzählen ließ.

Auf diese Weise entstand diese Sagensammlung. Sie ist nicht die erste auf diesem Gebiete; namentlich ging ihr Bechsteins verdienstvolles Werk: „Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringer Waldes" voraus. Nichtsdestoweniger glaubt der Verfasser, daß seine anspruchslose Sammlung auch neben erwähntem Werke seines verstorbenen Freundes einige Berechtigung habe. Indem er sich auf ein engeres Gebiet beschränkte, war ihm eine durchgängig persönliche Durchforschung der im Volke lebenden Sagen möglich. Diese setzte ihn instand, einesteils eine bedeutende Anzahl neuer Sagen zu bringen, anderenteils schon durch Bechstein mitgeteilte wieder unmittelbar aus dem Munde des Volkes heraus zu überliefern, wobei nicht selten die Entdeckung mannichfacher Abweichungen von der Bechsteinschen Darstellung die Mühe des Sammlers belohnte.

Die Ordnung des reichhaltigen Sagenstoffes geschah nach dem rein lokalen und geographischen Gesichtspunkte. In dieser Hinsicht stimmt der Verfasser mit C. Haupt (Sagenbuch der Lausitz) vollkommen überein, wenn dieser meinte: „Jede Sage ist mehr oder weniger lokal gebunden, während Mythus und Märchen heimatlos wie das Volkslied über die Lande vagabondieren. Die Sage wandert wohl auch und manchmal recht wunderbar weit, aber immer doch hat sie die Tendenz, ihr Dasein an einen Ort anzuknüpfen und Heimatsrecht zu erwerben. Sagen sind wie die Vögel, die man nicht eher zu Schuß bekommt, als bis sie sich irgendwo niedergelassen haben."

Die Sagen einer Gegend erscheinen wie die Flora derselben, sie gehören zu ihr wie die Blumen, welche eine Burg umblühen,

und aus dem Interesse, welches eine Gegend dem Einheimischen oder Fremden bietet, entspringt das für ihre Sagen. So verfolgte der Verfasser neben dem höheren Zweck, einen kleinen Stein zu einem planmäßig gefügten deutschen Sagengebäude zu liefern, auch den besondern, nahen und fernen Freunden der Heimat dieser Sagen ein Buch in die Hand zu geben, welches den Reiz der von ihnen besuchten Punkte erhöht und ihnen zugleich eine angenehme Unterhaltung gewährt.

Möge seine Mühe nicht vergebens gewesen sein und der Leser sich ähnlichen Genusses erfreuen, wie ihn der Verfasser beim Aufsuchen der hier getreu wiedergegebenen Sagen gehabt hat.

Salzungen, im Oktober 1864.

C. L. Wucke.

Ch. Ludwig Wucke.

Ein Gedenkblatt.

Chr. Ludwig Wucke wurde am 25. Januar 1807 zu Salzungen geboren als Sohn des Arztes Dr. med. Gotthilf Theodor Wucke, der als Apotheker aus Westfalen eingewandert sich durch nachträgliches Studium zu einem tüchtigen Arzte ausgebildet hatte. Zu unseres Wucke großem Unglück wurde ihm schon im siebenten Lebensjahre der Vater entrissen, indem dieser über der Pflege am Typhus erkrankter Soldaten von der Krankheit selbst hingerafft wurde. Unter der Aufsicht der klugen und energischen, teilweise aber allzu strengen Mutter besuchte der Knabe die Schule seiner Vaterstadt und später das Lyceum in Meiningen. Hier wußte er seinen Mitschülern durch sein Äußeres und seine Redegabe zu imponieren; es wollte ihm dagegen nicht gelingen, den Unterrichtsgegenständen ein gleichmäßiges Interesse abzugewinnen und so fehlte es nicht an Reibungen mit seinen Vorgesetzten. Indessen bestand er, dank seinem ausgezeichneten Gedächtnisse die Abgangsprüfung löblich und bezog darauf die Universität Jena, um nach dem ausgesprochenen Willen der Mutter Jurisprudenz zu studieren. In Jena, wohin sich Wucke begab, gingen damals die Wogen des Studentenlebens hoch und zogen bald unseren Wucke in ihre Kreise; er trat der Burschenschaft bei und wurde in den Vorstand gewählt. Über der Erfüllung der daraus erwachsenden Pflichten, über der Beschäftigung mit Malerei und den schönen Künsten vergingen die akademischen Jahre rasch, ohne für das Brotstudium mehr als einen dürftigen Gewinn gebracht zu haben. Nur auf dringendes Ersuchen der Mutter unterzog er sich am Schluß der Studienzeit der juristischen Prüfung in Hildburghausen, trat aber noch vor Ablauf derselben, im Bewußtsein der Unzulänglichkeit seiner Kenntnisse, zurück und begab sich, ohne daß jemand etwas von seinem Entschlusse ahnte, nach Westfalen, um dort bei einem Oheim die ehemals zugesagte Unterstützung zu finden. In dieser Hoffnung sah er sich nun freilich bitter getäuscht, und da ihn auch ein Brief seines Schwagers und damaligen Bürgermeisters und Rechtsanwaltes Schulz in Salzungen, in welchem dieser die Mittel zur Ausbildung in der Malerei zusagte, nicht erreicht zu haben scheint, ging Wucke, in der leicht

erklärlichen Scheu, nach dem Geschehenen in die Heimat zurückzukehren, nach Holland, wo unter dem Oberbefehl des Herzogs Bernhard von Weimar ein Heer gegen die aufständischen Belgier zusammengezogen wurde. Er ließ sich anwerben, avancierte auch rasch zum Sergeanten und schien, als Thüringer Landeskind dem Höchstkommandierenden vorgestellt und auf die Liste der Offiziersaspiranten gesetzt, die besten Aussichten auf rasche Beförderung zu haben, als ihn während des Bivouaclebens im südlichen Holland eine Augenentzündung nötigte, sich zunächst in ärztliche Behandlung zu geben und, als das Leiden sich in der Behandlung unwissender Ärzte verschlimmerte, den Dienst ganz zu quittieren. In die Heimat zurückgekehrt, erblindete er nach mehreren erfolglosen Kuren im Jahre 1835 unheilbar. In diesem Zustande hat er, von einer kleinen Pension der holländischen Regierung, von Unterstützungen seiner Verwandten und von dem Erlöse des nach dem Tode der Mutter verkauften Elternhauses die Ausgaben für seinen Lebensunterhalt bestreitend, in Salzungen bis zu seinem Tode gelebt. Welch furchtbarer Schlag die Einbuße des edelsten Sinnes gerade für einen Mann wie Wucke sein mußte, der durch seine Anlagen und Neigungen so ausschließlich auf die Außenwelt angewiesen schien, wird man ihm kaum nachzufühlen vermögen. Es bedurfte denn auch mehrerer Jahre, um sich innerlich mit seiner Schickung abzufinden, wobei ihm seine natürliche Lebhaftigkeit und sein Witz, der nun freilich hie und da eine kaustische Färbung annahm, wohl zu statten kamen. Sich in mancherlei litterarische Arbeiten vertiefend und besonders der ernsteren Lyrik sich zuwendend, sah er doch davon lange Zeit hindurch nichts veröffentlicht. Endlich fand er in dem „Weihnachtsbaum“ des Dr. Friedrich Hofmann (der wie der Publizist und Geograph Karl Andree ein alter Schul- und Universitätsfreund Wuckes war) ein litterarisches Organ, welches seine Beiträge zu dem humanen Zwecke — Beschaffung eines Weihnachtsbaumes für arme Kinder — fast alljährlich gern aufnahm. Das ihm gemäße Feld fand Wucke indessen erst viel später, als er den Boden der Dialektdichtung betrat und zu Anfang der sechziger Jahre das Büchlein „Uiß minner Haimet“ erscheinen ließ. In ihnen überrascht, neben der scharfen Beobachtung menschlicher, besonders lokaler Verhältnisse, nicht zum geringsten Teile die treue Verwendung des heimatlichen Dialektes. Um die gleiche Zeit begann er seine merkwürdigen Wanderungen im Gebiete der Werra und der Rhön, um die Reste volkstümlicher Anschauungen, Sitten, Gebräuche, Sagen und Märchen zu sammeln, Wanderungen, die schon um deswillen wunderbar genannt werden müssen, weil sie zum größten Teil ohne Führer und Gefährt aus-

geführt wurden und dabei sich über mehrere Jahre hinzogen. Sie fanden ihren vorläufigen Abschluß in dem Buche: „Sagen der mittleren Werra, der angrenzenden Abhänge des Thüringer Waldes und der Rhön" (Salzungen 1864. 2 Bde. Scheermesserſche Buchhandlung). Wieviel Neues indessen der Sammler später noch zusammengetragen hat, beweist die neue Auflage. Die Sagen haben die empfehlenden Worte des Professor Henneberger (Blätter für litterarische Unterhaltung 1864. Nr. 521 und des Dr. Friedrich Hofmann (Gartenlaube 1865 Nr. 31) wohl verdient, einmal wegen der von dem blinden Sammler aufgewendeten Mühe, sodann wegen der treuen volkstümlichen Fassung, in der sie erscheinen, und zu einem nicht geringen Teile wegen der angesichts der Blindheit des Sammlers doppelt bewundernswerten anschaulichen Schilderung der durchwanderten Gegenden. Diese Vorzüge treten in ein noch helleres Licht, wenn man Wuckes Sammlung mit den Thüringischen Sagensammlungen seines Vorgängers und persönlichen Freundes Ludwig Bechstein vergleicht. —

Wucke hat nach der Veröffentlichung seines Buches noch lange Jahre in Salzungen gelebt, mehr oder weniger der Mittelpunkt des geselligen Lebens, als immer anregender Erzähler von Vorfällen aus seiner engeren und weiteren Heimat. Er starb am 1. Mai 1883 an den Folgen eines Falles im Zimmer, nachdem er bis zum letzten Augenblicke die treue Pflege seiner Nichte genossen hatte. Ein Basaltblock des Rhöngebirges deckt seinen Grabhügel. Sein Name wird unter denen, die zur Kenntnis deutschen Volkstums beigetragen haben, stets mit Ehren genannt werden.

Vorwort des Herausgebers der zweiten Auflage.

Als der Unterzeichnete im Jahre 1879 die Bekanntschaft Ch. Ludwig Wuckes, des Sammlers der vorliegenden Sagen, machte, konnte es bei dem beiderseits vorhandenen Interesse für den Gegenstand nicht ausbleiben, daß wir bald auf das von ihm 1864 herausgegebene Sagenbuch zu sprechen kamen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß seit dem Erscheinen jenes Buches eine große Menge Sagen aus gleichem Gebiete, wie aus ganz neuen Teilen der engeren Heimat, nachgesammelt seien, aber von ihm wegen seiner körperlichen Hilflosigkeit nicht veröffentlicht werden könnten. Da diese Klage in seiner Unterhaltung des öfteren wiederkehrte, so stellte der Herausgeber seine Zeit gern zur Verfügung. Er glaubte indessen, als er seine Hilfe zusagte, nicht anders, als jene Arbeit unter Mitwirkung des Sammlers auszuführen, was, wenn geschehen, ihm eine nicht unbeträchtliche Mühe — verursacht durch die ihm abgehende Vertrautheit mit der Topographie des Sagengebietes — erspart haben würde. Es war jedoch anders beschlossen. Meine persönlichen Verhältnisse und Berufspflichten erheischten Jahre hindurch eine Berücksichtigung in erster Linie, und so schien die Sache vergessen, zumal der Sammler unerwartet an den Folgen eines Unfalles in noch rüstigem Greisenalter dahingestorben war. Ich hatte jedoch meine Wucke gegebene Zusage nur zurückgestellt, nicht vergessen, und als ich vor einigen Jahren mit Berufsarbeiten weniger als gewöhnlich belastet war, wandte ich mich, ermutigt durch Oberbibliothekar Dr. Reinh. Koehler

in Weimar, an die Verwandten Wuckes mit der Bitte um Aushändigung der die ungedruckten Sagen enthaltenden Papiere und die Erlaubnis sie herauszugeben. Mein Ersuchen fand eine schnelle Gewährung, und dafür habe ich zu danken auch an dieser Stelle Herrn Oberlandesgerichtsrat R. Schulz in Jena und Herrn Professor Dr. Karl Schulz, Bibliothekar des Reichsgerichts in Leipzig. Wie ein einfacher Blick auf das Inhaltsverzeichnis lehrt, ist der Sammler in den bisher ungedruckten Sagen bedeutend über das anfänglich durchforschte Gebiet hinausgeschritten, so daß jetzt, außer den Sagen des Werrathales, von den Sagen der Rhön so ziemlich alles, von den Sagen aus dem Gebiete der fränkischen Saale ein großer Teil gesammelt vorliegen dürfte. Das vorgesetzte Sternchen macht das neu aufgenommene deutlich erkennbar. Die von Wucke getroffene Einteilung des Stoffes konnte bei der bedeutenden Erweiterung des Gebietes nach Westen und Süden hin nicht wohl beibehalten werden, ganz abgesehen davon, daß bei jener Sagen von nur durch die Werra geschiedenen Örtlichkeiten, die aber durchaus zusammen gehörten (Dorf Allendorf und Kloster Allendorf, Herrenbreitungen und Frauenbreitungen, Ruppberg und Wasungen) auseinandergerissen worden waren. Mit Vermeidung dieses letzteren Fehlers ist der Herausgeber — nach Voranstellung einiger an keine bestimmten Örtlichkeiten gebundener Sagen — im Osten des meiningenschen Gebietes aus- und nach Süden fortgegangen, hat, dem rechten Ufer der Werra folgend, dieselbe im nördlichsten Punkte des Sagengebietes überschritten, um die Sagen der hohen und Vorderrhön im Zusammenhang vorzuführen, daran endlich in südlicher Richtung die des linken Werra-Ufers und an diese die Sagen der fränkischen Saale angeschlossen.

Für die Schreibung der geographischen Namen war der Herausgeber auf die sogenannte Reymannsche Spezialkarte von Mitteleuropa, herausgegeben von der kartographischen Abteilung der königlichen preußischen Landesaufnahme, angewiesen; zu eingehenden Informationen bei sachkundigen Ortseingesessenen hätte die für die Drucklegung gegebene Zeit in keiner Weise ausgereicht. Die von dem Drucker der ersten sechs Bogen willkürlich gewählte neuere (amtliche) Orthographie zeigt gerade in den ersten sechs

Bogen eine Reihe von Ungleichmäßigkeiten und Inkorrektheiten, die nach Möglichkeit später vermieden worden sind. Die verhältnismäßig wenigen, die trotzdem stehen geblieben sind, wolle man freundlichst mit der weiten Entfernung des Herausgebers vom Druckorte, sowie mit der Kürze der Zeit, in welcher im Interesse des Verlegers der Druck bewerkstelligt werden mußte, entschuldigen. Eine kleine Liste von störenden Fehlern findet sich am Ende des Buches. — Wo Wucke ausnahmsweise einer schriftlichen Quelle folgt, ist dieselbe gleich unter dem Titel verzeichnet. Neu hinzugefügt sind seitens des Herausgebers am Fuße jeder Sage Angaben darüber, ob die Sage auch schon von anderen aufgezeichnet worden ist. Diese Angaben machen es jetzt leicht, einmal festzustellen, was Wucke zum ersten Mal aufgezeichnet hat, und sodann, wo er Vorgänger gehabt hat, sich zu überzeugen, daß bei ihm sich in der Regel die volkstümlichere, treuere Fassung findet. Auf letzteren Umstand legte Wucke großen Wert, besonders in Hinsicht auf die Sammlungen seines verstorbenen Freundes Ludwig Bechstein, dessen Verdienste um die Sagenkunde er dabei voll anerkannte.

Das Inhaltsverzeichnis und das alphabetische Ortsregister werden die schnelle Auffindung einer Sage ermöglichen.

Die kurze biographische Skizze über den verstorbenen Sammler wird auch einem weiteren Leserkreise nicht unwillkommen und innerhalb des Sagengebietes denen nicht unerwünscht sein, die die Mitteilungen des Herrn Oberbürgermeisters Hertel in Salzungen (Salzunger Tageblatt 1883, Nr. 52—54) nicht zu Gesicht bekommen haben. Meine Angaben sind schriftlichen Mitteilungen eines Neffen Wuckes, Herrn Oberlandesgerichtsrats Schulz in Jena, entnommen. Möge das Buch, welches in seiner ersten Gestalt von Professor Henneberger (Blätter für litterarische Unterhaltung 1864, Nr. 52) und Dr. Friedrich Hofmann (Gartenlaube 1865, Nr. 31) freundliche Geleitbriefe in die Öffentlichkeit erhielt, auch bei seinem neuen Erscheinen die alten Freunde wiederfinden und zahlreiche neue dazu erwerben.

Der Herausgeber.

* 1. Vom Rautenkranz im Sächsischen Wappen.

(Joh. Binhard, Newe vollkommene Thüringische Chronica. 1613. S. 142.)

Anno 1180 hat Keyser Fridericus Barbarossa Hertzog Bernhardo, ersten Churfürsten zu Sachsen aus Anhaltischem Stamme, des Alberti Ursi zu Brandenburgs Sohn, ins Sächsische Wappen den grünen Rautenkrantz über den schwartzen Balcken im güldenen Felde zu führen verehrt.

Es wird auch hiervon eine andere Meinung von etlichen erwehnet (welche wir doch an ihren Ort, ob sie war oder nicht, wollen gestellet seyn lassen), daß nemlich lange zeit zuvor ein junger Fürst zu Sachsen in frembde Lande verreiset und zu Venedig eine Jungfraw lieb gewonnen, doch unvermeldet wer er sey. Und als er in abforderung zu seinen angefallenen Erblanden sie wegen geringen Standes nicht ehelichen dürffen, daß er zu guter letzt ein Rautenkräntzlein mit ihr getheilet und solches ihr zum ewigen Gedächtnis in seinem Wapen zu führen zugesagt haben solle.

Und müste solcher Herr aus Viperti, des Witikindi Magni Sohnes Nachkommen und ein Graff zu Ringelheim gewesen seyn, sintemal die Nachkommen aus derselbigen Linien, beydes die Markgraffen von Montferrat und die Hertzogen von Sophoja, solchen Rautenkrantz in ihrem Wapen auch führen, und were also diese Historia der vorigen nicht zuwider, kan auch gleiche Bedeutung haben.

* 2. Große Hungersnoth in Thüringen.

(Joh. Binhard. S. 53.)

Anno 843. Umb diese Zeit ist eine grosse schwere und schreckliche Thewrung gewesen und hat eben lang gewehret: Darüber sich die erbärmliche und wunderbare Geschicht zugetragen mit einem armen bahr Volk von Grabenfeld am Rhein bürtig, welche aus mangelung des Brodts in Thüringen, da es noch etwas wolfeiler und besser zu bekommen war, begeben wollen und als sie in grossem Hunger matt und krafftloß auf den Thüringer Wald kommen und sich so hinfellig befunden, daß sie besorgten schwerlich ungessen davon zu kommen: hat der Mann beschlossen das Kindelein zu schlachten und zu essen, ehe sie hungers sterben wolten. Da er aber nach vergiessung mancher heißen Thränen und wider alles flehentliches bitten seines Weibs endlich an das unschuldige Kindlein hand anlegen wollen, so höret er von ferne ein groß gereusche und getreusche in den Büschen des Waldes. Da er nun darüber in solcher bestürtzung erschrickt und sehen wil, was dieses wol seyn müste, sihe, so wird er gewar, daß zween Wölfe eine Hindin ergriffen und zerrissen hatten. Bald bedencket er sein bestes, fehet beneben seinem Weibe ein Geschrey an, schreckt und scheucht also (durch Gottes sonderbare Schickung) die Wölfe von dem zerrissenen Aaß, richtet davon etwas zu für sich und sein Weib, zerlegen das andere und nemens mit sich, behalffen sich auch davon, biß ihnen Gott andere Mittel geschickt, sich des Hungers zu erwehren.

Grimm, Nr. 582.
Witzschel I., Nr. 23 (Aelteste Fassung, nach den Annales Fuldenses ad annum 850).
Heusinger, S. 5.
Schöppner II., Nr. 276 (poetisch von A. Rodnagel).

3. Legende vom Ursprung der geheimen Kunst der Zigeuner.

„Wir an der Rhön,“ so erzählt der alte Gläser Lorenze Hannes von Fölritz, „wissen, woher die Zigeuner oder Aegyptier ihre geheime Kunst haben, und warum diese Niemand Anders erfährt.

Als nämlich die Juden den Heiland hinrichteten, wollten sie ihn erst, wie es damals auch Sitte war, „sperrbeinig“ ans Kreuz

schlagen. Da war nun unter den vielen Zuschauern auch ein Aegypter, oder wie wir sie jetzt nennen, Zigeuner, zugegen. Der hatte Erbarmen mit dem Heiland und praktizierte durch seine geheime Kunst einen der vier Nägel, mit denen der Herr an das Kreuz genagelt werden sollte, aus dem Korbe; das gewahrte der Heiland und sprach zu dem Aegypter: ‚Ich weiß, was Du jetzt für mich gethan und zum Lohne dafür soll Deine Kunst in Deinem Stamm bis an den jüngsten Tag forterben und geheim bleiben, daß sie Euch niemand ablerne.‘ Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag."

* 4. Legende vom Kreuzschnabel.

Als sie den Heiland ans Kreuz geschlagen hatten, da kam der Kreuzschnabel, wollte ihm helfen und versuchte, mit seinem Schnabel die Nägel aus den Wunden zu ziehen. Allein die Barmherzigkeit des eifrigen Tierchens war größer, als seine Macht. Für den guten Willen jedoch verlieh ihm der Heiland die Auszeichnung, daß es fortan in der heiligen Christnacht aus dem Ei kriechen dürfe, desgleichen die Kraft, Flüsse und Gicht an denjenigen Menschen zu heilen, mit denen es einen Raum gemeinschaftlich bewohnen würde.

Von dem Versuche, dem Heiland zu helfen, erhielt es den gekreuzten Schnabel.

5. Von der Blindschleiche.

Als der liebe Gott Himmel und Erde fertig geschaffen hatte, rief er noch einmal alles „Getiertes", selbst das kleinste Würmchen vor sich, um nachzusehen, ob auch alles in der gehörigen Ordnung sei. Als nun die Reihe an die Blindschleiche kam, vor dem Herrn zu erscheinen, blies sich der Wurm gar gewaltig auf, streckte die Zunge heraus und sagte, daß sie gar wohl zufrieden sei, denn ihre Zunge sei so scharf und giftig, daß sie durch neun eiserne Ofenplatten stechen könne, sie verschone aber auch das Junge im Mutterleibe nicht. Als nun der Herrgott solche Reden hörte, wurde er zornig und sprach: „Du frecher Wurm, zu solchem Frevel habe ich Dir die Zunge nicht verliehen, und damit Du nicht

schaden kannst, will ich Dich für und für mit Blindheit schlagen oder Dir eine Schelle an den Hals heften zur Warnung für alle, die sich Dir nahen. Wähle nun zwischen beiden." Der Wurm entschied sich für das erstere. Und so ist es geschehen, daß die Blindschleiche bis heute noch des Lichtes beraubt ist.

So erzählen sie's zu Etterwinden.

Gräsſe II., Nr. 907; Hoffmeister, S. 22; Pfister, S. 156.

* 6. Vom Teufelsabbiß*).

An den Abhängen des Thüringer Waldes wächst eine Scabiose, die wegen ihrer scheinbar abgebissenen Wurzel im Volke Teufels-Abbiß genannt wird. Es erzählt über dieselbe folgende Legende: Zu früheren Zeiten hatte die Wurzel des Teufelsabbiß verschiedene Kräfte an sich, die sowohl zum Heil wie zum Unheil benutzt werden konnten. Das wußte der Teufel gar wohl und trieb daher großen Unfug mit dem Kräutlein. Da erbarmte sich die Mutter Gottes der Menschen und nahm der Wurzel die unheilbringenden Kräfte, so daß sie nur noch zum Guten verwendet werden konnte. Darüber erboste aber der Teufel so heftig, daß er nun auch die guten Eigenschaften vernichten wollte und beißt seit jener Zeit dem Kräutlein überall, wo es sich zeigt, die Wurzel ab.

* 7. Von der Cyriakskirche und dem Cyriakskloster bei Kamburg.

Auf dem linken Saalufer, ungefähr eine Viertelstunde nördlich von dem Städtchen Kamburg, finden sich auf dem Kirchberge, in dem sogenannten Stöbischen Hölzchen, noch die letzten Reste der ehemaligen Cyriakskirche und des Cyriaksklosters.

Ueber die Gründung der Kirche läßt sich nichts Sicheres sagen. Ein Graf Gero, der die Reliquien des heiligen Cyriak von Rom mit nach Hause brachte, soll diese in der Kirche zur Verehrung aufgestellt haben. Das Kirchlein ging laut Urkunden im Jahre 1524 ein. Seine Spur ist fast gänzlich verwischt, nur einige ausgegrabene Leichensteine bezeichnen seine Stätte und die des ehemaligen Friedhofes. Deutlichere Spuren weisen auf die

*) Morsus diaboli; Scabiosa succisa.

Existenz des gleichfalls auf dem Cyriaksberg gestandenen Klosters hin. Dieses soll von Erfurter Cisterzienser Mönchen um das Jahr 1200 erbaut worden sein, ging aber zur Zeit der Reformation wieder ein. Der Sage nach hat es durch einen unterirdischen Gang mit dem Dom zu Naumburg in Verbindung gestanden.

* 8. Von der spukenden Laterne an der Cyriakskirche.

An der Straße von Kamburg nach Naumburg liegt das Kirchdorf Leislau. Hier wohnte vor langer Zeit Einer, von dem niemand wußte, was er eigentlich trieb und über den gerade deshalb desto mehr geredet wurde. Er hatte nur seinen einzigen Sohn bei sich und wohnte in einem ansehnlichen Hause. Der Sohn wurde von dem Vater sehr streng und eingezogen gehalten. Als er aber zum Jüngling herangewachsen war, benutzte er doch einmal des Vaters Abwesenheit zu einem Ausflug und machte bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft einer jungen bildschönen Gänsehirtin und sprach, so oft sein Vater abwesend war, bei seiner Liebsten vor. Der Vater muß aber doch die Sache erfahren haben, denn er kehrte plötzlich und unerwartet von der Reise zurück und entdeckte die Abwege, auf die sein Sohn geraten war, und schaffte ihn nun in das Kloster zu Naumburg, wo er das Mönchsgewand nehmen mußte. Als solcher wurde er aber von seinen Oberen in das Cyriakskloster zu Kamburg geschickt. Hier aber erwachte bald die frühere Leidenschaft wieder und so kam es, daß ihn Tag und Nacht nur der eine Gedanke beschäftigte, wie er zu der Liebsten zu gelangen vermöchte. Endlich hatte er es gefunden. Mit einer Laterne versehen, gelangte er durch eine Fallthür ins Freie, begab sich dann die Saale aufwärts zu einem dort befestigten Kahn, setzte in diesem über und begab sich über den Klausberg nach Leislau, von wo er nach einigen mit seiner Liebsten glücklich verlebten Stunden auf demselben Wege in sein Kloster zurückkehrte. Lange hatte er es so getrieben, bis ihn denn doch die Strafe ereilte. Als er eines Morgens, wieder heimgekehrt, im Begriff ist, nachdem er die Fallthür aufgehoben, nach seiner zur Seite gestellten Laterne zu greifen, schlägt die schwere Fallthür unerwartet wieder zu und trennt ihm die Hand von dem ausgestreckten Arme. Am andern Morgen fanden die Mönche den Jüngling entseelt auf der Treppe des geheimen Ganges. Seit jener Zeit nun wandert die Laterne alljährlich im Herbst an be-

stimmten Tagen vom Cyriakskloster aus über die Saale und verfolgt hastig fast immer den nämlichen Weg, den sie mit ihrem Träger sonst zurückgelegt.

Bechstein, Thür. Sag. Nr. 378.
Witzschel, I. Nr. 247 (nach Brückner, II. S. 720).

* 9. Von dem Schäfer, dem Steinwerfen und den reitenden gespenstigen Mönchen an der Cyriakskirche.

Ein Schäfer hütete eines Tages seine Heerde in der Nähe des Gemäuers der ehemaligen Cyriakskirche. Da gewahrte er plötzlich auf einem der Steine mehrere Geldstücke. Er steckte sie zu sich und dankte Gott für den glücklichen Fund. Auch später fand er, so oft er an jener Stelle hütete, immer ebensoviel Goldstücke aufgezählt, so daß sich der arme Mann, der sehr viel Unglück gehabt hatte, in kurzer Zeit von diesem wieder erholte. Das fiel aber seinem Herrn auf und dieser ließ nicht ab, in den Schäfer zu dringen, bis dieser die Quelle seines Wohlstandes offenbart hatte. Der Herr kündigte nun, im Besitze des Geheimnisses, dem Schäfer an, daß er mit ihm gehen und dann die Hälfte des Fundes beanspruchen werde. Doch von dieser Stunde an wurde nichts mehr gefunden.

Bauern, die sich später daran machten, an jener Stelle Mauersteine loszubrechen, wurden derart von unsichtbarer Hand mit Steinen geworfen, daß sie von ihrem Vorhaben abstehen mußten.

Auch wollen viele in der Mitternachtsstunde Mönche gesehen haben, die in den Mauerring hinein ritten.

* 10. Von dem geizigen Bauer an der Cyriakskirche.

Eines Mittags ritt ein in der ganzen Umgegend als gar arger Geizhals verschrieener und bekannter Bauer an den Mauerresten der Cyriakskirche vorüber, als er einige Male ganz deutlich seinen Namen hinter sich rufen hörte. Beim dritten Male wandte der Bauer sein Rößlein, schaute sich um und gewahrte, wie jemand ihm aus einer der Maueröffnungen einen Arm entgegenstreckte, der in der Hand einen mit Geld gefüllten ledernen Geldbeutel

hielt. Der Geizhals stutzte, drückte aber dann unwillkürlich dem Rößlein die Fersen in die Weichen, ritt dicht an die Mauer heran und griff gierig nach dem Beutel. Doch kaum hatte er diesen gepackt, als auch er sich von kräftiger Faust selbst gepackt und, trotz seines Zappelns, in die Maueröffnung hineingezogen fühlte. Das Rößlein kam bald darauf allein nach Hause getrabt. Von dem Bauer aber hat man nie wieder etwas gehört oder gesehen.

* 11. Der Maurer an der Cyriakskirche.

Ein Maurer träumte eines Nachts, er befinde sich in dem alten Gemäuer der Cyriakskirche und gewahre da einen auffallenden Stein, der, als er ihn aufgehoben, den Eingang zu einem mit reichen Schätzen gefüllten Gewölbe bloslegte. Am andern Tage ließ der Traum dem Maurer keine Ruhe; er begab sich daher schon in der folgenden Nacht an Ort und Stelle und fand auch den auffallenden Stein. Hastig hob er ihn auf, doch schnell entfiel derselbe seiner Hand und rollte polternd in die Tiefe. Darüber erschrak der Maurer so sehr, daß er Hals über Kopf zurückeilte. Am andern Morgen trieb ihn die Habsucht abermals zu dem Platze hin, allein vergebens suchte er nach dem Steine oder auch nur der Oeffnung; jede Spur von ihnen war verwischt.

* 12. Vom „Tummelhans" in Judenbach bei Sonneberg.

Noch vor wenigen Jahren rumorte zu Judenbach ein arger Poltergeist in dem unteren Wirtshause und den nahe gelegenen Häusern, ließ sich auch da und dort in der Umgegend erblicken, that aber niemand etwas zu Leide; doch schnitt er gar arge Fratzen und erschreckte dadurch die Leute. Auch wird erzählt, daß vor ungefähr 100 Jahren ein geistlicher Herr, der ihm zufällig begegnete, sich vor seinen Fratzen so entsetzte, daß er geisteskrank wurde und bald darauf starb. Auch ist es noch nicht lange her, daß er einen Schneider aus Judenbach, der in den nahen Wald auf den Vogelfang gegangen war, Hals über Kopf von dort verjagte. (Er wurde nur dann handgreiflich, wenn sich eine Frau nicht sogleich mit ihrem Manne zu Bette und erst hinter die „Hölle" legte. Die warf er gewiß von dort herunter, packte sie fest und schleifte sie zu ihrem Manne ins Bett.) Weiter erzählen sie zu

Judenbach: Vor vielen hundert Jahren lebte hier ein Gastwirt, der war so reich, daß ihm die sämtlichen Wiesen des Ortes gehörten. Nun hatte er eine Magd, die bei ihm gar hoch angeschrieben war. So durfte sie alle Stuben und Kammern betreten und Schränke und Kasten öffnen. Nur eine einzige Lade war ihr strenge verboten. Dies reizte ihre Neugierde um so mehr und so ertappte sie der Wirt in dem Augenblick, als sie sein Verbot übertrat. Darüber erzürnte sich dieser so heftig, daß er die Magd auf der Stelle tötete, dann heimlich nach dem nahen Walde schaffte und dort vergrub. Die Sache blieb einige Jahre verborgen; da kam zufällig ein Forstmann an das Grab. Der Hund witterte die Leiche und fing an zu scharren. Sein Herr half ihm bei dieser Arbeit nach und grub bald darauf eine Rippe zu Tage. Der Forstmann nahm sie zu sich, ließ sich ein paar Messerschalen daraus arbeiten und holte eines Tages das mit den Schalen bekleidete Messer in dem Wirtshause aus der Tasche und siehe, sofort tropften drei Blutstropfen aus der Schale. Der Vorfall machte viel Aufsehen im Orte. Man munkelte allerlei über den Wirt und die plötzlich verschwundene Magd, konnte jenem jedoch nichts anhaben. Zur Strafe aber muß der Wirt nun als Tummelhans ruhelos und unstät nach seinem Tode umgehen.

* 13. Die „Schlätzlä“ in Judenbach.

In einem Bauernhause zu Judenbach hielten sich einige Wichtelmännchen, oder wie man hier sagt „Schlätzlä“ auf. Es waren gar fleißige kleine Gäste, die dem Bauer zur Nachtzeit gar viele Dienste verrichteten. So fütterten und putzten sie ihm sein Vieh, reinigten den Stall, waren beim Dreschen thätig, kurz, sie halfen, wo es notthat, so daß der Hausbesitzer bald ein wohlhabender Mann wurde und, da er die Dienstleistungen der Kleinen dankbar anerkannte und ihnen dies durch die That beweisen wollte, so ließ er ihnen eines Tags neue rote Höschen und bunte Jäckchen vom Schneider anfertigen und legte sie so, daß sie die Schlätzlä finden mußten. Als diese aber die Kleider gewahrten, wurden sie gar traurig und sagten: „Der will uns ablohnen; wir müssen nun fort!“ und zogen von dannen. Und von Stund an war es mit dem Wohlstande des Bauern vorbei, er wurde ärmer und immer ärmer.

In einem andern Hause zu Judenbach soll es in früherer Zeit gleichfalls von Schlätzläs gewimmelt haben.

* 14. Von dem Schatze in dem alten Schlosse und dem grauen Männchen zu Mupperg.

Die Pfarrei Mupperg, topographisch und kirchengeschichtlich dargestellt von G. Lotz, Coburg 1843, 8. S. 75.

Zur Verschönerung des Ortes Mupperg trägt das herrschaftliche Schloß besonders bei. Dasselbe wurde von dem Freiherrn Wilhelm Ernst Friedrich von Speßhardt auf demselben Platz erbaut, wo früher ein anderes gestanden hatte. Jenes ältere Schloß ist in den Jahren 1525 und 1526 erbaut worden und war das erste Schloß hierselbst, da vor diesem Zeitpunkt die Herren von Schaumburg auf Mupperg nur gewöhnliche Häuser zur Wohnung gehabt hatten.

Es ging die Sage, daß unter dem alten Schlosse ein großer Schatz verborgen liege, woher Wilhelm Ernst Friedrich von Speßhardt durch einen Schatzgräber sich bereden ließ, den alten Rittersitz einzulegen, um den Schatz zu heben, der aber nicht zu finden war. Vielleicht hatte auch das graue Männchen zu Mupperg, das oft im Dorfe und im Schlosse vor einzelnen Personen sich sehen ließ, zu der Rede und Meinung von dem großen Schatze beigetragen. Das graue Männchen, welches nach der Erzählung der älteren Einwohner in früherer Zeit oft und auch in der jüngeren besonders dann sich hat sehen lassen, wenn irgend ein wichtiger Fall in der hiesigen Ritterfamilie sich ereignete, kam in der Gesellschaft eines zweiten kleinen Männchens einst auch — es sind jetzt fast hundert Jahre — zu der Schwester von der Großmutter des jetzigen Schulzen, Anna Roschlau. Die beiden Männchen hatten das „Aennle" schon oft in ihrem väterlichen Hause angeredet, und eines Tages, da sie gerade auf dem Heuboden oder Strohschuppen beschäftigt war, um Stroh herabzuwerfen, von ihr verlangt, daß sie auf einem freien Balken gehen solle und ihr darauf bei der Versicherung, daß es ihr unmöglich sei, versprochen, einen großen Schatz zu zeigen, wenn sie ihnen folgen wolle. Da die grauen Männchen häufig den Besuch und jedesmal ihr Anerbieten wiederholten, so erzählte sie alles ihren Eltern, die darauf zum Pfarrer eilten, um sich Rat zu holen, was hier zu thun sei. Aennle wurde darnach vom Geistlichen feierlichst eingesegnet und

bedeutet, daß sie nun ohne Gefahr folgen könne. Als daher die grauen Männchen wiederkamen, legte sie ihre Sonntagskleider an und ging ihnen beiden, die es so gut mit ihr zu meinen schienen, getrost, doch schüchtern nach. Der Weg führte in den Bereich des alten Schlosses, und Aennle, die Glückliche, sah wirklich auf einmal den großen Schatz vor ihren Füßen offen da liegen. Sie war eben im Begriffe, ihn zu heben, da ritt in demselben Augenblick ein Reiter, Mann und Roß ohne Kopf, in einiger Entfernung schnell wie der Wind vorbei und rief: „Aennle, Aennle!" Darauf wendete sie ihr Angesicht nach dem Reiter, und als sie wieder zurücksah, war der Schatz verschwunden und seine Stelle fand man nicht mehr. Die beiden Männchen aber waren höchst betrübt und sagten zu dem Aennchen, daß nun erst nach hundert Jahren der Schatz wieder gehoben werden könne.

* 15. Von der Erbauung der Kirche zu Gefell bei Mupperg.

Die Pfarrei Mupperg von G. Lotz. Coburg 1843. 8. S. 189.

Nach einer Sage, die noch im Munde des Volkes lebt, war ein adeliges Geschlecht zu Rottmar, ohnweit Gefell, ansässig gewesen und der letzte Erbe desselben ein unverheiratetes Fräulein. Diese gelobte es, daß nach ihrem Tode, Gott zu Ehren, mit Hülfe ihres Vermögens und Schlosses eine Kirche zu Gefell erbaut werden sollte.

Bald nach ihrem Tode wird zur Ausführung geschritten. Siehe, da sind aber die Mitglieder der kleinen Gemeinde über den Platz, dahin die Kirche zu stehen kommen soll, in Uneinigkeit zerfallen: die eine Partei will sie auf die Mittagsseite außerhalb des Dorfes, die andere wünscht sie auf den Platz, wo sie jetzt wirklich steht. Schon werden die Steine vom alten Schlosse angefahren und auf dem ersten Platze abgelagert; da kommt aber des Nachts ein Riese und bringt jedesmal die angehäuften Steine auf den eigentlichen Bauplatz. — Zum Andenken wurde aber das Bild des Riesen, der den Streit auf eine so merkwürdige Weise zu Ende gebracht hatte, im Innern der Kirche an die Wand gemalt, wo es jedoch, als die Kirche repariert und die Fenster vergrößert wurden, beinahe wieder ganz verschwinden sollte. Johann Georg Sembach zu Mark erzählt im Jahre 1745, daß dieses Riesenbild noch von allen Lebenden gesehen worden sei.

* 16. Von der verwünschten weißen Frau zu Heßberg.

Mein „Herrle" (Herrlein, Großvater) hat uns gar oft mitgeteilt, wie eines Morgens — das aber ist freilich schon lange her — unsere Base in der Schmiede in großer Aufregung zu ihm ins Haus gekommen und ihm erzählt habe, daß sie sich vor Angst gar nicht mehr zu retten wüßte. Drei Nächte hinter einander sei ihr nun eine weiße Dame, mit einem Schlüsselbunde an dem Gürtel, erschienen, habe ihr gesagt, daß sie eine verwunschene Edelfrau von Heßberg sei und von ihr zu dieser Zeit erlöst werden könne, wenn sie thue, wie sie ihr vorschreiben werde. Und als die Base ihr aufmersam zugehört, habe die Erscheinung ihr also geheißen: Gehe zu Deinem Vetter, dem Schulzen, er ist ein kluger Mann und ein Freund des P., der hat die Schlüssel zu dem Archiv des Schlosses. An der und der Stelle liegt unter alten Dokumenten ein kleines Büchlein, das er sofort daran erkennen kann, daß jedes der beschriebenen Pergamentblätter zum bequemeren Umwenden ein silbernes Knöpflein trägt. In diesem Büchlein steht es genau beschrieben, auf welche Weise ich erlöst werden kann; falls die Schrift jedoch hier niemand zu lesen versteht, so sendet es durch einen zuverlässigen Boten an den und den Geistlichen nach Würzburg und teilt diesem alles, was vorgefallen, mit. Dieser Herr wird dann das Weitere besorgen und ich endlich zu Gnaden angenommen werden. Als meine Base geendet und das Herrle fragend anschaute, lachte es herzlich zu dem Geplauder und meinte: Die Base habe geträumt. Da diese aber immer unruhiger wurde und ihn dringend bat, doch im Archiv einmal nachzusehen, versprach er, ihr den Willen zu thun, hielt auch Wort und fand richtig an der bezeichneten Stelle unter den alten Dokumenten das beschriebene Büchlein. Und geschah auch alles so, wie es die Erscheinung angeordnet hatte. Auch mußte die Gebannte von da ab zur ewigen Ruhe eingegangen sein, denn sie hat sich nicht wieder sehen lassen. Jenes Büchlein aber wird bis heute noch in unserer Freundschaft aufbewahrt und viele gelehrte Herren haben sich schon darüber gemacht, doch keiner hat es bis jetzt entziffert.

* 17. Vom Spannbrot zu Heßberg.

Seit unvordenklichen Zeiten läßt die Gutsherrschaft zu Heßberg alljährlich von 15 Maaß Roggen kleine Laibchen Brot backen

und am Charfreitag nach dem Frühgottesdienst durch ihre Diener an der Kirchenthüre unter sämtliche Einwohner des Dorfes verteilen. Dieses Brod soll die Eigenschaft haben, daß es nie schimmele und die Besitzer vor allerlei Unheil im Hause bewahre.

Einesmals fand aber einer der Herren von Heßberg den Gebrauch des Brotausteilens unbequem und verbot diesen unter herben Worten seinem Voigte für den nächsten Charfreitag. Da geschah es, daß in der folgenden Nacht die Heßberger durch ein arges Krachen aus dem Schlafe geweckt wurden. Am andern Morgen ergab es sich, daß jedes der Gutsgebäude vom Giebel bis in die Grundmauer einen mächtigen Riß in der Nacht bekommen hatte, und bis zum heutigen Tage hat es keiner der Herren wieder gewagt, den frommen Brauch zu verbieten.

* 18. Von dem zweimaligen Läuten am Donnerstag-Abend zu Heßberg.

Eine der edlen Frauen von Heßberg, oder wie andere erzählen, eine aus dem Geschlechte der Henneberger, hatte sich eines Tages in den dortigen, damals gar mächtigen Waldungen verirrt. Vom peinlichsten Hunger gequält und dem langen Umherirren todmüde, sank sie erschöpft auf ihre Kniee und flehte in unaussprechlicher Angst zu Gott um Rettung, denn schon war die Abenddämmerung hereingebrochen. Neugestärkt durch das Gebet, erhob sich die Edelfrau zu einem letzten Versuch, vor dem Einbrechen der Nacht, womöglich noch eine bewohnte Stätte zu erreichen. Da durchrieselte sie auf einmal ein freudiger Schreck; nahe Glockenklänge berührten ihr Ohr. Es war das Läuten zum Abendgebet in Heßberg. Und bald hatte sie den Ort erreicht. Zum Dank für ihre Rettung befahl sie, daß von da an jeden Donnerstag kurz nach dem Gebetläuten dieselbe Glocke aufs neue ertönen sollte, wofür der Schulmeister 4 Maaß Weizen und 8 Gulden baar jährlich zu empfangen habe.

* 19. Vom Leichenzug beim Dürrhof.

Zwischen Hildburghausen und Steinfeld in der Nähe des Dürrhofes haben viele zur Nachtzeit einen von schwarzen Männern

getragenen Sarg aus dem „dicken Busch“ quer über die Chaussee die sogenannte Wachholderrange hinunterbringen sehen.

Der Besitzer des Dürrhofes, H., erzählt, er habe in einer Sommernacht seine Wiese unterhalb des Teiches am Wachholderrangen gewässert. Plötzlich sei der Sarg erschienen und dicht an ihm vorübergetragen worden. Vor Schrecken habe er sich zu Boden geworfen und lange nicht gewagt, den Kopf zu erheben.

Auch der „Oeler“ Ebert sah auf seinem Heimwege den Sarg quer über die Chaussee tragen und stürzte vor Schrecken in den Chausseegraben.

* 20. Von der Katze an dem steinernen Stege zu Hildburghausen.

Von der Brücke zu Hildburghausen führt nach dem Siechenhaus ein steinerner Steg. An einem der Steine desselben ist ein verwittertes Marterbild, Christus am Kreuze vorstellend, und eine Katze eingehauen. Ueber diese letztere berichtet die Sage: Einer, namens Katz, habe sein Leben verwirkt gehabt und zur Sühne sich erboten, mehrere kostspielige Bauten zum Besten der Stadt aus seinem Säckel aufzuführen. Zu diesem Zwecke habe er dann nicht nur einen Thurm über dem ehemaligen unteren Stadtthor mit einem steinernen Kopfe nach der Stadtseite hin, dem Wahrzeichen von Hildburghausen, sondern auch den erwähnten steinernen Steg erbaut und hier die Katze, als sein Namenszeichen, einmeißeln lassen.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 264.

* 21. Von dem steinernen Kreuze bei Weitersroda.

Wenn man von dem Dorfe Weitersroda nach Hildburghausen geht, so steht rechts unfern des Weges in dem Gebüsch ein hohes steinernes Kreuz, auf dem ein Beil eingemeißelt zu sehen ist. Hier soll es zu gewissen Zeiten nicht geheuer sein. Vor mehreren hundert Jahren fällten dort, so erzählt die Sage, zwei Zimmerleute Holz zu einem Turnirplatze und gerieten während der Arbeit so heftig mit einander in Streit, daß der eine den andern mit der Axt auf jener Stelle todt zu Boden niederstreckte.

Zur Erinnerung an diese That wurde späterhin jenes Kreuz hier aufgerichtet.

Bechstein, Thür. Sag. Nr. 16.

* 22. Vom spukenden Mönch zu Weitersroda.

Zu Weitersroda war früher, freilich nur der Sage nach, ein Mönchskloster, von dem aus zwei geheime Gänge, der eine nach dem alten Heßberger Schlosse, der andere nach dem früheren Benedictiner Nonnen- und späteren Mönchskloster Weilsdorf unterirdisch führen sollen. Verwünschte Mönche spuken noch in diesen Gängen. Einer derselben erscheint dann und wann in der Mitternachtsstunde in den Guts-Stallungen, prügelt die Knechte durch, wirft sie aus ihren Betten, bindet darauf das Vieh los und hetzt es im Stalle herum.

* 23. Von der Hinrichtung des Spuks in Grimmenthal.

In dem oberhalb Meiningen gelegenen „Spittel", dem früheren berühmten Kloster Grimmenthal, diente einmal ein junges Mädchen als Magd. Die wurde außerehelich schwanger. Sie hatte sich die Liebe und Achtung aller erworben und niemand ahnte ihren Zustand. Dies benutzte sie, kam heimlich nieder, tötete ihr Kind und grub es Nachts unter eine Steinplatte im Keller. Die That blieb unentdeckt, und so starb sie später in dem Spital als geachtete Pfründnerin. Allen war es jedoch aufgefallen, daß sie besonders in der letzten Zeit eine große Unruhe gezeigt, oft auf ihrem Lager gejammert und wenig Schlaf gehabt hatte. Da berichtete eines Morgens ihre Nachfolgerin im Dienste, daß ihr schon seit einigen Nächten die Alte in ihrer Zelle erschienen sei. Sie trage eine Haue in der Hand und winke, ihr zu folgen; sie habe es aber bisher nicht gethan, obgleich sie stets in Freundschaft mit ihr gelebt. Der Spittelvater meldete das Vernommene sofort dem Beichtvater. Dieser teilte den Vorfall zwei anderen Herren Geistlichen mit und die drei beschlossen nun, eine Nacht in der Zelle der Magd zuzubringen und den Geist nach seinem Begehr zu fragen. Und so geschah es. In der zwölften Stunde trat der Geist richtig in die Kammer, erzählte die Unthat,

führte die drei sammt der Magd in den Keller und deutete hier auf eine der Steinplatten. Als diese beseitigt war, fand man auch wirklich unter derselben die Reste eines neugeborenen Kindes. Die Verbrecherin bat hierauf inständig, daß man ihr jetzt noch ihr Recht widerfahren lassen möchte, weil sie sonst nie zur Ruhe kommen würde. Und als die Herren ihr dieses versprochen und Tag und Stunde bestimmt hatten, verschwand das Gespenst vor den Augen der Anwesenden. Am andern Morgen machten die drei Geistlichen höheren Orts Anzeige, erhielten die Erlaubnis zu der seltsamen Execution und trafen zur bestimmten Zeit in Begleitung eines weltlichen Beamten und des Scharfrichters zur Hinrichtung auf Grimmenthal ein. Als die Vorbereitungen zur Hinrichtung getroffen waren, erschien unter schrecklichem Lärmen und Getöse die Kindesmörderin mit einem feurigen Ring um den Hals, vernahm weinend von dem weltlichen Beamten den Spruch und setzte sich, als dieser den Stab über sie gebrochen, auf den mit einem schwarzen Tuch bedeckten Schemel. Hierauf trat der Scharfrichter vor und verrichtete sein Amt. In dem Augenblick jedoch, als er den sicheren Hieb gethan, war das unheimliche Gespenst verschwunden. Die Reste des Kindes wurden in den Grabhügel seiner unnatürlichen Mutter eingesenkt, die nun, da sie sich nie wieder zeigte, zur Ruhe gekommen sein muß.

* 24. Die Steinsburg bei Römhild.

Ueber den grünen Mantel üppiger Buchen, mit dem der ungefähr drei Stunden vom Feldsteine entfernte kleine Gleichberg bei Römhild umhüllt ist, erhebt sich die graue Basaltkuppe dieses prächtigen Kegels. Sie ist mit einem dreifachen mauerartigen Ringe von wild über- und durcheinander geworfenen Basaltbrocken umgeben und wird die Steinsburg genannt. Auf ihrem höchsten Punkte soll ein versunkenes Schloß gestanden haben. In diesem hauste vor uralten Zeiten ein mit sich nnd der Welt zerfallener finsterer Herr, dessen alleiniges Vergnügen noch die Jagd war. Sein einziges, wunderliebliches Töchterlein, die er zur Himmelsbraut bestimmt hatte, war der strengen Obhut einer im Dienste des Burgherrn ergrauten Amme anvertraut, die sie vor jeder Berührung mit der Außenwelt hüten sollte. Aber die Amme liebte die Jungfrau und gestattete dieser, während deren Vater jagte, sich bisweilen in dem frischen Waldesgrün zu ergehen, allwo es

denn geschah, daß sie einstmals einen jungen Rittersmann traf, zu dem sie in Liebe entbrannte, worauf sich denn beide Treue gelobten und der junge Ritter eines Tages droben in der bereits halb verfallenen Burg erschien und um die Hand des Fräuleins warb. Doch der kam übel an. Der alte Herr fluchte und tobte, that dem jungen Ritter die ärgste Unbill an und wies ihn mit den Worten: „Lieber gebe ich meine Tochter der Hölle, als Euch" aus der Burg. Da antwortete ihm der schwer gekränkte Rittersmann, daß er sich dann, und zwar schon am kommenden Tage, mit gewaffneter Hand das zu holen gedenke, was ihm auf gütigem Wege verweigert worden. Worauf dann der Schloßherr bei ruhiger Betrachtung seiner wehrlosen Burg in solche Angst und Verzweiflung geriet, daß er sich dem bösen Feinde in die Arme warf und diesem sein Töchterlein verhieß, wenn er ihm noch vor dem ersten Hahnenschrei die Burg mit drei festen Mauern umgebe, so daß sie jedem Sturme trotzen könne. So ward der Pakt geschlossen, und der höllische Bau begann. Wie Bienenschwärme kamen alsdann die Teufel mit mächtigen Felsblöcken herbei, und fast schon war das Werk vollendet, da schleicht sich die alte Amme, die den Vertrag mit dem bösen Feinde belauscht hatte, mit der Leuchte zum Hühnerstalle. Da krähte der Hahn und fluchend und tobend zerstieben die geschäftigen bösen Geister nach allen Winden. Die bereits aufgethürmten Mauern stürzten krachend wieder zusammen und der Oberste der Teufel, der eben mit dem mächtigen Schlußsteine über dem Berge hinbrauste, schleuderte jenen, als er den Hahnenschrei von der Steinsburg vernahm, zu Boden. So kam jenes wunderbare Gebild, der Felsstein, an seinen jetzigen Platz.

Bechstein, Thür. Sag. Nr. 29. Bechstein, III. S. 222.
Gottschalck, VI. S. 144—46.
Witzschel, II. Nr. 63 und 64.

* 25. Von dem Reiter ohne Kopf auf dem Mordhügel bei Milz.

Auf dem sogenannten Mordhügel bei Milz wollen viele an einem bestimmten Tage einen Reiter ohne Kopf, in dessen Brust ein Schwert stecke, gesehen haben. Die Sage berichtet: Im dreißigjährigen Kriege hielt dort oben ein sehr gefürchteter Hauptmann. Er war unüberwindlich im Kampfe, denn er hatte einen

Pakt mit dem Teufel gemacht und dieser ihm dafür ein goldenes Schwert, das der Teufel im höllischen Feuer gehärtet, zum Schutze gegeben. Als ihn aber dort droben einmal ein Trupp feindlicher Reiter angegriffen und einer derselben dem Rosse des Hauptmanns den Kopf abgeschlagen hatte, stürzte dasselbe mit seinem Reiter zu Boden, so daß letzterem das Schwert aus der Hand flog. Den Augenblick benutzten die Feinde, hieben dem sonst Unüberwindlichen rasch das Haupt ab, stachen ihm die Teufelswaffe in die eigene Brust und begruben ihn samt seinem Rosse auf jenem Platze, wo er nun bis heute noch keine Ruhe gefunden hat.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 256.

26. Von dem Eschloche bei Welkershausen.

In dem Muschelkalke des Eschberges, wie ein Teil der Spitzberge genannt wird, die sich von Welkershausen an dem rechten Werraufer thalwärts hinziehen, hat sich ziemlich oben am Plateau ein tiefer Trichter gebildet: das Eschloch, von dem folgende Sage geht.

Während sie drunten im Dorfe Welkershausen vor Zeiten das Sommer-Sonnenwendfest feierten, weidete droben am Eschberge, wo im Schatten der Eibe der Seidelbast und die Haselwurz mit der Küchenschelle, dem blauen und roten Leberblümchen, der Judenkirsche, dem weißen Diptam und dem blauen Enzian wie um die Wette blühen und duften, ein junger Schäfer seine Schafe. Da wars ihm, als tönte vom Eschloche her eine gar liebliche Weise zwischen das Heerdengeläute. Er spitzte die Ohren, und richtig — es war so. Und bald war er auf dem Wege nach dem Loche. Wie aber erstaunte er, als er an jener Stelle ein prächtiges Schlößchen erblickte, aus dessen Innern ihm jene wunderbare Weise entgegen klang. Eine Weile lauschte der Schäfer noch den lieblichen Tönen; dann aber vermochte er es nicht länger über sich, er trat durch das offene Thor und befand sich bald in einem kostbaren Zimmer. Da lockte die Stimme ihn weiter und immer weiter, bis er in dem letzten der Gemächer sich der auf einem kostbaren Lager ruhenden Sängerin gegenüber befand. So etwas Schönes aber hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen. Die Jungfrau schien zu schlafen, oder vielleicht wollte sie den staunenden Schäfer in seinem Anschauen nicht stören. Doch, nun fing sie an zu reden, und um die Herzensruhe des Schäfers war

es geschehen; denn sie hatte ihm gesagt, daß sie ihn schon seit lange gekannt, daß seine Wiege aus einer Esche gezimmert, die in genauer Beziehung zu ihr gestanden, und daß er, wenn er wolle und den Mut dazu habe, sie beide glücklich machen könne.

Der Schäfer vermochte kein Wort hervorzubringen, sondern nickte nur immer freudig zustimmend. Und die Jungfrau fuhr fort und bat ihn nun, sie am nächsten Johannistage hier wieder aufzusuchen, wo sie ihm, freilich nicht in ihrer jetzigen wahren Gestalt, sondern als ein abschreckendes Ungeheuer erscheinen dürfe; er solle sich nur nicht fürchten, sie vielmehr in der Gestalt des Tieres dreist umarmen und auf die Stirne küssen, und dies drei Johannistage nach einander wiederholen; denn dann erst würde sie erlöst, und sie beide die Glücklichsten unter der Sonne sein.

Der Schäfer war außer sich vor Freude, und als er dies alles zu thun gelobt, verschwand mit einem furchtbaren Krachen das Schloß, er aber stand verdutzt und schaute noch eine Zeit lang in die Tiefe des Eschlochs. Und der Schäfer hielt Wort. Am nächsten Johannistage durchschritt er wieder die Gemächer des Schlosses; auf der Schwelle des letzten jedoch blieb er vor Entsetzen wie gebannt einen Augenblick stehen; denn statt der herrlichen Jungfrau zischte ihm jetzt von deren Lager ein scheußliches Gewürm entgegen, und schon wollte er Reißaus nehmen, da fielen ihm die Worte der Jungfrau wieder bei, er faßte sich ein Herz, trat ein, packte die Schlange und küßte sie auf die Stirn. Und mit einem furchtbaren Krachen war das Schloß wieder verschwunden; doch aus der Tiefe des Eschloches erkannte er der Jungfrau Stimme an dem: „Hab Dank!“ das sie ihm zurief. Ebenso erging es ihm am nächsten Johannistage, nur mit dem Unterschiede, daß er anstatt der Schlange ein blutgieriges Raubtier zu küssen hatte und die Jungfrau ihm ein zweimaliges: „Hab Dank!“ nachsandte. Mit verstärktem Mute schritt unser junger Schäfer das dritte Mal hinauf zum Eschloch. Doch diesmal faßte ihn ein solches Entsetzen vor dem gräulichen Lindwurme, der ihm feuerspeiend von dem prächtigen Lager entgegensprang, daß er vor Bestürzung weder an die schöne Jungfrau, noch an ihre Worte dachte und Hals über Kopf aus dem Schlosse rannte. Das verzauberte Schloß sank krachend in die Tiefe, aus der jetzt der Schäfer durch das Wimmern der Jungfrau zu spät an deren Worte und sein Versprechen erinnert wurde. Seit jener Zeit war es aus mit dem Schäfer. Und als sie drunten im Dorfe das nächste Sommer-Sonnenwendfest feierten, da fanden sie den Schäfer entseelt droben am Eschloche, um seine Schläfe war ein Kranz von

blauem Enzian gewunden. Als sie ihn zu Grabe trugen, da umflatterte ein bunt gefiedertes Vögelein, das gar wunderbare Weisen sang, den Sarg. Und als sie ihn auf dem Friedhofe einsenkten, da entschwebte das Vögelein hinauf nach dem Eschloch.

27. Vom Pfaffenthal bei Welkershausen.

Unterhalb Welkershausen führt das Pfaffenthal unter den Spitzbergen, auf deren Plateau eine dem Geschlecht von Erdorf gehörige und wegen arger Räubereien 1340 vom Bischof Otto von Würzburg zerstörte Burg gelegen war, nach dem Dorfe Metzels hin. Die Sage erzählt, daß in diesem Grunde einst ein Kloster gestanden, dessen letzter Abt wegen lüderlichen Lebenswandels noch bis auf den heutigen Tag umgehen müsse. Doch soll er niemandem etwas zu Leide thun, außer, wenn er angeredet wird. Dann aber regnet es Ohrfeigen von rechts und links, soviel ihrer einer nur „hocken" kann.

28. Von den Spitzbergen.

Auf den Spitzbergen unterhalb Welkershausen weidete ein Schäfer die Heerde seines Herrn. Da kam ein schweres Wetter angezogen, das sämtliche Schafe auseinander jagte. Der herbeigeeilte Herr stürzte zornig auf den Schäfer los, schimpfte und schmähte ihn ob seiner Unachtsamkeit und geriet mit ihm, trotzdem der Schäfer seine Unschuld aufs Heiligste beteuerte, so hart zusammen, daß er ihn auf der Stelle erdrosselte. Im Sterben verfluchte der Schäfer den dortigen Hutstrich und seitdem will nichts mehr an den Spitzbergen gedeihen.

29. Von den Riesen auf dem Dolmar und der Geba.

„Sie haben sonst hierherum wie drunten im Werragrund viel von unmenschlich großen Leuten erzählt, die drüben auf dem Dolmar und hier auf der Geba gewohnt und eine so starke Sprache gehabt hätten, daß sie von einem Berge zum andern sich haben zurufen können. So wären die Weiber der Unmenschen

gar fleißige Spinnerinnen gewesen. Das Garn hätten sie dann in der Werra ausgewaschen, dabei mit dem einen Bein hüben, mit dem andern drüben gestanden und während des Auswaschens einen solchen Heidenspektakel in dem Wasser gemacht, daß selbst die Fische mit herausgespritzt wären. Ich habe aber nie so recht daran glauben können und mir gedacht, es müßte auch so eine von den Studentenlügen sein."

So erzählt Schulze Lisebeth aus Oberkatza.

Bechstein, Thür. Sag. Nr. 50.

30. Von der weißen Jungfer am Dolmar.

Am Fuße des großen Dolmar liegt in der Utendorfer Flurmarkung nach Metzels zu die Wustung Dolmersdorf. — Kaum bemerkbare Spuren bezeichnen noch den Platz, wo früher das Dorf gestanden. Eine derselben, dicht vor dem Walde gelegen, wird „am Keller" genannt. „Hier," so erzählte der alte Schreiner Tenner in Metzles, „zeigt sich alle 100 Jahre am Johannistage eine weiße Jungfrau, die sich selbst verwünscht hat, weil sie von einem treulosen Bräutigam verlassen und lange Jahre, aber vergebens, auf dessen Rückkehr harrte."

Bechstein, III., S. 202.

31. Vom Schulzen in Wallbach.

In dem Dorfe Wallbach unterhalb Welkershausen hatte der Schulze sein Amt nicht so verwaltet, wie er gesollt und sich selbst dabei stets mehr bedacht, als es Recht und Gesetz zuließ. Dafür mußte er denn auch nach seinem Tode umgehen. In seinem eigenen Hause trieb er es am ärgsten. Unter dem schrecklichsten Gepolter zerschlug er das Geräte, und was ihm sonst im Wege stand. Da wurde dem Sohn geraten, Thüren und Schlösser verändern zu lassen. Der that es und hatte fortan Ruhe im Hause. Draußen im Felde dagegen sahen sie ihn bald da, bald dort des Nachts an den Grenzsteinen arbeiten. Jedermann kannte ihn sofort an den kurzen weißen Hosen und Strümpfen. Wurde er geneckt, so verfolgte er die Leute bis zum Dorf hinein.

Noch bis auf den heutigen Tag soll er sein Schanzen forttreiben.

32. Woher das Dorf Metzels seinen Namen hat.

Ueber den Namen des Dorfes Metzels existieren zwei Sagen. Nach der einen soll er daher rühren, daß Graf Poppo VII. von Henneberg, dessen Lande die Würzburger von Meiningen aus verwüsteten, diese mit Hülfe der Schmalkalder nahe bei dem Dorfe Metzels, dessen Name früher Glattenstein gewesen, im Jahre 1228 geschlagen und „gemetzelt" haben soll. — Nach der andern verdankte der Ort seinen Namen den steten Schlägereien und Metzeleien bei den Kirmestänzen daselbst, bei welcher Gelegenheit auch einstmals, wie die drei Steine, welche als Wahrzeichen noch heutigen Tages unter der Linde stehen, beurkunden, drei junge Burschen auf dem Platze geblieben sein sollen, worauf denn das Kirmesfest auf 100 Jahre verboten und der Ortsname in Metzels umgewandelt worden wäre.

Bechstein, IV. S. 116.
Bechstein, Thür. Sag, Nr. 51.
Witzschel, II. Nr. 60 (nach Brückner, II. 83).

33. Vom Klausbrunnen bei Metzels.

Von dem Dorf- oder Klausbrunnen wird Nachstehendes erzählt: Als einst die Metzelser das lebensgroß in Holz geschnitzte und vergoldete Bildnis des heiligen Nicolaus an die Mellrichstädter verkauft hatten und diese es auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen abholen wollten, wurde dasselbe immer schwerer, so daß die von Mellrichstadt, als sie an den Berg nach Meiningen zu kamen, das Bild nicht weiter fortbringen konnten, es abluden und dort liegen ließen, worauf es die von Metzels nach ihrer Kirche wieder zurückbrachten. Seit diesem sprudelt an jener Stelle ein Born, der Klausbrunnen, der dann in das Dorf geleitet wurde. — Auch heißt der Berg seit jener Zeit „Klausberg".

Bechstein, IV. S. 116.
Witzschel, II. 61 (nach Brückner, II. 84.)

34. Von den roten Beeren am Ringelberg bei Wasungen.

Von einem Wasunger Mann, namens Rudolph, wird erzählt, daß er einmal im Winter bei großem Schnee nach dem hinter dem Gottesacker gelegenen Ringelberg ins Besenreisig gegangen und, nachdem er ein Stück in den Wald gekommen, unter einer Eiche am Wege einen Korb voll roter Beeren (Preißelbeeren) gesehen habe, ohne daß weit und breit umher ein Mensch oder auch nur eine Fußspur wahrzunehmen gewesen. Er habe gedacht, daß jemand diesen Korb stehen gelassen, und sei nach Hause gelaufen, um es seiner Hanne zu erzählen. Als er aber mit seiner Frau wieder an die Stelle gekommen, hätten sie dort weder Korb noch Eiche gesehen.

35. Vom Stauerschlag bei Wasungen.

In die oberhalb Wasungen vom Galgen bis an das Knoppholz sich hinziehende Waldung, den Stauerschlag,*) dessen höchste Kuppe der Donnershauk oder Edelmannskopf ist, hatten sich während des dreißigjährigen Krieges viele Bewohner von Wasungen und der an den Wald stoßenden Höhe mit ihrem Vieh und sonstiger Habe geflüchtet. Das wurde dem grausamen Isolani verraten, und dieser ließ darauf die Flüchtlinge mit Hunden aufsuchen und hetzen und den Wald von der Westseite her in Brand stecken, so daß der größte Teil der Leute dort auf die jämmerlichste Weise ums Leben kam. Seitdem ist es dort nicht geheuer; es knistert und knattert, und ein Reiter ohne Kopf und Hunde mit feurigen Telleraugen durchirren ruhelos jenen Strich.

36. Von dem Umgänger bei Wasungen.

Oberhalb Wasungen, da wo die Straße zu steigen beginnt und eine breite, jetzt mit Obstbäumen besetzte Trift durchschneidet, war es sonst um Mitternacht nicht geheuer, bis ein beherzter Wasunger Schuster, der sich von Meiningen her verspätet hatte, dem Ding ein Ende machte. Freilich schnappte er anfangs vor

*) Der Wald soll von dem zwischen der Chaussee und dem Galgen gelegenen Rasenplatze, der ehemaligen Richtstätte, den Namen Staupenschlag, woraus später der Stauerschlag geworden, erhalten haben.

Schrecken wie ein Taschenmesser zusammen, als er an jener Stelle nur wenige Schritte von sich ein feuriges Gespenst erblickte, das, auf einem Acker umherirrend, unter der Last eines aufgehockten Grenzsteines gar gewaltig seufzte und dabei unaufhörlich die Worte ausstieß: „Ach, der Stein, der Stein! Wo soll ich ihn nur hinsetzen?“ Doch bald hatte sich der Schuster wieder gefaßt und rief dem Umgänger zu: „Thu' ihn hin, wo du ihn „gekriegt“ hast!“ — Da hörte er von dem Spuke: „Hab Dank! Das waren die Worte, die ich zu meiner Erlösung hören mußte!“ Seit jener Zeit hat sich dort nichts wieder wahrnehmen lassen.

37. Das wütende Heer in Wasungen.

In Wasungen in einem Hause, in welchem drei Thüren auf einander stoßen, hielt sonst in der Neujahrsnacht das wütende Heer mit Sang und Klang seinen Durchzug, und deutlich vernahm man dabei die Worte: „Umgürt' mich und schürz' mich, daß ich auch danach komm!“ Es waren lauter krüppelige Gestalten, die darauf über die Werra hinüber ihre unbekannten Bahnen verfolgten.

Einmal schnitt einer aus dem Heere in dem Hause auch einen Laib Brod an, der, soviel auch davon gegessen wurde, die sieben Jahre anhielt, bis das Heer seinen Durchzug aufs Neue begann. Ein Mädchen, das von einem Stübchen aus der Nachbarschaft das Heer vorüberziehen sah, foppte es mit den Worten: „Umgürt' mich und schürz' mich, daß ich auch danach komm!“ Und im Nu waren zwei der häßlichen Krüppel an seiner Seite, schürzten und umgürteten es, nahmen es in ihre Mitte, und nie hat man wieder etwas von dem Mädchen gehört.

38. Der Lombarde und die Hexe in Wasungen.

In Wasungen lebte vor langen Jahren ein junger Zinngießer, der aus Mailand in Italien stammte. Der Welsche hatte sich vor seiner Reise nach Deutschland eine junge Frau genommen, und diese hatte ihm aus der Heimat geschrieben, daß sie gar bange über seine Abwesenheit sei, da sie jeden Tag ihrer Niederkunft entgegensehe. Darüber war nun der junge Ehemann recht sehr betrübt, hing den Kopf und ging viel in der Einsamkeit umher,

denn er liebte seine junge Frau und dachte mit Angst und Bangen an ihre bevorstehende schwere Stunde.

Als er nun auch eines Tages in Gedanken an sie auf einem einsamen Spazierwege sich befand, da frug ihn eine Frau aus Wasungen nach der Ursache seiner Betrübnis, und als ihr der Welsche seinen Kummer mitgeteilt hatte, sagte die Hexe — denn das war sie — „O, da kann Euch geholfen werden. Wenn Ihr mir Vertrauen schenkt, so kommt heute Nacht um elf Uhr wieder hierher. Ich bringe Euch dann in einer Stunde nach Welschland zu Eurer Frau und dann wieder zurück." Der Zinngießer, der ob dieser Rede erschrak, ließ sich zuletzt doch überreden und stellte sich um die bestimmte Stunde auf dem verabredeten Platze ein. Die Hexe war auch schon da und hielt zu der Reise ein gar seltsames Fuhrwerk bereit. Es war ein schwarzer Ziegenbock an eine mächtige Mulde gespannt. In diese mußte sich der Zinngießer setzen, die Hexe schwang sich auf den Bock und husch! ging es durch die Lüfte über die Alpen nach dem Lande Italien bis vor das Thor der Stadt Mailand. Die Hexe bestimmte hier dem Zinngießer die Zeit der Rückkehr, und als dieser seine junge Frau gesehen und getröstet hatte, setzte er sich in die Mulde und husch! ging es wieder durch die Lüfte über die Alpen nach Deutschland vor das Thor der Stadt Wasungen, und mit dem ersten Hahnenschrei klopfte auch schon der Zinngießer wohlbehalten an seiner Wohnung in Wasungen an.

39. Die weiße Jungfer in Wasungen.

In einem der Apotheke gegenüber gelegenen Hause der Stadt Wasungen hat sich die weiße Jungfer sehen lassen. Eine Frau, die in selbigem zur Miethe wohnte, war auf der Hausflur beschäftigt; ihr kleines Mädchen saß vor ihr auf der Bodentreppe. Da zupfte dieses die Mutter auf einmal an der Schürze und deutete schweigend nach oben. Die Mutter blickte auf und sah auf dem obersten Tritt die weiße Jungfrau mit gar schönen, aber traurigen Gesichtszügen sitzen. Aber bald darauf verschwand sie mit einem weithin tönenden Seufzer. Die Mutter, wie späterhin auch die Tochter, haben das Ereignis oft erzählt.

40. Die weiße Hand in Wasungen.

Auf dem Schulhofe zu Wasungen, so wird erzählt, haben viele, unter diesen einige noch lebende Personen, als sie noch Schulkinder waren, eine weiße Hand gesehen. Sie zeigte sich bald am Eingang ins Schulgebäude, bald im Innern desselben auf verschiedene Weise; bisweilen auch wie drohend, mit aufgehobenem Zeigefinger. Ihr Erscheinen ging jedesmal einer Veränderung am Gebäude oder dem Wechsel eines Lehrers voraus. So erblickte sie die Frau des zu jener Zeit im Schulhause wohnenden Tertius Klein kurz vor dessen Tod zu wiederholten Malen.

41. Der Geisterspuk auf der Maienluft bei Wasungen.

In einer Sommernacht schritten einstmals drei Mähder aus Wasungen den steilen Schloßberg hinauf, um jenseit desselben in dem Bremgrunde recht frühzeitig an die Arbeit zu gehen. Als sie in der Nähe der vor dem alten Grafenschloß „Maienluft" gelegenen Pachterswohnung angelangt waren, bemerkten sie zu ihrem Erstaunen, daß die Wohnung desselben ganz ungewöhnlich hell erleuchtet war. Einer der Mähder eilte nach dem Gebäude, kletterte an das Fenster und gewahrte dort zwölf in lange weiße Talare gekleidete Männer von ehrwürdigem Aussehen an einer mit Kerzen hell erleuchteten langen Tafel sitzen. Der Mähder betrachtete eine Weile mit steigendem Grauen das Gesicht, dann winkte er seine Kameraden herbei; doch ehe diese noch das Fenster erreichten, tönte eben der letzte Glockenschlag der Mitternachtsstunde vom Thurme des Städtchens und im selben Augenblick versank der Spuk mit fürchterlichem Knall vor dem Auge des Mähders in tiefe Finsternis.

42. Die weiße Jungfer auf der Maienluft.

In den Ruinen des dicht über Wasungen gelegenen und von Graf Heinrich dem Ungezogenen von Ostheim 1444 zerstörten Henneberg'schen Grafenschlosses, der Maienluft, ebenso in den dabei liegenden Gutsgebäuden läßt sich alle sieben Jahre eine weiße Jungfer sehen. Obgleich sie noch niemandem etwas zu Leide that, so ist doch ihr Erscheinen besonders dem Gesinde dort oben verhaßt.

Einstmals hat sie ein auf Schloß Maienluft wohnender Sackbauer aus Wahns gesehen. Da er aber mit dem unheimlichen Geiste nichts zu thun haben wollte und sich abwandte, so verschwand sie mit drei tiefen Seufzern.

So erzählt auch eine Bäuerin von droben, die mit einer Familie in Wasungen vielfach verkehrte, dieser unter Beteuerung der Wahrheit folgendes:

„Ich saß Mittags an der Thürschwelle und schälte Kartoffeln zu der Suppe für das vom Felde heimkehrende Gesinde. Wie ich nun eine Zeit lang geschält hatte und an nichts dachte, hörte ich auf einmal ein Rauschen hinter mir links von der Küche her. Ich drehte mich um und sah eine ganz weiß gekleidete Jungfer auf mich zukommen. Sie blieb dicht vor mir stehen, nahm den goldenen Schlüsselbund von ihrer Seite, reichte ihn mir und sah mich schweigend und bittend an. Da sie von so schönem und edlem Wesen war und dabei so jammerig aussah, hatte ich keine Furcht vor ihr, besann mich aber doch, ob ich ihr den Schlüsselbund abnehmen sollte. In dem Augenblick nun, wo ich zugreifen wollte, kam gerade Kaspar, ein junger Knecht, vorn zur Thür herein, wurde die weiße Jungfer gewahr und hob mit den Worten: „Verfluchte Hexe, bist Du auch wieder da?“ die Faust gegen sie auf.

Die Jungfer war mit einem tiefen Seufzer verschwunden.

43. Der große Thaler im Hasengraben bei Wasungen.

Von Wasungen nach Metzels geht ungefähr einen Büchsenschuß hinter dem Kirchhof ein Fahrweg links ab. Er führt nach der sogenannten Goldlauter und dem Hasengraben, einer einsamen und von Schluchten zerrissenen Gegend hinter dem Kohl- und Schloßberg. Hierher fuhr ein armer Wasunger Mann in die Streu. Es war ein Notjahr, und der Mann hatte nichts, als eine dürre Brotrinde bei sich; die verzehrte er noch nüchtern und ging dann seufzend an die Arbeit. Kaum hatte er eine Lage Heidekraut abgesichelt, als ihm auch schon ein großes, blankes Silberstück, ein sogenannter großer Thaler, entgegenrollte. Die Freude war groß. Gott im Stillen dankend, eilte er, mit der Ladung fertig zu werden, um zuhause seiner Frau sein unverhofftes Glück mitzuteilen.

Für den Thaler gab ihm der Kaufmann so viel kleine Münze, daß er sich augenblicklich helfen und noch dazu Tabaksland pachten konnte.

Ein Jahr später erhielt er im Traume die Weisung, wieder nach dem Hasengraben zu fahren, und zwar wurde ihm derselbe Glückstag bezeichnet. Er gehorchte und es erging ihm wie das letzte Mal. Im dritten Jahr fuhr er, da er sich den Tag wohl gemerkt hatte, aus eigenem Antrieb dorthin und begann da, wo die Heide zwischen den Wachholdersträuchen am dicksten stand, seine Arbeit. Allein diesmal wollte ihm kein Thaler entgegenfallen. Da sah er wieder seufzend gen Himmel auf und gewahrte auf einem Wachholderbaum ein kleines Männchen mit einem gar feinen Kästchen unter dem Arme und einer Sichel in der Hand, das ihn mit trauriger Miene anblickte. Nach einer kleinen Weile aber verschwand die Erscheinung.

Wohl ist der Mann mit seinem Schiebekarren regelmäßig an dem bestimmten Tag dorthin in die Heide gefahren, das Glück aber war ihm nicht mehr hold; auch das Männchen hat sich nie wieder sehen lassen.

Hätte er, so setzt die Sage hinzu, damals geschwind seine Sichel über den Baum geworfen, so war das Kästchen sein und der Geist erlöst.

44. Von dem unheimlichen Werfen am Ruppberg bei Wasungen.*)

In der Nähe der Stadt Wasungen jenseits des Schienenwegs nach Walldorf zu erhebt sich der Ruppberg. Hier soll in alter Zeit so etwas wie eine Burg oder ein Hof gestanden haben. Zu sehen ist nichts mehr; aber viele sagen, daß sie dort von einer unsichtbaren Hand geworfen worden sind. So erging es auch einst einem Wasunger Schlächter allda. Er erzählte: „Ich ging einst Sonntags früh und zwar, um recht ungestört zu sein, während des Gottesdienstes auf den Rotkehlchenfang nach dem Ruppberge. Da kam ich aber gut an; denn kaum war ich da

*) Auf dem Ruppberge sollen die Dynasten von Nordeck gewohnt und ein gewisser Ruppert von Nordeck ein Schloß hier erbaut haben. Siehe Häfner, Herrschaft Schmalkalden.

und stellte mein Zeug auf, als auch schon das unheimliche Werfen von allen Seiten her begann. Ich mochte mich drehen und wenden, wohin ich wollte und so rasch ich nur konnte, ob ich irgendwo nur ein einziges menschliches Wesen gesehen hätte! Lange hat es freilich nicht gedauert, denn ich machte mich so schnell als nur möglich aus dem Staube; und als ich nach Hause kam, da schalt mich meine Frau erst noch recht ob meines sündhaften Beginnens."

45. Am alten Keller unter dem Ruppberg.

Unter dem Ruppberg bei Wasungen, in dem Bogen, den die Werra dort macht, wo es „am alten Keller" heißt, sahen mehrere Grasmädchen eine große Wäsche aufgehängt. Als sie darauf zugingen, kam ihnen eine weiße Jungfer entgegen, und da die Mädchen ausrissen, wurden sie von dem Gespenst bis vor die Stadt verfolgt. Die Wäsche aber war später nicht mehr zu sehen.

46. Vom Jungfernborn am Ruppberg.

In der Höhe, da wo die eigentliche Kuppe des Ruppberges beginnt, sprudelt eine starke Quelle. Sie wird der Jungfernborn genannt. Hier hält sich eine weiße Jungfer auf. Manche wollen ihrer dort drei bei einander gesehen haben. Die Jungfer trägt an ihrem Gürtel einen goldenen Schlüssel zu den reichen Schätzen des Ruppbergs, und wer sie erlöst, bekommt den ganzen Reichtum. Viele auch haben sie am Born ihre Wäsche waschen sehen, der floß dann jedesmal milchweiß ab. Einem Bernbacher Hirten hat sie einmal das Gewölbe aufgeschlossen und ihm den unermeßlichen Reichtum an Gold, Silber und Edelgestein gezeigt; der einfältige Kerl aber schwatzte zu früh, und so war alles „schnapp-all".

Ein andermal traf ein junger Köhler die weiße Jungfrau am Born, da winkte sie ihm, ihr zu folgen. Er ging ihr nach, und als die Jungfer nieste und wieder nieste, sagte er jedesmal: „Gott helf Euch!" und als sie zum drittenmal nieste, sprach der Köhler ärgerlich: „Ei, will Euch Gott nicht helfen, so helfe Euch der Teufel!" Da wandte sich die Jungfer um und sprach: „Hättest Du noch einmal gesagt: ‚Gott helf Euch!' so war ich erlöst und Du auf immer glücklich."

Dann verschwand die Jungfer vor den Augen des betroffenen Köhlers.

Bechstein, III. S. 108.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 160.

47. Die weiße Jungfer am Keingraben.*)

a. Nahe an der Stelle, wo das Dorf oder die Höfe Ruppberg gelegen haben, etwa eine halbe Stunde von dem ehemaligen Wilhelmiterkloster zu Wasungen nach Walldorf zu liegt ein breiter, gut beraster Graben, „der Keingraben" genannt. — Darin soll sich von Zeit zu Zeit eine weißgekleidete Jungfer haben sehen lassen, welche am Schürzenband einen Bund goldener Schlüssel getragen und Leinknoten „ausgekeint" oder geklengt habe, aber auf Anreden niemandem Rede gestanden haben soll, daher dieser Graben „der Keingraben" heißt. Nach dem Verschwinden der Jungfer sollen jedesmal gute Jahre eingetreten sein.

b. Am Keingraben hatte vor Zeiten ein Wasunger Bürger Weizen liegen, der nachhause gefahren werden sollte. Er schickte daher seinen Jungen voraus, um dort einstweilen Weizen zum Binden der Garben zu schneiden. Während der Arbeit überfällt diesen ein „Gruseln"; er dreht sich um und sieht eine weiße Jungfer mit einem großen Topf voll glänzender Münzen hinter sich stehen. Das aber treibt dem Jungen das Blut so nach dem Herzen, daß er das Messer fallen läßt und Hals über Kopf nachhause läuft.

48. Die weiße Jungfer am alten Keller.

Vor dem Keingraben, links am Fahrwege und hart an der Werra, liegt etwas erhaben ein mehrere Acker haltendes Stück Feld, der alte Keller genannt. Dahin gehen einmal mehrere Mädchen aus Wasungen, und unter diesen die noch jetzt lebende „alte Müllern" ins Gras. Als sie näher kommen, sehen sie auf dem alten Keller eine große Wäsche aufgehängt, die an den Seilen im Winde flattert. Ein Junge, der dabei ist, haut, während die Mädchen voll Verwunderung dastehen, mit der Sichel nach der

*) Keinen: Flachsknoten rösten.

Wäsche. Da kommt plötzlich eine weiße Jungfer ganz erzürnt unter dieser hervor, läuft auf sie zu und verfolgt sie bis vor die Stadt. Als eins der Mädchen sich umsieht, ist Jungfer und Wäsche verschwunden.

49. Vom „Dörnichtsmann."

Auf dem Weg von Wasungen nach Solz heißt man es auf der Höhe „am Dörnicht."

Dort droben läßt sich ein riesengroßer schwarzer Mann sehen, der arg gefürchtet ist. — Ein Schultheiß, der bei der Grenzverteilung parteiisch und meineidig gehandelt hatte, so erzählt die Sage, ist nach seinem Tode dorthin gebannt worden. — Einst las ein alter Bauer in jener Gegend zur Mittagszeit mit seinen beiden Enkeln Steine von seinem Acker und als die Kleinen nicht recht zugreifen wollten, so drohte er ihnen den „Dörnichtsmann" herbeizurufen, und ehe er sich's versah, kam der mit Schritten wie die des feurigen Mannes auf sie zu. Die Kleinen wurden ihn zuerst gewahr urd riefen: „Da kommt der Dörnichtsmann!"

Kaum aber hatte ihn der Bauer erblickt, so riß er aus, was er nur laufen konnte, die Kleinen hinterdrein. — Der Spuk aber ging seufzend wieder nach dem Walde.

* 50. Vom Mönch im Paradiese zu Wasungen.

Zur Linken des Weges von Wasungen nach dem dortigen Bahnhofe steht in einem großen hübschen Garten, der aus der Klosterzeit her noch das Paradies genannt wird, ein Haus. Ein Mönch bewacht den Garten und wird oft gesehen, wie er mit einem Schlüsselbund in der Hand dort auf- und abgeht.

Unter andern sah ihn auch ein welscher Zinngießer, der zur Nachtzeit an dem Hause vorüber wollte, aus einem der Fenster herabschauen. Der Welsche stürzte bei dem Anblick des Spuks zu Boden und war erst nach einem längeren Gebete, das den Spuk vertrieb, im Stande, sich wieder aufzurichten. Auch dem Besitzer des Hauses ist der Spuk mit dem Schlüsselbunde in der Hand oft auf der Treppe entgegengekommen. Der Hausbesitzer trat dann ruhig bei Seite, und der Mönch schritt vorüber.

* 51. Vom spukenden Amtmann in Wasungen.

Zu Wasungen lebte früher ein Amtmann, der vom Volke eben so gehaßt als gefürchtet war, und dem gar arge Uebelthaten nachgesagt wurden. Er hatte daher auch keine Ruhe im Grabe und wurde bald hier, bald da in allerlei Spukgestalten erblickt.

So ritt eines Tages einer von Niederschmalkalden auf der Hochstraße zu einem Verpachtungstermin in der Maienluft zu. In Gedanken mit seinem Vorhaben beschäftigt, achtete er nicht auf seine Umgebung und erschrak daher gewaltig, als er plötzlich den besagten Amtmann vor sich hatte.

Der Spuk sah ihn eine Zeit lang ernst an und warnte ihn mit dem Finger ernst drohend; aber eben so plötzlich war er auch wieder verschwunden. Der Niederschmalkaldener hielt noch einige Minuten auf der Stelle, sann über die Bedeutung der Erscheinung dieses gefürchteten Mannes nach, ritt dann jedoch keck weiter und pachtete noch am nämlichen Tage das Gut.

Der Mann hatte später viel Unglück mit seiner Pachtung, kam in seinen Verhältnissen zurück und gedachte oft noch des warnenden Fingers jener Erscheinung.

* 52. Vom Hans-Furkel-Stein.

In der Nähe der Körnberger Teiche wurde im Jahre 1720 der Fischer Hans Furkel vom Blitz erschlagen, dort beerdigt und sein Grab mit einem Denkstein geziert.

An jener Stelle ist es seitdem nicht mehr geheuer. Dem Steine aber schreibt man besondere Heilkraft zu. Den Wasungern wird nachgesagt, daß sie den Stein zu Kropfpulver benutzten.

53. Der Bermbacher Hirte und der Otternkönig.

Der Bermbacher Hirte sah eines Tages, als er dort im Walde hütete, eine weiße Schlange von der Länge eines Mannes, die trug eine glitzernde Krone und hatte gar keine Eile; und da es den Hirten nach der Krone gelüstete, so schlug und warf er mit seiner Schöpfe nach dem Otternkönig. Der Hirte aber wäre beinahe übel angekommen. Der Otternkönig that einen gellenden

Pfiff und im Nu schoß von allen Seiten alles lebendige Gewürm aus dem Gebirge herbei. Da machte der Hirt lange Beine, ließ seine Kühe im Stich und entkam glücklich ins Dorf. — Wäre er nicht ausgerissen, die Ottern hätten ihn bis auf Haut und Knochen aufgefressen.

54 Vom Floßberg.

Vom weißen Steine aus zieht sich an der südlichen Gebirgswand hinauf nach dem Rennsteige ein Kamm, der dann mit diesem eine Strecke fast parallel läuft, hierauf sich wieder thalwärts senkt und der Floßberg genannt wird, eine der wildesten Partien der Gegend. Schauerlich schön hat sich hier zwischen längst verlassenen, tiefen Schachten, dunklen Fichten und knorrigen Eichen aus dem verwitterten Granitgebirge ein mächtiger Flußspathgang erhoben, der einer 20 bis 40 Fuß hohen zerfallenen Mauerwand gleicht, in deren Nähe mächtige Felsblöcke bunt durch einander lagern.

Die Sage bezeichnet den Floßberg als den Sitz des wilden Jägers, der den Forst durchbraust, vor dem Alles sich auf das Gesicht werfen und ein Vaterunser beten muß; dort werden Ohrfeigen von unsichtbarer Hand ausgeteilt, die bösartigsten Neckereien ausgeführt, und unheimliches Wimmern wird vernommen. Von dem tiefsten der obenerwähnten Schachte aber wird noch folgende Sage erzählt:

In Herges lebte einstmals ein Wirt, der führte falsch Gemäß und falsch Gewicht und gab den Leuten statt eines Pfundes nur drei Viertel und statt einer Kanne nur drei Kartel. Und als er gestorben war, da ging er im Hause um, warf im Schlachthause wie im Keller Alles durcheinander und rief dabei: „Drei Viertel für e Pfoind!" „Drei Kartel für e Kann!" so daß es die Leute nicht mehr aushalten konnten, einen Jesuiten bestellten, der den bösen Geist in einen ledernen Sack fing und ihn droben in das Floßloch bannte, wo er noch sitzt.

Nun lebte aber auch ein Müller auf der Grumbach bei Liebenstein, der metzte stets zu viel und trieb allerlei Betrügereien. Und da der nach seinem Tode ebenfalls spukte und lärmte, so ließen ihn die Seinigen gleichfalls durch einen Jesuiten einfangen und hinauf in das Floßloch bannen.

Aber auch ein Schweinaer hatte in seinem Leben viel Sünden gethan, Grenzsteine versetzt und dergleichen mehr; ging nach seinem

Tode als feuriger Mann umher und neckte als solcher die Leute. Dem geschah ein Gleiches; er mußte ebenfalls hinauf in den Floßberg.

Dort droben sitzen nun die Drei beisammen in der Tiefe, spielen Karten mit einander, suchen sich gegenseitig zu betrügen, prügeln sich und machen einen furchtbaren Lärm. Zwischen dem argen Spektakel jedoch versteht man ganz deutlich die Worte: „Trumpf uis! Drei Viertel für e Pfoind! Drei Kartel für e Kann!“ Und so müssen sie sitzen bis zum jüngsten Tage!

Bechstein, IV. S. 233, 234.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 137.

55. Von der alten Kartenschlägerin in Herges.

In Herges lebte vor noch nicht langer Zeit eine Kartenschlägerin, die mit dem Teufel einen Pakt gemacht und immer vollauf Milch und Rahm im Hause hatte, obgleich sie kein Vieh hielt. Sie kam leicht dazu. Wo sie eine gute Milchkuh im Dorfe wußte, da wischte sie ungesehen in den Stall und molk, so viel sie brauchte. Kamen die Leute dazu, nun, so verwandelte sie sich schnell in eine Katze, schlich zur Thür hinaus und kam so immer ungerupft davon. Endlich hatte es doch einer satt bekommen, der erwischte sie unter der Kuh, und diesmal half es ihr nichts, daß sie sich schnell in eine Katze verwandelte. Denn noch ehe sie die Stallthür erreichte, fuhren ihr die Zinken der Mistgabel so tief in den Pelz, daß sie lange Zeit auf dem Krankenlager zubringen mußte.

56. Wie der Teufel Einem auf dem Wege nach Herges leuchtet.

Es ist schon lange her, daß der alte Biebertanz aus Herges nach Brotterode auf die „Scheumpferei“ (Freierei) ging, und da er jedesmal erst spät in der finstern Nacht wieder zurückkam, so warnten ihn seine Kameraden und riethen ihm, doch lieber eine Laterne mitzunehmen. Er aber lachte und sagte: „Der Teufel wird mir schon leuchten!“

Und so geschah es auch, daß er droben im Grunde auf einmal den bösen Feind mit einer brennenden Laterne neben sich sah, und der leuchtete ihm bis an das Dorf. Da aber hat

auch der alte Biebertanz auf einmal das Beten gelernt; sonst wäre er den Teufel nicht los geworden. So erzählen sie in Auwallenburg.

57. Von der Kröte in der Mommel bei Herges.

Der alte Steiger S t o r ch in Herges erzählt: „Ich war damals noch ein kleiner Junge, als wir auf der Mommel in dem Schachte „Güte Gottes“ einen Versuchsort in taubem Eisengestein machten. Da geschah es, daß eine Druse angehauen wurde, in der sich eine lebende Kröte befand. Die Alten meinten, das sei ein gutes Zeichen. Die Kröte wurde bei Seite geschafft, saß aber am andern Morgen wieder an der nämlichen Stelle. Wir warfen sie in den Schacht, allein auch das half nichts, sie fand sich immer wieder ein und bald darauf fanden wir einen guten Anbruch. Von da an blieb die Kröte verschwunden.“

58. Von der Wallenburg und ihrem Weinkeller.

Eine Viertelstunde östlich von dem Dorfe Herges ziert noch der Thurm der von den Dynasten von Frankenstein auf dem Hön erbauten Wallenburg, früher „Waldinburg“, die Gegend. Viele Schätze liegen in den Gewölben des alten Schlosses, unter diesen auch alter, köstlicher Wein.

Der Keller ist jedoch bis jetzt noch nicht entdeckt. Einst kam ein feiner Weinkenner in der zwölften Stunde des Johannistages dort vorüber. Der roch sofort die köstliche Blume des verborgenen Weines, die die ganze Luft würzte, und konnte sich fast nicht trennen vor argem Gelüste.

59. Von der weißen Jungfer auf der Wallenburg.

So ging auch einmal eine junge Bauersfrau, ihr kleines Kind im Korbe mit sich tragend, mit der alten Kartenschlägerin, der Annelies, in den „Scherzer“, wie die Wiese unter der Wallenburg genannt wird, als die weiße Frau von der Burg herabkam und frug, was sie in dem Korbe trage. Da antwortete die Annelies: „Einen Korb voll kleiner Kinder. Wenn ihr Lebensmittel für sie habt, so trage ich sie Euch hinauf.“ Das war die

weiße Jungfer zufrieden und stieg wieder zu der Burg hinauf. Die Weiber aber blieben stehen, und als die Jungfer ihnen zuwinkte, machten sie, daß sie davon kamen.

Viele Andere haben auch noch gesehen, wie die Jungfer zu dem Auwallenburger Born kam und ihre Wäsche wusch.

60. Von der Belagerung der Wallenburg.

Von der Wallenburg geht die Sage, daß sie durch einen unterirdischen Gang mit der zwei Stunden Wegs von ihr entfernten Stadt Schmalkalden und zwar, wie Einige sagen, mit dem dasigen „Schmidthofe“ in Verbindung gestanden habe. Einstmals wurde sie von Feinden belagert. Da diese aber bald einsahen, daß hier weder mit stürmender Hand, noch durch List etwas auszurichten sei, so beschlossen sie, die Burg auszuhungern. Aber auch dies schlug fehl, denn die Belagerten blieben immer fröhlich und guter Dinge. Da machte endlich der Feind dem Wallenburger den Vorschlag, daß er wieder ruhig abziehen wolle, wenn er von ihm am andern Morgen drei frisch gebackene Wecken aus der Burg eingehändigt bekäme. Sollte er das jedoch nicht vermögen, so bitte er sich von ihm freien Einzug in die Burg aus. Der Wallenburger ging auf den Vorschlag ein, verschaffte sich während der Nacht durch den unterirdischen Gang aus Schmalkalden die verlangten drei Wecken, übersandte sie seinem Feinde und zwang diesen so nach dem Vertrage zum Abzug.

61. Der Schäfer und der feurige Mann an der Wallenburg.

„Es giebt Leute, die nichts sehen und nichts hören, selbst in den zwölf Nächten nicht, wo doch jedermann Gespenster sehen kann; aber es giebt auch andere, die wieder Alles sehen, was den Meisten entgeht, das sind die Güldensonntagskinder“ — so begann der alte Schlosser Hanjörg zu Herges und fuhr dann fort: „Sehen Sie, so einer diente einmal als Schafknecht bei dem Schäfer droben auf dem Wallenburger Hofe. Der lag auch einmal mit seinen Schafen draußen im Felde nicht weit von der Wallenburg. Da hörte er — es konnte ungefähr des Nachts gegen 12 Uhr sein — auf einmal in der Hütte einen barbarischen Krach. Der

Knecht sprang auf und sah zu seinem Schrecken, daß die Heerde die Hürden durchbrochen hatte und nach Hohleborn zu auf die Eller losstürzte. In dem nämlichen Augenblick kroch ihm auch der Hund zwischen die Beine und „hienerte" gar erbärmlich. Der Knecht wußte nicht, wie ihm geschah, er wandte sich um, da stiegen ihm die Haare zu Berge, denn ein feuriger Mann schwebte dicht an ihm vorüber quer durch den Pferch. Am andern Morgen erzählte der Knecht seinem Herrn, was geschehen. Der schüttelte bedenklich den Kopf und versprach, die kommende Nacht bei ihm in der Hütte zu bleiben. Und so geschah es. Gegen 12 Uhr that es wieder den Krach, die Schafe durchbrachen die Hürden und Heidi! gings der Eller zu. Auch der Hund that eben so erbärmlich, wie in der vorigen Nacht. Das alles sah und hörte der Schäfer; den Feuermann aber, der wieder quer durch den Pferch zog, sah der Knecht allein."

62. Vom Eichberg bei Auwallenburg.

Am oberen Ende des Dorfes Auwallenburg erhebt sich hinter dem Wirtshause dem Michelsberg gegenüber der Eichberg; von dem stieg sonst eine weiße Jungfrau in das Thal hernieder. Sie winkte den Leuten freundlich zu und teilte ihnen dann mit, daß in dem Berge noch ein reicher Schatz ruhe, den sie heben könnten. Da machten sich denn auch einigemal Bergleute, die dort Erze vermuteten, daran und schlugen ein, ihre Mühe aber blieb ohne Erfolg — und doch hatte die weiße Frau nicht gelogen, denn in späteren Jahren entdeckte man dort ein so mächtiges Schwerspathlager, daß es zum Segen der Gemeinde Auwallenburg wurde.

63. Von dem Gemeindewald der Auwallenburger.

Der Ritter von der Wallenburg wollte gern ein Fischwasser haben und bot daher der Gemeinde Auwallenburg einen schönen Strich Waldes gegen den Lautenbach, jetzt nur Truse genannt, zum Tausch an. Die Auwallenburger aber waren stolz und wiesen das Anerbieten zurück. Dem Ritter jedoch lag viel an dem Wasser, und so kam nach Jahren der Handel noch zu Stande. Da aber die Grenze des Waldes noch nicht genau bestimmt war,

so kamen beide Teile dahin überein, daß ein Auwallenburger einen Esel des Ritters besteigen und die Bestimmung der Grenze ganz dem willkürlichen Gang des Tieres überlassen sollte.

Als nun einige Tage darauf der Ritt im Beisein von Zeugen vor sich ging, und der Zug die schroffen, steinigen Höhen der alten Maß und des Hirtenrainkopfes hinter sich hatten und der bessere Teil der Waldung nun erst begann, macht ein treuer Diener des Wallenburgers durch einen Kniff das Langohr so scheu, daß dieses mit seinem Reiter, ohne sich halten zu lassen, im Zickzack, wie heute noch die Grenzlinie zeigt, den Berg hinunterjagte und die Gemeinde so um den schönsten Teil des versprochenen Waldes geprellt wurde.

64. Von dem Schatz auf dem großen Hermannsberg.

Auf dem großen Hermannsberg, dessen riesiges Porphyrdiadem ihn vor seinen Nachbarn schon in weiter Ferne kennzeichnet, stand auch einmal ein Schloß und zwar ein gar großes und prächtiges, denn der Ritter oder Graf, der den Namen Hermann geführt haben soll, war ein gar mächtiger Herr. Einstmals, als er in ferne Lande in den Krieg ziehen wollte, vergrub er dort oben alle seine großen Schätze und „versetzte“ sie mit drei noch unschuldigen Erstgeburten des Namens Johannes. Der Ritter kehrte nie wieder aus dem Krieg zurück, und das Schloß ist längst vom Boden verschwunden, aber der Schatz steht noch da und wird alle sieben Jahre und zwar in der Johannisnacht lebendig.

So sahen ihn auch einmal etliche in einer Johannisnacht dort oben brennen, und zwar so hell, als ob sich die liebe Sonne auf dem Berg niedergelassen hätte. Das vertrauten sie nun Einem — es soll ein Jesuit gewesen sein —, der es genau wußte, womit der Schatz versetzt war, und der auch den Spruch kannte. Der bereitete nun alles vor, und als wieder sieben Jahre herum waren, zogen sie mit den drei Erstgeburten namens Johannes gegen Mitternacht auf den Berg.

Das war aber ein schrecklicher Weg, denn es war nicht anders, als ob alle die starken Bäume des Waldes gefällt würden; es krachte an allen Enden, so daß ihnen die Haare zu Berge stiegen. Droben aber war es nicht besser. Der Schatz jedoch brannte richtig. Eine ganze Braupfanne voll schimmernden Goldes

stand da, daneben aber ringelte sich der Gottseibeiuns als Wächter in der Gestalt einer riesengroßen Feuerschlange und um ihn herum kroch noch eine ganze Menge kleineres schwarzes Gewürm. Und als der Eine seine Beschwörung begann, kam ein ganzer Haufen Soldaten auf sie los, dann tanzten wieder Gespenster um sie herum, kurz, es kam allerlei schrecklicher Spuk vor.

Das wurde nun einem der Johannes doch zu toll, er wandte sich um und stürzte Hals über Kopf den Berg hinunter, die andern mußten ihm nach — und da ging erst der Spektakel recht los. Jeden Augenblick glaubten sie, von einem der krachenden Bäume erschlagen zu werden und dazwischen hörten sie eine Stimme, die ihnen nachrief: „Halt! halt! wartet nur, jetzt kommt auch die Reihe an Euch, in Stücken gehauen zu werden!" Sie waren heilfroh, als sie den Schönauer Grund wieder erreicht hatten.

Der alte dicke Scheerschmidt in Oberschönau theilt den Schluß der Sage also mit: Einer der drei Johannes sei keine Erstgeburt gewesen und deshalb droben auf dem Berg sogleich von der Schlange aufgefressen worden, und die andern wären dann ausgerissen.

Wieder Andere sagen, der eine der Johannes habe die Sache dadurch gestört, daß er in seiner Angst um Hülfe gerufen habe.

65. Vom alten Wein auf dem großen Hermannsberg.

Zu Oberschönau saßen am Neujahrsabend einige Gäste in der Schänke und scherzten mit dem Wirt über die mancherlei verwunschenen Schätze in ihren mächtigen Bergen und wünschten sich einige Flaschen des uralten Weines, der noch fuderweise in den verborgenen Kellern des großen Hermannsberges lagern sollte, um den Verwunschenen dort droben ein glückliches Neujahr zuprosten zu können. Da lachte der Wirt, weckte die an ihrem Spinnrad hinter dem Ofen eingeschlafene Magd und sprach: „Geh hinauf auf den großen Hermannsberg und hole uns eine Flasche Wein von dem ältesten und besten." Die Magd, noch halb schlaftrunken und auch sonst nicht recht „politisch", verließ sogleich das Haus. Wirt und Gäste saßen noch lange bei einander und hatten das Gehen des Mädchens längst vergessan. Da trat diese auf einmal wieder in die Stube und setzte den verdutzten Männern eine mächtige, arg verstaubte Flasche auf die Tafel.

Auf die Frage ihres Herrn, wo sie die Zeit gesteckt und was die Flasche zu bedeuten habe, antwortete die Magd ganz unbefangen: „Ei, nun, Ihr schicktet mich ja auf den Hermannsberg, um eine Flasche Wein dort zu holen, und das habe ich gethan." Von wem sie aber die Flasche empfangen, wußte sie selbst nicht anzugeben.

Die Männer sahen sich eine Weile bedenklich an, faßten sich aber dann ein Herz und probierten den Inhalt. Einen solchen Feuerwein hatte noch keiner von ihnen gekostet.

Bechstein, Thür. Sag. Nr. 158.

66. Von den Musikanten auf dem großen Hermannsberg.

„Wir hatten Kirmeß," so erzählte der alte Scheerschmidt in Oberschönau, „und es meldeten sich allerlei Spielleute aus nah und fern, um uns hier im Grunde eins aufzuspielen. Da kam auch ein Chor von drüben herüber. Die Tanzböden waren aber schon alle besetzt, und die armen Teufel wurden mit Hohn und Spott abgewiesen. So zogen sie denn wieder heimwärts. Als sie nun den Fuß des großen Hermannsbergs erreicht hatten und das Wetter so freundlich war, kam einer auf den Gedanken, den Berg zu ersteigen und sich von oben einmal die Welt anzusehen. Die Andern waren es zufrieden, und bald saßen sie auf dem mächtigen Felsenkamm und schauten wehmütig hinaus in die Ferne.

So war eine Weile vergangen, da griff der Eine tief bewegt nach seinem Instrument und stimmte das Lied: „Herr Gott, dich loben wir!" an, die Andern fielen ein und sie spielten so ergreifend, wie noch nie. Als der letzte Ton verklungen, sangen sie mit frischem Mut noch das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten". Da that sich ihnen plötzlich der Berg auf, Gott vertrauend traten sie ein, ließen sich an einer langen, mit edlem Wein und kostbaren Speisen besetzten Tafel nieder, und ihr Herz war fröhlich und guter Dinge. Bald griffen sie wieder nach ihren Instrumenten, spielten die heitersten Weisen und feierten so ihre Kirmeß im großen Hermannsberg. Wie lange sie da gesessen, wußten sie selbst nicht, denn die Zeit war ihnen rasch vergangen.

Endlich war Einer nach dem Andern ermüdet eingeschlafen, und als sie erwachten, saßen sie wieder droben auf dem Felsenkamm, und Alles war wie vorher, und das Vorgefallene schien

ihnen wie ein Traum, nur das Gold, das Jeder bei sich in der Tasche fand, bezeugte, daß sie den Verwunschenen in dem Berge doch aufgespielt hatten.

Als das die Andern, von denen sie mit Hohn und Spott vertrieben worden waren, erfuhren, machten auch die sich alsbald nach dem großen Hermannsberg mit ihren Instrumenten auf den Weg. Sie kamen aber dort droben gar übel an. Sie wurden mit einem Hagel von Steinen empfangen; dabei gab es die empfindlichsten Ohrfeigen und Prügel, und sie dankten Gott, als sie mit ihren Instrumenten das Dorf Oberschönau erreicht hatten und so noch mit einem blauen Auge davon gekommen waren."

Bechstein, Thür. Sag. Nr. 159.

67. Vom Hasen am großen Hermannsberg.

„Mein Vater," so erzählte ein Steinbach-Hallenberger, „sah einmal droben am Hermannsberg einen Hasen sitzen, der war so groß, wie er noch keinen gesehen hatte. Er schlich sich leise zu ihm heran und — schnapp — hatte er ihn an den langen Ohren und hob ihn hoch auf. Da aber guckte ihm der Hase so martialisch in die Augen, daß es dem starken Manne sonderbar zu Mute war und er das unheimliche Vieh wieder fallen ließ. Als er darauf zu den andern Holzhauern kam und die Geschichte erzählte, meinten diese kopfschüttelnd, er hätte den Hasen festhalten und ihn fragen sollen, denn der wüßte den Schatz am Hermannsberg. Und als nun mein Vater wieder an die Arbeit wollte, da fand sich, daß er sich die ganze Hand, mit der er den Hasen gehalten, verbrannt hatte."

68. Vom Kegelspiel am großen Hermannsberg.

„Bei uns," so erzählte ein Steinbach-Hallenberger, „ist es gebräuchlich, daß das junge Volk — besonders in der Johannisnacht — die hohen Berge erklettert, um dort den Sonnenaufgang zu betrachten. So war auch einmal ein junger Bursche, der sich mit noch anderen verabredet hatte, hinauf nach dem großen Hermannsberg gegangen, hatte sich aber dabei in der Zeit geirrt und kam zu früh, und zwar in der Geisterstunde, an die Kuppe.

Da hörte er einen martialischen Lärm oben, blieb stehen und vernahm deutlich, wie seine Kameraden Kegel schoben. Da dachte er, er habe sich verspätet und eilte vollends hinauf; aber da war wieder Alles todenstill und leer. Einige Stunden später kam erst einer um den andern von seinen Kameraden. Und nun wußte er, wen er gehört hatte."

„Ein andermal hütete der Hirtenjunge von Oberschönau mit seinen Kühen droben am großen Hermannsberg. Da hörte er von ferne sprechen und Kegel rappeln. Er ging darauf zu und sah eine Menge kleiner Jungen Kegel dort schieben, und da ihn einer der Kleinen gar freundlich ersuchte, ihnen aufzusetzen und ihm das Ding selber Spaß machte, so ging er gutwillig darauf ein.

Darüber aber war die Zeit schneller vergangen, als er gedacht, und als die Kleinen endlich genug hatten, schenkten sie ihrem Aufsetzer das ganze niedliche Spiel. Dieser bedankte sich höflich, steckte es in seinen Brodsack, machte, daß er zu seinen Kühen kam uud trieb heim. Da aber erging es ihm schlimm, denn er war weit über die Zeit ausgeblieben, und als er die Geschichte mit dem Kegelspiel seinen Leuten erzählte, lachten diese ihn aus, denn das Ding wollte ihnen nicht zu Kopf. Er aber blieb dabei und setzte hinzu, er habe die Kegel mitgebracht und unter die Bodentreppe geschüttet, und dort müßten sie noch liegen. Und so war es auch. Die Kegel samt den Kugeln lagen richtig da. Die Leute aber wußten nicht, was sie sagen sollten; denn das ganze Spiel war von purem Gold, und der Hirtenjunge wurde nun ein reicher und glücklicher Mann. Er hatte den Zwergen des großen Hermannsberges die Kegel aufgesetzt."

Bechstein, Thür. Sag. Nr. 158.

69. Von der Hammerschmiede und dem wütenden Heere in Unterschönau.

Es war in der Adventszeit, als ein Hammerschmied in Unterschönau gegen Mitternacht in seinen Pantoffeln aus dem Hause ging, die Schütze zu stellen. Da kam das wilde Heer hergestürmt, packte den Mann und riß ihn mit sich fort über Berg und Thal. Als am andern Morgen die junge Frau ihren Mann suchte, fand sie nichts als die alten Schlappen am Grundwasser neben der Schütze. Sie wollte sie aufheben und mit ins Haus

nehmen; dieselben waren aber so fest an den Boden gebannt, daß es weder ihr, noch ihren Nachbarsleuten möglich war, sie loszureißen — und so blieben sie stehen. Sieben Jahre später hörte man in Unterschönau wieder einen gräßlichen Lärm um Mitternacht durch das Dorf ziehen, und gleich darauf pochte es auch an der Thür des Hammerwerks. Die Frau machte auf, und vor ihr stand ihr totgeglaubter Mann in seinen alten Schlappen. Das „wütenige“ Heer hatte ihn an derselben Stelle wieder abgesetzt. Da er aber die Kost nicht mehr vertragen konnte und noch außerdem der Gram an ihm nagte, weil seine Frau während der langen Zeit seiner Abwesenheit einen Andern geheiratet hatte, so starb er bald nach seiner Heimkehr. Wo der Hammerschmied in den sieben Jahren gewesen, hat niemand von ihm erfahren können.

70. Von der weißen Frau in Steinbach-Hallenberg.

Sonst ließ sich in den Ruinen des ehemaligen Hennebergischen Grafenschlosses Hallenberg — früher Haldinberc —, welche noch jetzt von einem Felsen herab in die Gegend schauen, eine klagende weiße Frau sehen. An bestimmten Tagen kam sie vom Schlosse herunter nach dem Ort auf den Boden des Malzhauses zu ihren sieben Kindern, allwo sie noch heute spuken soll.

Aber es ist lange her, daß sie das letzte Mal gesehen wurde. Das Malzhaus ist jetzt zur Schule eingerichtet; doch fürchten sich die Schulkinder immer noch vor der weißen Frau auf dem Boden und werfen mit Steinen nach ihr hinauf. Denn sie ist nicht gut und hat in ihrem Leben eine schwere Schuld auf sich geladen.

71. Hexentanzplätze bei Steinbach-Hallenberg.

Am Wege von Rotterode nach Unterschönau stand an einem Hügel eine uralte Linde, die, als sie der Sturm gebrochen, durch eine junge ersetzt wurde. Wie die frühere, wird auch diese wieder die Hexenlinde genannt. So liegt auch weiter hinauf in der Nähe von Oberschönau eine Wiese, die Blockwiese. Nach den beiden Orten reiten in der Walburgisnacht auf Ofengabeln und Besen die Hexen aus der Umgegend und schmausen und tanzen mit dem

Teufel. Der kommt dann vom Donnershauk oder dem Ruppberg zu ihnen herunter.

72. Von der Moosburg bei Steinbach-Hallenberg.

Vom Wege von Steinbach-Hallenberg nach Rotterode geht rechts in nördlicher Richtung ein anderer in die Moosbach. Gewaltig hohe Felsen schmücken den Grund, über den einst die alte Nürnberger Straße nach dem thüringischen Tambach und weiter hinführte. Hier stand vor Zeiten auf einer steilen, felsigen Kuppe die Moosburg*). Ihre Insassen, die in früherer Zeit den Reisenden Schutz und sicheres Geleite gaben, waren späterhin Räuber und Wegelagerer geworden, die keinen der reichen Handelsherrn ungerupft vorüberziehen ließen.

Da thaten sich die Grafen von Hallenberg und der von Ruppberg zusammen, um das Raubnest zu zerstören. Allein das war nicht so leicht geschehen. Sie belagerten und stürmten lange und immer vergeblich die Veste, und so zogen sie eines Tages unverrichteter Sache wieder ab. Kurze Zeit darauf fuhr nun wieder ein Wagen, mit mächtigen Weinfässern beladen, die Straße. Als er in die Nähe der Burg kam, stürzten die Räuber darauf los; die Fußknechte flohen in den Wald und die Moosburger brachten jubelnd den Raub in die Burg. Als es aber Nacht war, verwandelte sich der Wein plötzlich in Kriegsknechte des Hallenbergers und Ruppbergers. Diese krochen in aller Stille aus ihrem Versteck, gaben den wieder nahe an die Burg gerückten Belagerern ein Zeichen, öffneten das Thor, und ehe die Räuber recht zu sich kamen, waren die Grafen Herren der Burg, die sie dann in Brand steckten und schleiften. Ein Teil der Rotte, dem Gnade wurde, baute darauf das an der Straße nach Asbach liegende Dörfchen Rotterode.

73. Vom Arzberge.

Von Steinbach-Hallenberg nach Asbach zu erhebt sich links an der Straße ein mächtiger, quellenreicher Bergrücken: der Arz-

*) Die Burg soll im 14. Jahrhundert zerstört und zuletzt von denen v. Stein bewohnt worden sein.

berg. Für dessen Erhaltung wird täglich in der halben Welt gebetet, denn er ist ganz mit Wasser angefüllt und würde das Land über hundert Meilen weit ersäufen, wenn er einmal zusammenbrechen sollte.

74. Das Mädchen von Näherstille und die Otternkönigin.

In Näherstille lebte einst eine Magd. Zu dieser kam regelmäßig, wenn sie die Kühe melkte, eine Schlange, mit einem goldenen Krönlein auf dem Kopfe, in den Stall gekrochen und that so zutraulich, daß ihr die Magd jedesmal etwas Milch zu trinken gab. Das mochte wohl einige Jahre gedauert haben, da gefiel es der Magd, sich zu verändern, das heißt sie heiratete. Als sie nun das letzte Mal molk, der Otter die Milch reichte und zu ihr sprach: „Du armes Tier, wie wird dirs nun gehen, morgen ziehe ich ab,“ da schmiegte sich die Schlange zärtlich an sie an, ließ das goldene Krönlein in ihren Schooß fallen und verschwand. Die Magd aber erzählte alles ihrem Herrn und zeigte ihm das Kleinod. Dieser sprach: „Mädchen, du bist nun reicher als ich, doch wahre das Krönlein!“ Sie verkaufte es aber bald darauf für vieles Geld an einen Juden, der ihr keine Ruhe ließ. Dem aber bekam der Handel schlecht; denn kaum hatte er die Krone zuhause in sichere Verwahrung gebracht, als sich auch schon seine Stube mit allerlei Gewürm füllte. Er wußte sich kaum zu retten. Es half ihm nichts, daß er auf Bänke und Tische sprang, das Ungeziefer kroch sogar an den Wänden hinan. In seiner Herzensangst lief er mit dem Krönlein zu der Magd und ließ ihr nicht eher Ruhe, bis sie ihm dasselbe wieder abgenommen.

Sie verbarg es in einem Kornhaufen. Das war gut, denn von nun an konnte sie so viel von dem Korn einsacken, als sie wollte, der Haufen blieb derselbe.

Einstmals aber hatte sie aus Versehen das Krönlein mit in den Sack gemessen, das Korn nach der Mühle getragen und dort aufgeschüttet. Das aber machte den Müller fast toll, an ein Klingeln war nicht zu denken, es lief und lief und das Korn wollte kein Ende nehmen, und als er im Trichter nachsah, fand er das Krönlein. Der Müller dachte, das ist ein guter Fang und verschwieg den Fund. Es ging ihm aber nicht besser, wie dem Juden, er dankte Gott, als es wieder in der rechten Hand war.

Das Krönlein aber ward von nun an besser verwahrt, erbte in der Familie noch lange fort und erhielt diese in bleibendem Wohlstande.

75. Die weiße Jungfer in Schwallungen.

Der Schneidemüller von Schwarzbach erzählt: „Als ich noch bei meinem Schwiegervater war, dem Schneider Koch, der in Schwallungen auf dem sogenannten Freihof wohnte, wachte ich einmal Nachts auf und sah vor meinem Bette ein schmuckes vornehm gekleidetes Fräulein, welches aber sogleich wieder verschwand. Ich habe mich nicht getäuscht, denn mein Bettgenosse hat dieselbe Erscheinung gesehen und ist vor Angst unter die Decke gekrochen. Ebenso hat sie meine Frau in derselben Nacht bemerkt. Meine Schwiegermutter glaubte, daß sie die im Freihof noch vergrabenen Schätze angezeigt habe."

76. Von dem Reiter ohne Kopf in Schwallungen, von der ungeheuern und der ungetreuen Brücke.

Die Schwallunger erzählen, daß in früheren Zeiten allnächtlich ein Reiter ohne Kopf auf einem Schimmel von der jenseits der Werra am Zillbacher Berge gelegenen Wustung Alt-Schwallungen her und durch das Dorf bis an die ungeheure Brücke am Bonndorfer Gründchen geritten sei. Ein alter Bauer im Dorfe aber habe jedesmal, sobald er des Reiters ansichtig geworden, aus Mitleid für ihn ein Vaterunser gebetet, und der Reiter vor dessen Haus so lange still gehalten, bis jener das Amen gesprochen, worauf er dann weiter geritten und an der genannten Brücke verschwunden sei.

Dort aber ist es seit undenklichen Zeiten nicht richtig und mancher, der des Nachts noch von Schwallungen nach Wasungen mußte, hat allda Neckereien erfahren. Einzelne wollen sogar den „Gott sei bei uns" in eigener Person daselbst gesehen, auch den betrügerischen Maurermeister, welcher auf unredliche Weise die Brücke erbaute, mit dem Spitzhammer in der Geisterstunde arbeiten gehört haben.

Eine andere Brücke liegt von Schwallungen thalabwärts, nahe bei der sogenannten Zwick und heißt die ungetreue Brücke.

In früheren Zeiten war hier ein schlechter Hohlweg, und gar viele wurden durch sechs schwarzgekleidete Männer, die einen Sarg auf einer Bahre trugen und so die Brücke versperrten, arg erschreckt und hatten dabei viel Ungemach auszustehen. Auch teilt dort ein Mann ohne Kopf in der Geisterstunde gewaltige Ohrfeigen aus.

Bechstein, IV. S. 129 und 130.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 53.

77. Vom Türkenhof.

Links an der Hochstraße von Schmalkalden nach Walldorf, oberhalb Schwallungen, sieht man noch im Dunkel riesiger Tannen unscheinbare Reste einer mit einem Wallgraben umgebenen Wohnstätte, der Türkenhof genannt. Die Sage erzählt, daß hier ein Schlößchen gestanden, ebenso, daß aus dem nahen Keller dann und wann in der Mitternachtsstunde zwei weiße Jungfern emporstiegen und sich an dem Born niederließen.

78. Der bestrafte Otternbeschwörer aus Grumbach.

An einem Sonntag gingen einmal zwei Burschen aus dem eine Stunde südlich von Schmalkalden gelegenen Dorfe Grumbach in den nahen, frischgrünen Wald. Da zog der Eine ein Buch aus der Tasche und sprach zu dem Andern: „Willst du einmal alle Ottern beisammen sehen, die sich hier im Walde aufhalten?“ Sein Kamerad lachte und war es zufrieden. Da sprach jener: „Nun, dann mache, daß du so schnell als möglich da hinaufkommst!“ Das ließ sich der nicht zweimal sagen, saß bald hoch oben in einer Birke und sah dem Andern neugierig zu, wie er einen Kreis um sich zog, das Buch aufschlug und zu lesen begann. Da währte es denn auch gar nicht lange, so begann es überall in dem dürren Laub zu rascheln. Von allen Seiten stürzte das Gewürm herbei. Dem droben auf dem Baume wurde es immer gruseliger, denn schon hatten sich die Ottern mehrere Fuß hoch übereinander um den Kreis aufgethürmt. Sie mochten aber züngeln und zischen, so viel sie wollten, der Bursche blieb ruhig und las weiter und immer weiter aus dem unheimlichen Buche. Da kam zuletzt noch eine Otter mit Krone und goldenem Schlüssel

im Munde herbeigeschossen. Als der Beschwörer diese erblickte, erbleichte er und rief, zitternd am ganzen Leibe: „Gott sei mir Sünder gnädig, ich bin verloren!“ Die Otternkönigin übersprang den Kreis, die Andern ihr nach, und im Nu war der Frevler bis auf die Knochen, Hände und Füße aufgezehrt.

79. Allerlei Spuk in Möckers.

Zwischen den Orten Schwallungen und dem nahe bei Schmalkalden gelegenen Haindorf liegt das Dörfchen Möckers. Hier zeigt sich in der heiligen Zeit allerlei Spuk.

In der neben dem Gottesacker hochgelegenen Schule soll früher einmal ein Mann ermordet worden sein. Der rumort dann auf dem Boden, kommt die Treppe herunter getappt, öffnet die Thür der Wohnstube, steckt den Kopf hinein, sieht sich um, schlägt die Thür wieder zu und geht zurück nach dem Boden.

Ebenso kommt das Gespenst eines Mönches in der Geisterstunde von Haindorf herauf, schreitet in dem durch Möckers fließenden Bache aufwärts durch das Dorf und verschwindet dort. Wohin, weiß niemand, ebensowenig, was er verbrochen. Auch thut sich zu jener Zeit und Stunde das Thor des Gottesackers auf, aus dem ein mächtiges Faß mit unglaublicher Geschwindigkeit durch den Hohlweg hinabrollt.

Es haben dies viele gesehen; alle aber sind vor der unheimlichen Erscheinung schnell davongelaufen. Einige dreiste junge Leute aus Möckers, die das Ding untersuchen wollten, wurden von dem Glockenschlag der Mitternachtsstunde und dem Faß im Hohlwege überrascht, entsetzten sich aber so, daß sie bis auf einen Reißaus nahmen. Diesem aber bekam seine Neugierde schlecht. Das Faß zerschmetterte ihm ein Bein, so daß er bis an sein seliges Ende lahm blieb.

80. Vom heiligen Grabe zu Asbach.

Links am Wege von Schmalkalden nach Asbach hinter der ehemaligen Pistor’schen Gewehrfabrik lag sonst die Kapelle zum heiligen Grabe, von der jetzt nur noch eine äußere Ringmauer kaum aus dem Boden ragt. Sie umschließt ein längliches Geviert von fast zwei Morgen Wiesenland.

Die Sage berichtet, daß einst ein fremder Kreuzfahrer — manche nennen auch einen Grafen von Henneberg — auf seiner Heimkehr aus dem gelobten Lande hier so viel Aehnlichkeit mit den heiligen Stätten gefunden, daß er eine Kapelle, genannt „zum heiligen Grabe", zu bauen beschlossen und seinen Vorsatz auch ausgeführt habe. Die Kapelle wurde später sehr reich und so stark besucht, daß bald ein zweiter Meßpriester angestellt werden mußte. Ein Gang soll sie unterirdisch mit dem Kloster in Schmalkalden verbunden haben. An der Kapelle ist es nicht geheuer. So hielt einst der Inspektor Holzapfel von Schmalkalden eine heftige Predigt gegen den Fürsten der Finsternis in der Kirche zu Asbach. Da ereignete es sich, daß der geistliche Herr auf seinem Heimwege in der Nähe der Kapelle am hellen Tage plötzlich von undurchdringlicher Finsternis umhüllt wurde. Er merkte Unrat und rief erschrocken: „Wer bist Du?" in die Nacht hinein.

Da antwortete ihm eine Stimme: „Ich bin der Fürst der Finsternis!" Der Inspektor aber sprach: „Und Christus ist das reine Licht!" und sobald verschwand die Nacht.

Andere wollen noch wissen, daß dort einst innerhalb der Mauer große Schätze begraben lagen. Flammen haben sie oft genug dem Wanderer angezeigt. Ein Küster des Klosters zu Dermbach belauschte einmal einige Jesuiten, die in alten Pergamenten den Ort des Schatzes genau beschrieben gefunden hatten und sich darüber unterhielten, wie er zu heben sei. Der Küster war eben kein sonderlicher Heiliger, kam den Jesuiten zuvor und verschwand mit dem Schatze aus der Gegend. Auch ein mächtiger Schimmelreiter mit einem großen breiten Schlapphut über dem Spinnenwebengesicht ist früher dort oft gesehen worden. Die Leute zu Asbach glauben, er habe Grenzsteine bei seinen Lebzeiten verrückt.

Von den zwei Morgen Wiese, welche innerhalb der Mauerreste liegen, sagt man, daß es jedesmal Regenwetter gebe, sobald sie gemäht würden. Das sollen die Thränen der Meßner sein, die über die Entweihung des heiligen Ortes weinen.

81. Von den Asbacher Bergen.

In und auf den Asbacher Bergen hinter Schmalkalden steckt großer Reichtum an edlen Erzen und Heilkräutern. Vor allen ist es der Kohlberg, der die meisten Schätze besitzt. Das

wußten auch die Italiener, die in früherer Zeit oft in die Gegend kamen. Diese aber hielten die Sache gar gewaltig geheim, trieben zum Schein einen Handel mit Tinte, schrieen diese in den Straßen von Schmalkalden aus und schlichen sich gelegentlich in die Asbacher Berge.

Hier kannten sie alle Eingänge, holten sich Gold und Silber und wenn sie ihre Reisesäcke gefüllt hatten, verschlossen sie die Pforten in die Berge jedesmal wieder mit einem Zauberbann, und so waren diese für kein anderes menschliche Auge mehr sichtbar.

82. Von der geraubten Krone der Otternkönigin im Käßnersgrund.

Im Käßnersgrund hinter Asbach liegt eine Wiese, die ehedem der Revierförster zu Asbach als Dienstwiese besaß. Auf dieser bemerkten eines Tages beim Heumachen die Leute eine Otternkönigin, die dort an der Quelle, wenn sie trank, ihre Krone ablegte, und erzählten das zuhause dem Sohne des Försters. Den aber gelüstete schon längst nach einem solchen Kleinod; er steckte des andern Tages ein rotes Tuch zu sich, setzte sich auf ein Pferd, befahl, das Hofthor aufzulassen, ritt zu der bezeichneten Stelle und breitete das Tuch aus. Nun paßte er ab, bis die Otternkönigin kam, die Krone auf das Gedeck legte und aus der Quelle trank. Da raffte er eiligst das Tuch zusammen, setzte sich schnell zu Pferd und jagte davon, nach Asbach zu; die Otternkönigin aber hinter ihm drein. Mit knapper Not erreichte er das Hofthor und schlug es hastig zu. Die zischende Otternkönigin sprang aber so hart dagegen an, daß sie geborsten zu Boden stürzte.

Der Förster aber war nun ein reicher Mann, er steckte die Krone in den Kornhaufen, der, man mochte davon nehmen, so viel man wollte, nie mehr abnahm.

83. Von dem versunkenen Dorfe im Ebertsgrund.

In dem von mächtigen Gebirgswänden flankierten Thale zwischen Asbach und Steinbach-Hallenberg liegt der Ebertsgrund, der seinen Namen von einem versunkenen Dorfe, Ebertsdorf, erhielt.

Die kleinen auf Feld und Wiesen vorkommenden Hügel sollen die Wohnungen der Bauern bedecken. Der größte der Hügel, der Kirchhauk, wird als das Grab des Gotteshauses bezeichnet; ebenso die zaunartigen Hecken als die Stätten ehemaliger Gärten. Ueber das Ereignis selbst erzählt die Wirtin von Asbach:

„Die Ebertsdörfer betrieben ihren Bergbau auf Eisen und Kobalt mit so viel Glück, daß der Ort bald als der reichste der Gegend genannt wurde. Dies aber machte die Einwohner so übermütig und gottlos, daß sie ganz und gar den vergaßen, der sie mit so großem Segen begnadet hatte.

Aber Hochmut kommt vor dem Fall, und so ging es auch mit den Ebertsdörfern. Der Herr ließ sie fallen und zu Grunde gehen. Nun diente dort eine fromme Magd aus Springstille; diese bat ihre Herrschaft, am andern Tag nach Springstille zum heiligen Abendmahl gehen zu dürfen, was ihr auch unter argem Gehöhn und Gespött zugestanden wurde. Kaum jedoch hatte sie den Stillergrund erreicht, als sich eine unheimliche Schwüle und Stille über Ebertsdorf lagerte; dann wurde es plötzlich dunkel und immer dunkler und ein furchtbarer Sturm begann, und die Häuser sanken tiefer und immer tiefer in den Erdboden, bis sich zuletzt der Boden über ihnen und der Kirche wölbte. Als die Magd am andern Abend von Springstille zurückkam und von der Höhe das Thal überblickte, war alles verschwunden, nur die Spitze des Kirchthurms ragte noch aus dem größten der Hügel heraus.

Entsetzt eilte die Magd zurück und verkündete in ihrem Dorfe das Ereignis; doch niemand wollte ihr Glauben schenken, bis endlich sich einige nach dem Ebertsgrund aufmachten und die Schreckensbotschaft daheim beglaubigten. Das ganze Dorf zog jetzt über den Berg nach dem Orte des Gerichts. Das letzte Merkmal, auch die Thurmspitze, war in der Tiefe verschwunden. Aber noch lange Jahre nachher wollen Leute aus dortiger Gegend, wenn sie das Ohr auf den Boden legten, das Krähen der Hähne in dem versunkenen Dorfe vernommen haben.

Bechstein, Thür. Sag. Nr. 156.
Hoffmeister, S. 46.

84. Von der Hagelstein-Jungfer.

Dicht an der Straße von Schmalkalden nach Steinbach-Hallenberg erhebt sich ungefähr fünf Minuten hinter dem Dorfe

Asbach eine hohe steile Felsenwand: der Hagelstein. Dieser soll vor Zeiten von einer weißen Jungfer bewohnt worden sein. Hirten und Wanderer haben sie oft an der Quelle, die am Fuße des Felsens sprudelte, sitzen und winken oder mit Waschen beschäftigt gesehen. Die Asbacher wußten es immer, wenn sie ihr Leinen wusch; der Born floß dann jedesmal trüb.

Jetzt ist alles vorbei; die Jungfrau wurde erlöst und die Quelle versiegte.

85. Die Metzgersfrau aus Schmalkalden.

In Schmalkalden war eine Metzgersfrau, die war reich, aber geizig. Sie wog den Leuten ihr ganzes Leben hindurch statt eines Pfundes jedesmal nur drei Viertel. Nach ihrem Tode spukte sie in ihrem Hause und wurde auf eine Höhe in der Nähe von Wasungen versetzt, wo sie vor dem Türkenhof rechts an der hohen Straße in dem kleinen Walde, der „der dreieckigige Spedel" heißt, unstät auf- und abging, und rief: „Drei Viertel für ein Pfund." In jenem Wald haben sie die Wasunger Jäger gesehen und an ihrer Schlitzjacke und deren Silberknöpfen deutlich erkannt. Weil sie aber hier die Leute zu arg erschreckte, so wurde sie wieder nach Schmalkalden zurückversetzt und ihr eine alte dicke Mauer als Aufenthaltsort angewiesen.

86. Von der goldenen Krone in Schmalkalden.

In Schmalkalden war Einer, dem wollte es durchaus nicht glücken. Da hörte er von dem Otternkönige, der sich jeden Mittag unweit Schmalkalden in einem Borne bade und dabei jedesmal seine goldene Krone ablege, und wenn Einer dort ein weißleinen Tüchlein ausbreite, so würde der Otternkönig seine goldene Krone darauf legen, und wer dann flink sei, der könne sie mit dem Tuche aufraffen. Aber dann hieße es Fersengeld geben, sonst würde er von den Ottern aufgefressen. Wer aber das Krönlein bekomme, der sei für immer ein gemachter Mann.

Das nahm sich der Schmalkalder zu Herzen, verschaffte sich ein flinkes Pferd, ritt nach dem Brunnen und that ganz so, wie ihm gesagt worden war. Der Otternkönig kam, legte sein Krönlein auf das Tuch und ging ins Bad.

Wer war nun hurtiger wie der Schmalkalder! Mit dem Krönlein im Tuche ging es auf und davon. Doch bald hörte er einen grellen Pfiff und im Nu sah er auch von allen Seiten Schlangen auf sich zustürzen. Der Kronenräuber aber erreichte glücklich die Stadt und wurde ein reicher Mann; denn er konnte sich nun von der Krone jeden Tag so viel Gold abschaben, als er nur brauchte. Als er genug hatte, baute er sich einen großen Gasthof und hing zum Dank eine goldene Krone als Zeichen an das Haus.

87. Vom Most-Märten zu Schmalkalden.

Bis noch vor wenigen Jahren bekamen alle Beamte und Diener, sowie die sämtlichen Schüler der Knabenklassen in der Stadt Schmalkalden am 10. November, dem Martinstag, infolge einer Stiftung eine Quantität Weinmost geliefert. Die Sage erzählt darüber Folgendes: Vor uralten Zeiten, als der Wald hier herum noch dichter und wilder war, verirrte sich ein reicher Handelsherr aus Schweinfurt in den Bergen zwischen Trusen und Schmalkalden. Da vernahm er endlich gegen Morgen Glockenklang. Er ging den Tönen nach und gelangte nach Schmalkalden. Zum Dank für seine Errettung legte er hier eine Summe Geldes in die Hand der Rates mit der Bedingung, daß von den Zinsen am Tage seiner Rettung eine Portion Weinmost an die oben Genannten verabreicht werden sollte.

Die Glocke, deren Tönen jener Handelsherr folgte, die „große Oster" genannt, ist in neuerer Zeit gesprungen und umgegossen worden. Das Bild des Reisenden aber soll sich noch bis heute unter dem Namen „der Most-Märten" auf dem dortigen Rathause befinden.

Witzschel, I. Nr. 152 (nach Häfner und Zilcher: Die Herrschaft Schmalkalden, V. 8.)

Gräße, II. Nr. 931 (nach derselben Quelle).

Lyncker, Nr. 312.

88. Von den Cretins im Schmalkaldenschen.

Ueber die Cretins, die an den südwestlichen Ausläufern des Thüringer Waldes vorkommen, geht folgende Sage:

In der Tiefe der Erde wohnt ein Geschlecht von äußerst häßlichen, bleichen, aber den Menschen ähnlichen Geschöpfen, die nur selten an das Tageslicht kommen. Ein tiefer Teich ist dann ihr Aus- und Eingang; und weil sie aus dem Wasser kommen, werden sie „Wassermenschen", „Wasserkinder" oder auch „Wassertücker" (Taucher) genannt.

Sie rauben den Müttern, die zu fest schlafen oder ihre Kinder bei offenen Thüren allein gelassen haben, ihre Kleinen, besonders wenn diese von schöner Gestalt sind, und legen dagegen ihre häßliche Brut an die Stelle des geraubten Kindes.

Den eigenen Balg verzaubern sie dann eine Zeit lang so, daß die beraubte Mutter ihr Unglück nicht gleich zu entdecken vermag. Erkennt jedoch die Mutter den Tausch und will ihr Kind dereinst wieder haben, so muß sie den Eindringling recht gut verpflegen, damit die Wassermenschen aus Liebe zu dem eigenen Blute sich zu einem zweiten Austausche verstehen. Diesen setzt der Volksglaube gewöhnlich in die Entwickelungsperiode. Bei dem zurückgegebenen eigenen Kinde bleibt doch in seinem Wesen vieles zurück, welches dasselbe unter den Wassermenschen angenommen.

Der Name „Wassermenschen", „Wassertücker" bleibt ihnen deshalb für immer anhaften. Will eine Mutter ihr Kind vor dem Raube der Wassermenschen schützen, so vermeidet sie vor allem, dasselbe allein zu lassen. Ein Hauptschutzmittel dagegen ist noch heute der Gebrauch, das Thürschloß der Wohnstube sowohl bei Tag, als bei Nacht mit einem blauen Schürzenband zu verbinden.

Witzschel, I. Nr. 149 (nach Danz und Fuchs: Phys.-medic. Topographie des Kreises Schmalkalden. S. 212).

89. Von den Silberlöchern im Struter Forst.

Von dem Dorfe Rotterode führt ein Fußpfad die Bergwand entlang durch den Struter Forst nach dem Rennsteige hin und durchschneidet eine Gebirgswiese, die von dem Kamm des Berges bis zu der Thalsohle des Ebertsgrundes reicht. Auf dieser Wiese war noch vor kurzer Zeit eine felsige Vertiefung mit zwei Spalten zu sehen, die Silberlöcher genannt. Wälsche Bergleute, so erzählt die Sage, kamen sonst jedes Jahr hierher, erweiterten mittelst geheimer Kunst die Löcher, die tief in den Berg hinein-

führten und große Höhlen, aber auch schauerliche Abgründe enthielten, und holten sich dort in ihren Säcken so viel Silbererz, als sie nur zu tragen vermochten. In späteren Jahren jedoch wurde jene Vertiefung gänzlich ausgefüllt.

Ein ähnliches Loch findet sich noch thalaufwärts am Lautenberg, aus dem eine schwache Quelle zu Tage geht; auch dieses wird „das Silberloch" genannt. Böse Geister sollen hier den Silberschatz bewachen und die mächtigen Gewässer des Berges gegen den loslassen, der in gewinnsüchtiger Absicht, ohne den Spruch zu kennen, durch den beschwerlichen Eingang vorzudringen wagt. Die Wälschen aber, die alles konnten, holten sich auch hier die reichsten Erze.

So erzählte ein Nagelschmied in Unterschönau.

90. Was der Hirte am Körnberg gesehen.

Der alte Hirte von der Strut hütete einmal die Ochsen am Körnberge, der zum Struter Forste gehört. Als er nun an die Stelle kam, wo in späterer Zeit der große Steinbruch angelegt wurde, aus dem sie die berühmten Mühlsteine und Brunnentröge brechen und aushauen, sah er mehrere seltsam gekleidete, aber, wie es ihm schien, sehr vornehme Herren sich beim Kegelspiel „verlustieren". Er trat näher und wurde zu seinem Erstaunen gewahr, daß die Kugeln, wie die Kegel von purem Gold waren, und bald winkten auch die Herren ihm zu, daß er ihnen den Aufsetzer machen möchte. Der Hirte aber dachte: „Halt, dazu ist dein Junge besser zu gebrauchen, als du; der hat noch einen gelenkeren Rücken," lief seiner Heerde nach, um den Burschen herbeizurufen und war bald wieder mit diesem zurück. Hier jedoch war alles verschwunden, Herren und Kegelspiel. Den reichen Steinbruch aber entdeckten sie bald darauf an jenem Platz.

91. Woher der Name Todenwarth.

Wernshausen gegenüber, auf einem von der Werra umrauschten, hier steil abfallenden Hügel liegt die Todenwarth, seit Jahrhunderten der Sitz der Freiherrn gleichen Namens. Den Namen läßt die Sage auf folgende Weise entstanden sein.

a. Der deutsche Kaiser lag hart darnieder. Da erschien der Tod, um ihn abzurufen. Das aber gewahrte der Leibarzt des erlauchten Kranken, trat zwischen den Tod und den Kaiser und rief dräuend und mit fester Stimme dem unheimlichen Gaste zu: „Tod wart!“ Der Tod wich von dem Lager und ging. Und als der Kaiser genesen war, da schlug er den tapfern Arzt zum Ritter, verlieh ihm den Namen „von Todenwarth“ und setzte ihn zum Schutz der Reisenden auf die erwähnte Veste.

b. Ein schwer verwundeter Ritter kam von einem Kreuzzug gegen die Ungläubigen aus dem gelobten Lande und zog der Heimat zu. Als er nun auf der Straße, die aus Franken nach Thüringen führt, die Schmalkalde passiert und den jenseitigen Hügel erstiegen hatte, fühlte er sein Ende nahe. Da hoben ihn seine Diener aus dem Sattel und legten ihn sanft auf der Höhe nieder, auf der sich später eine Ritterburg erhob. Er aber sprach: „Hier will ich den Tod erwarten,“ der dort auch erfolgte. Von diesem Ereignis erhielt jener Hügel den Namen Todenwarth.

c. Eine andere Sage über die Entstehung des Namens lautet also:

In grauer Vorzeit führte die Landstraße von Franken nach Thüringen durch den Hof der Burg, der Abends durch feste Thore geschlossen wurde. Nun ereignete es sich, daß einstmals Nachts bei ungewöhnlich strenger Kälte ein Fuhrmann mit Schiff und Geschirr so lange vor dem verschlossenen Thore warten mußte, daß er von der Kälte arg litt und ihm im Zorne die Worte entfuhren: „Hier muß man sich zu Tode warten!“

92. Von dem fröhlichen Fräulein auf der Todenwarth.

Auf der Todenwarth hat einmal ein gar leutseliges und sittsames Fräulein gewohnt, das wegen seines heiteren Gemütes nur „das fröhliche Fräulein“ genannt wurde. Auch wußte es mehr, als andere Leute. Einmal schlachtete droben ein schöner, junger Metzger aus Fambach, und pries errötend und gesenkten Blickes das Fräulein ob seines fröhlichen Sinnes und seiner Holdseligkeit. Da wurde dieses plötzlich ernst und frug den Metzger, ob er, wenn es stürbe, mit ihm zur Leiche gehen wolle? Er gab ihr scherzend das Versprechen und wurde darauf von dem Fräulein beschieden, sich am achten Tage in seinem Staatskleide auf der Todenwarth wieder einzufinden. Lachend sagte der Metzger

auch das zu. Und richtig stand er acht Tage später wieder droben auf der Todenwarth in einem der Zimmer am Sarge des Fräuleins, den plötzlich zu Aller Erstaunen eine weiße Taube dreimal umschwebte, die dann wieder durch das offene Fenster, durch welches sie gekommen, verschwand.

93. Von der gespenstigen Braut in Niederschmalkalden.

In Niederschmalkalden erschien, freilich schon vor langen Jahren, einem aus der Familie Heß um Mitternacht eine gar bildschöne Jungfer im bräutlichen Schmuck. Der Mann erschrak und kroch unter die Decke. In der folgenden Nacht hatte er dieselbe Erscheinung. Da ging er zu seinem Pfarrer, berichtete ihm über das Gesicht und bat um seinen Rat und Beistand. Als nun in der dritten Nacht die Braut wieder kam, fragte er sie ermutigt, was sie wolle. Darauf teilte sie ihm mit, daß sie seit hundert Jahren zwischen Himmel und Erde schwebe und eben so lange auch der Seligkeit entbehre. Diese aber würde ihr nicht eher zuteil, bis der Schatz, den sie wegen einer sündhaften That aus Strafe zu bewachen habe, gehoben sei. Der Schatz aber würde denjenigen glücklich machen, der ihn hebe, und ihn habe sie zu diesem Werke ausersehen. Das tiefste Stillschweigen jedoch sei dabei zu beobachten, da sie sonst bei dem leisesten Wörtchen wiederum hundert Jahre auf Erlösung warten müsse.

Heß erklärte sich bereit und bald darauf waren die Beiden außerhalb des Dorfes. Dort aber gesellte sich noch ein Dritter zu ihnen. Es war ein schwarzer Hund von ungewöhnlicher Größe mit feurigen Augen, der den ängstlich sich umschauenden Mann bei jedem Schritt mit der Schnauze in die Kniekehle stieß. Bis an die ungetreue Brücke hatte er dies stillschweigend ertragen; dort aber platzte ihm unwillkürlich ein: „Wist de furt!" heraus und weg war der Hund. Die Braut aber seufzte dreimal und schwebte dann vor seinen Augen als leuchtendes Dunstgebilde hinauf zur Todenwarth. Noch lange stand der Erschrockene, unverwandt den Blick nach einem dort grell erleuchteten Zimmer gerichtet, da, bis auch dieses dunkler und immer dunkler wurde.

94. Der feurige Mann in Fambach.

Bei dem alten Asmus Heller in Fambach saßen eines Abends wohl ein Dutzend ältere Männer, rauchten ihr Pfeifchen und schwatzten von dem feurigen Mann, der sich dort herumtreibe. Da sagte einer der Alten, wenn sie sich nicht fürchteten, so wollte er denselben unter das Stubenfenster zitieren. Da es nun die Andern zufrieden waren, riß der Beschwörer das Fenster auf und rief dreimal nach einander: „Schweb' und fleug', daß du bald bei uns seist, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Kaum waren die letzten Worte gesprochen, so sahen sie auch schon den feurigen Mann auf dem Pfädchen, das vom Felde her am Garten des Heller'schen Hauses hinführt, anrücken und so nahe vor das zugeworfene Fenster treten, daß die Bauern jede einzelne Rippe aus ihm zählen konnten. Da er jedoch das Fenster verschlossen fand, flammte er an demselben bis an die oberste Scheibe empor, seufzte und trat wieder den Rückweg auf dem Pfade bis an die Gartenecke an. Hier ließ er sich auf einem Grenzsteine nieder, um die Bauern, die dort nach ihren Wohnungen vorüber mußten, zu erwarten, so daß diese, als der Feuermann nicht wich, endlich zu einem großen Umwege gezwungen wurden.

95. Der pflügende Knecht zu Fambach.

Ein Knecht aus Fambach war auf einem Acker mit Pflügen beschäftigt. Da blieb plötzlich der Pflug an etwas hängen. Der Knecht wurde ärgerlich und hieb, was er nur konnte, auf die Pferde; die aber mochten anziehen, wie sie nur wollten, sie brachten den Pflug nicht von der Stelle.

Nun wurde der Knecht wild und fluchte das Blaue vom Himmel herunter, und da krachte auf einmal ein eiserner Henkel, in dem sich der Pflug gefangen. Die Pferde stürzten vorwärts, der Knecht aber blieb stehen und sah dicht vor sich einem tiefer und immer tiefer sinkenden Kessel voll Gold verdutzt nach.

* 96. Wie der Teufel zu Fambach überlistet wird.

Vor vielen Jahren stand einmal ein Fambacher Bauer mit schwerem Herzen in der dortigen Flur. Er übersah seine fast

reifen Halmfrüchte und überlegte hin und her, wo er sie unterbringen sollte, denn wenige Tage vorher war ihm seine Scheune bis auf den Grund abgebrannt. Da trat ein fein gekleideter grüner Jägersmann auf ihn zu, sprach erst von dem und jenem und frug ihn zuletzt, was ihn drücke. Der Bauer erzählte ihm sein Leid, machte aber gewaltig große Augen und wich aus, als der Grüne sich erbot, ihm die Scheune noch vor dem ersten Hahnenschrei des kommenden Morgens und zwar weit größer und schöner, als die vorige, aufbauen zu lassen. Der Böse aber, der sich nunmehr erkannt sah, vertrat dem Bauer den Weg und ging nun offen mit der Sprache heraus. Er wiederholte seinen Antrag und forderte dagegen von dem Bauer, daß dieser ihm die Seele seines Kindes, welches seine Frau noch unter dem Herzen trage, verschreiben sollte. Der Bauer erschrak anfangs gewaltig ob der Zumutung. Da aber der Böse nicht abließ, ihm zuzureden, besann er sich eines Anderen und schloß den Pakt ab. Als darauf die Geisterstunde kam und eine Menge Fuhren mit Holz, Steinen, Ziegeln, Lehm und dergleichen von einem großen Haufen Arbeiter auf dem Hofe abgeladen wurden und diese dann den Bau selbst begannen, wurde die Bäuerin über das nächtliche, unheimliche Treiben ganz bestürzt und frug ein über das andere Mal ihren Mann, was das Gewühl auf dem Hofe zu bedeuten habe. Dieser aber wich ihr stets aus und beobachtete vom Bodenloche ängstlich den rasch fortschreitenden Bau der Scheune. Jetzt nur ein Feld noch und sie war fertig. Es war die höchste Zeit. Hals über Kopf stürzte der Bauer nach dem Hühnerhause, klatschte dort einigemal in die Hand und der Hahn krähte so laut, daß es weithin tönte. Hätte der Verwegene noch einen Augenblick gezögert, dann wäre auch der letzte Stein vermauert, der Pakt gültig und sein Kind auf ewig verloren gewesen. So aber mußte der betrogene Teufel samt seinem Gelichter mit langer Nase abziehen. In dem noch nicht zugemauerten Felde in der Scheune aber haftete später weder Stein noch Lehm, es blieb, wie es der Teufel verlassen.

97. Von Streithausen und der „Sekwönge“ (Siegwinne).

Von Mittelschmalkalden nach Fambach über den Berg hin gelangt man auf der Höhe an die „zehn Buchen“. Dort heißt man es zur Rechten „Streithausen“, zur Linken „Sekwönge“ (das ist Siegwinne, von: Sieg gewinnen) und etwas weiter hin „Irmen-

fuhl", wie Einige von Mittelschmalkalden und Hesles wissen wollen. Da droben soll einmal ein großer Streit ausgekämpft worden sein, wie der alte Hirte in der „Aue" erzählt, und auf der „Sekwönge" soll eine Burg gestanden haben, deren letzter Besitzer ein Ritter von Günsen gewesen.

Die Hirten weiden gegen Abend nicht gerne auf jener Höhe, das Vieh wittert die vielen Spukgestalten, die sich da oben herumtreiben, reckt die Schwänze auf und rennt davon. Ebenso wurde schon mancher an jener Stelle irregeführt und durch einen Reiter mit einem Gaul ohne Kopf, der die „Sekwönge" umkreist, arg erschreckt.

Auch der wilde Jäger fährt oft mit großem Spektakel über den Rücken hin, und wehe dem, der sich bei seiner Ankunft nicht auf das Gesicht wirft und ein Vaterunser betet.

* 98. Von der in Streithausen ausgeackerten Pest.

Als der kleine Wald über Mittelschmalkalden, dort, wo vor Zeiten das Dorf Streithausen stand, noch Ortfeld war, pflügte ein Bauer seinen Acker. Da stieg auf einmal aus einer der Furchen ein bläulicher Dampf auf. Der Bauer wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Wie er aber sah, daß sich seine Ochsen sofort auf die Kniee niederwarfen und die Köpfe, laut brüllend, auf den Boden drückten, da wußte auch er, was es geschlagen hatte. Er zitterte am ganzen Leibe, warf sich geschwind hinter dem Pflug mit dem Gesicht auf die Erde nieder und ließ, wie seine Ochsen, die Pestwolke über sich wegziehen. Die aber nahm ihren Weg seinem Dorfe, Mittelschmalkalden, zu und richtete dort große Verheerungen unter Menschen und Vieh an, denn wer von der Giftwolke einathmete, starb und wurde kohlschwarz am ganzen Leibe.

99. Das goldene Kreuz bei Seligenthal.

Rechts am Wege von Seligenthal nach dem Stahlberg erhebt sich ein Berg, das goldene Kreuz genannt. Auf diesem läßt die Sage ein Kloster „Zum goldenen Kreuz" gestanden haben. Wie und wann es vom Boden verschwunden, weiß niemand mehr zu erzählen, wohl aber, daß lange nachher dort

oben zur Adventszeit in der Geisterstunde ein goldenes Kreuz aus dem Boden flammte. Nachdem später an jener Stelle eine Glocke ausgegraben und in die Kirche nach Seligenthal gebracht worden war, wo sie heute noch auf dem Thurme hängt, hat man jene Erscheinung nie wieder gesehen.

100. Vom Stahlberg bei Seligenthal.

Einige Bergleute von Seligenthal hatten sich zusammengethan, um auf dem Stahlberg eine Grube auf Eisenstein anzulegen. Sie waren aber unglücklich und verloren durch das Unternehmen nach und nach ihr ganzes Vermögen. Da glaubte einer von ihnen, noch ein Kleidungsstück entbehren zu können, schlug es los und kaufte einige Talglichter dafür. Mit diesen machten die Bergleute den letzten Versuch. In der Grube aber wurden sie über die Richtung, die sie einzuschlagen hatten, uneinig, gingen auseinander und ließen aus Versehen die Lichter liegen. Versöhnt kehrten sie am andern Morgen wieder zur Grube zurück. Zu ihrem Schrecken waren sämmtliche Lichter verschwunden.

Nach langem Umhersuchen entdeckten sie endlich eins der Lichter, welches eine Maus in eine enge Kluft geschleppt hatte. Um nun wieder zu demselben zu gelangen, gingen sie frisch ans Werk, schlugen ein und hieben den schönsten Eisenstein an. Die Stelle aber, an der die Bergleute uneinig geworden waren, wird heute noch das Streitfeld genannt.

101. Von den beiden Burgen bei Seligenthal.

Eine Stunde von Schmalkalden liegt das ansehnliche Dorf Seligenthal — ein früherer Wallfahrtsort, in dessen Nähe sich ostwärts zwischen den Gebirgen ein von dem Tambacher Wasser durchflossener Grund hinzieht, welcher zu einem Felsen, dem Falkenstein, führt. Mehrere Merkmale, besonders ein Graben, der um den Stein herumgeht, zeigen, daß hier eine Ritterburg gestanden, die Falkenburg genannt. Gegenüber auf einem andern Kopfe ließ die Volkssage noch eine zweite Burg, die Tamburg, sich erheben. Dort liegt auch eine Waldstrecke, „das Haderholz“ genannt. Um dieses stritten sich, so wird erzählt, einst die beiden

Burgherrn*). Sie haßten sich bis auf den Tod. Anders stand es mit den beiden einzigen Kindern derselben, die waren in heftiger Liebe zu einander entbrannt und sprachen sich trotz des strengsten Verbotes ihrer Eltern allabendlich in einer Waldhütte, die auf dem Heinzestein am Bache stand.

Ihre flehentlichen Bitten um die Zustimmung der Eltern zu einem Ehebündnis blieben erfolglos. Die nächtlichen Zusammenkünfte hatten leider ihre Folgen, und so verstieß unter argen Mißhandlungen der Falkenburger seine schwangere Tochter. Sie flüchtete nach der Waldhütte und starb hier während der Niederkunft. Ihr Geliebter aber stürzte sich, als er die Todte fand, aus Verzweiflung in sein Schwert. Die Burgen sind längst verschwunden; an dem Bache jedoch lassen sich alle sieben Jahre die Geister der dort Verstorbenen merken und ein weißgekleidetes Fräulein beschäftigt sich mit Waschen und bleicht dann ihr Linnen auf der Waldwiese unterm Haderholze. Ein Schäfer aus Seligenthal fand sie auch einmal dort am Falkensteinborn. Als er näher kam, nieste die weiße Jungfer. Hätte er ihr dreimal: „Gott helf!" zugerufen, so würde sie ihm dankbar um den Hals gefallen sein, denn sie wäre erlöst gewesen. So aber wandte er ihr beim drittenmal Niesen unmutig den Rücken. Da verschwand die weiße Jungfrau.

Bechstein, Thür. Sag. Nr. 154.
Witzschel, I. Nr. 151 und 153 (nach Häfner und Zilcher, V. 57).
Lyncker, Nr. 204 und 141.

102. Von der wunderbaren Rettung des Pfarrers zu Trusen.

An der Kirchhofsmauer zu Trusen steht noch ein altes steinernes Bildnis; es stellt den weiland dasigen Pfarrer, Herrn Magister Lukas, gestorben 1666, vor, der, wie sie heute noch in Trusen erzählen, ein Mann so recht nach dem Willen Gottes gewesen und zur Zeit des dreißigjährigen Krieges hart geprüft worden ist. So hatten ihn einst die Kroaten arg mißhandelt und rein ausgeplündert. Da kamen endlich auch noch die Schweden; und da sie nichts mehr vorfanden und der arme, schwerbedrängte Pfarrer nicht angeben konnte, wo er die vermeintlichen Schätze

*) Nach einer andern Sage soll der Name daher kommen, daß die Sachsen und Hessen gegen hundert Jahre um dieses Gehölz gehadert hätten.

verborgen hielt, so warfen sie ihn zu Boden, gossen ihm Wasser und allerlei ekelhafte Flüssigkeiten in den Mund, traten ihm mit Stiefel und Sporen auf dem Leib herum und ließen ihn darauf für todt liegen. Aber der Herr wollte ihn nicht verderben. Der Pfarrer kam nach einiger Zeit wieder zu sich, raffte sich auf, flüchtete im bloßen Hemde über die Wallenburg nach dem Lautenbacher Grund und verkroch sich dort oben in eine kleine Höhle des Mommelsteines*), deren Eingang sofort eine große Spinne dicht verwebte. Kaum hatte der Pfarrer sein Haus verlassen, so erhielten auch schon die schwedischen Kriegsknechte Wind davon, setzten ihm auf den Pferden nach und langten richtig bei seinem Verstecke an. Da sie aber den Eingang zu der kleinen Höhle so dicht verwebt fanden, meinten sie, es sei unmöglich, daß hier ein Mensch vor kurzem hineingeschlüpft wäre, und gaben die weitere Verfolgung des Pfarrers auf. Der aber hat noch lange Jahre die Ehre und Allmacht des Höchsten gepriesen.

103. Der Spuk im Pfarrhause zu Trusen.

Vor langen Jahren lebte ein Pfarrer zu Trusen, der sich an der Kirchkasse vergriffen. Nach seinem Tode begab sich sein Nachfolger eines Abends in seine Studierstube, um daselbst die Predigt für den nächsten Sonntag auszuarbeiten. Kaum hatte er sich schreibend niedergelassen, als sich die Thür der anstoßenden Kammer öffnete und der Verstorbene eintrat. Entsetzt sprang der Pfarrer auf und rief: „Um Gotteswillen, Herr Kollege, was wollen Sie hier?" Die Erscheinung trat näher. Da flüchtete sich der Pfarrer in das Wohnzimmer zu den Seinigen, winkte diesen, ihm mit dem Lichte zu folgen und betrat mit denselben wieder die Studierstube, wo alle den Dahingeschiedenen richtig noch am Tische sitzend fanden. Nach einer Weile jedoch erhob er sich und schritt durch die Kammerthür langsam wieder zurück. Nicht lange danach hielten die beiden geistlichen Inspektoren von Schmalkalden Kirchenvisitation zu Trusen und versuchten, in derselben Kammer zu schlafen. Doch an Schlaf war nicht zu denken; denn

*) Mummenstein, auch Mommelstein genannt; eine Felsenpartie von Glimmerschiefer, zwischen Herges und Brotterode auf dem linken Ufer des Lautenbaches, dem Haupt- oder Halbstein gegenüber, auf der Höhe des Seimberges.

der Verstorbene wachte die ganze Nacht an ihrem Bette. Die folgende Nacht waren die beiden Herren nicht wieder zu bewegen, in dieser Kammer zu schlafen.

104. Die Pestecke auf dem Todtenhofe zu Trusen.

Eine Viertelstunde von Herges liegt in einem schönen Grunde das Dörfchen Elmenthal, welches nach dem dreißigjährigen Kriege zweimal von der Pest so mitgenommen wurde, daß der Ort bis auf einen Mann ausstarb. Dieser hatte sich ins Freie gemacht. Da hörte er aus der Luft eine Stimme, die ihm zurief: „Iß Bibernell, so wirst du von der Pest genesen." Der Mann that, wie ihm geheißen, und wurde gesund. Die südwestliche Ecke des Todtenhofes zu Trusen, auf welchem die an der Pest gestorbenen Elmenthäler begraben liegen, wird noch heute die Pestecke genannt und seitdem ist niemand wieder dort begraben worden.

105. Die weißen Jungfern bei Trusen.

Von Trusen nach Herges erhob sich früher zur Linken der Straße an der Hasenburg ein mächtiger Felsen, die Klippe genannt. Aus diesem trat in den heiligen Nächten eine weiße Jungfer und klengte auf der dem Felsen gegenüber liegenden Wiese auf einem weißen Tuche goldene Knoten, die sie mit einem Rechen hin und her arbeitete. Die Jungfrau stand dann jedesmal in einem wunderbar hellen Lichte, als ob trotz der Nacht die schönsten Sonnenstrahlen auf sie und das Tuch fielen.

Leuten, die dort gerade vorübergingen, hat sie oft gewunken. Zwei Bauern von Trusen hatten einmal den Muth, ihr zu folgen und zuzugreifen, und steckten jeder eine Hand voll Knoten ein. Der Eine warf sie wieder weg, der Andere aber hatte, als er nach Hause kam, lauter Goldstücke in der Tasche. Als dies jener erfuhr, eilte er zurück, um die Knoten wieder aufzuraffen. Aber es war nichts damit; sie waren verschwunden. Zwei Elmenthalern, die in der Nacht von Seligenthal nach Hause gingen, passirte das nämliche Stückchen auf der Wiese unter dem Wallenburger Thurme, wo die Jungfrau der Burg ihre Knoten klengte.

Auch haben Viele noch die weiße Jungfer in der Truse ihr Linnen waschen sehen.

106. Vom Trommler und dem Geisbock im Trusenthal.

In früheren Zeiten war es gebräuchlich, daß ein Trommler Nachts die Bergleute von Auwallenburg, Herges und Trusen zur Anfahrt auf die Schicht mit einer Trommel weckte. Da ist es denn dem Tambour passiert, daß ihn jedesmal ein Geisbock bis auf den Kirchberg begleitete und dort mit dem letzten Trommelschlag verschwand. Aus diesem Grunde soll das Wecken durch die Trommel später ganz abgeschafft worden sein.

107. Vom schwarzen Mann auf dem Wanneracker bei Meimers.

In der großen „Sengelich" zwischen Altenbreitungen und Meimers liegt in der Nähe des „Börnchens" der sogenannte Wanneracker. Hier treibt sich Nachts der schwarze Mann herum. Kommt jemand zu dieser Zeit jenen Weg und hat irgend ein Unrecht gethan, so führt ihn der Spuk so lange in der Irre herum, bis er ihn auf seinem Acker hat, und giebt hier dem Wanderer zuerst als Warnung ein paar derbe Ohrfeigen, bessert sich der Sünder jedoch nicht und er kommt zum zweitenmal in jene Gegend, so bringt ihn der Schwarze auf dem Acker unfehlbar um. Wer jedoch den Kreuzweg dort erreichen kann und sich reuevoll Hülfe suchend an den Heiland wendet, den muß der Schwarze ungefährdet ziehen lassen. Die Breitunger wissen davon gar viele Beispiele zu erzählen.

108. Der Mönch als Hockauf bei Elmenthal.

Von Elmenthal nach Lautenbach konnte man sonst in der Adventszeit Nachts nicht gut gehen, ohne daß sich dem Wanderer das Gespenst eines verfluchten Mönches auf den Rücken gehockt hätte, das bei jedem Tritte an Schwere zunahm und dem Träger beim Abschied noch ein paar „raisonnable" Ohrfeigen beibrachte.

* 109. Vom Schatze auf der Kleinschmalkalder Eller.

Der Forstläufer von Kleinschmalkalden hatte schon mehrere Nächte hinter einander auf einer Waldwiese, die „Kleinschmalkalder Eller" genannt, zur Nachtzeit ein bläuliches Flämmchen gesehen, und da er an dieser Stelle einen Schatz vermutete, so ging er nach Brotteroda zum alten Peter, um diesem seine Entdeckung mitzuteilen. Peter war sofort bereit, den Schatz mit zu heben, meinte aber, noch sei's nicht die rechte Zeit, sie müßten den Vollmond abwarten. Um jedoch sicher zu gehen, wolle er den Platz erst vorher mit der Wünschelrute revidiren. Es geschah und die Rute schlug zur Freude der Beiden an, worauf sie dann die Stelle genau bezeichneten. „Am Tage des Vollmonds," erzählte Peter weiter, „fanden wir uns verabredeter Weise wieder oben auf der Eller, begrüßten uns stillschweigend und ließen uns an der bezeichneten Stelle nieder, um auf die zwölfte Mitternachtsstunde zu warten. Eben schlug unten in Kleinschmalkalden die Glocke 11 Uhr, da hörte ich dicht neben mir einen hellen Klang: die Wünschelrute war in drei Stücke zersprungen. Die Sache war mir sehr fatal, doch ich verbiß den Aerger, holte eine zweite, die ich zur Vorsicht mitgebracht hatte, aus der Tasche und ließ sie spielen. Der Schatz war noch da. Dann stach ich den Rasen ab, zog den Kreis, und nun gingen wir mit Hacken und Spaten ans Werk, hatten auch nach 2 Fuß Tiefe das Glück, auf eine schwere dicke Platte zu stoßen. Schon sah ich, als wir sie lüpften, die blanken Thaler herauf glitzern, aber die Platte war schwer und wurde immer schwerer, denn der Berggeist läßt die Schätze nicht gerne fahren und tückt wo und wie er nur kann. Da vergaß sich plötzlich der Forstläufer und rief laut: „Nu, so heb' doch!" Der Schatz war verschwunden! Und als ihn die Rute nicht mehr anzeigte, so revidirte ich aufs Neue die Eller und fand, daß ihn der Berggeist gegen dreißig Schritte weiterhin verschoben hatte. Einige Stunden später saß er wieder auf seiner alten Stelle, jedoch so tief in der Erde, daß es keine Möglichkeit mehr war, ihn zu heben."

110. Von der Kirmeßfahne und den Gerechtsamen zu Brotterode.

In Herges wird erzählt, daß Kaiser Karl V. einmal in Brotterode — früher Brotteroda — hart erkrankt sei. Da hätten

ihn denn die von Herges mit köstlichem Obst und Beeren so gelabt, daß der genesene Kaiser aus Dankbarkeit ihnen das Hutrecht in einem Teile der Brotteröder Waldung verliehen; denen von Brotterode aber, die kein Obst hatten, habe er gestattet, die gefallenen Früchte unter den im Hergeser Feld stehenden Obstbäumen aufzulesen.

Die von Brotterode erzählen also: „Die Gemahlin Kaiser Karls V. wurde auf einer Reise in Brotterode von Wehen befallen und wartete daselbst ihre Niederkunft ab, und da sie von den dortigen Einwohnern gar sorgfältig gepflegt und besonders von ihrem guten Biere gestärkt wurde, so schenkte der dankbare Kaiser dem Orte nicht nur einen großen Wald mit dem Fischrecht in den dortigen Bergbächen, sondern verlieh ihm auch das Blutgericht, das Asylrecht während der Kirchweihe und ein Fahnenlehen, nach welchem jeder Hausbesitzer während der Kirmeßzeit das Recht hat, ohne Abgaben Bier zu schänken. Die vom Kaiser dem Orte verehrte Fahne, gemeinhin „die Funn von Karles quintes", ist seit jener Zeit immer wieder erneuert worden. Unter einer Krone ist mit gelbem Garne Keil und Schlageisen gekreuzt und die Inschrift C. V. in schwarzes Tuch eingenäht. Während der Kirmeßzeit weht sie von dem dortigen Thurme."

Die Sage wird auf folgende Weise erzählt:

„Droben in dem Kirchthurmsknopf", so erzählte der alte Peter von Brotterode, „da soll es klar und deutlich aufgezeichnet stehn, was es für ein Bewandtnis mit unsrer Kirmeßfahne und unsern Gerechtsamen und Freiheiten hat. Mir," sagte er, „hat es meine Großmutter so mitgeteilt:

Vor uralten Zeiten ist es geschehen, daß sich einmal eine vornehme und reiche Königstochter, deren Vater hier gebot, in unserm Walde ganz und gar verirrt hatte und in große Not und Angst geraten war. Nun traf sichs, daß eine arme Bergmannsfrau grade dorthin in die schwarzen Beeren ging. Die hörte ein lautes Wimmern, ging drauf zu, fand die Prinzessin und geleitete sie in unsern Ort, allwo sie wegen der ausgestandenen Angst heftig erkrankte. Da die Prinzessin viel Teilnahme und die beste Pflege fand, so schenkte sie nach ihrer Genesung dem Orte die großen Freiheiten und Gerechtsamen, und der Vater der Prinzessin bestätigte Alles und gab uns die Kirmeßfahne*) noch obendrein."

Bechstein, II. S. 95; Bechstein, Thür. Sag. Nr. 140.
Witzschel, I. Nr. 148; Lyncker Nr. 311.
Witzschel, II. S. 337.

*) Der ächte Brotteroder hält noch große Stücke auf die Fahne und

111. Von einem Schatz in Brotterode.

In einer Brotteroder Familie soll noch eine kleine Bergmannshaue zu sehen sein, zu der dieselbe, wie die Sage erzählt, auf folgende Weise kam.

Vor vielen, vielen Jahren tritt nämlich einmal die Magd eines angesehenen Kaufmanns, der auf der Vordergasse in Brotterode wohnte, aus dem Felde heimkehrend, wohin sie den Arbeitern das Mittagsmahl getragen, ganz aufgeregt in das Zimmer ihres Herrn und macht diesem die bittersten Vorwürfe, daß er sein Geld so offen in den Hof stelle, um sie, eine arme „Gehülferin", in Versuchung zu führen. Sie, wie Jedermann im Orte, wisse, daß er ein reicher Mann sei, deshalb aber brauche er ihre Treue nicht auf die Probe zu stellen, sie rühre ihm nichts an, stehe aber auch für nichts ein, wenn etwas davon kommen sollte.

Ganz verdutzt folgt ihr der Herr in den Hof und sieht dort einen Kessel voll blanker Goldstücke und oben darauf eine kleine Bergmannshaue. — Hastig greift der Kaufmann zu, doch in demselben Augenblick schlägt die Mittagsglocke. Der Kessel versinkt vor seinen Augen in die Tiefe, die Haue aber hält er noch in der Hand.

Bechstein, II. S. 102.

112. Von der Flitterbraut und der Flitterjungfer in Brotterode.

In dem Keller des früheren Gemeindewirtshauses ließ sich sonst zu jeder Tageszeit eine gespenstige Jungfrau in dem alten volkstümlichen Schmuck der „Flitterbraut" sehen. Sie war gutmütiger Natur, und wenn sie auch zuweilen den Leuten im Hause das Licht ausblies, so waren diese doch so an sie gewöhnt, daß sie sich nicht weiter an sie kehrten; allein sie anzureden, hatte doch noch keins gewagt. Da aber die Wirtsleute immer mehr zurückkamen, so wurde das Haus anderweitig verpachtet. So kam noch eines Abends spät ein Reisender zu dem neuen Wirt, bat um Nachtlager und vor Allem um einen frischen Trunk.

---

behauptet steif und fest, es sei „die Funn von Carles Quintes." Als sie einst der Amtsschulz Becker von Schmalkalden wegführen wollte, verteidigten sie die Weiber mannhaft und trieben die Schmalkaldener zurück.

Die schöne Wirtstochter eilte sogleich in den Keller, und dort trat ihr auch die Flitterbraut alsbald entgegen, welche das Antlitz und die Gestalt einer am selbigen Tage erst getrauten Freundin des Mädchens angenommen hatte. Dieses trat verdutzt einen Schritt zurück und frug verwundert: „Was machst denn Du da?" Nun vertraute ihr die Flitterbraut, sie sei ein seit Jahrhunderten hierher gebannter Geist und habe die Züge ihrer Freundin angenommen, um angeredet zu werden, weil sie sonst nicht reden dürfe. Sie bewache hier im Keller einen großen Schatz, den wolle sie ihr zuwenden. Sie müsse ihn aber noch vor dem Glockenschlag der Mitternachtsstunde von der Stelle rücken, weil sonst der Schatz verschwinden würde und von der Hebung desselben ihre Erlösung abhinge. Hierauf zeigte sie dem Mädchen den Platz, wo der Schatz verborgen lag und ermahnte zur Eile. Halb tot vor Schrecken teilte die Wirtstochter das eben Erlebte ihren Eltern mit, und diese eilten sofort mit Hacke und Schaufel in den Keller, gruben emsig an jener Stelle nach und hoben bald darauf einen mit blanken Goldstücken gefüllten Kessel heraus. Der Wirt, der auch sonst brav und rührig war, wurde ein reicher Mann, und der Segen erbte in der Familie fort. Die Wirtstochter aber siechte und starb bald darauf. Die Flitterbraut*) hat niemand wieder gesehen.

Zu gleicher Zeit mit der Flitterbraut ließ sich in der Küche jenes Wirtshauses oft eine Brautjungfer oder „Züchterin" blicken. Sie zupfte immer an einer und derselben Stelle eines alten morschen Balkens und ließ sich durch nichts stören, auch wenn sie gescholten wurde. Einer, der sie oft dort thätig sah, bemerkte eines Tages, daß aus jenem Balken einige Fäden heraus hingen, griff zu und zog ein altes, leinenes Geldbeutelchen mit einigen verschimmelten Silbermünzen hervor. Seitdem blieb die Züchterin verschwunden.

113. Von einem Spuk in Brotterode.

Bei Brotterode lagerte einmal im dreißigjährigen Krieg ein Haufen Kroaten auf der nach ihnen auch jetzt noch so genannten Kroaten-Eller. Der drangsalirte den Ort gar arg. So erstachen

*) Der Name „Flitterbraut" kommt von dem mit Flittergold reich verzierten Kopfputz der Bräute. Er wird das „Flitter- oder Bruithaid" genannt.

sie neben dem Wirtshause auch einen Mann. Der spukt heute noch. Bald steht er in nachdenkender Stellung und mit verschränkten Armen an der Ecke des Wirtshauses, bald geht er am Bache auf und ab. Wem er aufstößt, bringt er nichts Gutes.

Ebenso, erzählen sie in Brotterode, stehe dem Ort eine Feuersbrunst oder sonstiges Unglück bevor, wenn es in einem dort bekannten Hause poltere und rumore.

Bechstein, II. S. 102.

114. Von den Wichtelmännchen in und bei Brotterode.

Zur Zeit, als sich hier herum die Wichtelmännchen noch aufhielten, mochten sie wohl Manchem, der es mit ihnen zu treffen wußte, gute Dienste geleistet haben. Sie waren aber gewaltig empfindlich. Wurden sie verletzt, so verließen sie das Haus für immer.

Einmal hatten sich ein paar Wichtelmännchen in einer Bergmühle bei Brotterode, dort, wo man es noch heute „die Schleifkoten" nennt, eingefunden; denen konnten die Besitzer der Mühle, zwei Brüder, jeden Abend noch so viel Klingen zum Schleifen und Poliren hinlegen, am andern Morgen waren sie fix und fertig. Und das hatte so eine lange Zeit gewährt, so daß die Schleifmühle durch die fleißigen Hände der Kleinen zu großem Wohlstande gelangt waren. Da gedachten sie sich dankbar zu erzeigen, und als sie die Kleinen einmal belauscht und bemerkt hatten, daß diese sehr schlecht gekleidet waren, so ließen sie den beiden Wichtelmännchen rote Jäckchen und blaue Höschen anfertigen und legten sie eines Abends neben die Klingen in die Schleifkote. Bald kamen die geschäftigen Hausgeister, um an die Arbeit zu gehen. Als sie jedoch die Kleider gewahrten, wurden sie ganz traurig und sagten: „Da liegt nun unser Lohn, jetzt müssen wir auf und davon!" nahmen das Geschenk, zogen fort und sind nie wieder gesehen worden.

In einer anderen Schleifkote, die am Wege von Brotterode nach Ruhla auf einer Waldwiese, „der Mönch" genannt, stand, hatte sich auch ein Wichtelmännchen eingefunden und schliff und polirte drauf und drein die Klingen, die ihm vom Schleifmüller abends hingelegt wurden, so daß er selbst wenig mehr zu thun brauchte. Der Kleine sorgte schon dafür, daß seine Habe sich von Tag zu Tag vermehrte. Er ließ ihn deshalb ruhig fortarbeiten.

Nur einmal versah es der Müller, und da war es auch gleich „schnapp all" zwischen den Beiden. Der Müller hatte nämlich bemerkt, daß der kleine Hausgeist einen seltsamen Ton ausstieß und den äffte er ihm nur ein einziges Mal nach. Sofort stellte das Wichtelmännchen die Arbeit ein, fuhr ab und kam nie wieder. Der Müller hat's schwer gebüßt. Er kam immer mehr zurück und starb als armer Mann. Von der Schleifkote ist jetzt keine Spur mehr zu entdecken.

In einem Haus in der Johannisgasse setzte sich abends oftmals ein Wichtelmännchen zu den Spinnerinnen und half ihnen, spann auch zum Oefteren nachts alle Spulen voll. Niemand aber sah das Männchen. Da kam einst der Andres Pabst, der war ein Sonntagskind und gerade unter dem Vaterunserläuten geboren und sah deshalb mehr als andere Leute. Der sah das Männchen und fragte: „Ei, wer ist denn das alte „hockruckige" Männlein dort hinter dem Kachelofen, das der Jungfrau spinnen hilft?" Da verschwand das Männchen mit bösem Gesicht und half nie wieder.

Bechstein, II. S. 100 und 101.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 138.
Witzschel, I. Nr. 147.

115. Vom Avemark bei Brotterode.

Dicht über dem Brotteroder Schützenhof und zur Seite der Straße nach Kleinschmalkalden liegt ein Berg, genannt „das Avemark". Dort oben stand vor Zeiten eine Kapelle, die nach Einigen der heiligen Maria (Ave Maria), nach Andern dem heiligen Marcus (Ave Marce) geweiht war und derem Altarbilde besondere Wunderkraft zugeschrieben wurde. Der Sage nach wurde die Kapelle in einen Felsen verwandelt, um sie vor der ihr vom gottlosen Küster drohenden Entweihung zu schützen. Noch ist dort ein wunderlich ausgehöhlter Felsblock zu sehen, den nennen sie die Kirche, einen andern nahe dabei, die Kanzel. Hier läßt sich ein gespenstiger Küster sehen. Er hat ein Gesicht wie Spinneweben, predigt von jener Steinkanzel herab, erschreckt die Leute und treibt in später Stunde sein böses Spiel mit den auf der Straße nach Kleinschmalkalden oder im Lauterbacher Thale Wandernden, hockt

sich ihnen in der Gestalt eines Schafes auf, bis sie keuchend und in Schweiß gebadet zusammensinken.

Bechstein, II. S. 105.
Witzschel, I. Nr. 146.

116. Vom Burgberg bei Brotterode.

Dicht über dem untern Teil von Brotterode, wo heute das Badehaus steht, erhebt sich der Burgberg, der besonders an seiner Südseite steile Felsenhänge hat. Auf dem Berge stand die Brunosburg, von der jetzt kaum noch einige Spuren sichtbar sind. Sie soll von einem Grafen namens Bruno erbaut worden sein.

a. Auf der Brunosburg herrschte einmal eine gar stolze und heftige Gräfin, der es ihr Gesinde nicht leicht recht machen konnte. So hatte sie eine Magd, welcher blos das Amt oblag, der schönen Herrin das üppige goldene Haar zu strählen. Dieser war von einer gütigen Fee die Erfüllung dreier Wünsche zugesagt worden.

Nun geschah es einmal, daß sie die Gräfin strählte und es dabei nicht ohne einiges Zausen abging, da wurde diese zornig und gab der Dienerin viele harte und böse Worte.

Darüber vergaß sich das Mädchen und hub an zu wünschen: „Ich wollte, daß gleich das ganze Schloß mit allem, was darinnen, zwanzig Klaftern tief in den Erdboden versänke!“ und kaum war ihr das letzte Wort über die Zunge, so saßen sie auch schon mit Mann und Maus drunten in der dunkeln Tiefe des Schloßberges.

Da aber wurden ihnen gar bald Zeit und Weile lang, und weil der Magd nur noch der dritte und letzte Wunsch übrig war, denn den ersten hatte sie eben so unüberlegt schon früher gethan, so wünschte sie, daß sie doch nur von Zeit zu Zeit einmal an das Sonnenlicht dürfe um zu sehen, wie es droben herging.

Von jener Zeit an läßt sie sich aller sieben Jahre auf dem Burgberge sehen, und Manche wollen dann auch die Gräfin in ihrer Begleitung bemerkt haben.

b. Auch hat sich sonst, so erzählen sie zu Brotterode, auf dem Burgberge eine andere Jungfer mit aufgelöstem Flachshaare alle sieben Jahren sehen lassen. Noch wird die Stelle gezeigt, wo sie aus dem Felsen heraustrat. In diesem lag ein großer

Schatz, den sie bis zu ihrer Erlösung bewachen mußte. Die Jungfer stieg dann bis nahe zum Ort herab, der damals noch nicht über den alten Teich hinaus gebaut war. Sie trug einen roten Gürtel um ihr weißes Gewand und wurde von einem weißen Hündchen, an dessen Halsbändchen eine Schelle hing, begleitet. Manche, die ihr zufällig aufstießen, hörten dann leise die Worte: „Ein Knäblein von sieben Jahren mit schneeweißen Haaren, das kann mich erretten!“

Vor Zeiten ging auch einmal Einer von Brotterode am Johannistage auf den Burgberg, da sah er auf seinem Wege an den Bäumen und Hecken überall glitzerndes Silber, Gold und Edelgestein, das wie Eiszapfen von den Aesten herabhing. Er war aber zu erschrocken, als daß er zugegriffen hätte, sonst wäre er der reichste Mann in Brotterode geworden.

Bechstein, II. S. 93. 94.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 139.
Witzschel, I. Nr. 145.

117. Vom Eisenmann und der „wölle“ (wilden) Eiche.

Am Rennsteig nach Brotterode zu steht ein ungefähr tischhoher Gedenkstein von Granit, „der Eisenmann“ genannt. Vor alten Zeiten soll hier ein Fuhrmann dieses Namens ermordet worden sein. Seit jener Zeit spukt es dort droben gar arg in der Mitternachtstunde. Viele hören allda ganz deutlich ein unheimliches Querzen, Knarren und Stampfen, als wenn ein mit Sechsen bespannter Frachtwagen vorüberfahre; Andere hörten das Knallen einer Peitsche, noch Andere wollen selbst den bespannten Wagen dort gesehen haben; ein lauter Notschrei verkündet zuletzt, daß der Spuk an dem Steine angelangt und wieder verschwunden ist.

Eine Strecke weiter nach Brotterode hin links am Wege steht die wilde Eiche, die des Nachts ebenfalls gerne gemieden wird, weil es hier Ohrfeigen von unsichtbarer Hand und ähnlichen Spuk giebt.

Bechstein, IV. S. 167.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 132.

118. Von den Erzmännchen bei Brotterode.

„Gleich linker Hand über dem Ort, wo man es „am Erdfall“ heißt, haben sich sonst alle Jahre Erzmännchen, die aus fernen Landen herzogen, sehen lassen. Ging man auf sie zu, so huschten sie wie der Wind in die kleinen Felsenlöcher und Spalten, denn sie wollten mit niemand Verkehr haben. Ich selbst habe sie noch gesehen, da ich als Junge einmal ins Leseholz ging.

Die Männchen waren kaum einen Schuh hoch, trugen kleine, spitze Hütchen und lederne Schürzchen und arbeiteten gar fleißig mit ihren langstieligen Hämmerchen. Als ich auf sie zuging, huschten sie in die Klüfte und waren verschwunden.“

So erzählte der alte Peter von Brotterode.

119. Von der Brautküche bei Brotterode.

Oberhalb Brotterode liegt rechts von der Straße nach dem Inselsberg ein schönes Waldgründchen, „die Brautküche“ genannt, das von einem kleinen klaren Bach, „die Braut“, durchrieselt wird.

Dorthin ging eines Tages die schöne junge Braut eines Brotteroder Bergknappen, um Reisig zu sammeln. Vielleicht hatte sie jenen Wald gewählt, weil dort grade die Gruben, in denen ihr Liebster arbeitete, nahe dabei lagen, und deshalb sang sie, als sie ihr Bündel zusammenbinden wollte, ein lustig Liedchen, um den Bergknappen auf ihre Anwesenheit aufmerksam zu machen. Da aber erschien ihr statt des Ersehnten ein schwarzer Jägersmann, oder wie Andere wissen wollen, ein rußiger Köhler, der ihr allerlei Liebesanträge machte und ihr zuletzt Gewalt anzuthun drohte. Das Mädchen aber blieb sittsam und treu und entsprang flüchtig wie ein Reh dem Schwarzen, der ihr nun mit mächtigen Sätzen nachfolgte. — Plötzlich sah sie sich auf einem schroffen Felsen, und da der Verfolger dicht hinter ihr war, so stürzte sie sich verzweifelnd in die tiefe Schlucht. Vergebens suchte jetzt der Schwarze nach dem Mädchen.

An jener Stelle aber, wo sie verschwunden, sprudelt von Stund an die schöne klare Quelle hervor, welche noch heute als „Braut“ durch den lieblichen Grund hinrieselt. Aber umsonst blieb auch alles fernere Nachsuchen des Bergknappen nach der Geliebten. So zog er eines Abends traurig von der Arbeit

heimwärts, da erschien sie ihm in duftig weißem Kleide und Schleier mit einem grünen Kranze um das Haupt und erzählte ihm ihr Schicksal.

Gar bald darauf hat auch der treue Bergknappe seine letzte Fahrt gehalten.

* 120. Wie die Brotteröder Kuhheerde auf acht Tage ins Venedigerland versetzt wurde.

„Also dort am Fuße des Inselbergs wo mans am Erdfall heißt", so erzählt der alte Peter von Brotterode, „da haben vor vielen hundert Jahren die Venediger auch einmal nach Gold und Silber gegraben und manchen ihrer ledernen Säcke mit den edlen Erzen heimgeschleppt. Es waren winzig kleine Kerls, thaten auch Niemandem etwas zu Leide, wurden aber bitterbös, wenn man sie tückte oder in ihrer Nähe nur fluchte. Sie mußten auch viele geheime Kunst kennen, denn es wird hier in unsern Bergen noch manches Stückchen von ihnen erzählt.

So hütete einmal der Hirte von Brotterode droben an der Käsberger Kuhhald. Die Hitze war groß, und da er Mittag machen wollte, trieb er die Kuhheerde über die Halde nach dem nächsten Brunnen und lagerte sich dort mit seinem Knechte und dem Jungen, ohne zu wissen, daß die Erzmännchen, wie man die Venediger hier nannte, nahe dabei in dem Erdfall arbeiteten. Aber kaum hatte er seine Trinkmulde gefüllt und Käs, Brot und Messer aus dem Kober gethan, als sich plötzlich ein so furchtbarer Sturm erhob, daß man meinte, der ganze Wald stürzte über und durcheinander. Der Wirbelwind aber überschüttete sie und ihr Trinkwasser so mit Sand, daß der Hirte, darüber erbost, sein Messer mit den Worten: „da soll doch ein Kreuz-Donnerwetter hineinfahren" in die Sandwolke schleuderte. Hierauf ließ der Sturm zwar sofort nach — aber an Essen und Trinken war nun nicht mehr zu denken, denn sowohl der Hirte, als seine beiden Gefährten, fühlten sich plötzlich so müde, daß sie kein Glied mehr regen konnten und dann einschliefen. Als sie erwachten, machten alle drei große Augen. Keiner wußte, wo er war. Käs und Brot und der Hund, alles war noch an seiner früheren Stelle; auch das Messer des Hirten steckte nicht weit von ihm in dem Rasen, und die Heerde weidete munter in ihrer Nähe. Nur der Born fehlte, und die Landschaft rund herum war eine ganz andere.

Es war eine große Ebene, in der in weiter Ferne zwar kein Berg, wohl aber eine große Stadt mit vielen hohen Thürmen zu sehen war. Der Hirte sah bald den Knecht, bald wieder den Jungen an, und diese machten es ebenso, aber keiner von allen Dreien wagte auch nur ein Wort zu sprechen. Endlich trieb der Durst den Hirten auf die Beine, er nahm seine Mulde und ging nach Wasser. Kaum aber war er einige hundert Schritte weit gekommen, als ihm auch schon drei kleine Kerls, die er sogleich als Erzmännchen erkannte, keck entgegentraten. Auf sein Befragen erfuhr er nun, daß jene Stadt Venedig heiße, und daß er wegen seines sündhaften Fluchens und Werfens mit dem Messer von ihnen nach dem Lande Italien versetzt sei. „Weißt Du auch", fuhr drauf der Aeltere der drei Erzmännchen fort, als er sah, daß der arme Mann am ganzen Leibe zitterte, „daß sie dich schon seit acht Tagen in deiner Heimat vergebens gesucht haben und nunmehr glauben, Du habest Dich mit der Heerde auf und davon gemacht? Denn so lange ist es her, daß Du hier geschlafen hast. Wir aber sind jetzt gekommen, dir zu sagen, daß deine Strafzeit zu Ende ist. Aber wage es nie wieder, Venediger durch Fluchen oder dergleichen bei ihrer Arbeit zu stören. Deine Kühe sind gut im Stande und haben vollauf Milch, da sie während der acht Tage nicht gemolken worden sind. So nun gehe zurück zu Deinem Knecht und Jungen; legt euch wieder und bald sollt ihr wieder ebenso unbemerkt und ohne Schaden in eure Heimat versetzt sein." Der Hirte that, wie ihm befohlen. Als die drei erwachten, lagen sie mit ihrer Heerde an der Quelle des Erdfalls. Die Brotteröder aber trauten kaum ihren Ohren als sie gegen Abend unerwartet das bekannte Geläute wieder vernahmen. Der halbe Ort eilte dem Hirten entgegen, und das Fragen, wo er sich die vollen acht Tage umhergetrieben, wollte kein Ende nehmen, bis er ihnen das Venediger Stückchen mitteilte.

* 121. Vom spukenden Wirt am Mummelstein.

Vor länger als hundert Jahren hatten die zu Brotteroda einen Wirt, der eben nicht der ehrlichste war. Er hieß Werner Waitz und gab seinen Kunden immer nur drei Viertel für das volle Gewicht oder Gemäß. Seine Frau war anders und warnte ihn oft mit den Worten: „Werner, Werner, das thut nicht gut!" Er aber lachte und trieb sein Wesen so fort. Als

er aber starb, da ging der Spektakel los. Werner machte einen solchen Heidenlärm im Hause, daß es kein Mensch mehr aushalten konnte. Und da alle Mittel, dem Spuken des Wirtes ein Ende zu machen, nichts halfen, so ließ die Frau einen Jesuiten kommen, der bannte den Geist in einen Sack und trug ihn auf den Mummelstein, wo er bis heute noch spukt, die Leute auf allerlei Art tückt und „drei Viertel für ein Pfund, drei Nösel für eine Kanne!“ stöhnt.

„So ging einmal“, erzählte der alte Peter, „meine Nachbarin, eine fleißige brave Frau, in aller Frühe nach dem Mummelstein ins Lesereisig. Die Frau kam sonst jedesmal zu rechter Zeit, um ihre Mittagssuppe zu kochen, nach Hause. Diesmal jedoch blieb sie aus, und da der Abend herbeikam, und sie noch nicht zurückgekehrt war, kriegte ihr Mann Angst, und da wir Alle dachten, es müsse der Frau etwas zugestoßen sein, so machten wir Nachbarn uns nach dem Mummelstein auf, um sie zu suchen. Gegen acht Uhr Abends stießen wir endlich auf sie; aber du großer Gott! wie sah das arme Ding aus; sie hatte einen Kopf, so groß wie zwei und konnte vor Elend kein Wort mehr hervorbringen. Da führten wir sie denn aus dem Walde, setzten sie auf einen Stein und reichten ihr Brot und Branntwein. Das half ihr wieder auf, und nun erzählte sie: „Wie ich diesen Morgen in den Wald trat, sah ich unter einem grünen Strauche ein Häufchen schneeweißer Bettfedern liegen. Ich dachte, die kommen dir gerade recht, bückte mich, greif' darnach und — schwipp, schwapp — habe ich ein Paar raisonable „Bömme“ *), daß mir sofort Hören und Sehen verging. Und als ich wieder zu mir komme, da habe ich das geschwollene Gesicht und bin so wirr im Kopf, daß ich den lieben langen Tag im Wald umherlaufe und keinen Ausgang finde, und bin doch dem Werner mein Leben lang nicht zu nahe getreten!“

* 122. Von der seltsamen Blume bei Brotterode.

„Ja, Herr,“ fuhr der alte Peter fort, „bei uns im Gebirge giebt's noch Manches, worüber man den Kopf schütteln kann, allein was wahr ist, bleibt nun doch einmal wahr. Es können nun einige Jahre her sein, als mich mein Nachbar eines Abends

---

*) Ohrfeigen.

bat, ihn am andern Morgen mit auf die Jagd zu begleiten. Da ich aber gerade nicht aufgelegt war, so blieb ich zu Hause. Wie nun mein Nachbar, es konnte ohngefähr Morgens 6 Uhr sein, auf dem Heimweg in der Nähe der Bergmühle anlangte, sieht er dort auf einmal mitten auf dem Rasen eine prächtige Blume blühen, wie vorher noch keine dagestanden hatte. Er betrachtete sie eine Weile, und da ihm dabei so allerlei Gedanken aufsteigen, so spricht er in der Mühle ein, beschwatzt sich mit dem Müller, und da der mit ihm einverstanden ist, so schickt er ihn zu mir, während er bei der Blume Wache hält. Der Müller erzählte mir den Fall, bald darauf waren wir beide am Platze, und als ich mich nun durch Zeichen nach der Blume erkundigte, war sie verschwunden. Die beiden sahen bald sich, bald den Fleck, wo sie gestanden, verwundert an. Außer meinem Nachbar war niemand in der Nähe gewesen. Die Blume jedoch war und blieb verschwunden. Wir gruben wohl drei Fuß tief in die Erde, aber weder Wurzel noch Stengel waren von ihr zu finden. Jedenfalls hat sie einen Schatz angezeigt, und die Blume muß entweder „Allermannsharnisch" oder der „Auermann" gewesen sein."

123. Die Höhle am Inselsberg.

„Ich habe oft von meinem Großvater, der es wieder von seinem Vater, dem alten Schmied's Sümme, hatte, erzählen hören, droben am Inselsberg sei eine Höhle, deren Eingang aber so klein und eng wäre, daß ein gut genährter Mensch kaum durchzuschlüpfen vermöge. Allein es kennen sie jetzt nur noch einige alte Wintersteiner Holzhauer, und wie ich gehört, soll der Eingang halb verschüttet und verwachsen sein.

Mein Urgroßvater nun," fuhr der Erzähler, ein Steinbacher, fort, „der sich mit den Venetianern gut stand, war einmal mit diesen Leuten in einer Johannisnacht droben in der Höhle, wollte aber zum zweitenmal mit ihnen nicht wieder hinein. Er selbst hat späterhin seinen Gang mit den Wälschen also mitgeteilt:

„Es war eine warme, stille Nacht, als wir vor dem Loche droben anlangten. Ich war der Erste, prallte aber vor dem miserablen Ungetier, das uns den Eingang verwehren wollte, gewaltig zurück. Die Venetianer aber wußten sofort Rat, und das Ungetier mußte auf ihren Befehl zuerst in das Loch, darauf zwängten sich die beiden Wälschen, zuletzt ich, hindurch. Anfangs

ging's sehr „gezwang" zu, bis sich nach und nach der Eingang so erweiterte, daß wir ganz bequem aufrecht gehen und so die eigentliche Höhle erreichen konnten. Durch diese rauschte ein breites und starkes Wasser, über welches wir hinüber mußten, denn im jenseitigen Teil der Höhle war, wie mir die Wälschen sagten, der Goldsand zu finden, den wir suchten. Aber zu dem zu kommen, schien mir ein Werk der Unmöglichkeit, denn gerade an der Stelle, wo das andere Ufer allenfalls noch mit einem mächtigen Satz zu erreichen gewesen wäre, da lag ein scheußlicher Wurm, der sich wie ein Knäuel zusammengerollt hatte und Feuer und Flammen aus seinem blutroten Rachen auf uns spie. Mir war gerade nicht wohl zu Mute, aber die Wälschen wußten auch hier Rat, denn ehe ich mich's versah, sprang einer der Teufelskerle dem Wurm mit einem Satz auf den breiten Schädel und im Nu löste sich der Knäuel auf, die Schlage schlug den Schwanz über das Wasser und die Venetianer spazierten gleich darauf über die schönste Brücke, die ich je gesehen habe. Mich aber brachten sie nicht hinüber, sie mochten winken, so viel sie wollten. — Als sie ihre Säcke mit goldgelber Erde gefüllt hatten, machten wir, daß wir so schnell als möglich wieder ins Freie kamen. Mich kriegten sie nicht wieder dort hinein."

* 124. Vom Schatze unter dem kleinen Inselsberge.

In Brotterode lebte vor Jahren ein alter Hirte, Jacob Robes, gemeinhin nur der alte Jacob genannt. Der hütete einstmals seine Heerde am kleinen Inselsberg. Es war heiß und das Vieh arg durstig. Um aber zur Quelle zu kommen, mußte Jacob mit demselben einen Umweg um die dort befindlichen Höhlen machen. Bei dieser Gelegenheit sah er in einer der Höhlen einen mächtigen Haufen goldgelber Knotten aufgeschüttet. Der Hirte, dem dies gar seltsam vorkam, trat näher, nahm seinen Stock und schlug, um sich zu überzeugen, einigemal in die Knotten, so daß einige wegsprangen und bei Seite fielen. Da aber die Kühe arg nach der Quelle lechzten und zu „biesen"*) anfingen, mußte der Hirte die Knotten schnell verlassen und hatte seine Not, daß er die Heerde wieder einholte. Als er zurückkehrte und nach dem Haufen sah, war dieser verschwunden. Zu seinem noch

*) unruhig wurden, wild brüllend durcheinander liefen.

größeren Erstaunen jedoch wurde er gewahr, daß sämmtliche Knotten, die er vorhin mit dem Stocke bei Seiten geschlagen, sich in blanke Goldstücke verwandelt hatten. Ueberglücklich las er sie vorsichtig zusammen und zeigte sie Abends seiner Frau, die dann auch andern Morgen in aller Frühe mit dem Hirten und ihrem großen Jungen sich an den bezeichneten Platz begab, leider aber einen sogenannten „Metzgersgang“ machte.

* 125. Vom roten Manne und schwarzen Bock im Sembachthale.

Im Sembachthale erheben sich links am Hopfenberge mächtige Felsmassen. Zwischen diesen kletterten vor Jahren einige Kinder um dort Heidelbeeren zu pflücken. Da sahen sie einen riesengroßen Mann in rotem Rocke und gelben Stiefeln aus dem Walde auf die dem Felsen gegenüberliegende Wiese treten. In der Mitte der Wiese angekommen legte sich der Rote und zwar mit dem Gesichte nach dem Boden gekehrt nieder und nun trat auch noch ein großer schwarzer Ziegenbock aus dem Walde und tanzte in sonderbaren Sprüngen um den Roten. Da packte die Kinder ein schreckliches Gruseln; sie ließen nun Beeren Beeren sein, und liefen, als wäre ihnen der schreckliche Bock dicht auf den Fersen nach dem Dorfe.

* 126. Von dem bösen Forstmeister in den Windlöchern bei Winterstein.

Südöstlich von Winterstein erhebt sich nach dem Inselsberge hin der Hübel. An dessen nordwestlichem, steilem, der Sembach zugewandten Abhange befinden sich die sogenannten Windlöcher, eine enge und tiefe fast schauerliche Felsschlucht mit teilweise noch säulenartig aufstrebendem teils schon eingestürztem Gesteine. In diese Felsschlucht ist ein böser Tabarzer Forstmeister getragen und gebannt worden, weil er nach seinem Tode in dem Forsthause unerträglich spukte, die Thüren dort auf- und zuschlug, das Hausgeräte mit großem Gepolter durcheinander warf und die Pferde in dem Stalle jede Nacht so ängstigte, daß sie sich losrissen und, wurde die Stallthüre geöffnet, schweißtriefend in wilden Sätzen auf den Hof stürzten.

Einige Wintersteiner streiften einst nach Himbeeren durch den Wald, fanden jedoch nur wenige derselben. Da stießen sie auf einen Tabarzer, dem es nicht besser ging; aber er wußte Rat. In den Windlöchern, sagte er, da hängen die Himbeeren in Menge wie die Glocken; aber allein gehe ich dort nicht hin, wollt ihr mit? Die Wintersteiner waren bereit und bald rieselten ihnen dort die köstlichsten Beeren durch die Finger. Es mochte um die Mittagsstunde sein. Die Körbe waren fast voll, da erhob sich plötzlich ein starker Wind. Der Tabarzer erbleichte und flüsterte: „Nun kommt er.“ Und wirklich, er kam. Es war ein ältlicher Mann, mit Hausmützchen, Schlafrock und Pantoffeln bekleidet, der mit einer Papierrolle unter dem Arm aus dem Walde trat. Und als er langsamen Schritts in der Nähe der Beerensammler vorüberzog, von diesen mit den Worten: „Guten Tag, Herr Forstmeister“ respektvoll begrüßt wurde. Der aber schritt, ohne zu danken, oder sie nur eines Blicks zu würdigen an ihnen vorüber nach einer einzeln stehenden Hecke, hinter der er nicht wieder zum Vorschein kam. Und jetzt liefen auch die Beerensammler, was sie nur laufen konnten, so daß ihre herrlichen Beeren, als sie zu Hause anlangten, durch das Rütteln unbrauchbar geworden waren.

* 127. Vom spukenden Schmiede im Schmiedsgraben bei Winterstein.

Eines Abends kam ein Wintersteiner noch spät von Fischbach zurück, wo er zum Bier gewesen war und dabei etwas über den Durst getrunken hatte; zum Ueberfluß hatte er auch noch einen gefüllten Krug von dort mit auf den Weg genommen. Als er in den von einem Bache durchrieselten Schmiedsgraben kam, fiel es ihm bei, daß hier der alte Schmied umgehen solle. Da ihn der Trunk übermütig gemacht, hob er den Krug hoch in die Höhe, und rief: „Alter Schmied komm her, wenn Du saufen willst.“ Und kaum waren die Worte seinen Lippen entfahren, als er auch schon etwas im Bache herunterpatschen hörte. Und in dem nächsten Augenblicke hockte sichs ihm auf von der Größe eines Schweinekobens. Die ungeheure Last drückte den Uebermütigen fast zu Boden; es half ihm nichts, er mußte den Spuk bis an seine Hausthüre schleppen.

* 128. Vom Schatze am Höblichsgraben bei Winterstein.

Dem alten Zieß auf der Trift träumte drei Nächte nacheinander, unten beim Dornenstrauch auf seinem Acker am Höblichsgraben stecke ein Topf voll Geld, den er am nächsten Freitag in der Mittagsstunde stillschweigend heben sollte. Zieß begiebt sich infolge dessen zur bezeichneten Stunde an den bewußten Platz und kaum ist er hier einige Fuß tief in den Boden eingedrungen, so stößt er auch schon auf den mit einem Deckel versehenen Topf. Doch eben wie der alte Zieß im Begriff ist, den Topf zu heben, da ruft ihm der Fischbacher Müller, der auf der andern Seite des Höblichsgraben ackerte, laut zu: „Ich glaube gar, Johann Georg, Du findest Geld?“ und Zieß antwortete ihm ohne Arg: „'s ist auch so.“ Und in demselben Augenblicke verschwindet der Fischbacher Müller samt Pflug und Pferd; aber auch der Topf verschwindet dem verdutzten Zieß unter den Händen. — Später erfuhr der alte Zieß auch noch, daß der wirkliche Fischbacher Müller gerade zu jener Zeit mit seinem Geschirr in Gotha gewesen war.

* 129. Vom Sommerstiegfräulein zu Winterstein.

a. In Winterstein drängt sich ein felsiger Vorsprung des Breitenbergs zwischen den oberen Teil des Dorfes und scheidet dadurch die Trift und Sembach. Jener Vorsprung, der Sommerstieg, ist durch einen quer durch den Felsen gehauenen Graben vom Berge getrennt und soll einst eine Warte getragen haben. Dort wohnt das verwünschte Sommerstiegfräulein und verwahrt in unterirdischen Räumen große Schätze.

Einer Müllersfrau in der unweit des Sommerstiegs gelegenen Mühle waren einmal diese Schätze beschert. Als sie eines Tages in der Mittagsstunde allein zu Hause war, und eben in der Küche das Essen für ihre Leute bereitete, hörte sie hinter sich husten. Die Frau sah sich um und erblickte auf der Schwelle ein weiß gekleidetes Fräulein mit bleichem, traurigem Antlitz. Die Frau erkannte das Sommerstiegfräulein, wandte sich aber sofort, als dieses ihr winkte, wieder zu ihrer Arbeit und sprach: „ich habe keine Zeit.“ Die Müllerin, die wohl merkte, was das Fräulein wollte, aber auch wußte, daß, wer einen solchen Schatz hebt, gar bald wie ein Licht ausgehen muß, hatte kein Verlangen, dem Fräulein zu folgen, wies dasselbe auch zum zweiten- und drittenmal

mit den Worten: „ich habe keine Zeit" ab, worauf dieses mit einem Seufzer verschwand.

b. Ein Wintersteiner von der Trift ging auch einmal zur Winterzeit über den Sommerstieg nach der Sembach. Da sah er droben auf dem Felsen Flachsknotten auf einem weißen Plantuche in der Sonne ausgebreitet, die wie im höchsten Sommer „klengten". Verwundert steckte er eine Hand voll in die Tasche. Er erzählte dann zu Hause, was er gesehen, griff nach den Knotten und brachte zum freudigen Schrecken Aller die schönsten blanken Goldstücke hervor. Wer war aber jetzt geschwinder nach seinen leeren Säcken und mit diesen dann auf den Sommerstieg! aber bah — die Knotten waren verschwunden.

130. Von der tanzenden Jungfer am Hausfeld.

Wenn droben im Gebirge das Haidekraut nur noch an der Spitze blüht und die reifen Nüsse vom Haselbusch rieseln, dann tanzt dort hinter dem Gerberstein in der Nähe des Rennsteigs, wo man es das Hausfeld heißt, weil allda einmal ein Haus gestanden haben soll, eine weißverschleierte Jungfer mit dem bereits gefallenen Laube um die Wette. — Der aber darf man sich bei Leibe nicht nahen; sie ist keine Gute. Einem Steinbacher, der von Schmerbach oder Winterstein heraufkam und dem sie ein Stückchen vortanzte, soll sie, als er keck auf sie zuging, ein so schauerliches, schreckliches Gesicht geschnitzt haben, daß er vor Schrecken sein Leben lang das Zittern davon behielt.

Bechstein, II. S. 108.

131. Vom Luthersfuß auf der Glasbach.

Auf der Glasbach, links an der Straße und rechts vom Fußweg nach Ruhla liegt eine der Steinbacher Pfarrwiesen. In einem der vielen Granitbrocken, die sich hier aus dem Grün erheben, erblickt der Wanderer die einem Fußtapfen ähnliche Vertiefung, welche der Luthersfuß genannt wird.

Ein Holzhauer erzählte: „Als Dr. M. Luther es den großen Herren auf dem Reichstage zu Worms einmal nach seiner Weise gehörig gesagt hatte und dann auf seiner Heimreise dort unten

an der Lutherbuche von den Altensteiner Rittern in aller Freundschaft gefangen genommen wurde, da haben sie ihn erst noch hier im Gebirge in der Unschirr herumgeführt, so daß er zuletzt todmüde war und auf den Gedanken kam, dies Alles geschehe nur, um ihn erst über die Richtung des genommenen Wegs irre zu leiten und ihn dann auszuplündern. Er erklärte daher den vermummten Rittern, als sie an dieser Stelle angelangt waren, fest und ohne Umschweife, daß, wenn sie ihn berauben oder wohl gar ermorden wollten, sie es jetzt thun möchten; er würde von hier aus keinen Schritt weiter gehen, und stampfte dabei so heftig und zornig mit dem Fuße auf diesen Stein, daß man den Tritt bis auf den heutigen Tag noch sieht."

Bechstein, IV. S. 216.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 127.

132. Dr. Luther und Paracelsus auf der Glasbach.

Heusinger, im Archiv für Sächsische Geschichte. Bd. II.

Es war auf einem Fürstentag zu Schmalkalden, wo Luther, anscheinend vergiftet, erkrankte und sich deshalb von da über den Bergweg nach seinem lieben Stammort, der ewigen Ruhestätte seiner Vorfahren und Freundschaft, bringen ließ. Vom Kurfürsten waren ihm Aerzte zur Begleitung und Pflege mitgegeben. In Betten und Decken gehüllt wurde der Fieberkranke auf einem „Gefährt" des Landgrafen von Hessen fortgeschafft. Am Glasbach hinter dem Altenstein angekommen und nach einem Trunke aus der frischen Quelle daselbst lechzend, traf er hier Bombastus Paracelsus ab Hohentheim, der im Walde Kräuter gesammelt und damit die Körbe gefüllt hatte, welche sein Hund auf dem Rücken trug. Der Wunderdoktor erkannte Luthers Leiden und riet ihm als heilendes Gegenmittel, in der Nachtherberge einen Häring zum Abendessen zu genießen und Wasser darauf zu trinken, so viel ihm gelüstete. „Den Schweiß, der in der Nacht eintreten wird", fügte Paracelsus hinzu, „den sollt Ihr, Magister, wohl unterhalten bis zum nächsten Vormittage. Und thut Ihr, wie ich gesagt, so werdet Ihr gesund wie ein Fisch am nächsten Tage die Reise fortsetzen können." Nach diesem erteilten Rat rückte derselbe seine Körbe zurecht und zog freundlich grüßend auf dem Waldwege weiter ins Gebirge.

Ob nun wohl Luther anfänglich abgeneigt war, auf Paracelsus zu hören, den er seither als einen Genossen des Bösen angesehen, so trieb ihn doch sein Schmerz und das freundliche Wesen des Kräutersammlers, das Heilmittel nicht unbenutzt zu lassen.

Waren seine Begleiter schon am Tage mit ihrem Kranken aus Besorgnis, er möchte unterwegs sein Leben aushauchen, trotz der üblen Waldwege vorwärts geeilt, so schüttelten sie am Abend, wo sie die erwünschte Herberge zu Möhra erreicht hatten, höchst bedenklich die Köpfe, als Luther wider ihr Abmahnen nicht einen, sondern zwei der scharfgesalzenen Meerfische verzehrte, darauf Wasser trank, als sei es ihm liebes Einbecker Bier, und endlich das Lager bezog, das ihm der Hausherr in der „Hölle“, dem Raum hinter dem frischgeheizten Kachelofen, zurecht gemacht. Freilich auch wie vom Donner gerührt standen sie da, als ihr Patient, nachdem er am andern Morgen seinen Hauswirth um ein trocknes warmes Hemd gebeten, sich wie ein neugeborner Mensch vom Lager erhob und den Jüngern des Aesculapius mit seiner gewohnten kräftigen Stimme den Abschied gab mit den Worten: „Kehrt nur immer nach Schmalkalden zurück und vermeldet den Fürsten und Herren, die es wohl mit dem Luther meinen, daß derselbe wieder erstanden sei und wohlgemut lossteuere auf sein endliches Ziel.“ —

133. Vom Riesen am Glasbach.

Ein Fuhrmann, der sich um den Kukuk nicht kümmerte, befuhr einst in der Mitternachtsstunde die alte Weinstraße. Als er in die Nähe der alten Wallfahrtskapelle an der Glasbach anlangte, hörte er dicht neben sich stark niesen, und gab darauf ein ebenso kräftiges: „Gott helf!“ von sich. Das Niesen aber dauerte fort und der gutmütige Fuhrmann beantwortete es jedesmal mit seinem „Gott helf!“ Da aber das Niesen kein Ende nehmen wollte, wurde er beim zwölften Mal der Sache müde und rief statt des gewohnten „Gott helf“: „Nun, will dir Gott nicht helfen, so helf dir meinetwegen der Teufel!“ Das aber nahm das Gespenst übel und gab dem Fuhrmann, ehe er sich's versah, ein paar so derbe Ohrfeigen, daß ihm Hören und Sehen verging, und als er sich von diesem Schrecken erholt hatte, war sein Pferd mit dem Karren auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

134. Vom weißverschleierten Fräulein an der Wallfahrt.

Hinter Schloß Altenstein, doch schon ziemlich weit oben im Gebirge, stand an der Krystallquelle der Glasbach am Fuße der Granitfelsen des „Gerber- oder Gerwinsteines“ eine dem heiligen Michael geweihte Wallfahrtskapelle, die jedoch gleich dem dortigen Dörfchen Glasbach zu Luthers Zeiten bereits in Trümmern lag. Jene Stätte aber heißt heute noch die Wallfahrt oder „Walper“ und blieb dem Volke gefeit; denn am Johannistage blüht dort dem Glücklichen die goldgelbe Schlüsselblume, die ihm zu den verborgenen Schätzen die Pforte öffnet. Ebenso läßt sich allda auch noch von Zeit zu Zeit ein weißverschleiertes Fräulein blicken und tritt mit den Leuten in Verkehr.

So ging einst in einem strengen Winter eine arme Frau aus Steinbach mit ihrem Kinde nach der Walper in’s Leseholz. Da erschien die Weißverschleierte dem Mägdlein, nahm es freundlich an der Hand und führte es in einen gar wunderschönen Garten voller köstlicher Blumen und Beeren und verhieß ihm beim Scheiden, es bald wieder mit sich zu nehmen.

Als nun das Kind mit der Mutter nach Hause kam, da erkrankte es heftig, und als die Mutter weinte, da sprach das Mägdlein: „Da kommt die weiße Jungfer, siehst Du sie nicht, Mütterchen? Sie nimmt mich mit in ihren Garten zu den schönen Blumen und Beeren!“ Und die Mutter jammerte um ihr totes Kind.

Bechstein, IV. S. 221.

135. Von der weißen Jungfer und den Schatzgräbern auf der Wallfahrt.

Der alte „Kohlvaltines“ von Steinbach nahm einmal einige Männer aus seinem Ort bei Seite, was aber freilich schon gar lange her ist, und vertraute ihnen, daß ihm die weiße Jungfer droben an der Wallfahrt begegnet sei und ihm mitgeteilt habe, daß sie dort einen großen Schatz bewachen müsse, und daß sie erlöst wäre, sobald er gehoben sei. Wenn er ein steinreicher Mann werden wolle, so möge er mit noch einigen andern in der Johannisnacht mit der Wünschelrute zu ihr hinauf gehen und in der Nähe des alten Steinhaufens die Rute schlagen lassen. Dort würden sie den Schatz heben und sie erlösen können; möchten aber dabei

ja kein Wort laut werden lassen. Und da Kohlvaltines mit den Männern den Schatz zu teilen versprach, so machten sie sich in der Johannisnacht mit dem Nötigen versehen dorthin auf den Weg, ließen die Ruthe schlagen und begannen mit dem ersten Glockenschlag der Mitternachtsstunde an der gefundenen Stelle zu graben. Dabei wurden sie beim Laternenschein bald da bald dort die weiße Jungfer gewahr, wie sie ihnen gar freundlich zuwinkte und sie so zur Arbeit aufmunterte. So stießen sie denn bald auch auf den Deckel eines eisernen Kessels, und als den einer abhob, glitzerte ihnen das blanke Gold entgegen. Die Männer waren außer sich vor Freude und faßten jetzt den Henkel des Kessels, um ihn aus der Grube zu heben. Das war aber nicht so leicht gethan; denn der Kessel war schwer. Und da es ihnen das erste Mal nicht gelang, so vergaß sich Einer und rief: „Nun aber tüchtig gehoben!“ Und das war bös; denn der Kessel versank unter ihren Händen mit argem Gepolter in die Tiefe. Da standen nun die Steinbacher und schauten bestürzt dem entschwundenen Glücke nach. Die weiße Jungfer aber wimmerte und jammerte, daß sie nun nie erlöst werden könne und verschwand vor den Augen der Erschrockenen.

In diesem Augenblick aber gingen auch die Laternen aus, von allen Seiten regnete es Ohrfeigen, und so kamen sie nach langem Umherirren endlich wieder in Steinbach an und erkrankten infolge des gehabten Schreckens.

Der aber, der dort das Wort gesprochen, mußte bald darauf in's Gras beißen. Die Jungfer ward seit jener Johannisnacht nicht wieder gesehen.

136. Von dem gespenstigen Kloster und seinem Schatze an der „Walper“.

An der Wallfahrt heißen es Viele heute noch statt „an der alten Kapelle“, „an der alten Kirche“ und behaupten steif und fest, es habe dort vor Zeiten ein Kloster gestanden, welches im dreißigjährigen Kriege zerstört worden sei und alle sieben Jahre am Tage seines Untergangs in der Mitternachtsstunde wieder sichtbar werde. Denen aber, die es erblickten, ward es gar „gruselig“ zu Mute, als die Fenster wie im Mondlicht glitzerten und die gespenstigen Nonnen einen Umgang hielten. Manche wollen auch dabei das Klosterglöckchen haben läuten hören.

Den Klosterschatz aber, so wird erzählt, sollen die Nonnen, noch ehe der rohe Haufen dort eingedrungen sei, an einem sichern Ort vergraben haben. — Ein Mädchen von Steinbach, das dort oben beim Heumachen auf einem der Haufen eingeschlafen war, hat beim Erwachen den Schatz noch gesehen. Es waren kostbare Teller, Schüsseln und Kannen von Silber und Gold, die von einer Nonne mit einem Schlüsselbunde bewacht wurden. Da aber das Mädchen einen Schreckensschrei ausstieß, verschwand die Nonne und mit ihr der Schatz.

Bechstein, IV. S. 224.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 128.

137. Vom Schatze auf dem Rittergut.

Rechts von dem aus Steinbach nach Ruhla führenden Fußwege und zwar da, wo er aus dem „Kalwichsgrunde" (Kaltenbachsgrunde) in die Altensteiner Straße mündet, und zwischen dem weiter hinauf an den Luthergrund sich anschließenden Birkicht heißt es das Rittergut, weil dort auf einer etwas erhöhten Stelle des Thals vor dem dreißigjährigen Kriege ein Edelhof gestanden. Hier soll der Sage nach noch ein reicher Schatz in der Erde liegen, der sich dann und wann Glückskindern zeige.

a) Von der Kanne mit Laub.

Ein Steinbacher Mädchen, das dort droben auf einer der Wiesen im Heumachen gewesen war, fand beim Heimgehen in der Mittagsstunde eine mit Laub gefüllte hölzerne Kanne auf dem „Rittergute." In der Meinung, daß sie von einigen weiter unten noch mit Mähen beschäftigten Männern vergessen worden sei, nahm das Mädchen die Kanne, um sie jenen zuzustellen, zu sich. Da sie ihm aber während des Tragens immer schwerer zu werden schien, öffnete es den Deckel und schüttete das darin entdeckte frische Laub auf die Wiese. Da die Mäher aber nichts von der Kanne und ihrem Inhalte wissen wollten, so nahm sie das Mädchen vollends mit nach Hause, um sie dem sich meldenden Eigentümer zurückzugeben. Hier aber schien es ihm, als wenn etwas in der Kanne klappere; es stürzte sie daher um und sah zu seinem größten Erstaunen jetzt ebensoviele Dukaten in die Stube rollen, als es vorher noch Laubblättchen in der Kanne gesehen. Nun

erst fiel es ihm bei, daß es die Kanne auf dem Rittergute gefunden, und daß sie ihm während des Tragens immer schwerer geworden. Es lief daher Eilens und Jagens zurück und suchte überall auf der Wiese, wo es das Laub ausgeschüttet. Sein Mühen war aber vergebens. Es hatte einen Reichtum unbewußt verschmäht, mit dem es ganz Steinbach hätte auskaufen können.

Bechstein, IV. S. 183.

b) Von den drei silbernen Leuchtern.

Ein andermal kam ein Mädchen droben von der Glasbach. Dies sah, als es eben den Seitenweg nach Steinbach einschlagen wollte, drüben auf dem Rittergute drei prächtige, silberne Leuchter in der Sonne glitzern, ging darauf los, hob einen derselben auf, betrachtete ihn eine Weile kopfschüttelnd und sprach dann verwundert: „Hm! Wer mag die daher gestellt haben?“ Doch kaum waren die Worte über die Lippen, als es zu seinem Entsetzen gewahrte, daß es jetzt statt des kostbaren Leuchters einen silberfarbigen Pilz in der Hand hielt, die beiden andern aber spurlos verschwunden waren. Nun erst fiel es ihm bei, daß es auf dem Rittergute war, und da es ihm gruselte, warf es den Pilz weit von sich und machte, daß es davon kam.

Bechstein, IV. S. 185.

c) Die Schatzgräber.

Einige Steinbacher, die auch um den großen Schatz auf dem Rittergute wußten, aber das rechte Fleck, wo er festsaß, nicht kannten, weil die Schätze alle sieben Jahre durch ihre tückischen Hüter fortgerückt werden, gewannen einen der Wünschelrute kundigen Bergmann, daß er ihnen zu den Reichtümern verhelfe. Sie gingen zusammen eines Tages zur guten Stunde nach dem Platze. Der Bergmann ließ die Wünschelrute schlagen und diese zeigte bald die richtige Stelle. Sie gruben nach, und als sie nach vielen Mühen endlich auf den Kessel stießen, da wurden sie plötzlich durch ein ungewöhnliches Läuten der Steinbacher Glocken in ihrer Arbeit gestört. Mit Schrecken dachten sie an einen Brand daheim, griffen aber auf ein Zeichen des Bergmanns wieder zu Hacke und Schaufel, und bald darauf stand denn auch der Schatz, ein Kessel voll blinkenden Goldes, vor ihren Augen. Schon wollten sie nach dem Henkel greifen, als sie auf einmal ein arges Lärmen und Schreien, als ob die ganze Gemeinde im Anzug sei,

auf dem Wege von Steinbach her vernahmen. Sie schauten sich hastig um und sahen diese wirklich heranziehen, den Ortsvorstand an der Spitze, der ihnen mit dem Geschrei: „Hallo! fangt sie, die verfluchten Schatzgräber und Geisterbeschwörer!" immer näher auf den Leib rückte. Vor Angst und Schrecken ließen diese Alles im Stich und stürzten mit dem Rufe: „Reißt aus!" dem Birkicht zu. Im nämlichen Augenblick aber verschwand der Schatz mit einem Krachen, als wäre der Berg hinter ihnen eingestürzt, und hinter diesem ertönte ein gellendes Gelächter. Die Schatzgräber standen wie in den Boden gewurzelt; von der Gemeinde und dem Vorstande war nichts mehr zu sehen und zu hören, und so sahen sie denn bald ein, daß sie von dem bösen Geist, der den Schatz bewachte, gehörig gefoppt worden waren.

138. Der Bieresel zu Steinbach.

In Steinbach am Wasser hinter dem Wirtshause hält sich ein „Hockuff" auf, der Bieresel genannt. Er ist ein schwarzer, haariger Kobold, der sich den spät aus dem Wirtshause Kommenden auf den Rücken wirft und sich bis vor die Hausthüre des Nachtwandlers tragen läßt.

Bechstein, IV. S. 213.
Witzschel, I. Nr. 117.

139. Der Schuß nach dem Teufel.

a. Zu Steinbach lebte vor Jahren ein Wilddieb, „Schmied's Simon" genannt, der durch seine sichere Kugel ebenso bekannt als gefürchtet war. Dieser stand eines Abends auf dem Anstand im Atterode. Da hörte er, als eben der Hirt in Steinbach die elfte Stunde blies, ein gar seltsames Rauschen in der Luft, das näher und näher zu kommen schien. Und als er deshalb das scharfe Auge nach dem sternenhellen Himmel richtete, da gewahrte er den Leibhaftigen gerade über sich, auf einem mächtigen Branntweinfasse reitend. Dem Wilderer zuckte es durch alle Glieder; aber im Nu lag auch das Feuerrohr an der Backe, die Kugel durchschnitt die Luft und in demselben Augenblick stürzte das Faß krachend. aber zum Aerger des Wilderers auch zerschmettert vor seine Füße,

Seit diesem Schuß soll es mit der sicheren Kugel und dem Jagdglücke Schmied's Simon's für immer vorbei gewesen sein.

Bechstein, IV. S. 174.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 133.

b. Eines Abends wurde Schmied's Sümme von einem der weimarischen Forstknechte, die damals noch die hohe Jagd in dem Amte Altenstein auszuüben hatten, nach dem Atterode auf den Anstand mitgenommen. Er trat unter eine alte Buche und dachte, da er Langeweile hatte, an die vielen Teufeleien, das Getreibe der Hexen, an das Saufen und Raufen und den argen Zwist in und zwischen den Familien, kurz an Alles, wie es in Steinbach war und nicht sein sollte. Da durchleuchtete plötzlich ein heller Feuerschein die Wipfel der alten Buchen, und der Forstknecht stürzte in voller Angst mit dem Rufe: „Reiß aus, Sümme, der Teufel kommt!" an dem Schützen vorüber dem Dorfe zu. Der jedoch antwortete trotzig: „Kommt er, so kommt er, vor dem fürcht' ich mich auch noch nicht!" und blieb ruhig auf seinem Posten. Der Teufel aber war wirklich im Anzug und hatte es diesmal, wie es schien, auf Schmied's Sümme selbst abgesehen. Es näherte sich der feurige Drache, von Secunde zu Secunde wachsend, dem Schützen, der ihn auf Schußweite herankommen ließ, dann aber fest aufs Korn nahm; und als der Schuß in den Bergen widerhallte, lag Herr Urian am Boden und verbrannte vor den Augen Schmied's Sümme's in seinem eigenen Feuer. Seit jener Stunde war Ruhe in Steinbach.

140. Venediger bestrafen Neckerei.

Die Venediger krochen auch einmal wieder in unseren Bergen herum. Da wurden sie von etlichen neckischen Burschen aus Steinbach in einer Höhle bemerkt, von der vorher und nachher niemals etwas gesehen worden ist. Wahrscheinlich suchten die Welschen wieder einmal Goldsand, denn ihre Reisesäcke und allerlei Werkzeug lag noch vor dem Loche. — Das alles nahmen nun die Jungen, versteckten es im Gebüsch und legten sich dann in der Nähe unter einen Baum. Als sie darauf, ohne es zu wollen, fest einschliefen und später Einer um den Anderen wieder erwachte, da guckten sie sich groß an und fragten sich, wo sie nur wären,

denn Alles, was sie sahen und hörten, war anders als daheim, und so fragten sie den ersten Besten, der vorüberging, wo sie sich befänden. Der aber schüttelte den Kopf, denn er verstand sie kein Wort, und mit Andern ging es ihnen nicht besser. Und da die Steinbacher weder Brod noch Geld bei sich hatten, so mußten sie eine Zeit lang große Not in dem fremden Lande leiden, bis sie endlich Einen fanden, der ihre Sprache verstand. Dem erzählten sie die ganze Geschichte und baten ihn um Hülfe, die er ihnen denn mit der Warnung, nie wieder einen Venediger in ihrer Heimat zu necken, auch zusagte. Da der Fremde vorgab, noch etwas besorgen zu müssen und die Jungen ersuchte, ihren Platz nicht wieder zu verlassen, so ließen sie sich nieder und schliefen bald darauf auch richtig wieder ein. Wie groß aber war ihre Freude, als sie erwachten und sich wieder in ihren Bergen unter dem Baume befanden, unter dem sie vor Wochen eingeschlafen waren. Keiner aber wußte seinen Leuten zu sagen, wo sie sich so lange herumgetrieben hatten.

Bechstein, IV. S. 170.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 132.

141. Wichtelmännchen in Steinbach.

„Unsere Alten", erzählte ein Steinbacher Schleifer, „hatten's freilich besser als wir, denn die brauchten nicht Tag für Tag am Ambos, Schraubstock oder in der Schleifkothe zu stehn, denen halfen Nachts noch die kleinen fleißigen Berggeister arbeiten. Sie sind aber schon lange auf und davon. Der Letzte der Kleinen hat noch einen Schleifer in seiner Kothe droben im Grunde gar mächtig secundirt, dem durfte der Schleifer Abends noch so viel Messerklingen hinlegen, am Morgen fand er sie immer so herrlich geschliffen, wie er selbst es nimmermehr vermocht hätte. Da verplapperte er aber einmal das Geheimnis und von Stund an machte der Kleine Feierabend in der Schleifkothe, und seit jener Zeit hat sich nicht einer jener kleinen, hilfreichen Geister blicken lassen."

142. Von den beiden Gespensterkutschen in Steinbach.

In der Christnacht wird der Flecken Steinbach in der Geisterstunde von zwei unheimlichen gläsernen Kutschen besucht, die auf den schlechtesten und steilsten Wegen dorthin gelangen. Die eine derselben, von sechs schwarzen Geisböcken gezogen, kommt von der Schäferbergshohle herab und wendet an dem Hause des Schneiders Eberlein im sogenannten Oberland, d. h. in dem oberen Dorfe. Die andere, die mit sechs Rappen ohne Köpfe bespannt ist, rollt von der Altensteiner Chaussee, dem Steier, d. i. dem Steiger, jenem steilen, über die Klippe führenden Fahrweg von Steinbach nach Ruhla herab bis in die Mitte des Dorfes an die Brücke. In dieser letzteren sitzt eine „verwunschene“ Prinzessin. Wer dieser unglücklicher Weise begegnet und ihr in das Spinnewebengesicht mit den hohlen Augen guckt, hat das Jahr über Unglück oder muß wohl gar sterben.

Bechstein, IV S. 181.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 134.

143. Vom Zigeunerfeuer zu Steinbach.

Zur Zeit, als die Zigeuner noch im Lande herumstreiften, sich vor den Dörfern lagerten, die Einwohner durch ihre Weiber brandschatzten und dabei mitgehen hießen, was nicht niet- und nagelfest war, kam auch eine solche Bande nach Steinbach und bat, weil sie es draußen vor Kälte nicht aushalten konnte, um ein Nachtlager in einer Scheune. Den Steinbachern aber waren entweder Thüren und Fenster zugefroren, oder sie wollten von dem losen Gesindel nichts wissen; niemand ließ sich sehen. Endlich konnte es das sogenannte „all klei Reesche,“ das ist: das alte kleine Andreaschen, nicht mehr über das Herz bringen und öffnete den Halberfrorenen das Thor seiner neben dem Hause gelegenen Scheune. Die Zigeuner aber waren noch nicht lange eingerückt, so gab's auch schon Lärm im Dorfe, und dem Reeschen wurde zugerufen, daß das Gesindel ein so mächtiges Feuer auf der Tenne angezündet habe,“ daß es bis in die Sparren züngele und der ganze Ort in Gefahr sei. Reeschen erschrack gewaltig, sprang nach der Tenne und machte das Volk ob ihrer Undankbarkeit gehörig schlecht. Die alte Zigeunermutter wollte ihn beruhigen und versicherte, Zigeunerfeuer bringe keine Gefahr, denn sie hätten

Macht über dasselbe. Da sich aber der Hausherr damit nicht beschwichtigen lassen wollte, so gab sie's einigen Zigeunerjungen einen Wink, auf den diese sogleich hinauf in den Barren stiegen, zwei Bund Stroh herabholten und diese mitten in die Flamme hielten. Dies jedoch gab Veranlassung zu neuem Lärm und Zank, der erst dann sich wieder legte, als die Zigeuner das Stroh aus der Flamme zogen und sich Reeschen und die Anderen überzeugten, daß auch nicht ein Hälmchen davon versengt war. Als nun am andern Morgen die Bande wieder abzog, ging die Alte zu Reeschen ins Haus, klopfte ihn auf die Schulter, dankte ihm für die Herberge und sagte ihm dabei noch, daß sie ihm Haus und Scheune gegen jeden Brandschaden „gefeit" habe. Und so war's. Denn als später Steinbach mehrmals von Brandunglück heimgesucht und Reeschens Haus vom Feuer arg bedroht ward, wurde die Flamme jedesmal wie durch ein Wunder von ihm abgeleitet. Und so stehen diese gegenwärtig der Familie Bodenstein gehörigen Gebäude noch immer der Linde gegenüber in Steinbach.

Bechstein, IV S. 175.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 133.

144. Der belohnte Schuster zu Steinbach.

In dem letzten Häuschen von Steinbach nach dem Schleifkothengrunde zu lebte vor Jahren ein braver fleißiger Schuster, der aber trotzdem immer mit der lieben Noth zu ringen hatte. Der ging am güldenen Sonntag nach Pfingsten auf die Klinge, um sich dort droben einmal an der schönen Aussicht und dem Gesang der Vögel zu ergötzen.

Als er glaubte, daß es Zeit sei, den Rückweg anzutreten, gewahrte er unvermutet ein Häufchen kleiner Lederstücke neben sich im Grase. Der sparsame Schuster dachte: „Hm, willst sie mitnehmen, kannst sie doch noch da oder dorthin verwenden," raffte sie deshalb in sein Taschentuch und ging den Berg hinunter. Aber plötzlich blieb er wieder stehen, besah das Taschentuch und murmelte: „Hm, was ist das? das Taschentuch wird ja schwerer und immer schwerer!" Er machte es auf und sah jetzt mit freudigem Schrecken, daß die Lederstücke sich in lauter blanke Goldfüchse verwandelt hatten. Von da an war dem armen Schuster geholfen.

145. Vom Freiersmännchen in Steinbach.

In Steinbach erzählen sie von einem kleinen, grauen Männchen mit einem mächtigen Schlapphute, welches den Steinbacher Burschen, wenn sie auswärts auf die „Freit“ gehen, gar gefährlich werden kann. Es begleitet sie das erste Mal, wenn sie nachts auf dem Heimwege sind, zur Warnung, ohne ihnen ein Leid zu thun. Das zweite Mal fliegen schon Steine und Knittel nach dem Freier. Das dritte Mal giebt's Ohrfeigen, und hilft das nicht, so bricht ihm das Freiersmännchen auf dem vierten Gang unfehlbar das Genick.

Bechstein, IV. S. 227.

146. Vom Schatze auf dem Haderkopf.

„Auf unserem Acker“, erzählte eine Steinbacherin, „ist noch eine Kriegskasse aus dem dreißigjährigen Kriege vergraben. Die liegt unter einem großen Steine versetzt, der sich alle sieben Jahre zeigt. Meine Großmutter hackte eines Tages dort Kartoffeln und traf richtig den Stein. Da dachte sie, das gäbe wohl einen prächtigen Baustein, — denn die versetzte Kriegskasse kam ihr dabei nicht in den Sinn, — rief ihren Mann herbei und wollte ihm den Stein zeigen; der aber war und blieb verschwunden. Später stieß sie noch einmal auf ihn und fing auch schon an, den Stein mit der Haue heraus zu arbeiten. Da sie aber wieder das Maul nicht halten konnte, so war's auch diesmal nichts mit dem Schatz. Uns ist er noch nicht vor die Augen gekommen, da wir den Tag, an dem er erscheint, vergessen haben.“

Bechstein, IV. S. 237.

147. Vom Landgrafenacker.

Zur Linken des Weges von Steinbach nach Herges liegt die Bornwiese und über dieser der Landgrafenacker oder schlechthin der Landgraf, von dem ebenfalls jene an der Unstrut vorkommende Sage von dem Landgrafen und seinen Edlen erzählt wird.

Sie lautet: Es war einmal ein Landgraf im Thüringer Lande, Namens Ludwig, den haben sie „den Eisernen“ geheißen, als ihn der Schmied von Ruhla gehärtet hatte. Dem wurde ge-

meldet, daß die Edelleute in seinem Lande gar arg mit ihren Unterthanen umgingen, sie bis auf das Blut peinigten und wie das liebe Vieh paarweise vor den Pflug spannten. Und da der Landgraf, der zwar ein sehr strenger, aber dabei ein gerechter Herr war, solche Unthaten vernommen, da brauste er gewaltig auf, kam von der Wartburg herüber auf das Schloß Nauenburg, das auch einst droben auf Altenstein stand, berief seine Edelleute dorthin und zog mit ihnen hinaus in's Feld, allwo er diese nun gerade so wie sie es mit ihren Unterthanen gethan, paarweise vor den Pflug spannte, einen ganzen Acker mit ihnen umpflügte und sie dabei mit der Peitsche gehörig bearbeitete. Hierauf drohte er ihnen noch mit weit Schlimmerem, sofern sie von ihren Unbilden gegen das Volk nicht ablassen würden.

Seit dieser Zeit heißt jener Acker noch bis auf den heutigen Tag der Landgrafenacker.

Bechstein, IV. S. 214.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 129.

148. Der Schatz im sogenannten „Feld“ bei Steinbach.

„Man heißt es dort“, erzählte eine Steinbacherin, „in unserer Flur nur ‚im Feld‘. Dort brennt alle sieben Jahre am Kreuzwege nach dem Atterode hin ein starker Schatz, den schon Viele gesehen haben. Der Letzte, der ihn brennen sah, war Wolfs Hein. Aber der war eben so tappig wie die Andern. — Hätte er die glühenden Kohlen, die doch nur das eitle Gold sind, aufgerafft, so konnte er gegen Jeden Trumpf ausspielen; aber so geht's, wer zum Kittel geboren ist, der kommt nie zum Rock.“

149. Von dem goldnen Hirsch am „Löhche“ bei Steinbach.

Die Steinbacher erzählen, daß ihre Vorfahren viel von einem goldenen Hirsche, der sich dann und wann am „Löhche“ gezeigt, gesprochen hätten und behaupten, die Erscheinung desselben deute auf eine starke Goldader an jener Stelle. So soll er auch einst einem der Herrn Trier zu Glücksbrunn, der damals den Bergbau eifrig betrieben, mehrere Nächte hintereinander im Traume an jener Stelle erschienen sein, worauf dieser allda, um zu der

Goldader zu gelangen, eine Grube aufmachen ließ. Während dieser Arbeit soll sich nun der goldene Hirsch, oder wie Andere sagen, ein Hirsch mit prächtigem, goldenem Geweih, häufig wieder gezeigt und dabei sehr ängstlich gethan haben.

Da aber dem erwähnten Herrn das Graben zu lange dauerte, so stellte er die Arbeit, ohne auf die Goldader gestoßen zu sein, wieder ein, und die Steinbacher warfen, als später eine große Viehseuche in den Ort kam, das gefallene Vieh in die Grube. Seit jener Zeit ist nichts wieder von dem goldenen Hirsche gesehen worden.

150. Von dem Reiter ohne Kopf bei Steinbach.

Vor Steinbach an der Straße nach Schweina und Liebenstein liegen linker Hand mehrere jetzt mit Bäumen besetzte Grasgärten, welche die Siegwiese genannt werden; eine Strecke weiterhin, ebenfalls jenseits des Wassers, steht ein mächtiger Felsen, der „Löngelihtestein" (Lindenleitestein), nicht fern von diesem, jenseits der kleinen Mulde, die „das Getränk" genannt wird, und ungefähr einige hundert Schritte von der erwähnten Straße erhebt sich im Feld ein isolirter nackter Hügel, „der Haderkopf", und nordwestlich von diesem, rechts von der Straße am Fuße des Kirchbergs heißt eine Stelle „die Röth". Von diesen Orten geht folgende Sage:

Im dreißigjährigen Kriege lagerte sich eine Abteilung Schweden mit einer Kriegskasse unterhalb des Dorfes Steinbach. Die Kaiserlichen erhielten Nachricht davon und beschlossen die Schweden nächtlich zu überfallen. Da aber dies auch den Schweden wieder verraten wurde, so waren diese auf ihrer Hut, vergruben ihre Kriegskasse schnell auf einem der Aecker in der Nähe des Löngelihtesteins, ließen diese durch einen ihrer Leute, der mehr konnte als Andere, „versetzen" und zogen sich dann auf den Haderkopf zurück, allwo sie sich aufstellten und die Kaiserlichen erwarteten. Die waren denn auch bald bei der Hand und griffen die Schweden an; doch die waren mit Dreinschlagen auch nicht faul, drängten sie bis auf die Siegwiese und schlugen sie hier in die Flucht. Als sich nun die Kaiserlichen an der Röth wieder sammelten und aufstellten, fielen jetzt die Schweden über sie her, richteten ein solches Blutbad an, daß nur Wenige mit dem Leben davon

kamen und der Boden noch auf den heutigen Tag rot gefärbt bleibt.

Da aber jenem Schweden, welcher die Kriegskasse durch seinen Zauberspruch versetzt hatte, in dem Gefechte der Kopf abgehauen wurde, so war es seinen Kameraden nicht mehr möglich, den richtigen Fleck wieder aufzufinden, allwo die Kasse saß. Und so sitzt sie denn dort bis auf den heutigen Tag noch in dem Acker.

Der Schwede aber läßt sich seit jener Zeit alle sieben Jahre des Nachts als Reiter ohne Kopf dort blicken, sieht zu, ob die Kriegskasse noch da liegt und trabt dann noch eine Zeit lang im Felde umher, um seinen abgehauenen Kopf zu suchen.

Bechstein, Thür. Sag. Nr. 133.

151. Vom Lohberge, der Tanzbuche auf dem Krätzersrasen und den Hexenringen auf der Klinge.

Auf der Höhe des Lohbergs, an dessen Gelände sich noch einige Häuser von Steinbach hinaufziehen, bietet eine nicht unbedeutende Fläche des weißen Schwerspathes, der hier die dunkle Decke des Eisengesteins durchbrochen hat und schlechthin der „weiße Fleck" genannt wird, einen seltsamen Anblick. Hier, wo noch zu Anfang dieses Jahrhunderts das Sonnenwendefestfeuer brannte, sollen die Hexen von Steinbach mitunter noch lustig tanzen.

Der eigentliche, allgemeine Tummelplatz dieses heillosen Gesindels liegt jedoch weiter oben im Gebirge. Dort steht auf dem Krätzersrasen rechts vom Wege nach Brotterode und unfern der hessischen Grenze eine wegen ihres schönen Wuchses bekannte Buche, welche die Tanzbuche genannt wird.

Ein Hirte aus Steinbach trieb vor längeren Jahren am 1. Mai seine Kühe unter jene Buche, um dort Mittag zu machen. Da gewahrte er unter dem Wurzelgeflechte des Baumes etwas Glitzerndes. Es war eine schwere, goldne Kette. Der Glückliche steckte sie zu sich und ging, als er wieder heimgetrieben hatte, in die Schenke, allwo er den Gästen den Vorfall mitteilte und dabei das kostbare Kleinod vorzeigte. Die Gäste jedoch machten bedenkliche Mienen und meinten, an diesem Funde möchten sie keinen Teil haben; die Kette, und wär' sie auch noch so prächtig, sei doch nur Hexengut und Teufels Handgeld, die würde ihm kein Glück bringen, er solle machen, daß

er sie so schnell als möglich wieder fortschaffe. Der Hirt nickte lächelnd zu und trank ein Glas um das andere. Und als er endlich die Schenke verlassen wollte, trat er fehl, stürzte in den offenen Keller und brach das Genick.

Auf der nahegelegenen Klinge zeigen sich im Sommer große, kahle Ringe in dem Rasen, sie werden Hexenringe genannt, weil auch hier die Hexen zum Tanze sich zusammenfinden und das Gras wegtreten sollen.

Bechstein, IV. S. 182, II. S. 106.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 134.

152. Wie der Teufel zu seinem Klumpfuß gekommen.*)

Zu Steinbach lebte vor Zeiten ein junger Mann mit Namen Wöllewall, der war ein arger Schlemmer und Prasser und dabei so stinkfaul, daß ihm auch die geringste Arbeit zur Last wurde. Als er nun all sein Hab und Gut durchgebracht und nichts zu beißen hatte, legte er sich auf den Holzdiebstahl; aber auch das wurde ihm mit der Zeit zu beschwerlich, so daß er eines Tages, als er droben auf dem Rennsteigstein stand, auf den Gedanken kam, sich von diesem herabzustürzen und so seinem Leben ein Ende zu machen. — Doch als er die Tiefe erblickte, reute es ihn wieder. Da kam er auf den Gedanken, den Teufel herbeizurufen und sich ihm zu verschreiben. Der böse Feind ließ nicht auf sich warten, und beide schlossen nun folgenden Pakt. Der Böse versprach dem Wöllewall so viel und noch mehr Geld, als er nur durchzubringen vermöge, dagegen sollte ihm der Steinbacher Leib und Seele nach Jahresfrist zu eigen überliefern, es sei denn, daß ihm Wöllewall innerhalb des Jahres auf einer schlanken, jungen Eiche am Rennsteig, allwo sie während des Gesprächs angelangt waren, einen Vogel zeige, wie der Teufel noch keinen gesehen habe. Wöllewall ging sofort Alles ohne Bedenken ein. Der Teufel, nachdem er den Steinbacher nochmals an den Jahrestag erinnert hatte, schaffte diesem nun so viel Geld, daß Wöllewall sein voriges Leben wieder ärger als zuvor treiben konnte. Doch als sich die bedungene Zeit ihrem Ende zuneigte, und der Schwelger an die Unmöglichkeit dachte, dem Teufel einen Vogel zu schaffen, den er noch nie gesehen, da wurde ihm bang und immer banger. Er hatte keine Ruhe mehr zu Hause und durchstreifte Berg und Thal. So kam er auch droben an jene Stelle des Schleifkuttengrundes,

*) Diese Sage bezieht sich auf vorhergehende Örtlichkeiten.

wo man es das Fegfeuer nennt. Dort hauste damals ein alter Zauberer, Namens Melcher. Wöllewall dachte: Siehe, du hast den Teufel angerufen, und er hat dir geholfen, vielleicht hilft dir der alte Zauberer auch wieder von dem Teufel, wenn du ihn anrufst.

Gedacht, gethan. Und bald stand Melcher mit seinem langen, grauen Bart vor dem Steinbacher und sprach: „Wöllewall, ich kenne Deine Angst und Dein Begehr; wenn Du mir die Hälfte des Goldes giebst, das Dir der Teufel gegeben hat, so soll Dir geholfen werden; denn der hat mich selbst schon manchmal arg getückt. Er soll einen Vogel zu sehen bekommen, wie ihm noch keiner vor die Augen gekommen ist. Du freilich kannst den nicht schaffen, der Teufel kennt sie alle weit und breit herum. Du mußt mir zu dem Streich aber ein Faß Sirup und eine Bettzieche voll Federn schaffen; den Vogel habe ich drunten in Elmenthal, für den will ich sorgen. Vergiß aber nicht die Sachen am Morgen des Tages, an dem Dein Pakt mit dem Teufel abläuft, hierher zu bringen." Wer war froher als Wöllewall? Er dankte dem Zauberer und besorgte alles aufs pünktlichste. Als er nun droben am Fegefeuer mit dem versprochenen Gelde, dem Sirupsfaß und der Bettzieche hielt, kam auch bald darauf der Zauberer und schleifte eine alte Hexe aus Elmenthal herbei. Der riß Melcher drauf die Lumpen vom Leibe, schmierte sie von oben bis unten mit Sirup und steckte sie in die Zieche, die er nun dem Wöllewall aufhockte. Er selbst nahm einen schweren eisernen Rock auf die Schulter, und nun gings hinauf an die junge, schlanke Eiche am Rennsteig. Hier stellte er den Rock nieder und steckte Wöllewall hinein. Die alte Hexe ließ er aus der Bettzieche heraus, und lachend sagte er zu dem Steinbacher: „Sieh, einen solchen prächtigen Vogel hat der Teufel noch nicht gesehen. Ich will ihm jetzt erst auf die Eiche hinauf helfen, dann tret' ich bei Seite, und wenn nun der Teufel kommt, so zeigst Du ihm den Vogel." Und kaum waren sie mit allem fertig, so entstand ein furchtbares Brausen und Krachen, kurz ein Lärm, als wollte das ganze Gebirge einstürzen. Gleich darauf erschien der böse Feind und trat hohnlachend vor Wöllewall; der aber deutete getrost nach seinem Vogel auf der Eiche. Als diesen der Teufel erblickte, wurde er wild, schrie: „Verdammter Hund, das kommt nicht aus Deinem Schädel, den Streich hat mir wieder einmal der verfluchte Zauberer Melcher gespielt; wir sind nun quitt, aber einen Denkzettel sollst Du doch noch davon tragen", und trat mit diesen Worten wüthend nach dem Steinbacher, verletzte sich aber dabei an dem eisernen Rock so sehr, daß er davon einen Klumpfuß bekam und auf ewige Zeiten hinken muß. Die Eiche aber ruinierte und verfluchte er so,

daß sie bis heutigen Tags als schauriger, knorriger Krüppel dasteht. Sie heißt deshalb die „wölle" Eiche. Nicht weit davon steht an der Stelle, wo Wöllewall als eiserner Mann gestanden, ein hoher Stein, der wird Eisenmannstein genannt.

153. Wie der Teufel nach Nordhausen geht und den Branntwein brennt.

Auf der Hirschbalz zwischen Winterstein und Steinbach waren zwei Schwarzkünstler, ein Steinbacher und ein Wintersteiner, des Nachts beschäftigt, wegen eines Grenzstreites die Steine zu verrücken. Und da sie nun deshalb arg hinter einander kamen, so gesellte sich auch der Teufel noch zu ihnen. Es kommt zum Kampfe. Der Steinbacher haut nun auch, nachdem er den Wintersteiner besiegt, den Teufel dergestalt, daß die Funken bis zu den Gipfeln der Bäume stieben und der ganze Wald nach Schwefel stinkt. In seiner Angst weiß der Teufel keinen andern Rath, als sich in eine hohle Buche zu flüchten. Das aber merkt der Steinbacher alsbald und mauert die Buche zu. Jahrelang muß nun der arme Teufel in seinem Verließe stecken, und unter der Zeit passirt nichts Ungeheuerliches auf Erden, es wandern auch keine armen Seelen der Hölle mehr zu. Da denken die in der Hölle: „Was sollen wir allein hier stecken? Wohlan! wir ziehen in den Himmel!" Gesagt, gethan. Nach geraumer Frist kommt der Schlag in den Teil des Waldes, in welchem die Buche des Teufels steht. Auch dieser Baum wird gefällt, und mit einem bestialischen Triumph entfährt der Teufel dem Versteck und durchbricht wieder die höllischen Pforten. Erstaunt blickt er sich in dem leeren Raume um, in welchem nur Mutter und Großmutter sitzen. Letztere gibt ihm den guten Rat: „Geh nach Nordhausen und brenne Branntwein:" Und so geschah's. Seitdem sind die Straßen mit Fuhrleuten übersäet, die solches Teufelszeug fahren, und die Bauern trinken das Teufelszeug, werden toll und voll und verschreiben ihre armen Seelen dem Teufel tausendweis. Und die Hölle wurde wieder voll und mußte durch einen neuen Anbau erweitert werden.

154. Das kleine Männchen im Rennsteigthal.

Im Rennsteigthal in der Nähe der Wiedleite wollen schon viele kleine Männlein gesehen haben; sie tragen dreieckige Hütchen, schwarze Leibröckchen, gleichfarbige kurze Höschen, lange Strümpfchen und gar niedliche Schühchen mit Schnallen, sind fromm und thun niemandem etwas zu Leide, wenn sie nicht geneckt werden.

Zwei Steinbacher, von denen der eine heute noch lebt, kamen eines Tages von Brotterode, allwo sie Waaren abgeliefert und Eisen auf dem Rückwege mitgenommen hatten. Beide waren müde geworden und ließen sich, um auszuruhen, im Rennsteigthal nieder. Als sie hier eine Weile gesessen, sahen sie kaum zehn Schritte weit vor sich eines jener Männchen in einer kleinen Vertiefung aus dem Boden steigen, das unverwandt nach ihnen hinblickte. Die Steinbacher zitterten am ganzen Leibe und machten, als bald darauf das Männchen ebenso still, wie es gekommen, wiederum in den Boden verschwand, daß sie so schnell als möglich davon kamen.

155. Der schwarze Mann im Rennsteigthal.

Bommes-Sümmes-Hanjörg spricht: „„Bös Mun bist““, sagen die Steinbacher, und das kommt daher. Als Bommes-Sümmes-Hanjörg einmal von Brotterode auf dem Heimweg droben im Rennsteigthale ausruhte, kam es ihm vor, als wenn sein eigener Schatten sich um ihn herumbewegte. Das Ding aber wurde immer größer und dunkler, bis es die Gestalt eines schwarzen Mannes angenommen, der dicht vor ihm stehen blieb. Und da Bommes-Sümmes-Hanjörg mit dem Schwarzen nichts zu thun haben wollte, so winkte er ihm mit der Hand ab und sprach: „Fort! bös Mun bist!“ worauf der Schwarze sofort verschwand, Bommes-Sümmes-Hanjörg aber von unsichtbarer Hand ein Paar so derbe Ohrfeigen bekam, daß er aufsprang und am ganzen Leibe zitternd in Steinbach eintraf.

156. Vom Kellerborn.

Im Atterode oben unfern des Einflusses des Rennsteiger Wassers in das Atteröder an der südöstlichen Abdachung des sogenannten Kirficht quillt der Kellerborn. Hier soll sich dann und wann eine weiße Jungfer sehen lassen, die dort ihre Wäsche reinigt und nachher auf dem alten Kirficht trocknet.

Bechstein, IV. S. 209.
Witzschel, II. Nr. 73.

157. Die Bergkobolde an der Wiedleite.

Stellt man sich mit dem Rücken gegen den Kellerborn im Atterode, so erblickt man gen Süd-Ost jenseits des von dem Rennsteigwasser durchrieselten Gründchens eine nach dem Kamme des Gebirgs sich ziehende Wand, die „Wied- oder Wedleite.“. Zur

Zeit, als um Steinbach bei Bad Liebenstein der Bergbau noch blühte und der Ort fast nur von Bergleuten bewohnt war, ging ein junger Bergknappe nach der Wiedleite hinauf, um dort anzufahren. Als er fast seinen Schacht erreicht hatte, blieb er einen Augenblick erschrocken stehen: Eine Menge winzig kleiner Bergmännchen arbeitete dort an der Wied und dem zu Tage geförderten Gesteine, stürzten sich aber, sobald der Bergmann näher trat, in den Schacht, worauf denn auch dieser hinter ihnen zusammenbrach. Der entsetzte Bergmann aber soll sich nicht lange besonnen haben, ging nach Ruhla, erlernte dort das Messermacherhandwerk und verpflanzte dasselbe nach Steinbach, allwo es jetzt noch in voller Blüte betrieben wird.

Bechstein, IV. S. 172.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 137.

158. Der Geist in der Pfarre zu Schweina.

Vom letzten römisch-katholischen Pfarrer zu Schweina, der sich dann zu Luthers Lehre bekannte, erzählt die Sage, er sei ein so eifriger Bibelleser gewesen, daß er sich selbst im Tode nicht habe von diesem heiligen Buche trennen können. Als er nämlich zum Leide seiner Gemeinde gestorben, habe sich von seinem Begräbnißtage an all eAbende ein helles Licht in seiner Studierstube gezeigt und als es endlich einige beherzte Männer gewagt, mittelst einer Leiter hinanzusteigen und durch die Fenster zu blicken, hätten sie ihren alten Pfarrer leibhaftig an seinem Tische sitzen und in der Bibel lesen sehen. — Darüber aber wären die Schweinaer in so große Bekümmerniß und Angst geraten, daß sie sich für schweres Geld einen Jesuiten aus Dermbach geholt, der den Geist des verstorbenen Herrn aus der Pfarrei hätte bannen und zur ewigen Ruhe bringen sollen. Dieser habe sich jedoch durch die Faxen des „Jesewitters" nicht im geringsten stören lassen und ruhig in seiner geliebten Bibel fortgelesen, bis endlich am dritten Tage der Jesuit seine Ohnmacht gestanden und zu einem letzten Versuche einige gute Freunde des Pfarrers mit sich auf dessen Studierstube genommen. Diesen nun gegenüber habe der Pfarrer in strengen Worten die Erklärung gegeben, daß er sich nimmer von seinem geliebten Kleinod trennen könne und würde.

Hierauf sei denn der Pfarrer am folgenden Tage wieder ausgegraben und ihm seine Bibel in die Gruft mitgegeben worden. Und so habe denn auch der Spuk sein Ende erreicht.

Bechstein, VI. S. 201.

159. Von der Glocke zu Schweina.

In der Nähe von Steinbach hinter dem alten Liebenstein liegt die Wustung Atterode.

Das Dorf wurde angeblich im Bauernkrieg*) gänzlich zerstört, weil dessen Einwohner, fleißige und verständige Bergleute, nicht mit den wildgewordenen Bauern in ihr tolles Horn blasen wollten.

Man zeigt dort noch Reste von der Grundmauer der Kapelle auf dem „Körficht", ebenso deuten noch kleine Hügel die Brandstätten an. Die Glocke der Kapelle aber ruft jetzt in Schweina die Gemeinde zur Andacht, und dies soll also gekommen sein:

Als die an jenem Unglückstage geflüchteten Bergleute von Atterode sich an dem Schutte ihrer Wohnungen wieder gesammelt hatten, beschlossen sie, diese nicht wieder aufzubauen, sich dagegen in Schweina und Steinbach anzusiedeln. Und da sie über das Einzige und Beste, was ihnen der wilde Haufen gelassen, die Glocke der Kapelle, nicht einig werden konnten, welchem der beiden Orte sie dieselbe zuführen sollten, so kamen sie nach langem Beraten endlich auf den Gedanken, die Sache dem Himmel anheim zu stellen, indem sie die Glocke auf einen Karren luden, einen blinden Schimmel davor spannten und diesen bis in die Nähe jener Stelle führten, wo sich der Weg nach den obengenannten beiden Dörfern teilt. — Der Schimmel brachte die Glocke nach Schweina.

Nach einer andern Überlieferung soll diese Glocke von Schweinen ausgewühlt worden sein.

Bechstein IV., S. 165.

*160. Vom Gesicht des Pfarrers Purgold in Schweina.

Zu Schweina lebte einmal ein Pfarrer Namens Purgold, der wurde eines Tages nach Meiningen beschieden. Er bestieg daher sein Rößlein, machte sich dorthin auf den Weg, besorgte allda seine Geschäfte und trabte, da es gerade Vollmond war, dann wieder heimwärts. So kam er glücklich bis auf den Sauerberg an die Grenze des Weichbildes von Schweina. Hier aber wurde sein sonst so lammfrommes Rößlein auf einmal scheu. Der Pfarrer blickte auf und erschrak nicht wenig, denn dicht vor ihm bewegte sich in feierlichem Schritte ein langer Leichenzug. Er schlug gleichfalls die Richtung nach Schweina ein. Der Pfarrer folgte ihm langsam nach. Als sie den Ort erreicht hatten, lenkte der Knabe, der das hohe Kreuz trug, nach dem Friedhof, wohin ihm die Schulknaben, die Träger mit dem Sarge und der ganze

*) Nach anderen zur Zeit der Grumbach'schen Händel.

Zug folgte. Hier war plötzlich Alles vor den Augen des tief erschütterten Pfarrherrn entschwunden. Er hatte sein eigenes Leichenbegängniß gesehen, welches denn auch bald darauf in Wirklichkeit stattfand.

*161. Von dem Kroatendrangsal in Schweina.

Die Schweinaer erzählen Nachstehendes:

Die Kroaten, die im dreißigjährigen Kriege unter dem Kreckers (Reckrodtsholz), da, wo es heute noch „Im Kroatengraben" heißt, sich gelagert hatten, haben in der Gegend gar schrecklich gehaust und zunächst dem Orte Schweina, den sie häufig überfielen und ausplünderten, gar große Drangsale zugefügt. Die Einwohner hatten deshalb auf dem Heidelberg, dem Klingeberg und dem Hohlestein Wachen ausgestellt, die ihnen durch Signale anzeigten, wenn die Kroaten aus ihrem Lager nach Schweina zu aufbrachen, damit sie sich in Zeiten mit ihrer besten Habe nach ihrem Verstecke flüchten konnten. Dieses war der zwischen dem Antoniusberg und dem Sauerberge gelegene sogenannte Teufelsgarten, ein damals mit allerlei Schlingpflanzen bewachsenes, fast undurchdringlich gewordenes Gehölz.

Zu jener Zeit soll es vorgekommen sein, daß eine Frau, Namens Hellerin, sich verspätete, weil sie noch ein ganzes Gebäcke Brot aus dem Ofen holen und in Sicherheit bringen wollte. Sie fiel den Kroaten in die Hände, und da diese über die Flucht der Leute und die Geringfügigkeit ihres Raubes arg aufgebracht waren, so mißhandelten sie die arme Frau aufs Schrecklichste, schnitten ihr zuletzt beide Brüste ab, gossen ihr Mistjauche ein und tanzten ihr dann auf dem Leibe herum, worauf sie sich wieder nach ihrem Lager zurückzogen.

162. Die Kinder am Silbergrund unter dem Arnsberg.

Von dem Steg über das Haselwasser im Schweinaer Grunde läuft ein scharfkantiger Rücken zwischen letzterem und dem Silbergrund bis auf die Höhe des Arnsbergs, der „Arnsberger Reuter" genannt. An der westlichen Seite desselben am Silbergrundwasser in den Erlen soll es nicht geheuer sein. Ein Bergmann erzählte mir: „Ich habe einen Kameraden, der ging einst während der Schicht, um Stöcke zu roden, in den Wald und stellte seinen Schiebekarren einstweilen in die Erlen am Arnsberger Reuter. Als mein Kamerad glaubte, eine gehörige Ladung zu haben, ging er den Berg hinunter, um den Schiebekarren zu holen, und war nicht

wenig erstaunt, dort am Platze statt des Karrens drei mit Blumen spielende Kinder in schneeweißen Kleidchen zu erblicken. Da er dachte, es seien Kinder vornehmer Leute, die sich hier im Walde verirrt hätten, so fragte er sie nach ihrem Namen und woher sie kämen. Allein er mochte sich stellen, wie er wollte, sie lachten, spielten mit ihren Wasserlilien fort und blieben ihm die Antwort schuldig. Je länger er jedoch die Kinder betrachtete, desto kurioser und unheimlicher wurde es ihm ums Herz. Da fiel es ihm erst ein, daß er sich in den Erlen am Arnsberger Reuter befand. Er machte sich daher schnell daran, um seinen verschwundenen Schiebekarren wo anders zu suchen. Doch kaum war er einige Schritte gegangen, da hörte er plötzlich hinter sich ein eigentümliches Rauschen in dem Wasser. Er sah sich um, die Kinder waren verschwunden, sein Schiebekarren aber stand wieder an dem alten Flecke."

163. Von den Schätzen und der weißen Jungfer in Schweina.

In der Mittelgasse zu Schweina steht die von der Familie Heller einst an der Stelle des alten von Hund'schen Hauses erbaute Hofraithe, in der es nicht geheuer ist, denn es ruhen dort noch zwei Schätze tief unter der Erde. Der mächtigste der beiden ist aber zu stark versetzt und nicht mehr zu heben. In früheren Zeiten saß er unter einem der jetzt aufgerissenen Thorpfeiler des alten Hauses.

Eine arme, aber brave Frau aus Schweina, die eines Tages gerade zur Mittagszeit mit einem Hockel Leseholz aus dem Walde dort vorbei mußte, sah ihn unter dem Pfeiler in der Sonne glitzern. Es war ein großer Kessel voll blanker Goldstücke. Da die Frau Courage hatte, warf sie hurtig ihren Hockel ab und hatte schon ein paar Hände voll des Goldes in ihrer Schürze, als sie sich vergaß und in ihrer Freude ausrief: „Ach du lieber Gott, was hast du mich armes Tier doch so glücklich gemacht!" Und so versank der Schatz wieder unter ihren Händen. Von dem aber, was sie schon in die Schürze gerafft, baute sie sich ein Häuschen im Dorfe.

Der andere Schatz sitzt neben dem Brunnen in dem Heller'schen Hausgarten. Dann und wann zeigt ihn eine weiße Jungfer mit einem Spinnwebengesicht an, die dort im Mondenschein ihr Linnen bleicht.

Ein alter Förster oder Einnehmer, der noch in dem von Hund'schen Hause wohnte, sah die weiße Jungfer in einer mondhellen Nacht im Garten, und da er dachte, es sei eine, die ihm die Äpfel stehlen wollte, so ergriff er das Gewehr, riß das Fenster auf und legte schon auf sie an, als ihn seine Frau mit den

Worten zurückzog: „Siehst Du denn nicht, daß es die weiße Jungfer ist, die dort ihre Wäsche bleicht?“ Und das war ein Glück für den Mann; denn wer auf die weiße Jungfer schießt, den trifft die Kugel ins eigne Herz.

Später wurde einmal eine Hausfrau schnell zu ihrem sterbenden Vater in das Dorf gerufen; sie legte daher noch einige Stücke Holz in den Ofen, sagte den Kindern, sie möchten sich ruhig verhalten und hübsch in der Stube bleiben, sie käme gleich wieder, verschloß dann alle Eingänge zum Haus und ging fort. Kaum aber war die Frau weg, so entstand ein so furchtbares Sausen und Brausen im Ofen, daß es den Kindern himmelangst wurde, und da der Spektakel nicht nachließ, faßte sich der älteste ein Herz und ging, von den jüngeren gefolgt, nach der Küche, um in dem Ofen nachzusehen. Da aber hörten die Kinder auf einmal mit dumpfer Stimme hinter ihrem Rücken die Worte: „Ich habe nur einmal das Feuer angeblasen“, und als sie sich umguckten, sahen sie in das Spinnwebengesicht der weißen Jungfer.

Vor Entsetzen eilten sie nach der Stube, sahen aber dort gleich drauf das Gesicht der weißen Jungfer hinter dem Fenster, das aus der Stube in die Hausflur ging. Wie die Mutter heimkehrte, fand sie die Kinder bleich und am ganzen Leibe zitternd, im Hause aber sonst Alles noch, wie sie es verlassen.

* 164. Die Erscheinung an den sog. Häuserchen auf der Birkenheide.

Der Musikant Leimbach sowie die alte Aschenbach und noch viele andere aus Schweina, welche den Fußpfad die Schweina hinauf über die Birkenheide nach Ruhla gingen, sahen, wo man es „an den Häuserchen“ heißt, zu verschiedenen Malen eine Weibsperson in uralter Tracht. Sie war mit Heumachen auf einer Waldblöße beschäftigt und verschwand jedesmal, wenn man sie anredete oder auf sie zuging.

* 165. Vom unheimlichen Hirsch im Silbergrund.

Der alte Kantor Schubart von Schweina, der ein gewaltiger Schütze war, schoß im Silbergrunde drei Kugeln nach einander auf einen mächtigen Hirsch. Der aber blieb unversehrt, betrachtete den Kantor noch eine Weile; setzte dann über einen Busch und verschwand. Dasselbe Stückchen begegnete etwas später dem Wilderer Aschenbach.

166. Von der Eckenzelle, dem Bonifaciusfelsen und dem Brandgarten am Altenstein.

Auch in der nächsten Umgebung des Schlosses Altenstein gehen Sage und älteste Geschichte Hand in Hand. So geht von dem Eckenzeller Thale, welches sich dicht am Fuße des Altensteins aus dem Schweinaer Grunde gen Norden in das Gebirge hinaufzieht, die Sage, daß in der Nähe des Wasserfalles am Fuße des Windsberges eine Klosterzelle, die Eckenzelle, gestanden habe, in welcher der Gründer derselben, der „treue Eckart", sein Leben in stiller Waldeinsamkeit beschloß. Weiter hinauf nach der Ruhlaer Straße hin lag das Gut Ecken- oder Reckenzell, wo noch 1447 Gyseler und Rüdiger als Hennebergische Vasallen saßen.

Auf derselben Terrasse, auf der Schloß Altenstein gelegen, liegt diesem etwa in südöstlicher Richtung gegenüber der Bonifaciusfelsen, von welchem der bekannte Apostel der Thüringer dem Volke das Christenthum predigte. Reste einer Klause, die sich in früheren Zeiten am Felsen noch vorfanden, führten den Namen Bonifaciusturm, weil hier der Apostel der Sage nach eine Zeit lang als Einsiedler wohnte.

Zwischen dem Bonifaciusfelsen und dem Schlosse sah man noch vor mehreren Jahrzehnten einen Obst- und Gemüsegarten, welcher der Brandgarten genannt wurde. In einem dort verschütteten Keller läßt das Volk noch große Schätze vergraben sein, welche von der einst hier gestandenen Nauen- oder Neuenburg herrühren sollen.

Auch wollen mehrere an dieser Stelle an bestimmten Tagen einen prachtvollen Garten mit herrlichen Blumen und Früchten erblickt haben. Eine Steinbacherin stieß einst allda auf einen alten Ritter im Jagdkleide, doch als sie ihn anredete, verschwand sogleich alles wieder. Ebenso erging es einer andern von dort in diesem Zaubergarten, als sie nach aufgehängter feiner Wäsche griff.

Bechstein, IV. S. 197.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 129.
Witzschel, I. Nr. 17.

167. Vom Hohlenstein bei Altenstein.

Eine der schönsten Zierden des Naturparks um Altenstein ist der riesige Dolomitpfeiler, der sich am obern Rande des Berges erhebt, an dessen Fuße sich die bekannte Glücksbrunner Höhle befindet. Es ist dies der Hohlenstein, dessen Gipfel ein kleines, von

dem verstorbenen Herzog Georg erbautes japanisches Häuschen krönt und eine weite Rundsicht über die herrliche Gegend gewährt. Seinen Namen hat er von einer nach Osten offenen tiefen Höhlung, die sich nach Westen bis auf eine enge Felsenspalte schließt. Hier ist eine Windharfe angebracht. Ein Greis aus Schweina teilte mir nachstehende, fast verklungene Sage über den Hohlenstein also mit. „Unsere Alten," begann er, „haben immer erzählt, zur Zeit als der Werragrund und auch die Gegend bei Schweina und noch gar weithin alles ein großer wilder See gewesen sei', und die Menschen nur auf den Bergen gewohnt hätten, da wären die Luft- und Wassergeister einmal uneins geworden und sei eine so schreckliche Zeit gekommen, daß die Menschen sich selbst auf den höchsten Bergen vor der argen Aufregung der Gewässer nicht mehr sicher geglaubt hätten. Da sollen sich denn nun die, welche hier oben auf dem Berge herumwohnten und noch nicht vom Wasser mit fortgerissen waren, in ihrer Not auf den Hohlenstein geflüchtet und an den Berggeist gewandt haben, daß er sich ihrer erbarme. Und der Berggeist, der mächtiger ist als die anderen, erhörte ihr inbrünstiges Flehen, stieg aus der Tiefe empor, gebot dem Sturme und den Gewässern und schlug mit seinem Demantfäustel das Loch in den Felsen droben, und das Wasser stürzte alsbald in das Innere des Berges. Da drinnen steht es nun noch als ein gewaltiger See, festgebannt von dem Geiste. Aber auch die Gewässer hier unten in den Thälern gehorchten seinem Gebote und brachen nach dem Werrathale durch."

„Aber gut ist's, lieber Freund", fuhr der Greis fort, „daß wir hoffentlich dann nicht mehr da sein werden, wenn die Prophezeiung, von der unsere Alten auch erzählt haben, einmal in Erfüllung gehen wird, daß der Bann, der die Gewässer fesselt, sich einst lösen, der Berg sammt dem Hohlenstein einstürzen und das wilde Wasser wieder durchbrechen werde; dann geht alles, die herrliche Landschaft mit Menschen und Vieh, alles wieder zu Grunde. Und kommen wird dies ganz gewiß, denn unsere Jugend hat keinen Respekt mehr vor dem Alter und keinen mehr vor dem lieben Herrgott!"

Nach einer andern Sage soll der Hohlenstein vor unvordenklichen Zeiten der Aufenthaltsort eines scheußlichen Drachens gewesen sein und das Ungeheuer sich in den Berg zurückgezogen haben.

Bechstein, IV. S. 193.

* 168. Der heilige Bonifacius am Hohlenstein.

Am Hohlenstein soll sich, wie der alte Heller von Schweina erzählt, auch dann und wann der heilige Bonifacius, der hier herum bekanntlich den Heiden das Christenthum predigte, noch sehen lassen. Er erscheint in einem uralten Priesterkleide und hält ein aufgeschlagenes Buch in der Hand.

169. Vom Schlangenschacht hinter Altenstein.

Hinter Altenstein droben im Walde, da, wo man es im „Neufang" heißt, liegt dicht an einem der Pfade nach Ruhla eine alte Binge*), der Schlangenschacht genannt, von dem folgende Sage geht:

Ehe sich das Landvolk um Altenstein herum im dreißigjährigen Kriege ermannte und vereinigt mit den in Ruhla liegenden Schweden die zwischen Schweina und Waldfisch gelagerten Kroaten überfiel und niedermetzelte, da wirtschafteten diese so arg, daß niemand über sein eigenes Leben und Gut mehr Herr war und die meisten ihre Ortschaften verließen, um sich im Gebirge oder sonst wo ein sicheres Versteck zu suchen. Zu jener Zeit nun war es, daß sich ein braver Bergmann aus Schweina mit seiner Familie und seiner besten fahrenden Habe auch hinauf in das höhere Gebirg geflüchtet und in einem der Schachte auf dem Neufang versteckt hatte. Da geschah es denn, daß sich jeden Tag, und zwar regelmäßig zu einer bestimmten Zeit, eine Schlange bei den Leuten einstellte und sich diesen gegenüber so zutraulich zeigte, daß sie ihr jedesmal Brotkrumen und etwas Milch von ihrer im Walde verborgen gehaltenen Kuh verabreichten. Die Leute hatten sich daher bald an das Tier gewöhnt, daß es ihnen eines Tages auffiel, als die Schlange ausblieb, und da der Bergmann hierin eine schlimme Vorbedeutung für sich und seine Familie zu erblicken glaubte, so verließ er den Schacht und zog mit allem, was sein, über den Rennsteig, um sich dort drüben nach einem neuen Versteck umzuthun.

Und wirklich kam auch kurz nach seinem Abzuge ein Haufen Kroaten, dem ein schlechter Geselle aus Schweina als Führer diente, an den Schacht, um die Bergmannsfamilie dort aufzuheben. Doch als sie das Nest leer fanden, glaubten sie sich von dem Schweinaer hintergangen und stürzten ihn zum Dank für seine Verräterei Hals über Kopf in die Grube. Der Schacht erhielt von jenem Ereignisse den Namen Schlangenschacht.

*) Ein verlassener Schacht.

170. Vom Hexenberge bei Altenstein.

Unter Altenstein am Eingange des Eckenzeller Thals neben dem sogenannten Gemüsegarten, liegt ein steriler Hügel, der Hexenberg genannt, auf dem einst unzählige Hexen und Hexenmeister verbrannt wurden. Auch von dieser Stätte wird die Sage, die sich da und dort wiederholt, erzählt, daß nämlich ein wegen Zauberei zum Feuertod Verurteilter auf seinem letzten Gange einen dürren Pfahl mit den Worten in den unfruchtbaren Boden gestoßen habe: „So wahr als dieser Pfahl wurzeln und grünen wird, ebenso wahr ist es, daß ich unschuldig den Tod erleide!"

Und das dürre Holz habe Wurzeln geschlagen, Zweige und Laub getrieben.

171. Von den Hunden von Benkheim auf Altenstein.

Vor vielen, vielen Jahrhunderten soll es geschehen sein, daß in Steinbach eine arme, aber sonst tugendsame Frau mit einem Drilling einkam. Zum Unglück der Frau aber wirtschaftete gerade auf Schloß Altenstein, oder wie dies früher genannt wurde, dem Markgrafenstein, eine zwar tüchtige, aber auch strenge und herzlose Burgfrau, die, als sie von dem Vorfalle hörte, jene Frau deshalb des Ehebruchs anklagte, ihr den Proceß machen und trotz aller Beteuerung der Wöchnerin, daß sie von keinem andern als dem ihr angetrauten Manne wisse, hinrichten ließ. Da soll es nun vorgekommen sein, daß die Frau als sie auf dem Richtplatze anlangte, nachdem sie allda nochmals ihre Unschuld beteuert, die hartherzige Burgherrin verfluchte und ihr dabei wünschte, daß sie binnen Jahresfrist statt mit 3 mit 13 Kindern einkommen möge und dies zwar zum Zeichen, daß sie hier den Tod unschuldig erleide. — Und so geschah es denn wirklich; die Burgfrau wurde noch im Laufe des Jahres von 13 zwar kleinen, aber doch frischen und gesunden Knaben entbunden.

Mit Entsetzen gedachte sie jetzt der armen, auf ihren Befehl hingerichteten Schuldlosen und dessen, was die Leute und ihr abwesender Gemahl von ihr denken und reden würden; nahm daher einen der dreizehn zu sich und gebot einer ihrer vertrauten Dienerinnen, die übrigen zwölf zur Verhüllung des Geschehenen in einen Korb zu legen und unterhalb des Dorfes Schweina in das Wasser zu werfen. Das Schicksal jedoch wollte es anders, denn gerade in dem Augenblicke, als die Magd die Burg verlassen wollte, kam der Ritter unvermutet zurück, frug nach dem Inhalte des Korbes und erhielt von dieser den Bescheid, daß es junge Hunde seien,

die sie ins Wasser tragen solle. Doch als der Ritter, damit nicht zufrieden, die jungen Hunde sehen wollte, stürzte ihm die Magd zu Füßen und beichtete alles.

Der Burgherr aber beherrschte seinen Zorn, gebot der Dienerin, die Knäblein zu einem Köhler in dem Walde zu bringen, wo er für die Pflege derselben weiter sorgen werde. Ihrer Herrin jedoch solle sie bei Todesstrafe nichts von diesem Verlaufe mitteilen.

Als die Knaben aber ihr 12. Lebensjahr erreicht hatten, und die Burgherrin den Namenstag des bei ihr gebliebenen dreizehnten fröhlich begehen wollte, frug sie der Eheherr, was einer Mutter gebühre, die ihr neugeborenes Kind gleich einem jungen Hunde im Wasser zu ersäufen befehle. Und als hierauf die Frau anfangs erschrocken, dann aber dreist antwortete, eine solche Mutter müsse lebendig verbrannt werden, da rief der Ritter zornig, während er eine Seitenthür öffnete und die zwölf ganz mit dem dreizehnten überein gekleideten Knaben eintreten hieß: „Nun, denn, Weib, dann hast Du die Strafe zwölfmal verdient, denn hier sind Deine jungen Hunde, und das soll auch von nun an ihr Name sein.“ Die Sage jedoch berichtet noch, daß der Burgherr die von seiner Gattin selbst ausgesprochene Strafe nicht an ihr vollziehen ließ, sondern sie zur Reue und Buße in ein strenges Kloster schickte. Jene zwölf aber behielten den ihnen verliehenen Namen bei und wurden die Stammväter derer von Hund, da der dreizehnte Bruder ohne Leibeserben mit dem Tode abgegangen sein soll.

Bechstein, IV. S. 199.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 131.
(Gräße II. 944; Heffmeister, S. 67; Pfister, S. 138; Grimm Nr. 577.)

172. Vom alten Schlosse Liebenstein.

Als das alte Schloß droben auf dem Burgberge, an dessen Fuß Bad Liebenstein gelegen, erbaut wurde, da herrschte noch jener schaurige Aberglaube, eine Veste durch ein lebendig eingemauertes Kind unüberwindlich machen zu können; und da auch der Ritter, der diese Burg gründete, noch in diesem Glauben befangen war, so kaufte er zu jenem Zwecke von einer Landstreicherin ihr kleines Töchterchen und befahl es in die Burg lebendig einzumauern. Als jedoch der Meister die äußere Mauer des kleinen Grabes dem Kinde bis an die Schulter aufgeführt hatte und dieses, welches bis dahin ruhig an seiner Semmel gegessen, jetzt in bittendem Tone zu ihm sprach: „Ach! Mann, laß mir doch nur ein Gucklöchelchen,“ da erbebte dem Meister das Herz, er schleuderte den Hammer weit von sich und erklärte dem Bauherrn, keinen Schlag mehr an diesem

Werke thun zu wollen. Zornig befahl jetzt der Ritter dem Gesellen, das grausame Werk zu vollenden; doch auch diesem erging es nicht besser; auch er warf erschüttert das Werkzeug bei Seite. Nun kam die Reihe an den Lehrjungen, einen rüden, herzlosen Burschen. Der ließ sich durch die Bitte des Kindes: „Mann, laß mir doch nur ein Gucklöchelchen!“ nicht rühren. Und wie das Werk höher stieg, da rief das Kind der dabei weilenden Mutter zu: „Mütterchen, jetzt seh' ich Dich noch!“ Dann aber trat es auf die Zehen und rief: „Mütterchen, jetzt seh' ich Dich bald nicht mehr!“ und als der Junge den letzten Stein einsetzte, da hörte man noch dumpf die Stimme des Kindes: „Mütterchen, nun seh' ich Dich gar nicht mehr!“

Das schauerliche Werk war vollendet. Der Lehrjunge erhielt reichen Lohn von dem Bauherrn; wenige Tage darauf jedoch spülte die Werra die Leiche des herzlosen Burschen an's Ufer. Die unnatürliche Mutter aber hatte von Stund an weder Ruhe noch Rast und soll heute noch als händeringendes Gespenst die Burg umirren.

Bechstein, IV. S. 206.
Bechstein, Thüring. Sag. Nr. 132 u. 135.

173. Von dem Schatze auf dem alten Liebenstein.

„Off'm Suerborn“, doch lange bevor der Ort unter dem Namen „Bad Liebenstein“ bekannt wurde, träumte es einem jungen Bauernmädchen, sie suche droben an dem alten Schlosse Blumen und höre dabei eine gar feine, aber traurige Musik in dem alten Gemäuer. Und als sie aufschaute, siehe, da zeigte sich in einem der Fensterlöcher eine weiße Dame, die ihr gar freundlich zuwinkte, näher zu treten. Den Traum aber erzählte das Mädchen am andern Morgen ihrem Vater und der sprach: „Höre, wenn Dir wirklich dort oben etwas beschieden sein soll, so mußt Du drei Nächte hinter einander denselben Traum haben“. Und da es nun sich so ereignete, so ging am dritten Tage der alte Heller, so hieß der Bauer, mit seiner Tochter hinauf zur Burg und versteckte sich dort in's Dickicht, um von da aus seine Tochter immer im Auge zu haben. Und alles kam so, wie es das Mädchen im Traume wahrgenommen. Hierauf trat ihr die weiße Dame aus der Burg entgegen, hieß sie willkommen und teilte ihr dann folgendes mit. Sie sei, sprach sie, eine der Burgfrauen, die in ihrem Leben viel Sünde gethan und besonders die Armen hart behandelt habe, dafür aber hätte sie bis heute noch keine Ruhe im Grabe gefunden. Sie nun könne ihr diese verschaffen, wenn sie

für ihre arme Seele in der Kirche zu Barchfeld, in der zu Schweina, sowie in der zu Steinbach drei Sonntage hinter einander Seelenmessen lesen und zugleich an diesen drei Tagen ein bestimmtes Quantum Brod und Korn an die Armen verabreichen lassen wolle. Sie würde dafür einen reichlichen Lohn empfangen. Dort in jenem Kranze von jungen Buchen sei ein Schatz von Gold und Edelgestein verborgen, den sie nach vollbrachter Aufgabe zu heben vermöge. Als hierauf die weiße Frau nach der Burg zurückkehrte, eilte das junge Mädchen ihrem Vater entgegen und that ihm alles zu wissen. Dieser sprach: „Der liebe Gott hat uns reichlich gesegnet und deshalb sollst Du auch thun, was Dir die Burgfrau geheißen". Und so geschah es denn, daß das Mädchen die Burgfrau erlöste. An den zu hebenden Schatz dachte es nicht weiter.

Als nun die Jungfrau einige Zeit darauf mit einer Gespielin wieder droben auf dem Burgberge in der Nähe jener jungen Buchen weilte, da ertönte noch einmal jene liebliche Musik, nur daß sie diesmal viel heiterer klang. Und als sie von ihrer Gespielin auf die wundersamen Töne aufmerksam gemacht wurde, da erwiderte sie lächelnd: „Es werden wohl Musikanten aus Steinbach sein, die solche feine Weisen dort in der Burg aufspielen". Und als sie sich darauf zum Gehen wandte, da flüsterte es ihr leise zu: „Hab' tausendmal Dank und vergiß nicht den Schatz in dem Kranze der jungen Buchen", der jetzt auch wirklich dort in der Sonne glitzerte. Das Mädchen aber wollte von solchem Schatze nichts wissen und wandte bald darauf ihr Herz einem andern Schatze zu. Lange Jahre nach jener Zeit saß das Mädchen als altes, schwaches Mütterchen mit ihrem einzigen noch übrigen kleinen Enkel verarmt und vom Hunger gepeinigt in ihrer Hütte. Da gedachte sie wieder des Schatzes droben am alten Schlosse, der aller ihrer Not auf einmal ein Ende machen könne.

Sie nahm daher eine Hacke und schlich, mit dem Kleinen an der Hand, mühsam den Berg hinauf. Doch droben angekommen, vermochte sie vor Schwäche nicht den Schatz aus der Tiefe zu arbeiten. Und so ruht er noch dort in dem Kranze der Buchen als Eigentum ihrer Nachkommen.

In später Zeit soll einmal ein Schneider, der von dem Schatze vernommen, aber nicht zu der Familie Heller gehörte, versucht haben, ihn zu heben; soll auch glücklich auf denselben gestoßen, der Schatz aber in dem Augenblick, als er danach greifen wollte, unter seinen Händen verschwunden sein.

Bechstein, IV. S. 207.
Witzschel, II. Nr. 74.

174. Von den Schatzgräbern auf dem alten Liebenstein.

Den Schatz droben in dem Buchenkranze am alten Schlosse Liebenstein wollten einmal etliche aus der Umgegend heben. Das war aber nicht leicht; denn der Geist, der den Schatz bewachte, mußte erst citiert und befragt werden, womit jener versetzt sei und gehoben werden könne. Und so ließen sie denn einen Jesuiten kommen und durch diesen die Sache vorbereiten. Von dem erfuhren sie denn nun nicht nur genau die Stelle, wo der Schatz lag, sondern auch, daß sie ihn mittelst eines schwarzen Huhnes, an dem jedoch keine einzige weiße Feder sein oder gewesen sein dürfe, erlangen könnten. Da nun einer der Schatzgräber, ein Liebensteiner, für das Huhn zu sorgen versprach, so verabredeten sie Tag und Stunde ihrer Zusammenkunft auf dem alten Schlosse, allwo sie denn zu der bestimmten Zeit eintrafen und auch die schwarze Henne zur Hand hatten. Nun wurde eifrig gegraben, und als unten im Dorfe die Geisterstunde schlug, nahmen sie das Huhn, schlachteten es und ließen das Blut in die Grube träufeln. Kaum aber waren die ersten Tropfen von der Erde eingesaugt, als ringsum ein schauerliches Sausen und Brausen sich erhob und eine Stimme die Worte rief: „Halt! jetzt will ich erst einmal dem, der dem Huhn die weiße Feder aus dem Schwanz gerupft, das Genick brechen!“ Und ehe die Schatzgräber sich's versahen, war auch schon ein „Getierts“ wie ein schwarzer Geisbock mitten unter ihnen und stieß auf alle, besonders jedoch auf den, der die Henne herbeigeschafft, so gewaltig ein, daß sie bald nach allen Winden hin flohen. Dem Liebensteiner aber hatte der Bock so arg mitgespielt, daß er nach wenigen Tagen starb. Vor seinem Ende beichtete er noch seinen Kameraden, daß er sie betrogen, denn jene Henne habe eine weiße Feder gehabt, die er derselben jedoch ausgerupft habe.

Bechstein, Thür. Sag. Nr. 135.

175. Die weiße Frau vom alten Liebenstein.

Alle sieben Jahre steigt die weiße Frau von der alten Burg Liebenstein zu dem am Promenadenweg nach Glücksbrunn gelegenen Auborn herab, füllt hier einen mitgebrachten steinernen Krug und badet sich dann in dem Quell. — Hierauf begiebt sie sich wieder zur Burg hinauf, um das dort vor Zeiten eingemauerte und noch immer wimmernde Kind zu laben. — Andere wollen wissen, daß sich die weiße Frau zuweilen auch in dem Glücks-

brunner Teich bade. An ihrem Gürtel hat sie die Schlüssel zu den verwünschten Schätzen droben auf der alten Burg und dem Hohlenstein.

Bechstein, IV. S. 159.

* 176. Der nächtliche Leichenzug vom alten Liebenstein.

Von dem Leichenzuge, der in der Geisterstunde von dem alten Schlosse droben nach dem Schweinaer Gottesacker ging, wurde sonst viel erzählt, denn damals lebten sie noch, die ihn mit eigenen Augen gesehen hatten und vor ihm ausgerissen waren. Wer sieht auch so etwas gerne! Das letzte Mal sah ihn der Schlossermeister Gotthilf Heller von hier. Von da an muß er zur Ruhe gekommen sein. Nun gut. Eben dem Schlosser Heller war kurz vor Weihnachten sein Brennholz alle geworden und da es in seinem Geldbeutel gerade so, wie im Holzstalle aussah, und der Jäger am Tage gar zu schlimm war, so machte sich unser Heller eines Abends auf die Beine, um sich droben im Hahn eine warme Stube zu holen.

Dort, wo wir es unter der alten Burg am Rundel heißen, band er die Welle und machte sich dann auf den Heimweg. Er hatte länger gebraucht, als er gedacht, denn der Schnee lag gar zu hoch. Als nun der arme Mann über den Rasen ging, drückte ihn die Welle so arg, daß er es nicht mehr aushalten konnte. Er setzte sich daher gerade an der Stelle, wo jetzt das Denkmal der Frau Herzogin Ida steht, nieder, steckte den Tragstock fort, und eben hatte er die Last wieder aufgehockt, so schlug es hier im Dorfe die Mitternachtsstunde. Kein Wunder, daß es dem Heller dort droben arg gruselte und er sich umsah. Hätte er's nur nicht gethan, aber es war nun einmal geschehen. Er stand fest, wie am Boden gewurzelt. Von dem alten Schlosse her bewegte sich der Leichenzug in einer langen Reihe und kam gerade auf ihn zu. Er sah ganz deutlich den Geistlichen und die anderen vor dem Sarge, der von sechs schwarzen Männern getragen wurde, und hinter diesem einen langen Zug der Leidtragenden, von denen manche altmodische Hüte mit hohen Federbüschen trugen. Einige Augenblicke stand der Schlosser noch wie betäubt da. Als ihm aber der Spuk auf zehn Schritte nahe gekommen war, riß er sich los, nahm eine andere Richtung und schlug den Weg nach dem Schloßgraben ein, da er sonst auf dem ersteren mit dem Leichenzuge gerade zusammengetroffen wäre. Doch auch der hatte jetzt dieselbe Richtung eingeschlagen, denn als sich der Schlosser nach einiger Zeit umsah, erblickte er ihn zu seinem Entsetzen und zwar immer nur noch die 10 Schritte hinter sich.

Er bog daher, so rasch er konnte, in den alten Weg ein, der vom Schloßgraben nach dem vorderen Hahn und von da herunter in den Ort führt. Als er sich nach einer Weile wieder umsah, gewahrte er zu seiner großen Freude, daß ihm der Zug hierher nicht gefolgt war; dieser hatte vielmehr seinen Weg den Schloßgraben hinunter fortgesetzt. Und als der Heller bald darauf am Saume des Waldes ausruhte, sah er, wie der gespenstige Leichenzug, der bei dem hellen Mondlicht von der weißen Schneedecke recht grell abstach, an dem Aubrunnen vorüber, dann quer über die jetzige Straße den Sandberg hinauf und über den Teufelsgarten in der Richtung nach Schweina zuschritt. Weiter konnte er ihn nicht verfolgen. Andere haben noch gesehen, daß er sich von dort an jedesmal dem Schweinaer Gottesacker wieder zuwandte, wo die alten Liebensteiner ihren Begräbnißplatz hatten. Seit jener Zeit ist der Leichenzug von niemandem wieder gesehen worden. —

So erzählte eine von Liebenstein.

*177. Von der „Hatemich" bei Liebenstein.

Bei einer Schatzgräbererei am alten Liebenstein, wo sie dem Teufel ein X für ein U machen wollten, mußten die Beteiligten, als sie sahen, daß dies nicht glücken wollte, plötzlich Fersengeld geben. Einer der Schatzgräber lief dabei auf die andere Seite der Burg den Berg hinunter und suchte sich nach Bairode hin vor dem ihn verfolgenden Teufel zu retten und gelangte auch glücklich durch den sogenannten Eselssprung aus dem Walde auf die Wiese. Hier aber warf ihm der Teufel eine Menge Granitbrocken in den Weg, so daß er stolperte und zu Boden fiel, worauf ihn der Satan am Kragen packte. In diesem Augenblick schrie der Unglückliche in seiner Angst: „Ach hat er mich!" und krallte dabei mit der Hand in das vor ihm liegende Granitstück, daß man den Eindruck derselben noch bis heute in jenem links an der Straße von Liebenstein nach Bairode liegenden Steine zeigt. Die Wiese aber wurde von da ab die „Hatemich" genannt.

178. Von der weißen Frau im Schlosse zu Bad Liebenstein.

In dem früher der Familie von Fischern gehörigen Schlosse, dem jetzigen Kurhause zu Liebenstein, soll sich vor jedem in der

erwähnten Familie vorgekommenen Todesfall eine weißverschleierte Frau gezeigt haben.

Seit dem Umbau jedoch will man die Erscheinung nicht wieder bemerkt haben.

179. Vom Goldborn, früher Hollaborn, oberhalb Bairode.

Wenn man vor Bairode dem Fußpfade nach der Klinge und Brotterode folgt, links über die Kuckuckswiesen am Saume des Waldes hin an dem Hessenspittel und dem Martinybrunnen vorübergeht, so hat man auch bald einen dicht am Wege reichsprudelnden Quell, den Goldborn, erreicht.

Von ihm erzählt die Sage, daß er einst stark von Venedigern besucht worden sei, welche die dort von dem Quell ausgeworfenen Goldkörner eingesammelt hätten. Doch wäre später der Born, als die Bairöder hinter den Schatz gekommen und ihn ebenfalls ausbeuteten, von den Welschen mittelst ihrer geheimen Künste in der Weise umgestaltet worden, daß nicht ein einziges jener Körner mehr zu Tage gefördert worden sei.

Dafür hatte sich das Gold in dem Innern angesammelt und sei dann von den Venedigern in Masse herausgeschafft worden.

Bechstein, IV. S. 163.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 132.

180. Von der Höhle im Höchheimer Holz.

In dem Höchheimer Holze, östlich von Bad Liebenstein, soll sich eine Höhle befinden, zu der jetzt jedoch niemand mehr den Eingang zu finden weiß. Die Venediger aber, die sich vor langen, langen Jahren in der Gegend umhertrieben, kannten sie genau und füllten dort in der Johannisnacht ihre Säcke mit brauner Erde, die sie dann vergnügt in ihre Heimath trugen und in gediegenes Gold verwandelten.

Einstmals waren den Welschen einige junge Bursche in jener Nacht nachgeschlichen und hatten sich den Eingang wohl gemerkt. Als nun jene die Gegend verlassen hatten, schlichen die neugierigen Bursche in die Höhle, fanden aber nichts als einiges Geräte vor, welches die Venediger dort zurückgelassen hatten, und da sie ein arges Grauen überfiel, so machten sie sich, ohne etwas anzurühren, so schnell als möglich aus dem Staube. Dem alten Knieling in Steinbach aber, bei dem die Venediger oft einkehrten, sagten diese

bei ihrer Rückkehr im folgenden Jahre, daß ihnen der Berggeist in jener Höhle den Besuch der jungen Bursche mitgeteilt habe, und daß es ein Glück für diese gewesen sei, daß sie dort nicht „narriert“ hätten, sonst hätte keiner die Höhle lebendig wieder verlassen.

181. Vom Schäfer am Höchheimer Holz.

Der Schäfer von Bairode hütete einst seine Herde am Höchheimer Holze. Da entfernte sich eines seiner Schafe von den übrigen; er nahm daher einen Stein auf seine Schöpfe, um dem Tiere einen Denkzettel anzuhängen. In diesem Augenblick jedoch wurde ihm die Schöpfe von hinten mit den Worten festgehalten: „Halt Freund! Was wollt Ihr beginnen! Der Stein ist mehr wert, als Eure ganze Herde.“ Hiermit nahm der Sprecher, der kein anderer als einer der Venediger war, dem verdutzten Schäfer den Stein von der Schöpfe, schlug ihn mit seinem Hammer an und zeigte ihm das pure glitzernde Gold. Darauf steckte der Welsche den Stein in die Tasche und verschwand in dem Walde.

Bechstein, Thür. Sag. Nr. 132.

182. Vom Eselsfuß.

Ungefähr in der Mitte zwischen Liebenstein und Bairode bezeichnen zwei Felsen, gleichsam Thorsteine, den Eingang zum Thüringer Thal. Zwischen diesen mitten im Waldweg und von einer nahen Quelle überrieselt erhebt sich ein dritter nur wenig über den Boden. Jene werden der Katzenstein und der Eselssprung und dieser wegen der in den Porphyr eingedrückten Fußtapfen eines Tieres der Eselsfuß genannt. Er ist zugleich der Markstein der hier zusammentreffenden Fluren von Bairode, Liebenstein und Steinbach.

Mit Lächeln erzählt das Volk von ihm die freilich seltsame Sage, daß der Heiland auf seinem Esel von den Pharisäern verfolgt hier von dem Felsen herab auf die Platte gesprengt sei, allwo dann der Esel seine Fußtapfen zurückgelassen habe.

Bechstein, IV. S. 161.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 132.

183. Von der Höhle am Eselsfuß.

Zu dem alten Schlosser Timme auf dem Sauerborn, so erzählt der alte Fuchs zu Bairode, kam am Johannisabend ein Venediger und bat dringend um Herberge. Da aber der Mensch von der langen Reise ziemlich bloß und abgerissen war und sein ganzes „Hopphöhe"*) nur in einem leeren Sack bestand, so nahm ihn Timme nur auf wiederholtes Bitten endlich auf, wunderte sich aber nicht wenig, als der Fremde am andern Morgen ohne Dank und Abschied auf und davon gegangen war. Gegen Abend jedoch trat plötzlich der Venediger mit vollem Sacke auf dem Rücken wieder in das Haus des Schlossers und bat nochmals um Herberge. Am andern Morgen dankte er und schied in seine Heimat.

Gerade so ging es ein Jahr darauf, nur daß diesmal der Venediger der Schlossersfrau einen schönen, seidenen Halslappen zum Geschenk mitbrachte und dabei nochmals um Aufnahme für das nächste Jahr bat. Als die Zeit herum war, stand auch richtig unser Venediger wieder auf der Schwelle des Schlossers und sprach denselben für das letzte Mal um Herberge an. Nachdem ihm diese zugesagt war, nahm er den alten Timme bei Seite und teilte ihm mit, er habe nun in den hiesigen Bergen so viele Reichtümer geholt, daß, wenn er seinen Sack noch einmal gefüllt, er in seiner Heimat als glücklicher und reicher Mann leben könne. Jetzt aber sei auch die Zeit gekommen, wo er ihm für seine uneigennützige Gastfreundschaft lohnen wolle. Der Schlosser solle deshalb am andern Morgen mit in die Berge gehen, dort würde er ihn an den Platz führen, wo noch so viel Gold zu finden sei, daß auch er mit den Seinigen reich und glücklich werden könne. Der Schlosser war's zufrieden und machte sich in der Nacht mit dem Welschen auf den Weg.

Als sie den Eselsfuß erreicht hatten, blieb der Venediger stehen, deutete auf eine Pforte in den Berg, die der alte Timme, obwohl er schon mehr als hundert Mal am Eselsfuß gewesen war, noch nie gesehen hatte, und sprach: „Sieh Freund, durch diese Pforte gelangen wir in eine Höhle des Berges. In der finden wir den Goldsand. Du darfst aber nicht erschrecken, Du magst auch sehen und hören, was Du willst, geh nur immer dreist hinter mir drein, es kann Dir kein Leid geschehen."

Mit diesen Worten steckte der Venediger einen Schlüssel in die Pforte, die sprang auf, und die beiden traten ein. — Kaum waren sie einige Schritte vorwärts, da gruselte es auch schon

*) Hab' und Gut.

dem Schlosser so arg, daß er sich vor Angst nicht mehr zu retten wußte, rasch umwandte, über Hals und Kopf wieder in's Freie stürzte und nach Hause eilte.

Als sich endlich gegen Abend der Venediger mit gefülltem Sacke auch dort einstellte, war er sehr ärgerlich und schalt den Schlosser einen furchtsamen Thoren, der Frau aber schenkte er ein großes Goldstück. Am andern Morgen schied er auf Nimmerwiedersehen in seine Heimath.

Die Pforte zu der Höhle am Eselsfuß hat aber Niemand wieder zu Gesicht bekommen.

184. Die Teufelsmahten.

Hinter der Burg Liebenstein im Grunde liegt ein Acker, der die Teufelsmahten geheißen wird. Von dem wird erzählt: Die Ritter begnadigten einst einen Verbrecher unter der Bedingung, daß er innerhalb 24 Stunden den auf dem erwähnten Acker stehenden Hafer abmähe. Der Verbrecher fing zeitig an. Als jedoch die bestimmte Frist beinahe abgelaufen war und er die Unmöglichkeit, fertig zu werden, einsah, rief er in seiner Herzensangst den Bösen zu Hülfe. Und der ließ sich denn auch nicht lange bitten, erschien, nahm die Sense und ritsch! ratsch! lag mit einigen Dutzend Hieben der Hafer auf dem Acker. Der Verbrecher lachte vor Freuden hell auf. Er hatte sich verrechnet; denn als Lohn für seine Arbeit faßte ihn der Teufel am Kragen und — hui! ging's mit ihm durch die Lüfte. Da aber, wo der Teufel gemäht, sieht man noch heutigen Tages die Hiebe auf dem Acker.

Nach einer andern Ueberlieferung soll ein Ritter vom Schlosse Liebenstein, der ein heilloses Leben führte, sich unter der Bedingung dem Teufel verschrieben haben, daß dieser, so lange er lebe, ihm dienstbar sei; worauf nun der Ritter dem Teufel alle mögliche „Turbation" angethan und ihm unter anderem auch jenes Feld in einer Nacht abzumähen aufgegeben habe, was dieser denn auch vollführt.

Bechstein, VI. S. 138. Thür. Sag. Nr. 136.

Zu Trusen erzählen sie die Entstehung der sogenannten Teufelsmahten auf folgende Weise:

Vor uralten Zeiten hatte zu Schlürfsteinbach einmal einer den Tod verwirkt und sollte ohne weitere Umstände erhängt werden

Da bat der Verbrecher um Erbarmen und Gnade. Die Schlürfsteinbacher aber waren alle so erbittert, daß sie nichts davon wissen wollten. Endlich versprachen sie ihm das Leben unter der Bedingung zu schenken, daß er den früher erwähnten Teil der Flur in einem Tage abmähe, eine Arbeit, die wohl zehn rüstige Männer in der festgesetzten Zeit kaum vollenden konnten. Der arme Sünder aber griff zu und begann an einem dazu bestimmten Tage das Werk.

Als nun die Steinbacher zu ihrem Verdruß gewahrten, daß der Kerl um Mittag schon mit der Hälfte fertig war, traten sie zusammen, besprachen sich, wie sie ihm die andere Hälfte seines Tagewerks verleiden wollten und gaben ihm auf den Vorschlag eines tückischen Gesellen eine so starke Purganz in seinen Vespertrunk, daß diese wohl auch die stärkste Natur bewältigen konnte.

Und bald spürte der arme Sünder die Wirkung, und die Schlürfsteinbacher lachten sich schon in's Fäustchen, als derselbe jeden Augenblick die Sense niederlegen und bei Seite gehen mußte. Doch der erkannte auch bald den ihm gespielten Streich, machte das Gesäß ganz frei, setzte seine Arbeit von vorne, ohne sich um das was hinten vorging zu bekümmern, eilig fort und vollendete glücklich und zum Aerger der Schlürfsteinbacher das Werk.

Die Sensenhiebe aber sind bis auf den heutigen Tag als Wahrzeichen jener fehlgeschlagenen Heimtückerei der Schlürsteinbacher zu sehen.

185 Vom Berggeist in den Glücksbrunner Schachten.

Ein eigentümliches, fast düsteres Bild gewährt dir die sterile, gleichsam mit aufgewühlten Hünengräbern bedeckte Landschaft, welche du von der Höhe der Straße zwischen Schweina und Gumpelstadt längs dem Walde über die Wustung Walpolderode (Wölfertroo) bis in die Nähe von Waldfisch überblickst. Vielleicht tritt dir dann eine jener bleichen Gestalten im schwarzen Grubenkittel mit einem halberstickten „Glück auf" an die Seite und sagt dir, daß dies die Gruben und Halden des ehemaligen Glücksbrunner Werkes sind. Erzählt sie dir dann von dem glücklichen Sonst und dem erbärmlichen Jetzt, so erfährst du vielleicht auch, wie der mächtige Herr der Erze einstmals bei einem Häuer in der nach dem Windsberg hin gelegenen „oberen Regine" anfuhr und den Mann, der eine starke Familie hatte, sicher glücklich gemacht haben würde, wenn ihn der furchtbare Narr nur mit einem rechtschaffenen „Glück auf!" begrüßt hätte. Aber dem Häuer ward bange bei

dem Anblick der schönen, hohen Gestalt mit den großen, klaren Augen, die das Kleid eines vornehmen Bergbeamten trug und deren Grubenlicht in dem ganzen Werke Tageshelle verbreitete. Der Berggeist wartete lange auf Ansprache, aber der Häuer war geblendet, arbeitete fort und wagte es nur, ihn scheu von der Seite zu betrachten, bis der Geist sich umdrehte und durch eine Wand im Osten wieder abfuhr. Ein zweites Mal ist er dann nicht wieder erschienen.

Aber bei zwei andern Bergleuten in dem „neuen Schacht" kam er zu einer andern Zeit angefahren. Die aber entsetzten sich so vor seiner riesigen, bis an die Decke reichenden Gestalt, daß sie auf der Stelle Reißaus nahmen. Er hatte auch diesmal wieder das helle Grubenlicht bei sich, trug aber den schlichten Grubenkittel des Bergmanns und einen breiten Hut tief in die Stirne gedrückt. Auch in der „Hülfe Gottes", die dort nach dem Eisborn hin liegt, wollen sie ihn einst so gesehen haben.

Die Neuzeit ist freilich so erbärmlich, daß sich der Geist dem menschlichen Auge nicht mehr offenbart. Aber hören läßt er sich dann und wann noch immer. So erzählte mir ein junger Bergmann:

„Kurz vor dem Tode meines Vaters arbeitete ich mit einem Kameraden dort drüben in der dem Walde zunächst gelegenen Grube „„Mittel beschert das Glück"". Mein Vater hatte noch nicht lange Schicht gemacht, da hörten wir beide, mein Kamerad und ich, ganz deutlich jemand anfahren. Wir glaubten, es sei mein Vater wieder, und da er ausblieb, gingen wir um nachzusehen. Da war indessen nichts mehr zu hören und zu sehen und das Grubenlicht meines Vaters stand vorne auf der Platte und war eiskalt. — Wir sahen uns einander an, aber keiner sprach ein Wort, denn jeder wußte nun, wer angefahren war. Kurze Zeit darauf aber legte sich mein Vater und stand nicht wieder auf."

Bechstein, IV. S. 191.
Bechstein, Thür. Sag. No. 132.

*186. Von den feurigen Männern bei Profisch.

Der Moor= und Fischgrund waren sonst reich an feurigen Männern. Zwei derselben stellten sich vor langen Jahren der alten Kupfersühler „Beergreth" und ihrem Bruder in den Weg. Da die Unholde nicht wichen, flüchteten sie sich in einen Rapshaufen und fluchten dort so lange und so arg über die Feurigen, bis diese ausrissen, daß die Funken drum herumstoben.

187. Von Barchfeld und der Barchfelder Brücke.

Der Name des Fleckens Barchfeld, der Residenz der Landgrafen von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, soll von dem Niedersächsischen „barg“, der Grabhügel, die Todtenburg, herrühren, womit das nahe Scharfstrute, Scherfstrit, d. h. der Scherbenstrauch, von den dort gefundenen Graburnen entlehnt, übereinstimmt.

Der Sage nach sollen nämlich in grauer Vorzeit riesige Angelsachsen vom baltischen Meere nach Thüringen ausgewandert und hier an der Mündung des Schweinaer Grundes ins Werrathal am Fuße des Thüringer Waldes sich angesiedelt und allda ihre Hünengräber angelegt haben.*)

Von der Brücke geht die Sage, daß vor langen, langen Jahren eine alte Zigeunerin geweissagt, daß einst der Türke mit ungeheurer Heeresmacht Deutschland überziehen und verwüsten werde, daß dann hier im Werrathal die beiden feindlichen Heere zusammentreffen würden, daß in einer großen Schlacht das Heer der Ungläubigen bis auf wenige vernichtet werden und der Großtürke selbst auf der Barchfelder Brücke seinen Tod finden sollte.

188. Vom Scherstieg.

Von Barchfeld nach Liebenstein führt ein Weg über den ehemaligen Scherstieger Hof an der Haide, der Scherstieg genannt, auf dem Fuhrleute wie einzelne Wanderer vieles Ungemach auszustehen hatten. Auch hielt sich noch vor Jahren dort ein feuriger Mann auf, der jedoch niemand etwas zuleide that, vielmehr gegen die Art seiner Genossen die Verirrten in dunkler Nacht auf den richtigen Weg brachte und ihnen bis an den Ort vorleuchtete wo er dann jedesmal seufzend wieder umkehrte.

Ein armer Mann aus Barchfeld, dem der Feurige auch diesen Liebesdienst erwiesen, dankte ihm beim Abschied mit den Worten: „Das lohn' Dir Gott!“ worauf jener mit gerührter Stimme erwiderte: „Auch Dir lohn' dies Gott. Vielen Hunderten habe ich den gleichen Dienst erwiesen; doch auch nicht einer hatte ein Wort des Dankes für mich. Durch Deinen Spruch bin ich jetzt erlöst.“ Sprachs, verschwand und ist nie wieder gesehen worden.

Der Stein'sche Jäger Valentin von Barchfeld sah eines Abends auf der Höhe des Scherstiegs in der Richtung von Bairode her eine hohe und breite Feuersäule. Anfangs glaubte er, daß das Dorf in Brand stehe, überzeugte sich jedoch bald, daß

*) Siehe: Vorzeit Altensteins und Liebensteins von Dr. E. Rückert.

die Säule immer näher auf ihn zukomme. Gleich drauf zog sie nur wenige Schritte weit an ihm vorüber dem Werragrunde zu, so daß er in derselben ganz deutlich einen riesengroßen schwarzen Mann erkennen konnte.

Bechstein, IV. S. 140.

*189. Vom Galgenberge bei Barchfeld.

Ein halbes Stündchen östlich von dem Flecken Barchfeld erhebt sich auf der im Werrathal fußenden Terrasse des Thüringer Gebirges, auf dem Dörnersberg, der sogenannte Galgen, ein mit Haidekraut überwucherter Hutplatz, der seinen Namen von dem in früher Zeit hier gestandenen Galgen erhalten hat. Von ihm erzählen sie in Barchfeld nachstehendes:

Ein gelehrter alter Herr soll behauptet haben, Barchfeld sei einst von einem heidnischen Volke, das aus dem Norden hierher gezogen, gegründet worden, und diese hätten dort oben ihren Göttern geopfert und ihnen zu Ehren Feuer angezündet und Pferde geschlachtet. Ob's wahr ist, kann ich nicht sagen, aber das ist gewiß, daß, als später das Christenthum hier eingeführt wurde, die Gerichtsherren von Barchfeld dort droben den Galgen hinbauten, und daß, als sie einmal einen dort hängen ließen und der Henker ein paar Tage darauf nach ihm sehen wollte, der Kerl richtig noch lebte und den Scharfrichter flehentlich bat, daß er ihn doch herumhängen möge, weil er's vor Schmerzen im Gesichte nicht mehr aushalten könne, da der Ostwind hier oben gar zu scharf sei. Der Henker soll ihm dann den Gefallen gethan haben. Der Galgen, fuhr der Erzähler fort, ist nun zwar längst von dort weggeschafft, aber ein unheimlicher Ort ist und bleibt der Fleck, wo er gestanden. Niemand geht gerne über den Platz und vollends bei Nacht. Auch der alte Kuhhirte Schmalz, der sonst sein Vieh dorthin trieb, behauptet, es sei nicht richtig am Galgenberge, die Kühe wären oft „uffstößig"*) geworden, hätten die Schwänze in die Höhe gereckt und seien ihm davon gelaufen, als wurden sie von „Mispeln und Hörnseln"**) gestochen, ohne daß er sich den Grund davon habe erklären können.

---

*) stutzig.

**) Wespen und Hornissen.

190. Der „Pummpälz“ in Gumpelstadt.

In Gumpelstadt heißt links von Waldfisch her die erste Gasse die Hintergasse. An der Ecke, wo sich dieselbe nach rechts umbiegt, fließt die „Dorwich“ (Dorbach), die hier das Pom- oder Pummwasser heißt. Ebenso wird der darüber führende Steg der Pummsteg genannt.

Hier sitzt Nachts ein rauhhaariger Kobold, ähnlich dem Steinbacher Bieresel, springt den Nachtwandlern auf den Nacken, giebt ihnen Ohrfeigen und läßt sich eine Strecke Weges mit forttragen. Er wird das „Pummpälzche“ genannt.

191. Von der „Dunnerkuitte“ bei Gumpelstadt.

In östlicher Richtung von dem Dorfe Gumpelstadt nach dem Gebirge hin liegt zwischen der „alten und neuen Wart“ ein Flurteil, die „Dunnerkuitte“ genannt, und zwar, weil sich an jener Stelle die heftigsten Gewitter zusammenziehen, sich unter Donner und Blitz entladen und viel Unheil anrichten.

Naht sich ein Wetter, so eilt Jedermann von da nach Hause. Einer aber aus Gumpelstadt, der nun schon lange tot ist, kehrte sich nicht daran; er hatte Macht über die schlimmsten Unwetter. Überraschte ihn an jener Stelle eins, so sprach er seinen Spruch, zog seinen dreieckigen Hut vom „Haid“ und wedelte es mit demselben richtig wieder fort.

192. Der Husarenküppel.

Ungefähr in der Mitte jenes Dreiecks, welches die Dörfer Gumpelstadt und Waldfisch mit dem westlich gelegenen Möhra bilden, erhebt sich ein Hügel, den die Leute dort den „Husarenküppel“ nennen.

Sie erzählen, daß ihre Vorfahren im dreißigjährigen Kriege hier einen Wachtposten aufgestellt hatten, der durch eine auf einer hohen Stange befestigte Fahne ihnen nicht nur den heranrückenden Feind verkünden, sondern auch durch das Senken dieses Signals die jedesmalige Richtung, die er einschlug, andeuten mußte, damit sie sich bei Zeiten mit ihrer fahrenden Habe in die Berge retten konnten.

193. Der Kroatengraben.

Seitwärts von Gumpelstadt unfern des Wegs von Waldfisch nach Schweina ziehen sich zwei Gräben durch das Feld, von denen

der eine der „lang Zoil", der andere aber der „Igels- oder Cra-wate-Grabe" genannt wird. Die Sage erzählt, daß im dreißigjährigen Kriege hier eine Abteilung Kroaten sich gelagert und die ganze Gegend gebrandschatzt hätte, dann aber unvermutet von ihren Feinden überfallen und nach tapferer Gegenwehr gänzlich niedergemacht worden sei.

Von jener Zeit an sollen nun jedesmal am 7. Jahrestage des Treffens sich die hier Gefallenen in der Mitternachtsstunde aus ihren Gräbern erheben und den heißen Kampf bis zum ersten Hahnenschrei erneuern.

„Und jener nächtliche Streit", setzte mein Erzähler aus Waldfisch hinzu, „wird sich so lange immer wieder erneuern, bis sich die alten verwünschten Keller des Ringsteins aufthun und die Päpstlichen und Lutherischen gemeinschaftlich das Abendmahl mit Ringsteiner Wein genießen."

Bechstein, IV. S. 230.

194. Von der alten Kapelle bei Gumpelstadt, das Körfig *) genannt.

Das Kirchlein von Alt-Gumpelstadt lag auf einem kleinen Hügel in moorigen Wiesen links von der Straße nach Waldfisch. Zu dieser Straße sind leider die letzten Mauerreste der Kapelle verwendet worden. Bei Ausgrabung derselben fand man dort noch viele halbvermoderte Skelette strahlenförmig um die Kapelle herum und zwar so, daß jedesmal das Haupt, wie in einer Nische, im Fundament ruhte. Die Sage erzählt folgendes über die Kapelle:

Ein Edler aus Frankenland lieferte vor langen Jahrhunderten den Heiden im Moorgrunde eine blutige Schlacht, in Folge deren sie das Land verließen. Zum Dank für diesen Sieg ließ er auf der Stätte ein Kirchlein bauen, in dessen Nähe sich die Gräber der gefallenen Helden befanden. Die über das Kirchlein gesetzten Priester hielten sich aber nicht in Gottes Wegen und so geschah es, daß die Geister der Gefallenen ihren Gräbern entstiegen und die sündigen Priester im Moore erstickten. Ihr Fluch stürzte das Kirchlein in Trümmer und riß das Glöcklein weit fort. Da, wo es niedergefallen, sprudelt jetzt im Moore ein unergründlicher Quell. Noch jetzt hören die mit ihren Herden vorüberziehenden Hirten den Schall des Glöckchens und die gottlosen Priester entsteigen, zum Entsetzen des Wanderers, noch jetzt als feurige Männer der Tiefe des Moores.

*) Kirchhof.

195. Die beiden Ringelsteine.

Hinter dem Dorfe Waldfisch, rechts von der aus dem Werrathale nach Eisenach sich hinziehenden Straße finden sich noch die spärlichen Reste zweier Raubburgen, des alten und des neuen Ringelsteins. Beide gehörten lange Zeit zu den Besitzungen der Dynasten von Frankenstein, welche sie auch erbaut haben sollen, und wurden der Sage nach von Rudolph von Habsburg oder Adolf von Nassau zerstört. Im fünfzehnten Jahrhundert gehörten sie zur Landgrafschaft Thüringen.

Der neue Ringelstein, auch die Altmühle genannt, liegt mehr nördlich von Waldfisch und dichter an der Straße an einem kleinen Felsenvorsprung, er ist noch von einem ziemlich tiefen Graben nach der Thalseite hin umgeben. Der alte Ringelstein liegt höher hinauf in östlicher Richtung von jenem im Gebirge auf einem Vorsprung am Fuße des hohen Kießels (Kießlings) und wird nur durch ein kleines Thal, in welchem der „Bruitborn“ (Brautborn) quillt, von jenem Berge getrennt. Die ehemalige Ringmauer schloß sich an eine 20 Schritt lange, 12 Fuß breite und eben so hohe in das Urgestein gehauene Einfahrt an, hinter welcher der breite, jetzt ausgefüllte Wallgraben lag. Der eigentliche Burgplatz ist ein Oval von 32 Schritt in die Länge und 15 in die Breite, in dessen Mitte sich noch eine in den Felsen gehauene, jetzt fast ganz ausgefüllte Vertiefung, wahrscheinlich der ehemalige Ziehbrunnen zeigt. Ein Landmann aus Waldfisch teilte mir nachstehendes über die beiden Ringelsteine mit:

„Ich glaube von dem ganzen Kram, mit dem man sich hier herum trägt, weiter nichts, als daß, Gott mag es wissen, vor vielen hundert, meinetwegen auch wohl tausend Jahren ein sogenannter Ritter den alten Ringelstein erbaute und vielleicht auch meinetwegen den neuen oder die Altmühle, wie wir es dort heißen. Woher jedoch das vornehme Gesindel gekommen und wie sie geheißen, das weiß von uns niemand; daß es aber gottheilloses Volk, Raubzeug und Taschenklopfer gewesen, die niemand ungerupft und in Frieden vorüberziehen ließen, und wenn sie meinetwegen ausritten, ihren Pferden die Eisen verkehrt aufschlugen, das weiß hier noch jedermann. Wann und wie das Schloß nun meinetwegen zerstört worden, das weiß auch wieder keiner.“

Bechstein, IV. S. 189.

196. Die Erbauung des alten Ringelsteins.

„Alte Leute haben erzählt", begann ein anderer von dort, „daß unser Moorgrund, ebenso wie der Grund von Schweina, einmal ein großer See gewesen sein soll, und daß das Wasser weit hinauf gereicht habe, das höher gelegene Land aber sei eine gar arge Wildniß gewesen, in der Bären, Wölfe und anderes Getier hausten. Zu jener Zeit nun sei ein fremder Graf Namens Gumpoldo in die Gegend gekommen, habe 19 Familien aus der Fremde mitgebracht und mit diesen den alten Ringelstein erbaut. Von den 19 habe er später 16 an die Stelle, wo sonst Altgumpelstadt stand, und 3 hierher nach Waldfisch gewiesen und jeder Familie eine Hufe Landes geschenkt. Jene 19 hätten nun die beiden Orte erbaut und den ersteren nach dem Grafen „Gumpelstadt" genannt. Auch sollen sie den See an der Krümmlich ins Werrathal abgeleitet haben. Die 19 Hufen aber haben wir noch bis auf den heutigen Tag in den beiden Fluren, desgleichen die alte Einteilung der Hufe in 16 Beine."

197. Wie der Ritter vom Ringelstein die Stabsgerechtigkeit verleiht.

Von der alten Gemeinde-Verfassung des Amtes Altenstein, die auch mit dem Ringelstein zusammenhängt, lautet die Geschichte also: „Sehen Sie, das ganze Amt Altenstein stand einst unter dem Ritter von Ringelstein; der aber war ein grausamer und boshafter Herr und knechtete seine Unterthanen bis aufs Blut. Nun aber geriet der Ritter einmal mit einem andern in Streit, der mit großer Macht heranzog und den Ringelstein belagerte. An diesen Ritter schlossen sich denn auch die eigenen Unterthanen des Ringelsteiners an, halfen die Burg erstürmen und in Brand stecken. Der Burgherr entkam zwar, während es im Schlosse bunt durcheinander ging, in den Wald, wurde aber von seinen eigenen Unterthanen erkannt und festgehalten. Da versprach er nun in seiner Angst und Not den vier Gemeinden des Amtes Altenstein, wenn sie ihn nicht an den Feind auslieferten, die Stabsgerechtigkeit und gelobte ihnen außerdem noch ein liebevoller und gnädiger Herr zu sein. Und alles dieses beschwor er auf das Evangelium. Die Gemeinden gingen drauf ein, thaten sich mit seinen versprengten Reisigen zusammen, überfielen jetzt den fremden Ritter unvermutet und jagten ihn wieder aus dem Lande. Darauf halfen sie ihrem Herrn den Ringelstein wieder herstellen, und der Ritter seinerseits hielt Wort. Aber jetzt hat alles wieder der Kuckuck geholt." So berichtete mir einer aus Gumpelstadt.

Bechstein, IV. S. 195.

198. Vom „Bruitborn" beim Ringelstein.

Von dem oberhalb des alten Ringelsteins gelegenen „Bruitborn" erzählt man sich hier folgendes Stückchen. Einst raubte ein Ritter vom Ringelstein eine gar tugendhafte Salzunger Bürgerstochter grade an ihrem Hochzeitstage und wollte sie auf einem Umwege nach dem Schlosse bringen. Als sie nun dort oben an dem Borne rasteten und die Jungfrau in ihrer Not inbrünstig zu Gott und ihrer Schutzheiligen um Rettung und Beistand aus der Bedrängniß flehte, fand sie auch bald Gelegenheit, von dort aus auf einem der Ritterpferde nach ihrer Heimat wieder zu entfliehen, wurde jedoch noch gerade vor ihrem Haus von dem ihr nachsetzenden Ringelsteiner eingeholt. Hier aber war die Jungfrau rasch vom Pferde und schleuderte dem Räuber, der mit seinem Schwerte nach ihr hieb, noch zur rechten Zeit die Thüre vor der Nase zu, worauf sich der Jungfernräuber wieder schnell aus dem Staube machte. Den Schwerthieb aber in der Thür hat man in dem Hause noch lange als Wahrzeichen sehen können.

199. Die weiße Jungfer vom Ringelstein.

„Es war vor vielen Jahren, als meine Eltermutter noch lebte," begann eine alte Kräutersammlerin aus Waldfisch, „da erschien einem armen, aber braven Schnitter nachts eine weiße Jungfrau von wunderbarer Schönheit im Traum. Sie erzählte ihm, daß sie durch einen Zauber in dem alten Schlosse Ringelstein gebannt gehalten werde und nur von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche der Erde erscheinen und um ihre Erlösung bitten dürfe. Dies sei eben jetzt der Fall und ihn habe sie nun dazu auserlesen; er solle sich daher um eine bestimmte Stunde in der Johannisnacht nach dem Ringelstein auf den Weg machen, dort wolle sie ihm wieder erscheinen. Er möge daher nicht erschrecken und ja keine der Fragen, die sie ihm vorlegen würde, auch wenn sie noch so sehr darum bitten würde, beantworten, denn von seinem Schweigen hänge ihre Erlösung ab. Sein Lohn würden dann die verwünschten Schätze im Ringelstein sein, die sie ihm eröffnen und zeigen werde. Als nun der Morgen graute und der Schnitter erwachte, erzählte er alles seiner jungen Frau. Diese aber schüttelte den Kopf und meinte, es sei dummes Zeug. Als nun aber das Fräulein die zweite und dritte Nacht dem Schnitter auf dieselbe Weise erschien, sagte die Frau: „„Weißt du was, lieber Mann, ich dächte doch, wir probierten die Sache einmal. Die Jungfrau wird uns ja an Leib und Seele kein Leid zufügen. Allein jedoch laß ich Dich nicht ziehen, ich gehe mit."" Der Schnitter war's zufrieden und

so zogen sie selbander zum Ringelstein. Richtig kam ihnen auch die schöne Jungfrau entgegen; auch beantworteten sie anfangs keine ihrer Fragen. Da jedoch das Fräulein gar zu flehentlich bat, konnte es die Schnitterin nicht mehr über sich gewinnen und ließ ihrer Zunge freien Lauf. Doch kaum waren die Worte heraus, so öffnete sich der Boden und die weiße Jungfrau verschwand händeringend und laut wimmernd vor den Augen des erschrockenen Ehepaares. An der Stelle aber, wo sie verschwunden, stand jetzt ein großer schwarzer Hund mit feurigen Telleraugen.

200. Von der Schlüsselblume auf dem Ringelstein.

Eines Tages sah der Förster von Waldfisch auf dem alten Schlosse droben eine ungewöhnlich große und schöne Schlüsselblume blühen. Da dachte er bei sich: die bringst du deiner Liebsten mit heim. Er knickte sie ab und steckte sie auf den Hut. Da er sich wieder erhob, erschrak er nicht wenig, als er eine weiße Jungfrau von wunderbarer Schönheit vor sich erblickte. Sie stand vor einer weit geöffneten, mit reichem Schnitzwerk verzierten Thür, die zu einem Gewölbe führte, von dem er zuvor nie etwas gesehen hatte. Der Förster faßte sich ein Herz und folgte der freundlich winkenden Jungfrau in den Berg. Diese deutete jetzt auf einen großen Haufen, der wie eitel Gold schimmerte, und sagte zu dem erstaunten Förster: „Nimm so viel, als Du zu tragen vermagst," und er that, wie ihm geheißen, und füllte sich die Taschen.

Als er sich hierauf anschickte, den Keller zu verlassen, rief ihm die Jungfrau nach: „Förster, Förster! Du vergißt das Beste!" Der aber hatte keine Zeit und suchte das Freie, und wie er nun durch die Thüre sprang, schlug ihn die so heftig an die Ferse, daß er vor Schmerz laut aufschrie; die Thür aber war verschwunden. Nun erst bemerkte der Förster, daß er den Hut, den er in dem verwünschten Keller aus Respekt vor dem Fräulein abgelegt, sammt der schönen Blume zurückgelassen habe. Doch tröstete er sich damit, daß er nun sein Leben lang vollauf habe. Vergnügt fuhr er mit beiden Händen in die vollen Taschen, um sich an dem Anblick des Goldes zu weiden, allein wie erschrak er, als er statt schönen gelben Goldes nichts als Knotten herausbrachte. „Das heißt man doch einen ehrlichen Kerl an der Nase herumführen," rief er ärgerlich und schleuderte das Zeug ins Gebüsch. Nach Hause gekommen, warf er die Jacke auf die Bank, stutzte aber gewaltig, als ihm mit einem Mal ein blankes Goldstück vor die Füße rollte. „Sollte es am Ende doch," brummte er vor sich hin, griff hastig wieder nach der Jacke und fand auch

wirklich, nachdem er die Taschen umgekehrt, noch einige Goldstücke darin. Bleich vor Entsetzen, daß er so leichtsinnig sein Glück in's Gebüsch geworfen, hinkte er nun, so schnell es ihm der lahme Fuß erlaubte, wieder nach dem Ringelstein und durchsuchte Hecken und Sträucher. Vergebens! Alles war verschwunden. Die Ferse aber wurde immer schlimmer und heilte auch nicht eher, als bis das letzte Goldstück „verdoktert" war.

Um dieselbe Zeit mag es gewesen sein, daß einige arme Weibsleute von hier nach dem Ringelstein in's Grasen oder Kräutersuchen gingen. Als sie sich nun an dem Bergvorsprung, auf dem das alte Schloß stand, vereinzelt hatten, sah eine derselben vor sich eine wunderbare und gar köstliche Schlüsselblume, und als sie die Augen von der Blume erhob, gewahrte sie zu noch größerem Erstaunen eine starke und mit allerlei Schnitzwerk verzierte Thür in dem Berge. Da dachte die Frau, daß es wohl der Eingang zu den unterirdischen Gewölben und Kellern, in denen die Schätze des Ringelsteins begraben wären, sein könne. Als sie sich nun von ihrem Schrecken etwas erholt, faßte sie sich soviel als möglich ein Herz, schritt an der Blume vorbei nach der Thüre zu und merkte, daß sie mit einem gewaltig schweren Schloß versehen. Sie betrachtete es lange hin und her, fand aber nirgends das Schlüsselloch; endlich nahm sie ihre Sichel und klopfte damit so lange auf das Schloß, bis jene in Stücken zersprang. Nun war guter Rat teuer, denn die arme Frau wußte nicht, daß sie nur die Blume zu brechen und das Schloß damit zu berühren brauche, um es sich sogleich öffnen zu sehen. Sie lief daher in ihrer Ratlosigkeit zu ihren Kameraden und teilte ihnen alles, was sie gesehen und gethan, mit. Kaum aber hatten diese die Sache erfahren, als sich alle nach dem bezeichneten Orte auf den Weg machten, und da nun jede die erste auf dem Platze zu sein und das Beste von den Schätzen für sich allein wegzuschleppen gedachte, so hielt immer eine die andere zankend und schreiend auf, so daß, als sie die bezeichnete Stelle keuchend erreichten, von allem sich nichts weiter vorfand als die Graskötze und die gebrochene Sichel. Nun erst erkannten sie alle ihre Thorheit und machten sich gegenseitig die bittersten Vorwürfe und keine wollte laut geschrien und gezankt haben.

Eine andere von hier sah auch, währenddem sie schwarze Beeren suchte, dort droben die Schlüsselblume und die Thür und hing, da es ihr zu warm geworden war, ihre Jacke ohne Arg an den Kloben. Der Frau aber wurde es gewaltig gruselig, als sie wieder nach Hause wollte, keine Spur mehr von der Thür gewahr wurde und ihre Jacke an einem Haselbusch hängen sah.

201. Von den goldenen Knotten am Ringelstein.

„Es war in der Adventszeit, wo, wie Sie wohl auch wissen, vordem die Gespenster gar keine Ruhe hielten, als eine arme Frau von hier nach dem Ringelstein ins Leseholz ging. Wie sie nun den Schloßberg erreicht, sah sie vor sich auf dem Schnee einen großen Haufen Knotten, der in der Sonne wie eitel Gold schimmerte. Das kam der Frau gar wunderbar vor, und sie dachte gleich an die verwünschten Schätze im Schlosse. Einen Augenblick überlegte sie nun, was zu thun sei, denn es war ihr doch ein Bischen grausig ums Herz, dann aber kniete sie nieder und raffte sich die Schürze voll. Doch als sie sich erhob und den Platz verlassen wollte, wurde sie einen großen schwarzen Hund mit feurigen Telleraugen gewahr. Darüber erschrak das arme Weib dermaßen, daß sie ihre Schürze und die eingerafften Knotten fallen ließ.

Sie lief nun so schnell sie nur konnte den Berg hinunter. Als sie nach Hause gekommen war, dankte sie dem lieben Gott für ihre Rettung, warf ihre Holzschuhe ab und entdeckte zu ihrer nicht geringen Freude einige blanke Goldstücke in denselben. Eins derselben hat meine Ellermutter selbst gesehen, die damals noch lebte.“ So erzählte der alte Eichel in Waldfisch.

202. Von den Schätzen und dem Wein im Ringelstein.

„Sehen Sie,“ fuhr der erwähnte Eichel fort, „außer dem vielen Gold und Silber und außer den Edelsteinen soll ein großes Gewölbe voll des besten Weines unter dem Ringelstein liegen und ein riesengroßer Butterweck daneben stehen. Der Wein aber sei so steinalt, sagen sie, daß die Dauben der Fässer längst abgefault und die eisernen Reife von Rost gefressen wären. Er liegt nur noch in seiner eigenen steinernen Haut. Aber nun passen Sie auf, jetzt kommt's. Sehen Sie, wenn unser gnädigster Landesherr dort oben auf dem alten Schlosse einmal offene Tafel hielte und ein volles Glas auf die Gesundheit der Ringelsteiner tränke, so wären diese samt und sonders erlöst.

Dann käme das schöne Fräulein, überreichte dem Herrn die Schlüssel zu all den Schätzen und zu dem kostbaren alten Wein und alles wäre sein. Geschieht das jedoch nicht, so bleibt alles tief in der Erde verschlossen, bis nach der letzten großen Sündflut der Herr das jüngste Gericht gehalten, wo sich die Gewölbe von selber öffnen. Dann gehen die Frommen zu dem letzten heiligen Abendmahl und bekommen dabei von dem alten Ringelsteiner Wein zu trinken.“

203. Von dem Stein auf der Salzwiese hinter Waldfisch.

In einem Gründchen linker Hand an der Straße von Waldfisch nach Etterwinden, auf der sogenannten Salzwiese, liegt ein größtenteils mit Gras bedeckter glatter Stein und darunter liegt ein auf der Wilddieberei ertappter Schulmeister von Waldfisch. Er wurde von Eisenacher Jägern, die lange Jagd auf ihn gemacht hatten, erschossen.

Sterbend soll er einen schrecklichen Fluch über das ganze Eisenacher Forstpersonal ausgestoßen haben und dieses in Folge dessen kurz darauf gänzlich ausgestorben sein. Aber der Schulmeister selbst hat bis heute noch keine Ruhe im Grabe.

204. Von der Pfaffenwiese und dem Grenzgraben bei Oberrohn.

Unter dem alten Steinköpfchen in der Nähe des Bahnwärterhäuschens bei Oberrohn liegt eine Wiese, die Pfaffenwiese genannt, auf die vor Zeiten der Geist eines gottlosen Pfaffen, der auf dem nahen Gute Oberrohn arg wirtschaftete, von einem Geisterbanner getragen wurde, und er heute noch die des Nachts vorüber Wandelnden erschreckt. Auch bewegt sich dort um Mitternacht ein Leichenzug in gemessenem Schritte in dem nach dem Oberrohner Wald sich hinziehenden Grenzgraben. — Wer dem Zug begegnet, muß im Laufe des Jahres sterben.

205. Vom Thränenkrüglein in Unterrohn.

In dem Dörfchen Unterrohn steht an einem Raine nach Tiefenort zu ein Haus, darinnen starben den Leuten kurz nach einander zwei Kinder in noch zartem Alter, und die Mutter konnte des Abhärmens und des Weinens kein Ende finden. Alle Vorstellungen ihres Mannes, daß sie die Kinder dadurch doch nicht ins Leben wieder zurückrufen könnte und ihnen nur die Ruhe im Grabe raube, fanden kein Gehör. So saßen die beiden Eheleute eines Abends wieder beisammen, und der Mann bot alles auf, die laut weinende Frau zu trösten, als die Stubenthüre plötzlich sich öffnete, die beiden Kinder, jedes mit einem Krüglein in der Hand, still eintraten, sich auf die Ofenbank setzten und die arg bewegte Mutter eine Weile gar traurig beobachteten.

Erschrocken stierten die beiden Eltern nach der Erscheinung hin. Da begann das älteste der Kinder: „Mutter, Mutter, warum weinet Ihr nur immer noch so sehr und raubt uns die Ruhe im Grabe, weint doch nicht mehr! — Seht, in diesen Krügen müssen

wir in unsern Gräbern alle Eure Thränen auffangen. Fast sind sie schon voll, und wenn sie überlaufen, dann werden wir bei dem lieben Gott ja nicht in Gnaden angenommen. Weint also nicht mehr!"

Nach diesen Worten erhoben sich die Kinder wieder und verschwanden durch die Thüre. Im Auge der Frau aber hat niemand mehr eine Thräne gesehen.

206. Vom Geldbirnbaum bei Unterrohn.

Auf dem sogenannten Schlößchen am Haspelsgraben, wo sich zuweilen eine weiße Frau sehen läßt, stand noch vor wenigen Jahren ein riesiger Feldbirnbaum. Er wurde in der Gegend nur der Geldbirnbaum genannt, weil unter ihm ein großer Schatz begraben lag.

Mehrere Kinder aus Unterrohn spielten einst in seiner Nähe. Da sah ein Junge unter dem Baume einen alten Topf, der bis an den Rand mit lauter blanken Thalern gefüllt war. Als er jedoch die andern mit den Worten: „Herr Jemering, was ist das! Geschwind, geschwind!" herbeirief, versank der Topf wieder eben so schnell vor seinen Augen in den Boden.

207. Von den Wichtelmännchen am Haspelsgraben bei Unterrohn.

„Sie wissen doch," so erzählt die alte Tiefenorter Botenfrau, „daß zwischen Unterrohn und Tiefenort sich von den Werrawiesen ein kleines Thal bergauf zieht, das man den Haspelsgraben heißt, und daß rechts auf der Ecke des Berges einmal ein altes Schloß gestanden hat, von dem weiter nichts als der tiefe Graben, Kalk und Ziegelsteine noch da sind. Nun sehen Sie, dort herum wohnen noch Wichtelmännchen. Sie sollen aber, wie ich von alten Leuten gehört habe, jetzt dort über 10 Fuß unter der Erde stecken.

Meine älteste Schwester, sie ist nunmehr längst tot, damals aber war sie noch ein junges, frisches Tier, die war auch einmal dort auf einem Acker am Schneiden, und da sie gerade ihr Kleines bei sich hatte und das Kind eingeschlafen war, so legte sie es nicht weit von dem Haspelsgraben auf ihre Jacke und deckte es mit der Schürze zu. Wie sie nun so eine Weile geschnitten hatte, da sagte einer der Schnitter: „„Du, paß' auf Dein Kind auf, daß Dir's die Wichtel nicht umtauschen!"" Meine Schwester aber sagte, das würden sie wohl bleiben lassen, sie sei ja hier immer in der Nähe.

Es kam aber doch so; denn bald hörte sie ein gottesjämmerliches Geschrei. Da rief wieder der Schnitter: „„Na, hörst Du denn

nicht, wie Dein Kind schreit?"" — Meine Schwester aber und auch die andern meinten, das sei das Kind nicht, das habe keine so miserable Schweinsgurgel, wie dort der Schreier. Das Gekreisch wurde aber immer ärger. Zuletzt kriegte meine Schwester von wegen des Wichtels doch eine solche Angst, daß sie nach ihrem Kinde hinlief.

Den Schrecken aber, den sie erlebte, können Sie sich nicht denken, als sie die Schürze wegnahm und den abscheulichen Balg mit dem dicken Metzenschädel und den winzig kleinen Augen vor sich sah. Sie machte einen Weltspektakel, allein was half's? Ihr Kind war einmal fort. Die Andern riefen und sie mußte wieder an's Schneiden. Als das Stück lag und der „„Struiß"" (Strauß) für die arme Frau aufgeputzt war*), da hörte auf einmal meine Schwester ihr eigenes Kind wieder schreien. Wie der Wind war sie bei ihm, und die Thränen flossen ihr über die Backen, als sie ihr Kleines wieder an sich drückte."

208. Von der Hexe zu Möhra.

In Möhra lebte vor noch nicht allzu langer Zeit eine Hexe, die in dem ganzen Dorfe gefürchtet war, und der kein Mensch bei Leib und Leben auf eine ihrer Fragen mit Ja oder Nein geantwortet hätte; denn viele hatten deutlich gesehen, wie der Hans als ein mit einem Feuerschein umgebener schwarzer Klumpen durch den Schornstein zu ihr „spill" (d. h. auf Besuch) gegangen war.

Einmal hatte es jedoch eine junge Bauerntochter versehen, der Gefürchteten gerade mit Ja geantwortet und sich damit in die Gewalt der Hexe gegeben. Da merkte das Mädchen bald, was sie gethan, denn sie wurde von Stund an so krank, daß sie das Bett nicht mehr verlassen konnte. Dazu kam noch, daß sie während ihrer Krankheit jedesmal in der dritten Nacht einen barbarischen Hasen zum „Spillgast" bekam, der sich zu ihr auf das Bett setzte und sie gar gewaltig ängstigte.

Als sie nun dieses ihrem Vater klagte und dieser öffentlich auf die Hexe loszog, wurde ihm noch dazu sein ganzes Vieh im Stall „aufstößig", so daß es kein Futter mehr zu sich nehmen konnte.

Ja, bei dem nächsten nächtlichen Besuch fing der Hase sogar zu reden an und sprach: „Ja, ja, mein Liebchen, das wird wohl noch eine Weile so dauern." Wie nun am andern Morgen das Mädchen den Vorfall ihrem Vater mitteilte, lief bei dem das Töpfchen über. Er machte sich schnell auf den Weg nach Marksuhl, holte den „weisen Mann", und der half.

*) Es ist dies ein altgermanisches Dankopfer für den Erntesegen.

Nachdem der das Haus und den Stall gehörig ausgeräuchert, machte er alle Thürschwellen fest, so daß die Hexe keinen Eintritt mehr hatte. Und so lief die Geschichte noch gut ab. Denn am andern Morgen schon konnte das Mädchen ohne Beschwerde das Bett wieder verlassen und ihre gewohnte Arbeit verrichten.

209. Vom „wütheninge“ Heer zu Möhra.

Ein Bauer aus Möhra, der vom hellen Morgen bis in die Nacht hinein, besonders wenn er es mit dem lieben Vieh zu thun hatte, fluchte, war einmal auf dem Felde mit Ackern beschäftigt. Da hörte er auf einmal ein furchtbares Lärmen in der Luft vom Dorfe her. Es war der wilde Jäger mit seinem Heer*), das an ihm vorüberzog. Als es wieder still geworden, roch es auf einmal in der Nähe des Bauern wie frischer Kuchen, und als er nach Hause wollte, siehe, da lag am Saume des Ackers ein gar „mordschön geschmälzter“ halber Kuchen. Der Bauer hob ihn auf und betrachtete ihn lange Zeit. Schon wollte er einhauen, da fiel es ihm bei, daß die Geschichte doch nicht so ganz mit rechten Dingen zugegangen sein möchte. Er betete daher schnell ein Vaterunser und ließ sich dann den Kuchen prächtig schmecken. Da hörte er neben sich und zwar ohne jemand zu sehen die Worte: „Das war ein Glück, daß Du ein Vaterunser gebetet hast, sonst hätte ich Dir das Genick gebrochen und Du hättest mit uns ziehen müssen.“

210. Der Teufel in Möhra als Korndieb.

Vor langen, langen Jahren geschah es zu Möhra, daß einem reichen Bauern, ohne daß er sich's erklären konnte, sein Kornhaufen auf dem festverschlossenen Boden immer kleiner wurde. Das ließ nun den Bauern nicht ruhen. Er paßte auf, hörte richtig einmal in der Mitternacht so ein Geräusch, als wenn jemand über ihm Frucht einsackte, und flink war er auf dem Boden, schloß die Kammer auf, prallte aber gewaltig zurück, als er den „Hans“ (Teufel) mit einem vollen Halbmaltersack zum Bodenloch hinausfahren sah.

Am andern Morgen stand der Bauer auch schon beim weisen Mann in Marksuhl, und der gab ihm den Rat, jedesmal, nachdem er Frucht gemessen, das „Maß“ umzustürzen, dann müßte der Böse seine Nase davon lassen und könne kein Korn mehr für die Sippschaft bei ihm einsacken.

*) Andere nennen das Luftgespenst den tollen Fuhrmann.

Der Bauer that's und hatte fortan Ruhe. Seit jener Zeit stürzen die Bauern in Möhra jedesmal, wenn sie Korn gemessen, das Maß um.

*211. Der „Struiß“ in Möhra.

Im Thale der Werra und in den unterhalb Salzungen einmündenden Seitenthälern, so in denen des Moorwassers, der Felde, der Öchse und weiter abwärts, besteht noch die Sitte, daß der Landmann, wenn er seinen letzten Roggen-, Gersten- und Weizen-Acker — bei Hafer geschieht es nicht — schneidet, am Ende des Stückes eine Hand voll Halmen stehen läßt, die er dann unter den Aehren mit allerlei Feldblumen zu einem Strauß oder wie im Thale der Öchse, zu einer Puppe zusammenbindet.

Um diesen „Struiß“, wie sie es in Möhra nennen, versammelt sich dann das ganze Schnittervolk, reicht sich die Hände, singt und umtanzt ihn im Kreise. Vor einem halben Jahrhundert geschah es noch, daß der Vorschnitter vor Beginn der Lust seinen Hut abzog und einen frommen Spruch sprach.

In Möhra sagen sie, der Strauß, den selbst die Armen beim Ährenlesen respectieren, gehöre den Wichteln, damit sie Scheune und Fruchtböden verschonten.

In Ettenhausen, wo sie ihn Feldmann nennen, heißt es, wer den Strauß nicht bindet, mit dem zehren die Wichtel das Jahr hindurch aus der Schüssel rc. An andern Orten nennen sie diesen Erntebrauch den Alten, die arme Frau, die liebe Frau, auch Schausel, oder sie sagen, es sei für diese bestimmt.

So ist es einmal zu Möhra geschehen, daß ein reicher, aber auch sehr hachiger Bauer just auf seinem Weizenacker erschien, als die Schnitter eben um den „Struiß“ standen, der Vorschnitter den Hut abzog und den Spruch sprechen wollte, und der Bauer brummend in den Kreis trat, den „Struiß“ mit verwegener Hand ab- und aufschnitt und mit den Worten: „wozu die Dummheiten?“ die Ähren aufs nächste Gelege warf. So etwas aber konnte nicht ungerochen bleiben. Es kam ihm auch. Kaum hatte der Geizhals seinen Acker auf das nächste Jahr wieder mit Roggen bestellt, als die Wichtel herbeikamen und in einer Nacht die sämtlichen Saatkörner wieder aus dem Boden „klupperten“, so daß nicht eins derselben keimen und aufschießen konnte. Der Geizhals hat späterhin keinen „Struiß“ wieder abgeschnitten.

Nicht besser, wie dem Geizhals zu Möhra, erging es einem Ettenhäuser. Der dachte: „thut's beim Hafer ohne „Feldmann“, wie sie hier den „Struiß“ nennen, gut, so geht's auch beim Korn,

und schnitt auch den „Feldmann" aus Habsucht ab. Nun, er hat's aber auch empfunden; denn kaum hatte er die nächste Aussaat gemacht, und es fing eben unter den Bänken zu dunkeln an, wie man hier zu Lande spricht, als auch schon eine ganze Schaar Kraken*) sich auf dem Acker niederließ und ihm die ganze Aussaat wegfraß.

Witzschel II, S. 223, Nr. 72.

212. Möhra im dreißigjährigen Kriege.

a. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges soll die Pest in Möhra und der Umgegend so arg gehaust haben, daß der Ort, der vor dem Kriege weit größer gewesen als jetzt, fast ganz verwaist war und die Felder nicht bebaut werden konnten. Damals kam auch ein Haufen fremden Kriegsvolks ins Dorf, der konnte hier nicht einmal einen Boten nach dem nahen Werrathal auftreiben. Nach langem Suchen fanden sie endlich in der Nähe einen jungen Menschen auf der Wiese beschäftigt, den zwangen sie, ihnen den Weg an die Werra zu zeigen. Der Bursche gedachte bald zurückzukehren und hing seine Sense einstweilen an den ersten besten Weidenbaum am Wege, als er mit dem Kriegsvolk von dannen zog. Das aber steckte ihn unter das Regiment und nahm ihn mit weit hinaus ins Reich. Nach sieben Jahren erst gelang es ihm auszureißen, und als er in die Nähe seiner Heimat kam und den Platz sah, wo er dem Haufen in die Hände gefallen war, gedachte er auch seiner Sense und siehe, die hing noch an demselben Ast, an dem er sie vor 7 Jahren aufgehängt hatte.

*b. Weiter erzählte eine alte Frau aus Möhra: „Als ich in Möhra diente, da wußten die Bauern noch gar viel von der alten Zeit zu erzählen, wie es während des großen Krieges und während der bald darauf folgenden Pest in Möhra zugegangen sei. Da steht z. B. auf dem Löhberplatz, jetzt Löhberecke genannt, ein Bauernhaus mit einer Durchfahrt, dessen Bewohner, als der „Krawatetürk" einfiel, sämmtlich bis auf die Frau und deren jüngstes Kind in den Wald flüchteten. Die Frau hatte nämlich gehört, daß der „Krawat" die Kinderbettnerinnen verschone. Sie nahm daher ihren Kleinen, der, trotzdem er schon schwatzen konnte, noch das Aussehen eines Neugeborenen hatte, zu sich und legte sich mit ihm, nachdem sie eine Windel zum Fenster heraus gehängt, ins Bett. Kaum war sie damit fertig, so drang einer der Kroaten in die Stube und frug die Frau, wie sie heiße. Als der Kleine darauf schnell antwortete: „Hans", entsetzte sich der Soldat, schlug

*) Bezeichnung für Krähen und Raben.

ein Kreuz und sprang zur Thür hinaus. Wie aber ein zweiter in die Stube drang und dieselbe Frage gestellt und das kleine Hänschen wieder anstatt der Mutter geantwortet hatte, zog der Kerl sein Schwert, erstach den Kleinen, hieb der Mutter die Brüste ab und warf die Leichen in den Ziehbrunnen vor dem Hause.

Aus der Pestzeit, fuhr die Alte fort, habe ich folgendes erzählen hören: Als der „Krawatetürk" abgezogen war, kehrte die Pest in Möhra ein und hauste schrecklich; es starben täglich über ein Dutzend Menschen; wie erzählt wurde, half die Leichenfrau noch dazu: die legte nämlich den Kranken warmes Brod auf die Mäuler und kochte dann den Kranken Suppen davon; und das trieb sie so lange, bis das Dorf fast ausgestorben war. Endlich aber merkte dies ein Kranker und bittet die „Wettermacherin", als sie ihm die Suppe reichen will, ihm erst noch einen Trunk Bier zu holen. Mittlerweile vertauscht er die Suppe, so daß sich die Alte selbst vom Brode hilft. Sie war die letzte, die an der Pest starb, denn als kurz darauf die wenigen übrig gebliebenen Einwohner im Dorfe eine dichte blaue Wolke erblickten, wie sie in ein Kellerloch einzog, da verstopften sie das letztere ordentlich mit Dünger und so hatte die Pest ein Ende.

213. Der gute Born bei Möhra.

Im Jahr 1688 am 12. des Monats Juni pflügte Hans Peter Luck von Möhra auf dem Acker seines Vaters, der links am Weg nach Etterwinden an dem sogenannten Seeb gelegen war, als er dort unvermutet eine starke Quelle zu Tage gehen sah. Der erstaunte Bauer rief den in der Nähe weidenden Schäfer herbei, erweiterte mit dessen Hülfe die Oeffnung des Sprudels und gewahrte nun, wie derselbe in der Tiefe aus einem kellerähnlichen Gewölbe hervorquoll. Das Wasser war molkig, hatte einen seltsamen Geschmack und färbte die Erde umher mit einem gelblichen Schlamme. Die aufgefundene Quelle wurde bald näher bekannt, und man entdeckte in ihr ein so vortreffliches Heilmittel gegen allerlei Leibesübel, daß von nah und fern viele dorthin eilten und für ihre Gebresten Genesung suchten und fanden. Die Feldbirnbäume in der Nähe hingen bald voll Krücken, welche die geheilten Lahmen aus Dankbarkeit hier zurückgelassen hatten.

Als die Gemeinde solches Wunder sah, erwachte in ihr der Eigennutz, und sie gedachte die Quelle zu ihrem Vorteil auszubeuten. Sie beschloß ein Häuschen über den segensreichen Born zu setzen und einen Opferstock daneben zu errichten, um das so gewonnene Geld dann unter sich zu verteilen, und führte das

auch aus. Darob aber zürnten die gütigen Berggeister, die solchen Segen dem Orte gespendet, und riefen den Sprudel zurück.

Vergebens hofften die Möhraer noch lange Jahre auf die Rückkehr der Quelle. Sie war und blieb verschwunden, und der Pflug geht wie vorher wieder über jene Stelle. Nur die ungewöhnliche Ueppigkeit des Getreides bezeichnet noch jetzt den Ort, wo der Born einst sprudelte.

214. Von der Kingskutte bei Möhra.

„Ich habe drei Jahre als Knecht drüben in Möhra gedient," erzählte ein alter Hirte, „und manchen Schweißtropfen in der Kingskutte verloren; die kenne ich wie meine Tasche. Sie liegt ja kaum einige Büchsenschüsse weit auf der Höhe hinter Möhra, rechts am Fußpfade nach Ettenhausen, ist höchstens an der tiefsten Stelle mannstief und einige dreißig Schritte lang und breit. Eine kuriose Sache bleibt es, daß an heißen Sommertagen, wenn man glaubt, im Felde müsse alles verbrennen und Quellen und Bäche versiegen, die salztrockene Kingskutte auf einmal voll Wasser wird Oft sickert es eben so schnell wieder in den Boden, als es gekommen, oft auch steht es so lange, daß die Sommerfrucht darinnen abstirbt. Und wahr ist es, daß, wenn die Kingskutte voll Wasser steht, das Getreide im Preise steigt, und sollte es auf den Dächern wachsen.

215. Der Wehdborn in Möhra.

Vor einem der Bauernhäuser dicht an der Gemeindeschenke zu Möhra steht neben der Wehd, einem kleinen gemauerten Bassin, ein Pumpbrunnen, der Wehdborn genannt. Wenn der überläuft, erfolgt Teuerung.

216. Von der Spitzwiese bei Möhra*)

Seitwärts von Möhra, rechts auf dem Wege nach Röhrigshof, liegt die sogenannte Spitzwiese. Hier soll es geschehen sein, daß Dr. Luthers Vater mit einem Nachbar von Möhra, der ihm tückischer oder mutwilliger Weise seine Pferde auf der Herbstweide jagte, in Streit geriet und denselben in der Hitze mit einem Zaume so bearbeitete, daß er an den Folgen des Tractements gestorben.

*) Eine zur Sage gewordene absichtliche Verleumdung gegen die Familie Luthers. S. Archiv für sächs. Gesch. Bd. II, H. 1, 1863.

217. Vom „Aap" (Alb) in Möhra.

Der Alp, der im Werragrund und dessen nächster Umgebung allgemein genannt wird, ist fast immer ein unheimliches Weibsbild, welches die Gabe besitzt, nachts sich zu denen, welche sie drücken und beängstigen will, einzuschleichen, und zu diesem Zweck im Notfall selbst das Schlüsselloch benutzt. Sie nimmt dann die Gestalt einer Katze, eines Marders oder sonst eines haarigen Spukes an, springt auf das Bett, legt sich dem Schlafenden auf Brust oder Hals und drückt ihn so, daß er die Unholdin weder abzuwerfen, noch um Hülfe zu schreien im stande ist. Hat sie sich genug an der Angst und dem Gewimmer des Geplagten ergötzt, so verschwindet sie wieder auf demselben Weg.

In Möhra stehen besonders diejenigen Weibsleute in Verdacht des Alps, denen die Augenbrauen über der Nase zusammengewachsen sind.

Ein derartig gezeichnetes Mädchen aus Möhra kam eines Abends mit einer Freundin aus der Spinnstube. An der Schmiede angelangt, stellte sie ihr Spinnrad vor das Haus, sagte zu der andern: „Wart' hier ein wenig und sieh nach meinem Rad, ich bin gleich wieder da, will nur erst einmal den großen Schmied ein wenig drücken!" Sprach's und kletterte alsbald wie eine Katze an den Pflöcken der Ecksäule empor und durch das Bodenloch ins Haus. Bald darauf hörte die vor der Thüre den Schmied gottesjämmerlich wimmern. Nach einer Weile kam der Plagegeist auf demselben Weg wieder zurück und griff mit den Worten nach dem Spinnrad: „So, nun hat er auch seinen Teil, warum kam er nicht in die Spinnstube!"

Ein alter Bauer aus Möhra erzählte noch: „Bei uns ist es mit einer „„Aapdröckersche"" doch nicht mehr so schlimm als zur Zeit, wo meine Mutter selig noch nach den jungen Burschen guckte. Sie hat uns oft erzählt: „„Damals, da hatt's noch etwas mit d e r Art zu bestellen, und der Böse hatte ihr noch mehr Macht eingeräumt als alleweil.""

„So war auch einmal eine hier in Möhra, die, wenn sie aufs Drücken ausging, sich jedesmal an die Wand neben die Hausthüre lehnte; dann „„wuschte"" (schlüpfte) ihre Seele aus dem Leib heraus und durch alle Schlüssellöcher durch bis in die Kammer, wo sie einen drücken wollte. War das Hexenwerk vorbei, so „„wuschte"" sie wieder hurtig auf demselben Weg zurück in den Leib hinein, und die „„Aapdröckersche"" that dann, als ob sie's nicht gewesen wäre.

Hätte ihr unterdessen einer drei Kreuze auf den Leib draußen geschrieben, so hätte ihre Seele nicht wieder hineingekonnt, und es wäre alle mit ihr gewesen."

218. Von der weißen Frau in Möhra.

„Mein Urellervater (Urgroßvater), den sie nur Schmied's Hans nannten", begann einer aus Möhra, — „hier vom Wirtshausfenster aus kann man gerade wider das Haus sehen, wo er gewohnt hat, — der hatte eine weiße Frau im Haus, um die sich aber kein Mensch weiter bekümmerte, weil sie noch keinem etwas zuleide gethan. Nur ein einziges Mal hat sie der Alte böse gemacht, als er wie gewöhnlich spät aus dem Wirthshause heimging und in der Küche etwas knistern hörte und glaubte, es sei seine Frau. Da rief er sie dreimal bei ihrem Namen: „„Else! Else!"" und da er keine Antwort erhielt, so wurde er bös und hieß sie, während er die Treppe hinaufging, ihn im — lecken. Doch kaum war ihm der Schimpf über die Zunge, so stürzte auch die weiße Frau ganz zornig aus der Küche und ihm nach. Er aber war mit ein paar Sätzen an der oberen Stubenthüre, denn dorthin wie in die untere Stube durfte sie nicht gehen. Sie verschwand daher in der Rauchkammer, wohin sie auch sonst aus dem Keller oder der Küche zu gehen pflegte.

Neben der Rauchkammer war auch noch die Schlafkammer einer Frau aus Ruhla, die dem Alten nach der Else Tod den Haushalt besorgte. Zu der kam die weiße Frau später oft mehrere Nächte regelmäßig hinter einander, wenn es aber die Alte müde war und sie ein verfluchtes „„Schönglaich"" (Schindluder) nannte, so seufzte sie und verschwand. Auch nach Schmieds Hansens Tod blieb das Gespenst im Hause. Da fiel es seinem Sohn, meinem „Ellervater" ein, durch einige ungarische Steinmetzen eine doppelte Grundmauer im Keller aufführen zu lassen. Aber siehe da! eines Morgens waren die Ungarn, ohne das Werk vollendet zu haben, auf und davon. Ihr Werkzeug hatten sie im Keller zurückgelassen. Neben demselben sah mein Ellenvater ein tiefes Loch und die Scherben eines alten Topfes. Wahrscheinlich hatten sie einen reichen Schatz gefunden. Seit jener Zeit hat sich die weiße Frau nicht mehr sehen lassen."

219. Von der alten Kapelle am Kutter bei Möhra.

Vor alten Zeiten stand unfern des Dorfes Möhra, rechts am Fußpfad nach Ruhla an einem Hügel, dem Kotter oder Kotterberge, eine Kapelle mit einer kleinen Wohnung für den Meßner.

Das Häuschen des Meßners war bereits verschwunden und auch das Kirchlein dem Verfalle nahe, als einer der Chorschüler von Möhra, die in Kupfersuhl umgesungen hatten, während des Heimwegs auf den Einfall kam, an der verwaisten Kapelle ein frommes Lied zu singen. Er eilte mit seinen Kameraden nach dem Hügel und bald erklang das Lied weit in der Runde.

Kaum aber war der letzte Ton des Gesanges verhallt, siehe da erschien auf der Schwelle der Kapelle eine weiße Gestalt, die den Knaben freundlich zunickte. Diese wichen anfangs erschreckt zurück, doch bald faßte sich der, welcher den Gesang angeregt hatte, ein Herz, trat näher und ehe er es sich versehen, hatte ihm die Gestalt einen starken Knochen in die Hand gedrückt, den er in seiner Bestürzung in die Tasche schob. Hierauf verschwand die Erscheinung vor seinen Augen in der Kapelle. Als er sich nach seinen Kameraden umwandte, hatten die bereits Reißaus genommen.

Er eilte nun selbst über Hals und Kopf nach Hause und als er seine Tasche durchsuchte, fand er zu seinem und der Seinigen Erstaunen anstatt des Knochens eine Stange gediegenes Goldes und wurde dadurch ein reicher, glücklicher Mann.

*220. Vom Wackenhof.

Die Sage erzählt, daß der Wackenhof früher auch einma ein Nonnenkloster war und die frommen Nönnchen durch einen unterirdischen Gang, der in der Kirche zu Etterwinden ausmündete, hier dem Gottesdienst beiwohnten. Bei dieser Gelegenheit entbrannten jedoch ihre Herzen in sündhafter Liebe zu einem frischen Bauernburschen. Diesen schmuggelten sie dann in einem Bunde Stroh versteckt ins Kloster und hielten ihn lange verborgen. Als sich aber darauf bei drei jungen Nonnen der sträfliche Umgang durch das Nonnengewand nicht mehr verbergen ließ und die Geschichte unter dem Volke bekannt wurde, mußten die frommen Nönnlein samt und sonders das Kloster wieder räumen.

221. Von den Wichteln am Wackenhof.

a. Der Schäfer von Kupfersuhl trieb einmal dort droben nicht weit vom Wackenhof auf der Trift an den alten Schachten vorbei. Da kam aus einem der Löcher in der Nähe des Teiches auf einmal ein kleiner Wichtel herausgehüpft, drehte sich auf dem Absatz herum und rief in das Loch hinein: „Werft mir einmal mein schwarz Käppchen heraus!“ und plautz! kam eins geflogen. Der Wichtel setzte es auf und — fort war er. Da dachte der

Schäfer: „Hm! Willst es auch einmal probieren!" trat vor das Loch und rief: „Werft mir einmal mein schwarz Käppchen heraus!" und plautz! hatte er auch eins. Der Schäfer setzte es ebenfalls auf und sogleich sah er auch wieder den Wichtel vor sich stehen. Die beiden machten nun Freundschaft, und der Schäfer versprach mit dem Wichtel zu ziehen. Darauf gab ihm der Kleine noch allerlei guten Rat und meinte, es würde alles gut gehen, wenn er sich unterwegs nur vor Speisen hüten könne, in denen Kümmel sei. Der Schäfer versprach auch dieses und fort ging's durch die Lüfte.

Als sie gegen Mittag hungrig auf einem Pachtershof einkehrten, setzten sie sich ungesehen zu den Leuten an den Tisch und ließen sich's herrlich schmecken. Auf einmal kam aber Zwiebelbrühe mit Kümmel; der Wichtel legte den Löffel bei Seite. Unser Schäfer aber vergaß sich richtig, und kaum hatte er etwas davon zu sich genommen, so wurde ihn auch die ganze Tischgesellschaft gewahr, und der verblüffte Pachter nahm ihn gehörig her. Er mußte beichten, woher er sei und wie er so plötzlich unter sie gekommen und war froh, daß er, obgleich verhöhnt und verspottet, den weiten Rückweg mit heiler Haut wieder antreten durfte.

b. „Mein Vater selig," sagte der Christian von Wackenhof, „hat's genugmal erzählt, wie's vordessen auch hierum von Wichteln „„gewiebelt und gewabelt"" hat; wer sie nur so hat sehen können. Bei uns hier auf dem Wackenhof hatten sie sich sonst auch eingenistet und waren den Knechten und Mägden gar behülflich bei der Arbeit. Hunde und Pferde dagegen mochten sie nicht leiden und übten an diesen allen Schabernack aus.

Nun hatte — ich glaub', es war mein Ellervater — dieser einen Schimmel in dem Stalle, den durfte er kämmen und striegeln wie er wollte, am andern Morgen war er wieder so struppig und widerhaarig wie zuvor, und Mähne und Schwanz waren jedesmal in so miserable Zöpfe geflochten, daß sie kaum wieder auseinander „„gekluppert"" werden konnten. Und das hatten nur die Wichtel gethan.

In späterer Zeit aber muß etwas hinter sie gekommen sein, denn sie waren auf einmal auf und davon. Wohin? Wer kann das wissen. — Mein Vater hat nur gehört: Zu jener Zeit sei ein kleiner Kerl zu einem Fährmann an die Werra gekommen und habe dem Fährmanne eine Metze der kostbarsten Würze versprochen, wenn er die Nacht über Frachtgut, ohne zu fragen was er überfahre, an das jenseitige Ufer schaffen wollte. Der Fährmann sei darauf eingegangen und habe auch seine Schuldigkeit gethan. Als nun der Morgen gegraut, wäre der Fährmann aber doch

neugierig gewesen und hätte den Kleinen gefragt, was er denn für schwere, unsichtbare Fracht über das Wasser geschafft. Da habe das Männlein gelächelt und ihm gesagt: „Tritt hinter mich und schaue mir einmal über die Schultern!“ und da habe denn der Fährmann gesehen, wie es auf der ganzen Wiese von Wichteln „gewiebelt und gewabelt“ hätte.

Und als er darauf nach seinem Lohne gefragt, da hätte ihm der Kleine eine Metze Salz als die kostbarste Würze, die es gäbe, überreicht und sei darauf vor seinen Augen verschwunden.

222. Vom spukenden Mönch auf dem Wackenhof.

Drei Viertelstunden hinter Möhra in der Richtung nach Eisenach stand sonst das Lazaritenkloster Wachenhausen mit einer dem heiligen Bonifacius geweihten Kapelle.

Die eine der drei Wohnungen, die jetzt den Wackenhof bilden, hat noch ein steinernes Untergeschoß, das wie der unter dem Hause befindliche Keller, der Mönchskeller, aus jener alten Zeit herstammen soll. In diesem Keller hält sich noch eine spukende Mönchsgestalt auf, die bis heute noch nicht zur Seligkeit gelangen konnte. Kann's der Mönch nun dort vor Kälte nicht mehr aushalten, so steigt er die in die Küche führende Treppe herauf, setzt sich an den Herd und wärmt sich. Und da er niemand etwas in den Weg legt, so machen's die Leute, die nunmehr an seine Erscheinung gewöhnt sind, mit ihm gerade so. Wenn aber die Knechte und Mägde ihre nicht zum Hause gehörenden Liebsten heimlich einschmuggeln und bei sich schlafen lassen, dann kommt der Mönch zornig zu ihnen ans Bett, packt die Eindringlinge, schleppt sie in den Stall und wirft sie hier vor das Vieh in die Raufen, so daß sie das zweite Mal gewiß nicht wieder kommen.

Auch soll der Mönch nicht dulden, daß die Mägde vor dem Anrichten zu viel von den Speisen naschen. Einer, die schon den zweiten „Hütes“ (Kloß) aus dem Topfe langen wollte, gab er eine so derbe Ohrfeige, daß ihr der Appetit verging.

Ein anderer Mönch, vielleicht auch der nämliche, ist zur Adventszeit an der Stelle, wo vor Zeiten die Kapelle stand, zu sehen. Er umkreist den Platz, berührt aber nie den geweihten Boden und verschwindet mit einem schweren Seufzer.

Desgleichen wurde er von vielen auf einem nach Burkhardtrode zu liegenden felsigen Hügel, der Mönchskopf genannt, den er im Leben oft besucht hatte, betend gesehen.

223. Vom Wechselbalg bei Kupfersuhl.

„Wer kleine Kinder mit ins Feld nehmen muß," so erzählt der alte Senf zu Kupfersuhl, „der lege sie ums Himmels willen nur nicht unbewacht an die Grenzen seines Ackers, denn dort haben die bösen Geister Macht über sie und tauschen sie um.

Einer Frau aus Kupfersuhl ist's einmal so gegangen. Die hörte von der Seite her, wo sie ihr Kind niedergelegt hatte, ein gar grausames Geschrei und als sie an den Platz kam, da war das Unglück geschehen. Sie aber resolvierte sich kurz, faßte den unflätigen Dickkopf bei den kleinen Beinen, riß ihn vom Lager und hieb darauf los wie auf altes Eisen. Der Balg krisch lästerlich, sie aber ließ ihn liegen. Kaum jedoch war sie wieder ein Stück davon gegangen, als sie ihr eigenes Kind an jener Stelle arg wimmern hörte. Und das lag richtig wieder an dem alten Platz, war aber ebenso blitzblau durchgeprügelt worden, als von ihr der Wechselbalg."

*224. Von dem Teufel und der Hochzeit zu Moßbach.

In Kittelsthal that das Wild aus dem nahen Walde ungemeinen Schaden an den Feldfrüchten, so daß die Bauern sich genötigt sahen, zum Schutze derselben nachts kleine Feuer anzuzünden und draußen zu wachen. Das that denn auch einer mit seinem Knechte in einer mondhellen Nacht. Es konnte ungefähr 11 Uhr sein, und die beiden unterhielten sich just von der Hochzeit, die am nächsten Tage in dem nahen Moßbach gefeiert werden sollte, als der Knecht seinen Herrn plötzlich anstieß und nach einer kleinen, viereckigen Wolke deutete, die in großer Schnelle aus der Richtung des Hörselberges am klaren Nachthimmel aufstieg, und dann in die Worte ausbrach: „Seht, Herr, dort kommt er; was er nur in der Kiste haben mag. Er muß schwer haben, seht, wie er arbeitet!" In diesem Augenblick ließ sich ein furchtbares Sausen und Brausen in der Luft vernehmen, so daß der Bauer entsetzt vom Feuer aufsprang. Der Knecht jedoch ließ sich nicht stören und fuhr fort: „Nun, dem müssen die in der Moßbach recht am Herzen liegen. Er hat gehörig aufgehockt. Ja, da ist gut Hochzeit machen, wenn man so zugetragen kriegt. Aber warte nur, alter Kujon — doch, Herr, nun macht, daß ihr fortkommt, er nimmt die Richtung auf uns zu." Aber der Bauer hörte schon die letzten Worte nicht mehr. Er lief, was er laufen konnte, um Haus und Hof zu erreichen. Inzwischen hatte sich der Gottseibeiuns mit seiner schweren Kiste beim Knecht am Feuer niedergelassen und räsonnierte gewaltig, daß ihn dieser citiert und in seinem

Fluge gehemmt habe, was jedoch den Knecht wenig zu kümmern schien; er lachte den Teufel aus und verlangte seinen Teil von dem Hochzeitskuchen. Ärgerlich reichte ihm der Teufel zwei schöne Stücke, fuhr dann wieder in die Tragbänder der Kiste und bat den Knecht, da er nicht gut aufkommen konnte, ihm zu helfen. Als dieser ihm jedoch den Dienst verweigerte, rief der erboste Teufel wohl ein ganzes Dutzend Weibernamen in die Nacht hinaus und unter diesen zuerst die der Braut und ihrer Mutter von Moßbach, und mit einem „Hopp" stand er wieder auf den Beinen und flog durch die Luft nach Moßbach zu. Den Kuchen aber, den der Knecht am andern Morgen im Hofe ausbot, verlangte niemand zu kosten, selbst die Hunde ließen ihn unberührt, obschon er ganz dick mit Rahm geschmälzt war. Nun war aber die Stiefmutter des Bauern auch zur Hochzeit nach Moßbach geladen. Als sie den Weg dahin antreten wollte und ihr der Sohn spöttisch guten Appetit wünschte, erwiderte sie ärgerlich: „Ich weiß schon, was Du willst; ich kehr' mich jedoch nicht an das Leutegeschwätz und weiß, was ich zu thun habe." Sie wurde auch gar freundlich dort aufgenommen, und als man sich zum Essen setzte, da brachen fast die Tische unter den aufgetragenen Speisen. Doch wollte es keinem recht schmecken. Die Gerichte hatten alle so etwas Absonderliches, und das Fleisch roch nach Moschus. Als wieder ab- und aufgeräumt war und man sich nach alter guter Sitte zum Tanze anschickte, trat plötzlich ein Fremder in grüner Jägerkleidung ein, auf den die Braut und ihre Mutter sofort zustürzten, ihm als einem alten Bekannten die Hand reichten und ihn gar herzlich bewillkommten. Bald darauf begann er auch den Ehrentanz mit der Braut, dann griff er weiter und immer weiter, bis er fast mit allen durch war. Da kam auch die Reihe an die Stiefmutter unseres Bauern. Die aber trat, als er ihr nahte, sofort einen Schritt zurück, rief zornig, während sie mit der Hand nach seinen Füßen deutete: „Hebe dich weg von mir, Satanas! Ich habe wohl deinen Pferdefuß gesehen und tanze nicht mit dir!" Entsetzt sahen jetzt alle nach dem Fuße des grünen Jägers. Und wie dieser sah, daß er erkannt sei, machte er keine Umstände mehr, und fuhr in seiner wahren Gestalt zur Thür hinaus. Ein paar Minuten darauf waren aber auch sämtliche Hochzeitsgäste auf dem Heimweg.

225. Vom Tollen Jägers Graben bei Eckardtshausen.

Von Eckardtshausen nach Förtha zieht sich links am Wege hin eine tiefe bewaldete Schlucht, der Tolle Jägers Graben genannt,

weil der tolle Jäger und das „wüthenige“ Heer gar arg darin hausen sollen.

a. Ein armer Kötzenflicker aus Förtha mußte einmal nachts dort vorüber. Da hörte er einen Weltspektakel in dem Graben; es war, als wenn der ganze Wald zusammenbrechen wollte. Er sah auch, wie einer seiner Meinung nach ein Stück Wild auswirkte, und er dachte, den läßt du hübsch links liegen, und ging im Bogen um ihn herum. Als der Kötzenflicker vorbei war, konnte er es aber doch nicht übers Herz bringen, rief im Spaß: „Kann man da auch einen Braten davon kriegen?“ und machte darauf, daß er heim kam. Kaum jedoch hatte er sich niedergelegt, als Haus- und Stubenthüre aufflogen und es einen schweren Fall auf den Tisch that.

Dem Kötzenflicker wurde es himmelangst; er stand aber doch auf und machte Licht, um das Geschenk zu betrachten. Zu seinem Schrecken gewahrte er das Viertel eines Pferdes, an dem selbst noch das Hufeisen hing. Am andern Morgen hockte der arme Teufel den Braten auf und trug ihn wieder an den Platz, wo er am Abend zuvor das Stück Wild hatte auswirken sehen. Es half ihm aber nichts. In der folgenden Nacht passierte ihm das nämliche Stückchen. Er hockte das Geschenk wieder auf und schaffte es an die bewußte Stelle. In der dritten Nacht ging's grade so. Das war ihm denn doch zu toll. Er ging nun zu seinem Pfarrer und erzählte diesem den ganzen Vorfall. Der machte sich mit ihm auf den Weg nach dem Tollen Jägers Graben und citierte den Bösen selbst herbei. Und der kam auch. Der Pfarrer stellte darauf dem Bösen vor, daß der Mann die Äußerung nur im Scherz gethan und nichts mit ihm zu schaffen haben wolle, und da der Böse sah, daß hier nichts zu machen war, so nahm er zwar das Fleisch wieder zurück, stach aber beim Weggehen dem ehrlichen Kötzenflicker eine so derbe Ohrfeige, daß dieser am dritten Tag seinen Geist aufgab.

b. Schlimm erging es einem Säufer aus Förtha. Der hatte sich, wie dies geschah, in Eckardtshausen eine gehörige „Welle“ (Rausch) geholt. Als er nun des Nachts an dem Tollen Jägers Graben vorüberwollte, hörte er den Bösen darin jagen und Schuß auf Schuß fallen, sah auch, wie einer ein Stück Wild unter sich hatte. Er trat in seiner Trunkenheit keck auf ihn zu und verlangte seinen Teil davon. Und ehe er sich's versah, hatte er auch schon ein Hinterviertel auf dem Buckel.

Als er damit nach Hause kam, frug ihn seine Frau, was denn das sein sollte. Er aber antwortete barsch: „Halt's Maul, wirst's morgen schon sehen, ein Hinterviertel von einem Hirsch!“

und hing das Fleisch an die Wand. Die Frau aber untersuchte den Braten genauer, sah bald, was es war, schimpfte, daß er sich ein Pferdeviertel habe aufhocken lassen, und stieß ihn mit der Nase auf das noch am Huf hängende Eisen. Da nahm der Säufer fluchend das Fleisch von der Wand und warf's auf den Mist. Gleich darauf hing es jedoch wieder an seinem Haken, und das geschah so oft, als es hinausgeworfen wurde, so daß es zuletzt dem Säufer angst und bange wurde und er nach Rat ging.

Da wurde ihm denn gesagt, daß er das Fleisch und zwar um dieselbe Stunde wieder an den nämlichen Ort tragen müßte, wo er es her habe; dabei müsse er jedoch ein Vaterunser beten. Das erstere that er nun auch, das Vaterunser aber vergaß er. Und so kam denn der Teufel, nahm ihm das Fleisch ab, packte ihn aber gleichzeitig am Kragen und führte ihn mit sich durch die Lüfte.

c. „Ich glaube ja nicht an so etwas", so begann der alte Senf in Kupfersuhl, „aber wahr ist's, daß sie mir vor siebenzig Jahren, als ich noch in Förtha wohnte, viel vom tollen Jäger erzählten. Bald soll er große Jagd im Tollen Jägers Graben gehalten haben, bald auf einem Gaul ohne Kopf erschienen sein und die Leute in Angst und Schrecken gesetzt haben. Am meisten aber, so sagten sie, hatten die Mühlknappen von Förtha von ihm zu leiden, wenn sie nach Eckardtshausen Mehl ritten oder fuhren und heimwärts am Tollen Jägers Graben noch vorüber mußten.

Denen sprang er von hinten auf den Gaul oder warf sich auf den Karren, so daß sie diesen kaum von dem Platze bringen konnten."

*226. Vom wüsten Ritter in Rößhusen.

Von Marksuhl führt ein Fußpfad über einen zwischen diesem Flecken und Eckardtshausen gelegenen stark bewaldeten Rücken und einige, dazu gehörige Wiesen „Rößhusen" nach Ruhla.

Auf dieser Höhe deuten noch die Spuren eines Waldes, wie die eines Kellers, auf die frühere Burg, über deren Verschwinden die Sage nachstehendes erzählt. Zu Rößhusen trieb einst ein wüster, gottvergessener Ritter sein Wesen so weit, daß er sich sogar nicht mehr scheute, das Heiligste mit seinen räuberischen Händen anzutasten und oft genug schon hatte er die frommen Herren des Lazaritenklosters zu Wackenhausen gequält und gebrandschatzt und ihrer Verwünschungen gespottet. Als er nun wieder einmal das Kloster überfiel und selbst in die Kapelle eindrang, da trat ihm der Abt, die geweihten Kerzen in den Händen,

fest entgegen, und hielt ihm seinen ruchlosen Lebenswandel ohne Schonung vor. Der Ritter hörte ihn eine Weile an, verlachte und verspottete ihn aber dann um so ärger, entriß darauf dem Greise die silbernen Leuchter und zerschmetterte die flammenden Kerzen am Boden. Da richtete sich der Abt hoch auf, verfluchte den Ritter samt seinem Raubneste und sagte ihm: „So wie dieses Kerzenlicht hier am Boden erloschen, so sollst auch Du noch vor Sonnenuntergang Deine verruchte Seele aushauchen und Deine Burg vom Boden verschwinden.“ Der Ritter spottete und höhnte von neuem; der Fluch des Abtes aber wurde zur That bevor die Sonne hinter den hessischen Bergen verschwand.

*227. Vom Leichenzug zwischen Wilhelmsthal und Eckardtshausen.

Auf dem Wege von Wilhelmsthal nach Eckardtshausen, wo der Wald aufhört, auf dem sogenannten „Gebrannten“, läßt sich zu manchen Zeiten in der Mitternachtsstunde ein Leichenzug sehen, der jedesmal Unheil verkündet. Als er sich das letzte Mal zeigte, starb tags darauf der Schloßvogt zu Wilhelmsthal.

228. Der verfluchte Wald bei Wilhelmsthal.

Zwischen Wilhelmsthal und Ruhla steht rechts und links vom Fahrweg ein Eichwald mit verdorrten Wipfeln. Die Sage erzählt darüber folgendes:

Es ist einmal gescheh'n, daß sie drüben in Eisenach einen Unschuldigen zum Strick verurteilten. Auf dem Wege nach dem Galgen beteuerte der Mann vor allen Leuten nochmals seine Unschuld. Als er jedoch sah, daß alles vergebens, verfluchte er den Wald, aus dem das Holz zu dem Galgen für einen Unschuldigen gezimmert worden sei. — Seit jener Zeit verdorren hier die Wipfel des Waldes, weil aus ihm das Galgenholz genommen war.

229. Vom Taubeneller Hans.

Es kamen einmal zwei Studenten nach Taubenellen. Sie hatten schon viel vom Taubeneller Hans, einem gewaltigen Hexenmeister, gehört und wollten gern einen seiner Streiche mit ansehen oder -hören. Man wies sie vom ehemaligen Jägerhaus in die Mühle, wo sie, ohne ihre Absicht kund zu thun, um Nachtherberge baten. Hans empfing sie mit einem spöttischen Lächeln

und bereitete ihnen ein Lager auf frischem Stroh, auf dem die beiden bald ruhig einschliefen. Als jedoch die Mitternachtsstunde gekommen war, wurden sie durch einen fürchterlichen Lärm auf dem Hofe geweckt. Es war, als wenn sich dort mehrere Regimenter feindlicher Reiter getroffen und einen schrecklichen Kampf begonnen hätten.

Nach einer Stunde war es wieder totenstille. — Als die Studenten bei Tagesanbruch alles wie vorher in der größten Ordnung im Hofe vorfanden, selbst auch nicht die geringste Spur eines abgedrückten Pferdehufes entdecken konnten, baten sie ihren Wirt beim Abschied um Aufklärung. Der aber lächelte wieder spöttisch und meinte, sie hätten ja beim Taubeneller Hans übernachtet und gerne einen Streich von ihm sehen oder hören wollen.

Auch wird noch vom Taubeneller Hans erzählt, daß er Freikugeln gegossen und vom Fenster aus in weiter Entfernung selbst im dichtesten Walde Hirsche und Rehe erlegt habe.

*230. Das weiße Fräulein auf der Brandenburg.

Auf dem Vorplatze der alten Brandenburg klengt in der Mittagsstunde das weiße Fräulein mit einem Rechen in der Hand goldene Knotten auf einem weißen Tuche. Es haben sie sehr viele gesehen. „Vor ungefähr 40 Jahren", so erzählte ein Lauchrödner, „ich ging damals noch in die Schule, da wurde unser Schulmeister auf einmal ganz unruhig, führte uns vor das Schulhaus" und deutete mit den Worten nach der Brandenburg hin: „„Seht ihr sie dort?"" und wir sahen richtig das weiße Fräulein auf dem Platze vor der Burg, wie sie ihre Knotten klengte.

Heusinger, S. 107.
Witzschel, I. Nr. 105.

*231. Knotten am Göhringer Weg.

Am sogenannten Eisenacher Wege, der unter den Ruinen des alten Schlosses Brandenburg nach Göhringen führt, stehen auf einem Rasenplatze drei alte Kirschbäume unter denen Ruhebänke angebracht sind. Auf einer derselben ließ sich, ich glaube, es war im Jahre 1816, die Frau des Schmieds Wolf aus Lauchröden ein wenig nieder. Sie hatte sich kaum gesetzt, so sah sie neben sich einen mit gelben Knotten gefüllten irdenen Topf stehen. In der Meinung, es haben ihn Leute, die vor ihr dagesessen, die sie vielleicht auf dem Wege nach Eisenach noch einholen könnte, stehen lassen, steckte sie eine Hand voll der glitzernden Knotten in die

Tasche, stürzte den Topf um und machte sich mit ihm auf den Weg nach Eisenach. Als sie hier aber ihre Einkäufe bezahlen wollte, erschrak sie nicht wenig, eine Menge blanker Goldstücke unter ihren wenigen Groschen in der Tasche zu finden. Sie merkte nun sogleich, woher diese Goldstücke kamen und machte sich schnell auf den Rückweg; ob sie die anderen auch noch gefunden, weiß niemand; aber soviel ist bekannt, daß der Schmied seit jener Zeit ein reicher Mann war.

Witzschel, II. 35.

*232. Von der Geisterkutsche und den drei schwarzen Hunden an der Brandenburg.

Der Tischler Schlichting wollte einmal nach Eisenach wandern. Als er unter die Brandenburg kam, sah er eine Kutsche langsam vor sich her rollen. Da dachte er, da kannst du ein Stück Wegs mitfahren, und hockte hinten auf. Doch kaum hatten sie den tiefen Burggraben zwischen dem alten Schlosse und den Göhringer Steinen, den man jetzt die Fegmühle heißt, erreicht, so bekam der Tischlermeister einen solchen Schneller, daß er alsbald unsanft auf den Boden geschleudert wurde. Jetzt gewahrte er zu seinem Schrecken, daß sowohl dem Kutscher, wie den Pferden, die Köpfe fehlten und er auf der Geisterkutsche gesessen hatte. Diese aber rollte schneller und immer schneller gerade zur Werra hinein und verschwand am Göhringer Stein. Es haben sie viele dort so gesehen. Ebenso die drei großen, schwarzen Hunde mit den feurigen Zungen, die den Graben hinauf nach der alten Burg trollen.

*233. Geister im Kielforst.

Der Brandenburg schräg gegenüber erhebt sich an der Werra ein riesiger Granitfelsen, auf dem in früheren Zeiten auch einmal eine Burg gestanden haben soll. In die Schluchten und Klüfte dieses Felsens ist eine ganze Schar böser Geister getragen und gebannt worden. Sie machen an manchen Tagen dort einen solchen Lärm, daß man ihr Sausen und Brausen oft stundenweit hin vernehmen kann.

*234. Riesenfisch bei Lauchröden.

Bei Lauchröden zeigt sich alle sieben Jahre ein riesengroßer Fisch in der Werra, der, wie halbtot auf dem Wasser schwimmt; er verlangt dann jedesmal sein Opfer. Als man ihn das letzte

Mal vom Grieß aus erblickte, versuchte auch wieder einer ihn einzufangen. Der Fisch aber zog auch ihn, wie die früheren, in die Tiefen des Flusses.

*235. Allerlei Spuk auf dem herrschaftlichen Gute zu Lauchröden.

In dem herrschaftlichen, jetzt dem Freiherrn von Rotenhan gehörigen Schlosse zu Lauchröden geht alle sieben Jahre eine weiße Frau aus den oberen Zimmern durch den langen Gang und verschwindet in demselben nahe bei der Küche auf einer Stelle, auf der alle Jahre fünf Backsteine des Fußbodens ungefähr drei bis vier Finger tief sich senken. Ebenso tritt oft in der Mittagsstunde ein gespenstiger Mann ohne Kopf, ein Fruchtmaß in der einen, das Streichbrett in der anderen Hand haltend aus einer der Scheunen. Er geht dann über den großen Hof durch den die Elda fließt, tritt auf die Brücke und stürzt sich in das Wasser. Bei Nacht macht zu Zeiten ein schwarzer Ziegenbock ohne Kopf denselben Weg. Am Ende der Scheunenreihe liegt die nur durch einen Gang zum großen Garten von jenem getrennte Schloßmühle. In dieser wird jeden ersten Pfingsttag der Mahlgang, ohne angelassen zu sein, lebendig. Sieht der Müller nach, so sind jedesmal die Stampfen wie mit Blut gefärbt. Die Sage erzählt, daß eine vornehme Dame, manche nennen sie eine Prinzessin, ein neugeborenes Kind an jenem Tage dort unter den Stampfen vernichtet habe und bringt sie mit der Erscheinung der weißen Frau in dem langen Gange des Schlosses in Verbindung.

*236. Von dem Manne ohne Kopf in dem Wangenheim'schen Schlosse zu Lauchröden.

Dem herrschaftlichen Gute gegenüber liegt ein anderes, das sogenannte Wangenheimische. Es wurde, weil es so arg drin spuken sollte, nicht bewohnt. Eines Tages jedoch, als das Schulgebäude wegen nötigen Umbaues nicht benutzt werden konnte, zog der Lehrer mit den Kindern einstweilen in das Schloß; sie konnten es jedoch nicht lange aushalten und wurden fast täglich von einem grauen Manne ohne Kopf gar arg getückt und gepeinigt. Wer und was der alte Schelm einmal gewesen und was er verbrochen, wußte niemand mehr zu sagen.

*327. Von der Kirche zu Herda.

Die erste Kirche von Herda, so erzählen sie dort, stand auf einem freien Platze mitten im Dorfe und wurde durch eine Feuersbrunst zerstört. Da beschlossen die zu Herda, eine neue, aber größer und schöner als die alte, auf derselben Stelle wieder aufzubauen. Als sie nun das Baumaterial dort wieder zusammengebracht und tags drauf den Wiederaufbau beginnen wollten, da fanden sie am andern Morgen den Platz vollständig aufgeräumt und sämtliche schon behauene Steine und was sonst noch vorrätig gewesen, in der Nähe des Schlosses aufgehäuft. Durch dieses Wunder aufmerksam gemacht, beschlossen nun die Einwohner, die Kirche nicht wieder auf der alten Stelle, sondern in der Nähe des Schlosses, da wo sie heute noch steht, wieder aufzubauen. Da aber das Läuten im Dorfe nicht immer gehört wird, so muß es der Tagwächter Haus für Haus im Dorfe durch Anklopfen an die Fenster verkünden.

Witzschel, I. Nr. 105.

*238. Die ausgewühlte Glocke zu Berka.

Vor Berka am Wege nach Abteroda, wo man es die „Leite" oder „Liete" heißt, soll früher eine sumpfige Stelle gewesen sein, aus der die Schweine vor langen Jahren eine große Glocke wühlten, die aber, weil ein Stück aus ihr gesprungen, umgegossen werden mußte. Sie wurde dann auf dem Kirchturm in Berka aufgehangen. Die Sage erzählt weiter, daß an der Leite einmal eine Kirche über Nacht in den Boden versunken sei. Auf dem nahen Küppel habe das Glockenhaus und im Pfaffengraben die Wohnung der Geistlichen gestanden. Beide seien durch einen unterirdischen Gang verbunden gewesen.

*239. Spuk in Berka.

a. An der finstern Brücke bei Berka ist's nicht geheuer. Zwei Knaben, die dort von einem alten Birnbaum Früchte stahlen, wurden von einem kopflosen Spuk so erschreckt, daß der eine über vier Wochen krank zu Bette liegen mußte.

b. Eine weiße Frau läßt sich zu gewissen Zeiten in Berka sehen. Vor einigen Jahren erst erschien sie an der Schlafstätte der Tochter eines gewissen Hofmanns und winkte ihr, zu folgen, was diese aber unterließ. Ebenso geschah es bei einem nahe wohnenden Schneider, der in der Nacht noch arbeitete.

240. Von den Wichteln bei Scherbeda.

Von Förtha nach Oberellen führt links ein kleines Thal von dem Wiesengrund ab in die nahen bewaldeten Hügel. Einer derselben wird Scherbeda genannt. In diesem war vor Zeiten die Wohnung unzähliger Wichtel, die dort herum viel Neckerei und Unfug trieben. Sie führten die nachts am Scherbeda vorüber wandelnden Landleute durch allerlei kuriose Tänze und Bockssprünge irre, brachten den Leuten in Förtha Wechselbälge ins Haus oder kamen in Scharen in den Ort und stahlen wie die Raben. Wurden sie von den Förthaern verfolgt, so liefen sie was sie nur laufen konnten nach dem Scherbeda. Sobald sie jedoch das Holz dort erreicht hatten, stellten sie sich zur Wehr und verteidigten ihre Wohnungen so hartnäckig, daß ihnen nicht weiter beizukommen war.

Bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß einer der Wichtel erschlagen wurde, und als sie diesen mit einem feierlichen Leichenbegängnis beerdigt hatten, waren sie eines Morgens mit einander aus der Gegend verschwunden.

Sie hatten sich in der Nacht bei dem Dörfchen Hörschel von dem Fährmann über die Werra setzen lassen, ihn dafür mit einer Metze Salz abgelohnt und dabei gesagt, wenn einmal bessere Zeiten in das Land kämen, dann würden sie auch wieder zu uns zurückkehren. — So erzählt ein Greis aus Förtha.

*241. Vom Elbensee bei Marksuhl.

Einen Büchsenschuß vom Hautsee links an der Straße nach Marksuhl zu lag der bis auf eine kleine Sumpfstelle trocken gelegte Elbensee, auf dem heute noch böse Geister in Gestalt von kleinen Flämmchen zur Nachtzeit tanzen und nach dem benachbarten Hautsee ziehen.

*242. Vom „Seebich" bei Dönges.

Links am Wege von dem Dorfe Dönges nach dem Lindigshofe auf dem „Seebich" oder der „Seebichswiese" fand man vor Jahren bei Anlegung eines Steinbruchs noch die Reste alter Feuerstätten, zertrümmertes Hausgeräte nebst einer gegen 16 Malter haltenden Kalkgrube. Nach einer alten Sage soll dort einmal eine große Stadt gestanden haben, die verflucht worden und dann versunken sei.

243. Der Hautsee.

Unfern des Dorfes Dönges dicht an der Heerstraße von Vacha nach Eisenach ruht in einem von waldigen Höhen und einigen freundlichen Anlagen umgebenen Kessel der Spiegel des durch seine schwimmende Insel bekannten Haut- oder „Huitsees“. Die Fläche desselben soll gegen vier und die der erwähnten Insel ungefähr einen halben Morgen betragen. Jahre lang scheint das gegen vier Fuß tiefe und dicht mit Birken und Kiefern bestandene Eiland wie von dämonischen Mächten des verwünschten Kessels an dem einen Ufer festgehalten. Dann blähen sich auf einmal die grünen Segel, und langsam treibt es wieder dem gegenüberliegenden Ufer zu, und kopfschüttelnd, bald seufzend, bald freudig erregt, sehen die Landleute dem stillen Treiben zu. Denn der zufällige Standpunkt der Insel deutet unvermeidlich auf Krieg und Teuerung oder Frieden und gute Zeiten, je nachdem er sich an diesem oder jenem Ufer befindet.

Auch noch zwei Nixen wohnen in der grundlosen Tiefe des Sees, die dritte ist tot. — Vor Jahren kamen sie alle drei zuweilen zum Tanze unter die Linde nach Dönges. Einer der Bursche aber verliebte sich in die schönste der Schwestern und hielt diese zurück, während die andern wieder nach dem See eilten. Als der Zurückgebliebenen endlich bange wurde, begleitete sie ihr Schatz bis hin an den See. Da sprach sie zu ihm: „Herzliebster Schatz, ich bin zu lange bei Dir geblieben, und das wird mir den Tod bringen; Du wirst es sehen, wenn mein Blut aus der Tiefe zu Dir emporquillt.“ Darauf schlug sie mit einer Gerte in das Wasser, daß es rechts und links zurückschäumte, winkte ihrem Liebsten noch einmal freundlich zu und stieg die tiefe Treppe hinunter.

Kaum aber war das Wasser zusammengeschossen und wieder glatt, als der Bursche auch den roten Blutstrahl aufsteigen sah.

Der arme Junge hat sich darauf zu Tode gehärmt, und von den andern beiden Nixen hat man seit jener Zeit nie wieder etwas gesehen.

Bechstein, Thür. Sag. Nr. 59.

Witzschel, I. Nr. 108 (nach Grimm Nr. 58.)

Graeße, II. Nr. 946 (nach J. J. Winkelmann, Beschreibung von Hessen und Hersfeld. I, 91.)

244. Der fremde Schneidergeselle auf der schwimmenden Insel des Hautsees.

So kam auch einmal ein wandernder Schneidergeselle von gar feinem, zarten Wesen an den Hautsee, dem fiel es bei, die schwimmende Insel zu beschreiten und hier auf dem weichen Moosbette sein Mittagsschläfchen zu halten. Und wie gedacht, so gethan. Er schlief und schlief so lange, bis es Abend wurde. Da stiegen seltsame Dunstgebilde aus dem See, und aus einem derselben trat eine der schönen Nixen zu dem Schläfer auf die Insel, betrachtete den Gesellen eine Weile mit lüsternen Blicken, zog ihn hierauf vorsichtig an den Rand der Insel und tauchte mit ihm in die Tiefe.

Als hier der Schneider erwachte, trat wieder die schöne Nixe zu ihm und sagte, daß er ihr gar wohl gefalle und sie ihn deshalb von der Insel hierher in ihren Krystallpalast geführt habe, damit er ihr drei Jahre lang diene. Es möge ihm jedoch darum nicht bange sein, da es ihm an nichts mangeln würde.

Die schöne Wasserjungfer hielt Wort, und dem Schneider gefiel es gar wohl in dem unterirdischen Palaste. Und als die drei Jahre herum waren, da hörte der Geselle eine gar prächtige, rauschende Musik; es kam ihm in die Beine, er faßte seine schöne Wirtin um den Leib und wirbelte so lange mit ihr im lustigen Reigen herum, bis ihm die Sinne schwanden.

Als er aus seinem seltsamen Rausch erwachte, lag er auf demselben Moosbette der Insel, auf das er sich vor drei Jahren zum Schlafen gestreckt.

245. Von der Brabanter Gräfin am Hautsee.

Einst kam ein reicher Graf aus dem Lande Brabant, der vom Hautsee gehört hatte, mit einer bildschönen Tochter nach dem Dorfe Dönges, allwo er sich, da ihm der nahe See und dessen Umgebung gar wohl gefiel, auf einige Zeit in der Herberge einlagerte.

Nun aber hatte der See mit der schwimmenden Insel einen so mächtigen Reiz für die junge Gräfin, daß sie sich fast nicht von ihm trennen konnte und oft bis am späten Abend dort verweilte. Und da sie eines Tages nicht wieder in die Herberge zurückkehrte, so ließ der geängstigte Vater alsbald die ganze Gegend durchstreifen, bot Gold auf Gold, allein die Tochter war und blieb verschwunden, so daß er endlich allein zurückreisen mußte. Der Graf aber hatte nirgends Ruhe, er kam immer wieder zum

Hautsee und klagte dort laut über den Verlust seiner geliebten Tochter, die er nunmehr in dem Kessel begraben glaubte.

Da nun das Leid des Grafen den Bauern zu Herzen ging, so rieten sie ihm, ein Fest in der Nähe des Sees zu veranstalten und vor allem die Spielleute zum Tanze nicht zu vergessen, denn die drei Schwestern im See liebten solchen gar sehr und würden sich gewiß zu diesem einstellen. Dann solle er mit ihnen tanzen und sie nach der Verlornen fragen.

Solches ließ sich nun der Graf nicht zweimal sagen und veranstaltete ein gar großartiges Fest, und als es Abend geworden, da hüllte sich der See in einen dichten Nebel; aus diesem schwebten die Nixen dem Platze zu und mischten sich unter die Tanzenden. Doch diesmal waren es nicht wie gewöhnlich drei, sondern vier Jungfern, die sich im Reigen drehten. Die Bauern nickten dem Grafen auffordernd zu, und so tanzte er auch der Reihe nach mit einer jeden bis in die späte Nacht hinein, denn bis dahin war all' sein Fragen fruchtlos geblieben. Gegen Morgen erst, als die Nixen Abschied nehmen mußten, führten die drei Jungfern des Sees die vierte dem Grafen zu, und als sie ihm diese in seine ausgebreiteten Arme legten, da erkannte er erst in ihr sein verlorenes Kind. Die drei aber verschwanden schnell in dem vom See herziehenden dichten Nebel.

*246. Vom „Relichs" bei Frauensee.

Wenn man von Dönges durch die sogenannte Kupfergrube nach Berka an der Werra geht, kommt man an dem zur Rechten liegenden „Relichs", einer zum Gute Frauensee gehörigen Wiese, vorüber. Der Sage nach hat hier ein Schloß gestanden, dessen Keller an bestimmten Tagen und Stunden sichtbar werden. Leuten, die zu dieser Zeit dort vorüberwollten und ohne Furcht eintraten, reichte eine schöne weiße Jungfrau einen Trunk köstlichen Weines, den sie aus versteinerten Fässern ohne Reifen zapfte. Als die Leute wieder ins Freie gelangten und sich umsahen, war jedoch jedesmal der Eingang wieder spurlos verschwunden.

247. Von der ausgewühlten Glocke bei Frauensee.

Am Fuße der westlichen Ausläufer des Thüringerwaldes links von der nach Marksuhl führenden Frankfurter Straße liegt in stiller Waldeinsamkeit das Dorf Frauensee. Seinen Namen hat es von dem hier an einem tiefen See gelegenen ehemaligen Nonnenkloster.

Von da nach dem Dörfchen Gosperode hin, so erzählen sie zu Frauensee, auf einer mit einzelnen Hainbuchen bewachten Hutfläche, die Lindenau genannt, soll in grauer Vorzeit eine Stadt gestanden haben. Wie und wann diese vom Erdboden verschwunden, davon weiß niemand etwas zu erzählen. Genug, sie war einmal da, denn vor langen Jahren hütete einmal ein Frauenseeer Hirte die Schweine in der Lindenau, da wühlten diese eine kleine Glocke aus dem Boden. Die hingen dann die Frauenseeer über der nunmehr abgebrochenen Klosterkirche auf, und als sie geläutet wurde, gab sie einen so wundervollen Silberton von sich, daß sich jedermann darüber verwunderte. Da aber die Glocken nicht gerne von dem Platze, an dem sie eingeweiht wurden, wandern, so zersprang sie bald darauf bei dem Läuten und hängt nunmehr umgegossen auf dem Turme der neuen Kirche.

248. Die Geschworenen-Eiche bei Vitzeroda.

So wird ein Platz im Walde in der Nähe des Dörfchens Vitzerode bei Vacha genannt. Denn die Eiche, von der sie dort noch erzählen, daß sie so stark und mächtig gewesen, wie keine weit und breit, ist längst verschwunden.

Ein Korbmacher aus Lengers will noch von alten Leuten gehört haben, die Eiche sei in grauer Vorzeit von den dort wohnenden Heiden angebetet worden. Als jedoch der heilige Bonifacius ihnen das Christentum gebracht, habe er sich über diese Abgötterei so entrüstet, daß er den Baum sofort habe umhauen lassen. Die dortigen Bewohner aber wären später immer noch heimlich nach dem Platze geschlichen und hätten dort ihren Gottesdienst verrichtet, auch wieder eine neue Eiche an jene Stelle gepflanzt. Allein auch die sei später wieder gefällt worden.

Immer noch ließen sich nachts unheimliche Gestalten an der Geschworenen-Eiche blicken; so zu Johannis und Weihnachten ein Reiter im weißen Mantel mit Schlapphut auf einem Schimmel ohne Kopf. — Dann würden allerlei schauerliche Töne, die von ferne wie Kommandoworte lauteten, gehört.

Witzschel, II. S. 293. Nr. 154. Ende.

*249. Vom hl. Bonifacius in der Heringer Flur.

Drei Stunden unterhalb Vacha liegt am rechten Werraufer das Dorf Heringen. Es hat eine reiche Flur, und wenn die Ortsbewohner ein kleines Opfergeld nach Fulda nicht scheuen, so durchreitet heute noch, trotzdem daß ihre Eigentümer vom alten Glauben

abgefallen, der heil. Bonifacius auf einem Esel die Flur und segnet den Boden. Doch sind nicht alle so glücklich den Heiligen auf seinem Ritte sehen zu können.

*250. Spuk in Philippsthal.

a. In Philippsthal spukt noch ein Mönch, den viele nachts am Schloßthore, andere weiter unten, an der Ulsterbrücke am Zollhause, gesehen haben. Er hängt sich den Leuten auf den Rücken und läßt sich eine Strecke Wegs forthockeln.

b. So lebte auch in Philippsthal einst ein Bedienter, der mit dem Bösen ein Bündnis geschlossen hatte. Wenn er abends nach der Schenke und wieder heim wollte, so rief er jedesmal: „Häckche, Häckche, Häckche!" Dann erschien ein mächtiger Hase, der ihn nach Hause trug, und dort an der Thüre wieder verschwand.

251. Der feurige Mann bei Kieselbach.

Ein Mädchen aus Kieselbach sah einmal einen riesengroßen Feuermann vor dem Dorfe, und da sie aus Angst vor ihm zu beten anfing, kam der Feurige ihr immer näher auf den Leib und verfolgte sie bis vor ihre Wohnung. Als das Mädchen heftig die Thüre hinter sich zuschlug und den Riegel vorschob, blieb er seufzend vor der Schwelle des Hauses, über die konnte er nicht, das wußte das Mädchen, und rief nun aus ihrem Nummero Sicher: „Feuermann, brenn' lichterloh wie Haferstroh!"

Da antwortete der Feurige draußen: „Wärst Du jetzt nicht unter Dach, so sollte Dein Hals krach'!" und ging seiner Wege.

*252. Vom „Erfurter Kirchhof" bei Kieselbach.

Nahe bei Kieselbach, rechts an der Straße nach Vacha, wird eine Flurabteilung, der „Erfurter Kirchhof" und der dorthin führende Fußpfad, der „Erfurter Kirchhofspfad" genannt. Dieser Bezeichnung liegt folgende Sage zu Grunde.

In Erfurt wurde vor langen Jahren einmal, nach einigen einem Wilddieb, nach anderen einem ehebrecherischen Mönche, der Prozeß gemacht, der Verbrecher auf einen wilden Hirsch gebunden und damit seinem Schicksal überlassen. An der oben bezeichneten Stelle soll nun das Tier mit dem zerrissenen Leichname seines Reiters zusammengebrochen und verendet sein. Beide wurden dort auch eingescharrt und die Stelle erhielt von diesem Ereignisse ihren Namen.

253. Die „Coeur Sechs" über dem Eingange der Apotheke in Tiefenort.

Fragst Du in Tiefenort nach der Apotheke, so weist man Dich nach einem etwas nordöstlich von der Kirche gelegenen ehemaligen Sitze der Grafen von Beichlingen. Hast Du den ummauerten Vorhof durchschritten und stehst vor dem Eingange des steinernen, schloßartigen Gebäudes, so wird Dein Auge überrascht, wenn es in dem über der Thüre angebrachten Wappen statt der beiden roten Querbalken im weißen Felde, dem Wappenschilde der Beichlinger, die „Coeur Sechs" erblickt. Die Sage erklärt dies auf folgende Weise:

Der letzte des Namens von Beichlingen, welcher zu Anfang des 16. Jahrhunderts dort gelebt haben soll, war ein gar leichtsinniger, dem Humpen wie dem Spiele ergebener Geselle. Vor allem aber war er auf das eben aufgekommene Kartenspiel so leidenschaftlich versessen, daß er nach und nach fast all seine fahrende und liegende Habe darin verlor. Dadurch noch immer nicht abgeschreckt, setzte er auch sein letztes Gut, den Burghof zu Tiefenort ein und zwar auf die „Coeur Sechs," und auch der ging zum Kuckuck.

Als aber darauf der Graf mit dem Edelmann, welcher sein letztes Besitztum gewonnen, an den Hof des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen kam, um von diesem die Besitzveränderung bestätigen zu lassen, schlugen sich die Verwandten des Beichlingers ins Mittel und erboten sich, ihm seine Schulden zu bezahlen und den Burghof zu Tiefenort auszulösen, wenn er die Bedingung eingehe, die für ihn so bedeutungsvolle „Coeur Sechs" in sein Wappenschild aufzunehmen und sich fortan nicht mehr von Beichlingen, sondern von Spielberg, nach andern von Spielhus, zu nennen.

Dem nackten Grafen blieb nichts anders übrig, als auf diesen Vorschlag einzugehen. So kam die „Coeur Sechs" in das Wappen über der Eingangsthüre des jetzt zu einer Apotheke eingerichteten Burghofs.

Heusinger S. 82.
Bechstein, Thür. Sagen Nr. 60.

254. Wie einem der Sparpfennig die Ruhe im Grabe raubt.

In Tiefenort lebte ein Junge, der jeden Pfennig zu Rate hielt und sich so nach und nach die Summe von fünf Gulden erspart hatte. Damit aber seine Leute nicht zu dem Gelde gelangen könnten, that er es in einen Beutel und versteckte es sorgfältig

auf dem Boden. Der Junge starb plötzlich, und niemand ahnte etwas von dem kleinen Schatze.

Da kam eines Tages die Schwester bleich vor Schrecken vom Boden herab und konnte kaum die Worte herausbringen: „Vater, unser Junge steht leibhaftig droben auf dem Boden und „„klüppert““ bei einem Sparren an einem Brettchen herum.“ Der Vater wollte nichts davon wissen und verwies der Tochter das alberne Gerede. Als diese jedoch bei ihrer Aussage blieb, ließ er sich bewegen, selbst nachzusehen. Er stand betroffen auf dem Boden. Seine Tochter hatte sich nicht getäuscht.

Doch bald schritt er herzhaft auf sein Kind zu und frug, was es sei, das ihm die Ruhe im Grabe raube. Und als der Junge hierauf nach der bezeichneten Stelle am Sparren deutete, griff der Vater rasch dorthin, riß ein kleines Brettchen los und zog den Beutel mit seinem Inhalt hervor.

Wie er sich umdrehte, war sein Kind verschwunden und hatte fortan Ruhe im Grabe.

255. Vom verwünschten tollen Fuhrmann.

Zu Tiefenort und Kaiserroda erzählen sie vom tollen Fuhrmann: „Unsere Eltern und sonstige alte Leute wollten wissen, daß der tolle Fuhrmann vor alters zur Strafe in eine „„Gake,““ d. i. einen Raben, verwandelt worden sei. Er wurde früher von vielen gesehen und gehört, wenn er in der Dunkelheit an der Spitze einer Schar anderer Raben, mit denen es wohl auch nicht ganz richtig war, unter Lärm vom Lengsfelder Walde her quer über den Werragrund hinstreifte. Es gab dann jedesmal ein gutes Jahr.“

Witzschel II. S. 293. Nr. 154.

256. Von der Burg Kraienberg*)

Kaum zwei Stunden unterhalb Salzungen hinter dem Orte Tiefenort setzt einer der interessantesten westlichen Ausläufer des Thüringer Waldes seinen Fuß in das Werrathal, der Kraienberg, dessen Gipfel die Reste einer angeblich von den Frankensteinern gegründeten Burg trägt und dem Wanderer eine weite und prächtige Fernsicht bietet. Die Sage berichtet, daß bei Erbauung der

*) Urkundlich gab der Abt von Hersfeld den Dynasten von Frankenstein die Burg zu Lehen und verpfändete sie 1407 an die Landgrafen von Thüringen. 1184 verlieh Friedrich I. der Burg den Gottesfrieden. In den Urkunden kommt sie zuerst 1155 vor.

Burg ein lebendiges Kind in einer steinernen Wiege eingemauert wurde, um nach damaligem Aberglauben jene Burg unüberwindlich zu machen. Auch will man oft ein klägliches Wimmern zwischen dem Gemäuer vernommen haben. Ebenso wird erzählt, daß dort droben zuweilen ein mit Blumen spielendes weißgekleidetes Kindlein gesehen worden sei, welches plötzlich verschwand, wenn man ihm nahte. Eine Frau, die sich ihm leise genähert, so daß sie nach demselben schon griff, sah statt des Kindes auf einmal einen blauen Schmetterling, der dann himmelwärts schwebte. Seitdem jedoch bei einem teilweisen Abbruch des Gemäuers ein kleiner steinerner Sarg mit einem Kindergerippe in demselben ans Licht kam, soll man droben nichts mehr gehört und gesehen haben. Auch von einer steinernen Wiege, die unter den Burgtrümmern verborgen gewesen, wollten alte Landleute noch gehört haben.

Bechstein, Thür. Sagen Nr. 61.

257. Das „Narren“ am alten Schlosse Kraienberg.

„Nun will ich Ihnen auch ein Stückchen vom „„Kleinbärk““ (Kraienberg) erzählen,“ begann die Rike von Urnshausen, „das mir selbst dort vorgekommen, aber so gewiß wahr ist, als ich hier sitze. Ich habe doch, wie Sie wissen, einige Jahre drunten in Kieselbach gedient. Nun gut.

Ich hörte, daß es droben am alten Schloß gar mordschöne und große Erdbeeren und Himbeeren gäbe, da dacht ich: Guck, du könntest ja auch einmal hinauf in die Beeren gehen, und wie gedacht so gethan. Und als ich an das alte Schloß kam, siehe, da wiebelt' und wabelt' alles von Beeren vor meinen Augen. So schöne und große — sie waren fast wie Taubeneier — hatt' ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen und, wie ich Ihnen sag', alle totreif. Ich wußt' nicht, wo ich zuerst anfangen sollte. — Daß ich's kurz mache, ich kniete nieder und wollte abpflücken. Und denken Sie sich! wie ich nach der ersten greife, fort war sie. Ich greife nach der zweiten, dritten — kurz, wo ich nur hingriff, griff ich fehl und hatt' ein Blatt oder ein Schneckenhaus in der Hand. Ich stand da und wußt' nicht mehr, was ich denken sollte. Da überlief's mich auf einmal eiskalt. Ich stürzte den Berg hinunter, und als ich heim kam und das Stückchen meinem Herrn erzählte, meint' der, das verwundere ihn gar nicht, droben am alten Schlosse sei das gar vielen schon passiert.“

*258. Von der weißen Frau auf dem Kraienberge.

a. „Wir hatten vördessen einen alten Nachbar,“ — so erzählt die Botenfrau von Tiefenort — „der war herrschaftlicher Holzhauer und ein gar rechtschaffener und fleißiger Mann.

Der hat uns nun gar zu vielmal erzählt, daß sie einmal droben am „„Kleinbärk““ einen Schlag machten, und wie er da, weil seine Kameraden noch nicht am Platze waren, so bei sich dachte: Willst einmal vollends hinaufgehen nach dem alten Schlosse und den Aufgang der Sonne betrachten, da habe er oben auf dem „„Hückel““, wo der Keller drunten ist, richtig die weiße Frau sitzen sehen. Es sei ihm freilich ein bißchen gruselig geworden, doch habe er sich, wie sie ihm gewinkt, ein Herz gefaßt und sei in Gottes Namen zu ihr hingegangen. Die Frau wäre aber immer mehr zurückgewichen. So, sagte er, sei er endlich auf den Platz gekommen, wo er sie zuerst gesehen habe. Dort aber hätte er fast den Tod an dem Hals gehabt. Der Boden sei auf einmal unter ihm gewichen und ein paar Steine seien in den Hückel hineingepoltert, und er habe sich nur mit Mühe oben erhalten können. Da wäre auch die weiße Frau plötzlich verschwunden gewesen. Er hätte dann seine Kameraden herbeigeholt und ein Stück weggeräumt. Da hätten sie denn auch die starke hölzerne Kellerthür gefunden. Einer von ihnen habe darauf den großen Schlüssel, der im Schlosse steckte, umgedreht und die Thüre aufgestoßen. Im Keller aber sei nichts zu sehen gewesen, als die vorher eingestürzten Steine, ein paar alte Fässer und in jedem derselben noch ein Rest von Erbsen und Linsen. Einer von ihnen habe das Zeug mit nach Hause für die Hühner nehmen wollen, habe es aber liegen lassen, weil die andern meinten, daß es dem Vieh schaden möchte. Als sie später dies im Dorfe erzählt hätten, wären sie für dumm gescholten worden, und viele wären nach dem alten Schlosse hinaufgelaufen, um das Gold und Silber wegzuschnappen, aber nicht einer habe ein Faß mehr stehen gesehen.

b. „Der Schneider von Kieselbach,“ so erzählte der alte Valtin aus Dönges, „war kein „„Schwuttenmacher““, sondern ein richtiger Mann, deren es heutigen Tages wenige mehr giebt. Der hatte auch einmal mit der weißen Frau auf dem „„Kleinbärk““ zu thun gehabt. Er hatte nämlich Unglück mit seinen Weibsleuten. Von zweien war er geschieden worden; bei der dritten aber, die auch nicht in Ordnung war, thaten es die Herren nicht. Da zog er in die obere Stube und ließ seine Frau unten sitzen.

Nun schlief eine Frau, die bei dem Schneider zur Miete wohnte, oben auf dem Vorplatze. Die erzählte drei Morgen hinter einander ihrer Hausfrau unten, daß in der vergangenen Nacht

eine weiße Frau ganz verschleiert und mit weißen Handschuhen an den Händen die Treppe heraufgekommen, an ihrem Bette vorübergegangen und in die doch jedesmal verschlossene Stube des Meisters eingetreten sei. Darauf habe sie jedesmal den Schneider gar arg „„hienern““ (wimmern) hören. Ein Weile darauf sei dann die weiße Frau eben so still wieder die Treppe hinuntergeschlichen. Und so war's richtig auch gewesen. Es war keine andere als die vom alten Schlosse. Sie hatte dem Schneider gesagt, daß sie nun schon über 400 Jahre dort droben verwünscht sei und in ihm endlich den rechten Mann gefunden habe, der sie erlösen könnte, und thäte er es nicht, so müßte sie noch einmal 400 Jahre lang warten. Er möchte daher getrosten Mutes in der folgenden Nacht hinauf zum alten Schlosse gehen, dort wollte sie ihm dann in dem alten Keller das weitere mitteilen. Dem Schneider war dabei aber nicht wohl zu Mute. Er schwankte lange hin und her. So kam der Abend endlich heran, und er entschloß sich, auf den Berg zu gehen, ohne den einen oder andern etwas davon zu sagen. — Mutterseelenallein stand er bald darauf vor dem Keller und vor ihm die weiße Frau mit einem bildschönen Kinde an der Hand. Sie hieß ihn willkommen und eintreten. Der Schneider that, wie ihm geheißen. Dann zeigte die Frau mit dem Finger auf eine Stelle des Fußbodens und sprach: „„Komme am neunten Tage von heute an wieder hierher, bringe aber eine Hacke mit, thue hier drei Schläge auf diesen Platz, und ich werde Dir dann sofort wieder erscheinen. Du darfst Dich aber nicht vor mir entsetzen, denn ich komme Dir nicht wie heute, sondern in einer andern Gestalt und geharnischt vor. Es geschieht Dir kein Leid, Du wirst vielmehr einen reichen Schatz heben, mit dessen Hülfe Du dann auch Deine dritte Frau los werden kannst. Das verlange ich von Dir. Doch halte gegen jedermann reinen Mund.““ Und hiermit war Frau und Kind verschwunden. Der Schneider, dem es hierbei immer gruseliger wurde, eilte nun so schnell wie möglich nach Haus. An Schlaf aber war nicht zu denken. Die Geschichte lag ihm 8 Tage lang schwer im Gemüte. Da erzählte er es endlich am neunten Tage seinem Schwager und noch einem Vetter. Die erboten sich mit ihm zu gehen. Als sie aber darauf den Keller betraten, war es ihnen, als bräche draußen der ganze Wald und über ihnen das ganze Gewölbe zusammen, und der Schneider stürzte auf den von der Frau bezeichneten Fleck so hart der Länge nach hin, daß er durch den Sturz sogar ein Hand großes Stück aus einem seiner dunkelblauen Strümpfe verlor, und daß er sich so arg krellte, daß ihn die beiden anderen mehr tot als lebendig wegtragen mußten. Trotzdem ließ es den Schneider immer

noch nicht ruhen, denn er holte später noch einen Jesuiten aus dem Fuldaischen, mit welchem er sich dann in Begleitung der beiden anderen wieder hinauf in den Keller machte. Dort beschrieb nun der Pfaff einen Kreis, ließ die drei zu sich hineintreten und begann aus einem alten Buche zu lesen. Und nun ging der Spektakel wieder los. Es war ein gewaltiger Sturm. Dann erschien auch der Geist, wie ein graues, schrecklich geharnischtes Tier aussehend, mit dem Kopf und den kurzen, schwarzen Hörnern eines jungen Brüllers. Das Ungeheuer lief wie toll um den Kreis herum, und wenn es an den Schneider kam, dann drückte und rieb es sich grade so an ihm herum, wie sich ein Stück Vieh an einem Baum wetzt, so daß allen angst und bange wurde. Zuletzt verlor der Schneider darüber die Besinnung und stürzte zu Boden, und als er wieder zu sich kam, hatten ihn die andern weit von dem Keller in den Wald niedergelegt. Alle waren aber froh, daß sie noch ganzbeinig davon gekommen waren. Der Jesuit machte sich aus dem Staube und die andern haben nie wieder von der Sache gesprochen. Seit jener Zeit war es mit der Gemütsruhe des Schneiders vorbei.

259. Die Verwunschenen auf dem Kraienberge.

Ein junges Mädchen aus Kieselbach ging eines Nachmittags über den Kraienberg nach Tiefenort in die Schlagmühle. Als das Öl fertig war und sie ihren Rückweg antreten wollte, ersuchten sie die Leute dazubleiben, weil die Nacht hereingebrochen; das Mädchen aber, die ihren Schatz gebeten hatte, ihr bis zum Wald entgegenzukommen, wollte nichts davon wissen und trat den Rückweg an. Als sie den Wald erreicht, sah sie in einiger Entfernung vor sich eine Laterne, die bergauf ging. Das Mädchen in der Meinung, es sei ihr Liebster, rief diesen mehrmals beim Namen und suchte das Licht zu erreichen. Das aber schien immer mehr auszureißen. Und blieb sie stehen und zankte ihren Schatz, daß er sie so foppe, dann hielt auch die Laterne an. So war sie ohne Ahnung nach und nach auf der Höhe angekommen und stand plötzlich mitten im alten Gemäuer des verfallenen Schlosses. Hier verschwand das Licht; in dem Augenblick aber wurde es wieder hell, und um sie herum saß ein Kreis riesengroßer, langbärtiger Männer, von denen sich einer erhob und ihr andeutete, die Kötze abzuhocken. Sie that es, zitterte aber vor Angst am ganzen Leibe. Da faßte sie der, küßte sie und warf sie seinem Nachbar auf den Schoß, der küßte sie auch und that wie der erste, und so flog sie 'rüber und 'nüber von einem Schoß auf den andern, und das ging so

rasch, daß das Mädchen kaum wußte, wie ihr geschah. Endlich kam sie wieder zu sich und schrie jämmerlich um Hülfe. Das hörte ihr Liebster, der sie verfehlt hatte, stürzte nach dem alten Schloß hinauf und fand sein Mädchen endlich, seiner Glieder nicht mehr mächtig, in dem alten Gemäuer am Boden liegen. Die bärtigen Männer aber waren verschwunden, sie hatten eine reine Jungfrau geküßt und waren nun erlöst. Das Mädchen aber starb drei Tage nach jenem Abend.

260. Von der Geisterhand auf dem Kraienberg.

An der Stelle des Burggemäuers, an der in späterer Zeit die steinerne Wiege gefunden wurde, hat schon mancher aus der Umgegend ein Häuflein Kohlen brennen sehen, über welchem eine Geisterhand wie schützend ausgestreckt war.

Einer aus Kieselbach, der dort oben dieselbe Erscheinung hatte, „gickelte“ (störte) mit den Worten: „Nun, was soll das sein?“ dran herum, bekam aber alsbald so derbe Ohrfeigen, daß er bewußtlos zu Boden stürzte. Als er wieder zu sich kam, waren Hand und Kohlen verschwunden.

261. Das „Minnichsloch“ am Kraienberg.

Das „Minnichs-“ oder Mönchsloch ist eine mit Tannen umfriedete Vertiefung im Walde am Kraienberg, dicht am Wege von Kieselbach nach Tiefenort; wahrscheinlich ein ehemaliger Steinbruch und eine seit lange sowohl von den diesseitigen als jenseitigen Landleuten des Nachts gern gemiedene Stelle.

Der Teufel warf einst in dieses Loch einen unzüchtigen, gottvergessenen Mönch und brach ihm das Genick. Der spukt nun noch dort, neckt die Vorübergehenden, hockt sich ihnen auf den Rücken und läßt sich so den Berg hinauf tragen.

262. Vom weißen Hirsch am Kraienberg.

„Drunten in Kieselbach“, so erzählte ein Greis aus Langenfeld, „habe ich in meiner Jugend gar viele und absonderliche Geschichten vom „„Kleinbärk““ und dem alten Schlosse erfahren. So hat sich auch einmal an gewissen Tagen dort ein schneeweißer Hirsch mit gar seltsam glitzerndem Geweih gezeigt. Viele haben ihn gesehen, auch dem Kreiser war er einigemal erschienen. — Da schwur der eines Tages in der Schenke: „„Kommt mir der Hirsch

wieder schußgerecht, so will ich Hans heißen, wenn er nicht eins aufs Blatt kriegt!""

Die Bauern schüttelten bedenklich die Köpfe, der Kreiser aber ging noch am selbigen Abend hinauf auf den Anstand.

Der weiße Hirsch kam, der Forstläufer legte an, drückte ab, taumelte aber auch in demselben Augenblick mit einem furchtbaren Schrei einige Schritte zurück. — Der Schuß hatte sich nach hinten entladen und ihm die rechte Hand weggerissen. Den Hirsch hat niemand wieder gesehen.

263. Wie das Dorf Merkers zu seinem Namen gekommen.

Am südwestlichen Fuße des Krainbergs führt ein Steg nach dem am jenseitigen Ufer der Werra gelegenen Dorfe Merkers. Über dessen Namensursprung geht folgende Sage:

Den gestrengen Herren auf dem Krainberge war es mit der Zeit lästig geworden, jeden Tag einigemal die Knechte mit den Eseln an die Werra zu schicken, um hier das für die Burg nötige Wasser holen zu lassen. Sie setzten deshalb einige ihrer Leute an den Fluß, gaben ihnen dort Grund und Boden und legten ihnen unter anderen Abgaben auch die Verbindlichkeit auf, die nun ohne besonderen Führer hinabgeschickten Esel mit dem nötigen Wasser zu versehen und wieder zurück zu treiben.

Diesem verdankte der Ort Merkers seine Entstehung; seinen Namen aber folgendem Vorfall:

Als sich nämlich später noch andere Bauern dort ansiedelten und die Burgherren den Leuten immer mehr Lasten auflegten, wurden die Bauern störrig und jagten eines Tages die Esel ohne Wasser den Berg hinauf. Dieses nahm aber der damalige Graf auf dem Krainberge so übel, daß er sofort mit seinen Knechten aufsaß und die widerspenstigen Bauern züchtigte. Dem Schulzen aber erklärte er, daß im Wiederholungsfalle die Bauern seinen ganzen Zorn fühlen sollten, und indem er letzteren dabei mit neuen Lasten drohte, wandte er dem Schulzen mit den Worten „Merk' Er's" den Rücken.

264. Der feurige Mann bei Merkers.

In der berüchtigten Merkerser Hohle brach einmal einem Fuhrmann, der Eilgüter geladen hatte, eins der Räder an seinem Wagen. Die Ausbesserung desselben durch den Wagner hatte so viel Zeit weggenommen, daß es bereits Nacht geworden war, und doch mußte der Fuhrmann das Rad noch nach Tiefenort in die Schmiede bringen lassen. Hierzu aber wollte sich niemand ver-

stehen. Jeder meinte, es sei Advent, und der feurige Mann, der sich auf dem Wege dorthin herumtreibe, sei kein Guter.

Der Fuhrmann sah sich daher genöthigt, das Rad selbst nach Tiefenort zu schaffen. Doch kaum hatte er Merkers im Rücken, so trabte auch schon der Feurige mit einem mächtigen Grenzsteine auf dem Rücken und unter beständigem Fragen: „Wo thu' ich ihn nur hin?" vor ihm her bis zur Werrabrücke, von wo aus er den Fuhrmann nicht weiter belästigte. Kaum aber hatte dieser mit seinem fertigen Rade die Brücke hinter sich, so gesellte sich ihm auch der Feurige mit seinem unaufhörlichen Geschwätze wieder zu, wurde aber, wie es schien von jenem eben so wenig als vorher beachtet.

Doch da sich der Spuk zuletzt dem Fuhrmann quer in den Weg stellte, wurde dieser fuchswild, knüpfte die Peitsche los und rief, während er dem Feurigen einigemal so derb über das Fell platzte, daß die Funken weit davon stoben: „So thu' ihn wieder hin, wo Du ihn her hast!"

In dem Augenblicke aber war der Spuk samt dem Steine verschwunden, und der Fuhrmann vernahm aus der Dunkelheit noch die Worte: „Das wollt' ich nur hören, Gott sei Dank, ich bin erlöst!"

265. Vom sitzengebliebenen Fuhrmann bei Merkers.

Bei Merkers in der berüchtigten Hohle war's, da hatte sich einmal ein Fuhrmann mit seinem Karren auf der alten Straße so tief und so fest in den Dreck eingefahren, daß er nicht wieder herauszukommen wußte. Als er sich nun in seiner Ratlosigkeit nach Hülfe umsah, da stand einer oben im Felde und hatte auch gerade Hacke und Schaufel bei sich. Dem rief und winkte der Fuhrmann, daß er komme und ihm helfe. Der Mann guckte aber gerade aus und blieb stehen, wo er stand.

Da rief er ihm zum zweiten und dritten Male, und nun erst kam der Mann spornstreichs quer über die Felder herbei. Der Fuhrmann erzählte ihm kurz, was geschehen, bat ihn um seinen Beistand und griff, um Hand anzulegen, nach der Hacke. Jener aber zog diese rasch zurück, zeigte dem Fuhrmann ein ernstes Gesicht und machte ihm dabei einen Finger, so daß er sofort abstand und ihn allein gewähren ließ. Der Fremde ging ans Werk, und wie der Blitz war der Karren wieder frei.

Wie das der Fuhrmann sah, sprach er zu dem Helfer in der Not: „Freund, nun thut mir den Gefallen und „„schörcht"" noch einmal am Wagen, während ich die Pferde antreibe, damit ich

vollends auf festen Boden komme.“ Der Mann nickte, griff alsbald zu und schob den Karren mit leichter Mühe, ehe noch die Pferde recht anziehen konnten, ein gut Stück Weges fort, so daß der Fuhrmann nunmehr leicht Werk hatte. Der wollte sich drauf bei dem Fremden bedanken, beklagte aber aufrichtig, daß er kein Geld habe und ihm für seine Mühe nicht einmal einen Groschen geben könne, Gott im Himmel aber, setzte er hinzu, möge es ihm lohnen! Als der Mann das hörte, strahlte auf einmal sein Gesicht vor Freude, und er sprach: „Darauf habe ich nun schon 300 Jahre lang gehofft. Gott sei Dank, ich bin nun erlöst!“ Mit diesen Worten war er vor den Augen des Fuhrmanns verschwunden.

266. Vom Arnsberger Schlößchen oberhalb Merkers.

Auf dem Arnsberge, an dessen Fuß sich die Straße über Merkers nach Dorndorf und Vacha hinzieht, ist noch eine Stelle, die man „am Arnsberger Schlößchen“ heißt, weil von dort droben in grauer Vorzeit ein Schloß in den Werragrund herabgeschaut haben soll, dessen letzte Überreste zum Bau der erwähnten Straße benutzt wurden.

Die Sage erzählt folgendes: Es wohnten einmal zwei Brüder da droben, von denen der eine zum Christentum übertrat, der andere aber durchaus nichts davon wissen wollte und seine Tochter auch wieder an einen Heiden verheiratete. Als der Schwiegersohn nun das Schloß verließ, um mit seiner jungen Frau nach seiner Heimat abzufahren, gingen die Pferde durch und eilten nach der Werra zu, so daß das junge Ehepaar unfehlbar seinen Tod in derselben gefunden haben würde, wäre nicht eins der Wagenräder an einem dicht am Wege stehenden Bildstocke hängen geblieben. Diese wunderbare Rettung aus so augenscheinlicher Gefahr bewirkte endlich, daß sich der Ritter mit seiner Familie gleichfalls dem Christentum zuwandte und den einzigen Sohn zur Erziehung in ein Kloster nach Fulda schickte. — Wie der nun als stattlicher, junger Ritter wieder heimgekehrt war, stieß er eines Abends auf der Jagd auf ein bildschönes, junges Fräulein, das bald sein ganzes Herz erfüllte.

Die Liebenden sprachen sich von nun an fast jeden Abend, und der junge Ritter schwur der Geliebten ewige Treue und versprach sie auch als sein Gemahl in das Arnsberger Schloß heimzuführen. Als er jedoch seinem Vater davon Mitteilung machte, geriet dieser in heftigen Zorn und verbot ihm, fernerhin das Fräulein aufzusuchen, da er bereits um die Hand eines benachbarten Ritterfräuleins für ihn angehalten. Da sich der Sohn dem strengen

Willen des Vaters fügen mußte, so wurde der Hochzeitstag mit der vom Vater Auserwählten festgesetzt und bestimmt, daß die Trauung in der neuen Kapelle, die der Ritter auf dem Bergvorsprung oberhalb Merkers hatte erbauen lassen, stattfinden sollte.

Vergebens erinnerte die Verlassene den Geliebten einigemal an den ihr gegebenen Schwur. Die Furcht vor dem strengen Vater aber beschwichtigte die Stimme des Gewissens, und so schritt der Bräutigam am bestimmten Tage an der Seite seiner neuen, gleichfalls bildschönen Verlobten nach der Kapelle. In dem Augenblick jedoch, da der Priester die heilige Handlung begann, ertönte auch ein schauerlicher Klageruf durch das Gewölbe. Die Thüre der Kapelle flog auf, und in derselben stand die schöne Nixe der Werra. Die Trauung aber ging vor sich. Und kaum hatte der Ritter die Schwelle der Kapelle wieder hinter sich, als die Nixe auch schon den jungen Ritter mit ihrem Schleier umhüllte und wie der Wirbelwind mit ihm den Berg hinab und in die Fluten der Werra stürzte.

Der Ritter ist nie wieder gesehen worden. Oft aber haben die Landleute von dort auf der Stelle, wo man es das „Schlößchen" heißt, eine bildschöne bleiche Jungfer mit wasserblauem Kleid und eben solchen Schuhen und einem grünen Schleier gesehen. Erst vor nicht langen Jahren kam ein junger Bauer totenblaß nach Merkers, dem sie dort droben an dem Schlößchen, wo er Streuzeug machte, erschienen war.

Auch sagen die Leute, daß schon mancher dort irre geführt worden sei.

*267. Vom Kreuzstein im Walde über Merkers.

An dem Wege von Dietlas nach Salzungen, da wo ihn der von Merkers nach Lengsfeld durchkreuzt, steht ein mannshoher Sandstein mit einem eingehauenen Kreuze. Er bezeichnete in früheren Zeiten die Grenze der hohen Jagd der Grafen von Henneberg, und hieß deshalb das Hennebergische Kreuz, wird jetzt aber schlechthin der Kreuzstein genannt, und von dem Volke zur Nachtzeit gemieden, weil sich dann allerlei Spukgestalten dort blicken lassen, und die Hexen zu Walpurgis um den Stein tanzen sollen.

Eine Frau aus Merkers, die bei Verwandten in Lengsfeld sich verspätet und nicht an die Walpurgisnacht gedacht hatte, konnte gar nicht begreifen, wer noch so spät am Abend einen solchen Heidenlärmen im Walde mache. Die Frau wäre gern wieder umgekehrt; allein sie mußte nach Hause; so ging sie zu. Als sie aber in der Nähe des Kreuzsteins angelangt war, da sah

sie die Bescherung. Oben auf dem Steine saß ein pechschwarzer Musikant, der wohl einem Dutzend Hexen zum Tanze aufspielte. Das Gesindel hatte meistenteils den Melksturz auf dem Kopfe und tollte gar arg. Der Frau aber war bei dem Anblick das Herz in die Kniekehle gefallen. Sie betete ein Vaterunser und eilte dann in einem weiten Bogen um den Spuk herum nach Hause, wo sie von dem ausgestandenen Schrecken zusammenbrach.

268. Weiße Frauen in und bei Dietlas.

Im Schloß Feldeck zu Dietlas soll es sonst nicht geheuer gewesen sein. In einem der Keller ließ sich eine weiße Frau sehen; eine andere stieg von der Höhe bei Martinroda durch den Kreuzgraben oder die Zigeunershohle, wie er gewöhnlich genannt wird, herunter und ging bis an die Felda.

269. Von der Reußen- oder Riesenburg bei Martinroda.

Links am Wege von Dietlas nach Völkershausen in der Nähe von Martinroda sieht man noch die spärlichen Reste des Schlosses „Reußen- oder Riesenburg.“ Einer der ehemaligen Schloßherrn spukt noch dort herum.

Manchem ist er schon als grüner Jäger mit einem Spinnewebegesicht, andern als gewaltig großer schwarzer Hund mit feurigen Telleraugen erschienen.

270. Der habsüchtige Bauer von Martinroda.

Zu Martinroda lebte vor Zeiten ein ebenso reicher als habsüchtiger Bauer, dessen Grundstücke am Wege nach Völkershausen auf die eines Taglöhners stießen. Der Bauer ackerte nicht nur den zwischen ihnen liegenden Mittelrain für sich weg, sondern nahm auch nach und nach einen Teil des einzigen Grundstücks seines armen Nachbars und versetzte zuletzt auch noch die Grenzsteine. Der arme Mann klagte, allein der Reiche behielt Recht. Da sprach der Taglöhner: „Nun, der liebe Herrgott wird ja auch noch einmal zwischen uns beiden richten“.

Und so geschah es. Denn als der Reiche gestorben war, da mußte er und zwar am hellen Tage „wannern“, immer die falsche Grenze auf- und abschreiten und mit den Händen um Erbarmen ringen. Das aber gab einen Weltspektakel, denn aus der ganzen Nachbarschaft kamen die Leute herbei, um das Elend des reichen Bauers mit anzusehen, und das dauerte so lange, bis der Pfarrer

von Völkershausen seinen Ornat anzog, mit einer geweihten Karbatsche an den Platz eilte, den Bauer gottesjämmerlich durchhieb, über die Grenze jagte und bannte. Und als nun auch die Erben des reichen Mannes auf des Pfarrers Zureden das Gut herausgaben, hatte auch dieser endlich Ruhe im Grab.

271. Von den drei Brüdern.

Waren drei Brüder, einer hieß Martin, der andere Hans und der dritte Dietrich. Martin baute Martinroda, Hans baute das Schloß auf dem Öchsenberg; seinen Namen trägt noch der über Völkershausen liegende Hansmöllersborn. Der dritte zog nach Völkershausen, legte einen Irrgarten an, baute ein Lustschloß auf dem Dietrichsberg und gab so dem Berge seinen Namen.

272. Vom Siegenhund bei Vacha.

Jenseits der Brücke liegt am Fuße des Siegenberges der Gasthof Sachsenheim. Unter dem Garten desselben quillt der Siegenborn. Hier ist auch das Lager des Siegenhundes.

Er ist von der Größe eines Kalbes, hat feurige Telleraugen, springt nachts den Vorübergehenden auf den Rücken, legt seine Pfoten über deren Schultern und nimmt mit jedem Schritt an Gewicht zu. So läßt er sich oft über die Brücke bis in die Straße von Vacha tragen und ängstigt die Träger so arg, daß schon mancher den Tod mit heimtrug.

273. Von der Brücke zu Vacha.

Als im Jahre 1342 die lange hölzerne Brücke bei Vacha durch die Werra zerstört worden war, begann man den Bau der steinernen, die anfangs aus 17 Bogen bestand. Man erzählt sich nun, daß während dieses Baues, so oft der Meister einen der mittleren Bogen fertig hatte, dieser jedesmal wieder einstürzte.

Alles war ratlos und in großer Bestürzung. Da meldete sich endlich ein Mönch aus Kloster Mariengart, der versprach Hülfe, jedoch nur unter der Bedingung, daß ihm von dem Stadtrat vor dem Oberthor so viel Grund und Boden überlassen würde, daß er dort ein Kloster bauen könnte.

(Das dort im Jahre 1368 gegründete und von Mariengarter Mönchen bevölkerte Servitenkloster ist durch die Reformation eingegangen. In der jetzigen Gottesackerkirche sind die einzigen Reste desselben erhalten.)

Als ihm dies bewilligt wurde, ließ er den Baumeister ein unschuldig Kindlein lebendig in den Bogen einmauern, und der Bau ging darauf ohne Gefahr von statten.

Noch wird erzählt, daß, während der Steinmetz das Kind einmauerte, dieses ruhig an einer Semmel gegessen und ihn dabei nur um ein „Guckllöchelchen" gebeten hätte; seiner herzlosen Mutter aber habe es nach einander zugerufen: „Mütterchen, jetzt seh' ich Dich noch;" „Mütterchen, nun seh' ich Dich noch ein klein wenig" und zuletzt: „Ach Mütterchen, jetzt seh' ich Dich gar nicht mehr!" —

274. „Vietche im Töpfche" zu Vacha.

Auf dem Marktbrunnen zu Vacha steht ein gar zierlich in Stein gehauenes Bildwerk. Es ist ein Ritter mit Helm und Lanze, der in seiner Linken eine Art Topf hält, aus dem ein kleines Männlein herausguckt, „Vietche im Töpfche" genannt. Sie erzählen dort:

Vor alten Zeiten wurde Vacha einmal von einem mächtigen Feinde belagert und hart bedrängt. Da machte ein Ritter einen glücklichen Ausfall und rettete die Stadt, kam aber dabei selbst in die Gewalt des Feindes. Der ließ ihn dann aus Rache in einen Kessel mit siedendem Oel werfen, um ihn so zu Tode zu martern. Der Schutzgeist des Ritters, der heilige Vitus, hielt aber seine Hand über ihn, so daß der Ritter unversehrt davon kam. Zum ewigen Andenken an dieses Wunder ließ darauf die Stadt nicht nur jenes Bild fertigen, sondern nahm auch den heiligen Vitus in das Stadtsiegel auf.

Nach Aussage des alten Hirten Bachman zu Vacha soll das Männlein in dem Topfe den damaligen Nachtwächter vorstellen, der, um die Stadt zu retten, sich als Kundschafter in das Lager der Feinde schlich, von diesem aber entdeckt, ergriffen und in siedendes Öl geworfen, aber durch die Gnade des heiligen Vitus erhalten wurde.

*275. Von dem Unken auf dem Kirschhof bei Vacha.

Der Unk ist unter den Landleuten der Werragegend bis heute noch ein von einem gewissen Dunkel umgebenes Tier, dessen Gestalt ihnen nicht einmal klar ist, denn die einen sagen, er sieht aus, wie eine: „stechening Ettersche Kreuzotter," die andern, wie eine „bissening Ettersche Eidechse," noch andere glauben, daß er verschiedene Gestalten anzunehmen vermag, und so tritt er meistens in dem Keller oder in den Stallungen der Landbewohner

auf und wird hier nicht ungern gesehen, da seine Gegenwart für Haus und Familie glückbringend ist. So wird z. B. dem Gürtel, über den der Unk gekrochen ist, die Eigenschaft zugeschrieben, daß er, dem blähendem Rindvieh umgelegt, dieses vom sonst unfehlbaren Tode errettet. Doch treibt er auch dann und wann einigen Unfug und flechtet unter anderm Nacht für Nacht, wenn die müden Pferde sich hinstrecken, diesen Mähne und Schwanz zopfartig so ineinander, daß es die größte Mühe und Zeit erfordert, das Geflecht wieder zu lösen. Desgleichen saugt er den Kühen zum Ärger der Bäuerin die Milch aus. Einer aus Dorndorf erzählte also:

Drüben über der Werrabrücke, ungefähr ein halbes Stündchen von unserm Dorfe nach Vacha zu, liegt ein einzelner Hof, der Kirschhof. Dort hatten sie auch einmal einen Unk im Hause. Die Leute kamen vorwärts. Der Unk aber machte ihnen doch mitunter Moleste. Denn von Zeit zu Zeit flocht er des Nachts den Pferden Mähne und Schwanz in lauter Zöpfe und machte dabei ein so arges Gewirr, daß die Leute die größte Mühe hatten, um die Haare wieder auseinander zu bringen. Aber wie gesagt, der Unk brachte Glück ins Haus, und der Bauer ließ sich das „Gekniepel“ (Entwirren) nicht verdrießen. Nun mußten einmal zur Erntezeit der Bauer mit seinen sämtlichen Leuten einige Tage hintereinander aufs Feld, und da er noch kleine Kinder hatte, so setzte er diesen einen Napf mit Milchgebrocktem hin, schloß, wie das ja bei uns meistens geschieht, die Stubenthür ab und ging an die Arbeit. Die Leute waren noch nicht lange weg, da kam auch schon der Unk herangeschlichen, und als er sah, daß sich die Kinder über den Napf hermachten, war er auch dabei und ließ sich's tüchtig schmecken. Am andern Morgen ging's wieder so. Da aber auch heute wieder der Unk nur die Milch wegsoff und die Brocken nicht anrührte, verdroß das eins der Kinder. Dies nahm den Löffel, schlug den Unken auf die Schnauze und zankte.

Das aber verdroß nun wieder den Unken, daß er alsbald Haus und Hof verließ, und von da ab war es vorbei mit dem Glück des Bauern.

*276. Von dem gespenstigen Füllen in Pferdsdorf bei Vacha.

Unterhalb von Pferdsdorf ließ sich sonst ein gar gefährlicher und gräulicher Spuk sehen. Es war wie ein Füllen ohne Kopf mit nur drei Beinen, denn vorne hatte es nur eins. Aber laufen konnte es wie kaum ein anderes mit vieren, und wer oder was ihm in den Weg kam, alles wurde übern Haufen und zu Tod

gerannt. Sein Weg ging immer im schnellsten Lauf am Ufer der Ulster aufwärts bis an den Grenzstein, da wo die Wiese an den Weg stößt. Hier verschwand jedesmal der Spuk. Um diese Zeit ging niemand gerne jenen Weg. Eines Abends waren aber doch einmal zu jener Zeit zwei Männer aus Pferdsdorf in der Nähe des Grenzsteins, um Fischgarne in die Ulster zu stellen. Da wurde der eine plötzlich den Spuk gewahr und rief seinem Kameraden zu:

„Lauf, was Du laufen kannst, sonst bist Du verloren,“ und lief selbst, so rasch er konnte, über Seite. Dem letzten war es aber schon zu nahe auf dem Leib und wollte ihn eben anspringen. Da schrie er in seiner Angst aus Leibeskräften: „Gott helfe mir und dir!“ und das war sein Glück; denn der Spuk stand wie eingemauert, that einen furchtbaren Schrei, sprang nach dem Grenzstein und verschwand auf einmal und zwar für immer.

*277. Von dem Umgänger an den schwarzen Löchern bei Wenigentaft.

Zwischen Pferdsdorf und Wenigentaft liegen an dem Wiesengrund, Hußfeld genannt, zwei unheimliche Wassertümpfel, die schwarzen Löcher. Auf einer der an die Ulster stoßenden Wiesen verrückte vor langen Jahren ein habsüchtiger Bauer aus Pferdsdorf die Grenzsteine. Deshalb mußte er nach seinem Tode alle Abende auch die Grenzsteine begehen und dann in einem der schwarzen Löcher verschwinden.

Zu jener Zeit war es, daß ein Bauer, der einen Sack mit Getreide in die Mühle nach Pferdsdorf reiten wollte, dort vorüber und unwillkürlich nach jener Wiese gucken mußte. Da sah er denn zu seinem Schrecken, wie der Umgänger dicht neben einem der Grenzsteine aus der Erde wuchs, größer und immer größer wurde und zuletzt auf den Grenzstein trat.

Von hier aus beging er einen nach dem andern, bis er sie alle begangen und scheinbar untersucht hatte. Der Bauer hatte vor Angst keinen trockenen Faden mehr am Leibe, denn der Umgänger stand jetzt dicht bei ihm und sah aus, wie einer, der schon 10 Jahre im Grabe gelegen. Da witterte ihn auch plötzlich der Gaul, und der that einen so gewaltigen Satz beiseite, daß ihm der Bauer plötzlich auf dem Halse hing. Dadurch verlor der Bauer das Gleichgewicht, klammerte sich aber im Fallen mit dem Beinen noch um den Hals des wild gewordenen Thieres und hielt sich mit den Händen fest an dem Zaune. So ging's nun über Stock und Stein, das Gespenst bald hinter, bald neben dem Gaul. In dieser schrecklichen Lage gelangte der Bauer an den Grenzstein

der Pferdsdorfer Flur, hielt aber auch zugleich vor einem tiefen Wassergraben. Da schrie der Bauer in seiner Angst: „Ach, helf Gott!“ Und kaum war der Hülferuf über seine Lippen, so war auch das Gespenst verschwunden, und nie hat es sich wieder sehen lassen.

*278. Von der Ahnfrau in der grünen Delle bei Eiterfeld.

An dem Wege von Hünfeld nach Eiterfeld liegt im Walde ein kleines Thal, welches die grüne Delle genannt wird. Hier wollen die Leute eine weiß verschleierte Frau, die da umgehen soll, gesehen haben. Man berichtet darüber:

In der grünen Delle lag einst ein schönes Bauerngut, welches die Eigentümer von den Herren von Buchenau zu Lehn trugen. Nun heiratete einer derselben, ein gar schwacher Herr, ein bösartiges habsüchtiges Fräulein, deren Bild heute noch unter dem Namen „die Ahnfrau von Buchenau“ in dem Saale des dortigen Schlosses hängen soll. Diese kam einst auf den in der grünen Delle liegenden Hof, und da ihr dieser besonders wohlgefiel, so versuchte sie ihn auf jede mögliche Weise an sich zu bringen. Der Bauer aber hielt hartnäckig an seinem Besitze fest und ließ sich durch alle Quälereien der Buchenauer Gerichte nicht irre machen. Diese jedoch brachten den Streit so verdreht nach Wetzlar, daß das Reichskammergericht daselbst der Frau von Buchenau das Gütchen zusprach, und den Bauer obendrein in alle Kosten verurteilte. Ausgepfändet und ruiniert nannte er das Verfahren Räuberei und verfluchte und verwünschte die vornehme Dame derart, daß diese sofort ihren Frohnvogt in die grüne Delle schickte, um den Wütenden gefesselt nach Buchenau ins Burgverließ abzuführen. Als der Bauer hier die Dame erblickte, rief er ihr in seiner gerechten Entrüstung noch zu: „Ich weiß nun, daß ich meinen rechtlich durch Erbschaft erworbenen Hof nie wieder sehen werde, dafür aber sollst Du, Räuberin meines Gutes, keine Ruhe im Grabe finden und ewig als Gespenst in der grünen Delle umgehen.“ So bösartig nun auch die Edelfrau war, so drang ihr dieser Fluch doch durch Mark und Bein. Alle Versuche, den Bauer zu bewegen, daß er den Fluch zurücknähme, scheiterten an seinem festen Sinne. Seine Antwort war immer: „Ich fürchte sie nicht mehr“. Selbst Peitschenhiebe, Krummschließen und Hunger brachten ihn nicht zum Widerruf. So hatte er viele Monde gefangen gesessen und die Frau von Buchenau ebensolang sich schlaflos auf ihrem Lager gewälzt.

Schon war der Lenz ins Land gezogen. Da befahl sie eines Morgens ihrem Vogte, den widerspenstigen Bauer aus dem Ver-

ließe zu entlassen. Der Vogt ging. Als er jedoch bald darauf wieder vor seiner Herrin erschien und dieser berichtete, daß er den Gefangenen tot mit geballter Faust in dem Kerker gefunden, da entsetzte sich die Frau von Buchenau dermaßen, daß sie mit weitgeöffneten Augen entseelt zu Boden stürzte. Noch in selbiger Nacht sah man sie schon als Gespenst in der grünen Delle unruhig hin und her irren, und das muß sie auch bis auf den heutigen Tag noch thun.

*279. Vom Stoppelsberg und dem Schlosse Hauneck.

Zwischen den Dörfern Ober- und Unterstoppel und dem Flüßchen Haune erhebt sich anfangs allmählich, später aber, wo der Wald beginnt, immer steiler der basaltische Kegel, der Stoppelsberg, mit den Trümmern des Schlosses Hauneck, die fast den ganzen oberen Teil des Berges einnehmen. Das Burgthor lag nach Südosten hin. Auf dem Burghofe stehen noch die Reste der zwei Hauptgebäude. An dem südlichen Ende des zur Linken des Thores befindlichen finden sich die Öffnungen zu den Kellern. Das zur Rechten des Thores ist ein fünfzig bis sechszig Fuß hohes viereckiges, turmähnliches Gebäude und ruht auf einem mächtigen Basaltfelsen. Das Schloß wurde von der Familie von Haune, wahrscheinlich im dreizehnten Jahrhundert erbaut. Im Jahr 1402 wurde es vom Landgrafen Herrmann von Hessen belagert und genommen. 1469 wurde es von denen von Buchenau überfallen und niedergebrannt, 1482 durch Landgraf Heinrich III. wieder aufgebaut. Wann und auf welche Weise es wieder zerstört wurde, ist unbekannt.

Vom Schlosse Hauneck hört man in dortiger Gegend noch mancherlei Sagen, z. B.:

Als Landgraf Herrmann die von Hauna von Buchenau und andere fuldische Ritter wegen ihrer Räubereien in Hessen züchtigte, unter anderm Schloß Hauneck nach einer langen Belagerung eroberte, soll sich ein Ritter von Hauna, als er sah, daß er die Burg nicht mehr halten konnte, in einer Wasserkufe, die mit Leinengarn bedeckt und von einem Esel getragen wurde, aus der Burg geflüchtet haben. — Weiter wird erzählt:

In den Rauhnächten versammeln sich oben die verfluchten Geister der alten Ritter und machen dort mit ihrem gleichfalls verfluchten Gesindel oft heillosen Lärmen, ziehen ein und aus und steigen dann aus einem von der Burg nach Wehrda führenden unterirdischen Gang durch einen Schacht, der in einem am Wege stehendem Häuschen mündet, empor. Hier foppen und erschrecken

sie die arglos Vorübergehenden, von denen viele schon bei ihrem Anblick in Ohnmacht fielen. Deshalb soll jenes Gebäude mit Eichen und anderm Gehölz umpflanzt worden sein.

Lyncker Nr. 231.

* 280. Von den gespenstigen Tänzerinnen auf dem Moorsberge.

In geringer Ferne von der Frankfurter Straße zwischen Rasdorf und Neu-Wirtshaus erhebt sich ein in Buchengrün gehüllter Kegel aus ziemlich moorigem und in früherer Zeit übel berüchtigtem Terrain, dem Queckmoor, der Moorsberg.

Einst, so meldet die Sage, stand auf der Kuppe des Moorsbergs ein Schloß, in welchem drei der Sinnenlust ergebene Fräuleins eine gar tolle und heillose Wirtschaft führten. Da ging es alle Tage schlimmer und lustiger her als wie bei uns hier in Rasdorf sonst zur Kirmeszeit. Kein junger Ritter oder sonst schmucker Bursche kam da des Wegs vorüber, die Fräulein zogen ihn in ihr Netz, und dann ging es allemal hoch her auf der Burg. Da wurde so lange mit ihnen getanzt und geschwelgt, bis man der unfreiwilligen Gäste wieder satt war, von denen in der tollen Lust keiner dran dachte, daß ihm sein letztes Brot gebacken wäre. Aber sie mußten alle dran glauben und starben von der Hand der Fräuleins. Zuletzt wurde dem Unfug auch irgend eine Art Einhalt gethan und das Nest von Grund aus zerstört. Das schlechte Weibsvolk aber verfiel natürlich dem Teufel, dem es so lange gedient hatte und muß in der Mitternachtsstunde bis heute noch dort droben auf dem Burgplatze, wo es zu Lebzeiten seine Wirtschaft getrieben, tanzen und tollen. Und wehe dem Wanderer, der zu dieser Zeit sich dem „Queckmoorsberg“ naht; er wird von den süßen Schmeicheleien des Spuks und den vielen tanzenden Irrlichtern so lange in der Irre herumgeführt, bis die Unholde ihn an ihrem Tanzplatze haben. Dann muß er wohl oder übel sich mit ihnen im tollen Reigen drehen, bis er ermattet zu Boden sinkt, und Gott dankt, wenn er am andern Morgen noch heil die nächste Herberge erreicht. — Leute, die dort am Moorsberge im Leseholze waren oder Kräuter suchten, haben die drei verwünschten Fräuleins oft in der hellen Mittagsstunde an dem unter dem Berge gelegenen Lahrborn gesehen; es hat sie aber niemand angeredet, weil die Leute jedesmal vor ihnen davon liefen.

Schwarz, S. 97.

*281. Burghaun.

Das Städtchen Burghaun liegt ungefähr eine Stunde von Hünfeld in einem freundlichen Thale an der Straße von Fulda nach Kassel und dicht an der Eisenbahn. Seine hohe und feste Ringmauer war noch von einem breiten Graben umgeben, durch den in früherer Zeit die Haune floß. Innerhalb desselben lag die ungewöhnlich feste Stammburg der durch ihre Fehden und Räubereien einst so gefürchteten Familie von Haune. Von der Burg sind derzeit fast nur noch die umfangreichen Kellergewölbe vorhanden, da sie Fürstabt Adalbert Schleifreis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts niederreißen und an deren Stelle die katholische Kirche bauen ließ. Abt Bertho von Fulda eroberte im Jahre 1278 das gefürchtete Raubnest. Am 24. Januar 1442 nahm Wilhelm von Henneberg die Burg mit Sturm, nachdem vorher Landgraf Friedrich von Thüringen sie mit seinen Verbündeten ohne Erfolg belagert hatte. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts starb die Familie im Mannesstamme aus.

*282. Vom Müller Jarms Hain in Hünhan bei Burghaun.

Zu Hünhan bei Burghaun lebte ein Müller, der war sehr reich; aber, wie es meistens der Fall ist, ebenso geizig. Diesem wurde durch das Flüßchen Haun oft das Wehr zerrissen, so daß er viele Kosten von der Wiederherstellung hatte. Solches aber erbitterte den Müller dermaßen, daß er bei jedem Wehrdurchbruch alles verfluchte und verwünschte. Als er sich nun eines Tages wieder so ungebührlich ausgelassen hatte, trat plötzlich ein Reiter vor den Geizhals, frug ihn nach der Ursache seines Zornes und gab ihm, als er diese erfahren, den Rat, sein neugeborenes Kind lebendig in das Wehr einmauern zu lassen, und Jarms Hain that wirklich, wie ihm geraten. Das Wehr wurde nun zwar fest, der Müller aber hatte von Stund an keine Ruhe weder auf der Erde, noch in derselben und muß ewig umgehen. Die meisten wollen ihn in der Nähe jenes Wehres gesehen haben. — Andere sprechen nicht von einem neugeboren Kindeen, sondern von einem älteren, das den Vater, während es einen frischen Weck verzehrte, beim Einmauern nur um ein Gucklöchelchen gebeten habe.

Schwarz, S. 41. Lyncker, Nr. 106. Wolf, Nr. 218.

*283. Woher der Name Haune und Hünfeld.

Die Sage erzählt, daß dort, wo jetzt das Städtchen Hünfeld liegt, in uralter Zeit einmal die Hünen oder auch die Hunnen eine

große, siegreiche Schlacht geschlagen haben, in welcher drei Tage und drei Nächte gekämpft wurde und so viel Blut floß, daß das Flüßchen damals gleich einem Blutstrom sich bei Hersfeld in die Fulda ergoß. Darauf bauten sich die Hünen oder Hunnen ein festes Lager auf dem Kampfplatze und verweilten noch lange daselbst. Das Flüßchen und das später dort entstandene Städtchen aber erhielten von jenem Ereignisse die Namen: „Haune“ und „Hünfeld.“

Schwarz, S. 62. Wolf Nr. 71.

*284. Von dem gespenstigen Gottesdienste in der ehemaligen Benediktiner-Stiftskirche zu Hünfeld.

Betritt man von Rasdorf her das etwas hoch gelegene Städtchen Hünfeld, so erblickt man zur Linken noch Reste eines umfangreichen Benediktinerklosters, schlechthin das „Stift“ genannt. Wenige Mauern bezeichnen die Stätte der Stiftskirche, an die sich jetzt ein kleines protestantisches Gotteshaus anlehnt. Von jener geht die Sage: In der Mitternachtsstunde des Oster-, Pfingst- und Weihnachtsfestes steht die Stiftskirche in ihrem alten Glanze wieder da, die Fenster sind hell erleuchtet, man hört Glockenklang, und die Priester singen zu dem Spiel der Orgel. Ist der Gottesdienst vorüber, so ziehen alle wieder nach der Sakristei, und im Nu ist der ganze Spuk verschwunden. Wer es aber mit angesehen, dem hat's jedesmal arg gegruselt; er ist auf die Kniee gefallen und hat ein stilles Vaterunser gebetet.

Schwarz, S. 63.

*285. Von dem Schenkelsberge bei Hünfeld.

Nahe bei Hünfeld erblickt man noch auf einem Kalkkegel, dem Schenkelsberg, die kaum sichtbaren Reste eines berüchtigten Raubnestes, der Burg Schenkwald. Das Geschlecht dieses Namens kommt urkundlich schon sehr früh vor, und Ludwig der Bärtige oder sein Sohn, der Springer, belieh es mit dem Erbschenkenamt, welches der erstere mit den Gütern seines Bruders Hugo im Fuldaischen ererbt hatte. Im 16. Jahrhundert besaßen die von Bibra und späterhin das Stift Fulda die Burg. Die Sage erzählt folgendes:

Einst lebte auf der Burg des Schenkelsbergs ein wilder Raubritter mit seiner ebenfalls geldgierigen Gemahlin. Die beiden scharrten große Reichtümer an edlen Metallen und Steinen zusammen und vergruben diese, damit sie ihnen nicht wieder genommen werden könnten, in den Keller der Burg, wo sie bis heutigen Tages noch liegen und von Drachen und anderen Ungeheuern sorglich

bewacht werden. Zu gewissen Zeiten aber treten die Schätze zu Tage. Dann kann man den Keller in der Mitternachtsstunde schon von weither hell erleuchtet sehn. Viele haben es versucht, den Schatz zu heben, sind aber, wenn sie sich dem Keller näherten, vor den Ungeheuern entsetzt zurückgewichen.

Einer reinen Jungfrau, die sich vor diesen Wächtern nicht fürchtet, ist es vorbehalten den Schatz zu heben.

Alle sieben Jahre erscheinen auf den Trümmern der Burg Schenkwald drei weißgekleidete Fräulein, die dann zu der am nördlichen Fuße des Berges gelegenen Quelle, dem Stausterbrunnen oder der Tränke hinabsteigen, wo sie unter Scherzen und Lachen ihre weißen Schleier waschen und bleichen. Sind die Schleier trocken, dann bricht jede der Fräulein eine große Schlüsselblume von der Wiese, steckt sie an den Busen und schaut sich dann lange und sehnsüchtig nach allen Seiten hin um. Kommt niemand, der die drei erlösen will, dann treten sie seufzend und die Hände ringend den Rückweg nach dem Burgplatze wieder an, wo sie dann in dem Keller, der große Schätze bergen soll, auf sieben Jahre wieder verschwinden. Alte Leute aber meinen, da sie seit 60 bis 70 Jahren nicht wieder gesehen worden wären, so möchten sie wohl endlich ihren Erlöser und durch diesen die ersehnte Ruhe gefunden haben.

Schwarz, S. 42. Wolf, Nr. 177.

* 286. Vom Spuke am Haselstein.

An dem zwischen Geisa und Hünfeld gelegenen, von bewaldeten Höhen umgebenen prachtvollen isolirten Phonolithkegel, dem Haselstein, der mit alten Eichen und Buchen bestanden ist, und auf dem noch die Reste der berüchtigten Raubburg gleichen Namens zu sehen sind, läßt sich, der Sage nach, zu gewissen Zeiten ein weißes Reh in den Abendstunden blicken, und stößt dann schauerliche Klagetöne aus. Die Erscheinung, die ein verwünschtes Fräulein eines Raubritters vom Haselstein sein soll, setzt die Bewohner der Umgegend jedesmal in Schrecken; sie ist das Vorbild schlimmer Zeiten.

* 287. Die grüne Stube zu Haselstein.

Einst wurde in dem am Fuße des Haselsteins gelegenen ehemaligen Amtshause, der jetzigen Wohnung der Forstbeamten, am Hochzeitstage eines Ritters von Haselstein große Tafel gehalten und nach guter alter Weise dem Becher gehörig zugesprochen, worin

es der junge Ehemann allen zuvorthat. So kam es denn, daß er über Tafel einnickte und zum großen Gelächter der Edelfrauen von seinem Stuhle auf die Diele kollerte. Das aber verdroß den heftigen und jähzornigen Haselsteiner dermaßen, daß er in seiner Wut, während er die giftigen Blicke auf die anwesenden Ritterfrauen heftete, so lange einen Becher nach dem andern hinunter stürzte, bis er wiederum, diesmal aber vom Schlage getroffen und zwar tot an der Tafel zusammenbrach. Und da nun der Ritter ohne Absolution in seinen Sünden dahingefahren war, so hat sein Geist bis heute noch keine Ruhe im Grabe und schlägt, da er den Frauensleuten ihr spöttisches Gelächter an seinem Ehrentage nicht verziehen hat, eine jede Person, die es wagt, in jenem Zimmer zu lachen, derb auf's Maul. Dieses Zimmer liegt in dem an den Garten stoßenden hinteren Teile des unteren Geschosses und wird heute noch zur Nachtzeit gemieden und zwar so ängstlich, daß die Leute sogar ungern an den Fenstern desselben vorüber gehen.

Schwarz, S. 96.

*288. Die Kapelle im Reitersſprung am Brückenmüllersberge bei Hünfeld.

Eine Stunde hinter Hünfeld erhebt sich an der Straße nach Fulda zu in nicht unbedeutender Höhe der in früherer Zeit mit Wald gekrönte Brückenmüllersberg, dessen hier fast senkrecht abfallende Felsenwand, der „Reitersſprung" genannt, von dem Flüßchen Haune bespült wird. In dem Felsen ist eine kleine Marienkapelle angebracht, über deren Gründung die Sage folgendes erzählt:

Vor vielen Jahrhunderten wurde ein Ritter von seinen Feinden hart verfolgt und an dieser Felsenwand so umzingelt, daß ihm nur die Wahl blieb, sich entweder seinen racheburstigen Feinden zu ergeben oder auf seinem Rosse in die unendliche Tiefe zu sprengen. Er wählte das letztere, empfahl sich dem Schutze der heiligen Jungfrau und gelobte, falls sie ihn am Leben erhalte, ihr zum Danke am Fuße des Berges in den Felsen eine Kapelle bauen zu lassen. Darauf sprengte er zuversichtlich in die Tiefe. Sein Vertrauen hatte ihn nicht getäuscht. Er kam heil zur Erde, war gerettet vor seinen Verfolgern und baute zum Danke jene Kapelle in den Felsen.

Schwarz, S. 60. Wolf, Nr. 245.

*289. Woher der Name des Dorfes Rückers stammt.

„Seh'n Sie," begann einer aus Hünfeld, „es ist eine alte Geschichte, und wann sie gescheh'n, weiß ich nicht, wahr jedoch ist

sie. Zu Fulda hatten sie einmal einem Bauer ein Kreuz auf seinen Wagen geladen, daß er es recht zeitig hierher nach Hünfeld brächte, weil es noch an selbigem Tage aufgestellt werden sollte. Als nun der Bauer an der Stelle, wo jetzt das Dorf Rückers steht, anlangte, blieb auf einmal der Wagen stehen, und alles Antreiben des Viehs war vergebens. Der Wagen hatte sich an einem Felsblocke festgefahren. Nichts wollte helfen. Der Bauer war in Verzweiflung. Da sah er in der höchsten Not auf einmal einen Fremden an seiner Seite, bei dem er Hülfe zu finden glaubte. Der Bauer zeigte ihm das Felsstück, an dem er feststeckte, und bat ihn mit den Worten: „Rück' er's, wenn er kann, er verdient sich Gottes Lohn." Der Fremde lachte zwar bei den letzten Worten höhnisch, wollte aber das Felsstück dennoch fortrücken. Als er jedoch das Kruzifix auf dem Wagen liegen sah, prallte er zurück, rief boshaft lachend: „Rück' er's selber" — und verschwand. Der Bauer wußte nun, wer ihm hatte beistehen wollen, kniete nieder und wandte sich im inbrünstigen Gebet an den Herrn und seine zwölf Apostel um Hilfe, und diese ließen ihn nicht im Stiche. Denn als er jetzt das Felsstück wieder anpackte, flog es federleicht bei Seite und ungehindert und noch zur rechten Zeit lieferte er das Kreuz in Hünfeld ab. An der Stelle aber, wo ihm die göttliche Hilfe geworden, erhob sich später ein Dörfchen, welches von jenem Ereignis den Namen Rückers erhielt.

Schwarz, S. 59.

*290. Der Jäger an der Kirnkuppe.

In nordöstlicher Richtung von dem fuldischen Dorfe Marbach liegt im Dammersbacher Forst die Kün- oder Kirnkuppe. Über sie berichtet die Sage folgendes:

Einst hauste ein wüster Ritter auf dem Kirn, der nichts kannte, als Raufen, Saufen und Jagen. Die letztere Beschäftigung trieb er auf eine wahrhaft teuflische Weise für die armen Bauern von Dammersbach und Treisbach, die ihm bei seinen fast täglichen Hetzjagden vom Advent bis Walperstag Frohndienste leisten mußten und dabei wie das liebe Vieh behandelt wurden. Es war daher kein Wunder, daß der Ritter von ihnen wohl tausendmal verflucht und dazu verwünscht wurde, auch nach seinem Tode noch und bis in alle Ewigkeit jagen zu müssen. Und der Fluch ging, wenn auch nicht wörtlich, doch derart in Erfüllung, daß der Ritter dabei nur noch größere Pein leiden mußte. Seit jener Zeit nämlich zieht der wilde Jäger von der Kirnkuppe in den Nächten vom Advent bis zum Walperstag durch des Ritters Jagdrevier und

die Dörfer Treisbach und Dammersbach. Die Leute hören dann ganz deutlich den Jagdruf: „Tiro, Tiro! Fahr zu, fahr zu!“ sie vernehmen den Hörnerschall und das Knallen der Peitschen, das Gebell der Hunde und Füchse, das Grunzen des wilden Ebers; den Lärmen der Hirsche und Rehe, das Gekrächz der Raben, der Eulen, Geier und wie die gehetzten Tiere alle heißen mögen. Der Ritter steigt dann jedesmal aus seinem Grabe, lehnt sich an eine alte Eiche und muß, ohne seiner wilden Jagdlust frönen zu können, der tollen Hetze nachsehn.

*291. Von der Zellmühle bei Marbach.

Verfolgt man von Fulda aus in nördlicher Richtung die Eisenbahn, so gelangt man nach dem Dorfe Marbach, in dessen Nähe die Zellmühle und neben dieser wieder der Entenpfuhl liegt. Von diesem erzählen die Leute dort, daß man an einem bestimmten Tage hier ein lautes Wimmern höre und auf dem Pfuhle selbst ein flackerndes Irrlicht wahrnehme.

Aus Kriminalakten des Fuldaer Obergerichts und der Mitteilung eines sehr achtbaren Landpfarrers erzählte ein Fuldaer nachstehendes über die Zellmühle:

Zwei muntere Wanderburschen hielten eines Abends vor dem Dorfe Marbach. Da sprach der eine: „Siehe, dort unten im Thale liegt die Zellmühle. Gehe Du nun, wie wir verabredet, hier nach Marbach. Morgen mit dem frühesten kommst Du dann in die Mühle und fragst nach dem Fremden, der heute Abend dort Nachtlager gesucht, denn sie werden mich dort nicht wieder erkennen.“

Die beiden drückten sich herzlich die Hände und schieden auf fröhliches Wiedersehen am anderen Morgen. Nicht lange darauf stand der Sprecher auf dem Hofraume der Mühle, sein Gesicht aber hatte den heiteren Ausdruck verloren. Ernst und trauervoll spähte sein Auge rings umher. Überall Unordnung und Verfall. Thränen traten dem jungen Wanderer in das Auge, eine dunkle Röte überflog jetzt sein Gesicht. Der Müller, ein alter Mann mit grauem Haare, die unverkennbaren Spuren des Trunkes auf dem wüsten Gesichte, wankte auf ihn zu, ihm folgte ein altes, zerlumptes Weib, den Eimer mit dem Viehfutter in der Hand. Tiefer Schmerz malte sich einige Augenblicke auf dem Gesicht des Fremden, dann grüßte er höflich und bat um Herberge für die Nacht. Die Müllersleute erwiderten kaum den Gruß und erst, als er genügendes Geld geboten, willigten sie in das Begehr. Die dreie traten jetzt in das Haus: „Richte ihm das Lager her,

wo sonst der Schwager geschlafen hat!" befahl mürrisch der Müller. Da entfuhr dem Fremden die Frage: „„Ist er denn tot?"" „Hat Er ihn denn gekannt, daß Er so fragt," frug erstaunt der Müller. Doch jener setzte, um seine Verlegenheit zu bergen, statt der Antwort den schweren Wanderbündel in eine Ecke der Stube und streckte sich, Müdigkeit angebend, auf die Bank am Ofen. So kam die Nacht heran. Als der Gast das kärgliche Mahl zu sich genommen hatte und nach seinem Lager verlangte, hob der Müller den schweren Reisesack auf die Schulter und ging voran. „Habt Ihr daheim Geschwister?" frug jetzt der Alte. „„Nein!"" „Aber wohl Eltern?" „„Wohl, aber sie kennen mich nicht mehr."" Hier brummte der Müller, setzte das Felleisen an das Bett, wünschte dem Gaste gute Nacht und verschloß die Thüre.

Der aber warf sich vor einem Kruzifix auf die Kniee, betete inbrünstig und streckte sich dann auf das Lager. Doch den Ermüdeten floh noch lange der Schlaf, denn das, was er hier gesehen, hatte sein Gemüt zu tief ergriffen, und lange überdachte er, wie der Not abzuhelfen sein möchte. Endlich aber schlossen sich auch die müden Lider fest und immer fester. Als am andern Morgen die Sonne die Roßkuppe rötete, beschritt ein munterer Wanderbursche den Pfad von Marbach nach der Zellmühle. Fröhlichen Sinnes grüßte er die Müllersleute mit der Frage: „Nun, schläft mein Kamerad noch?" Sichtlich bestürzt entgegnete der Müller: „„Wen meint ihr da?"" „Nun, meinen Kameraden, der gestern gegen Abend bei Euch einkehrte." „„Bei uns? ich weiß nicht, was ihr wollt. Wir haben keinen Fremden gesehen"". „Ja scherzt nur," lachte Jener, „und verleugnet mir gegenüber euren Sohn nicht länger, der gestern Abend unvermutet nach vierzehn langen Jahren glücklich in das Vaterhaus zurückkehrte". „„Mein Sohn?"" schrie entsetzt der Alte, und krallte die dürren Finger krampfhaft an die Thüre. „Ja, Euer Sohn ist's, der heute Nacht unter Eurem Dache ruhte. Er wollte die Welt sehen und draußen etwas lernen. Da er aber seines Vaters Widerspruch und Härte fürchtete, so verließ er heimlich das Haus. Er hat seine Zeit draußen gut angewendet, er war fleißig und brav, und seit Jahren schon ein tüchtiger, weithin gesuchter Mühlenarzt und hat sich auf diese Art ein schönes Geld erworben. Soll ich ihn selbst wecken?" Entsetzt starrte der Müller noch eine Weile dem Fremden ins Antlitz. Als er aber von diesem jetzt auch Vor- und Zuname seines nächtlichen Gastes erfahren, da brach der alte Mann laut jammernd zusammen. Und nun erfuhr der Fremde, wie die beiden Eltern den Sohn längst tot geglaubt, wie sie selbst,

freilich durch eigene Schuld immer mehr zurückgekommen, und wie sie, vom Teufel geblendet, in dem schweren Reisesack ihres Gastes die Mittel zu ihrer Rettung zu finden geglaubt, wie sie diesen in seinem ruhigen Schlafe in der Nacht eigenhändig gemordet und ihres eigenen Sohnes Leiche mit einem schweren Steine in dem moorigen Entenpfuhl versenkt hätten.

Entsetzt vernahm der Fremde die schreckliche Märe, schüttelte schaudernd den Staub von den Füßen und verließ für immer die Gegend. Die Müllersleute aber zeigten noch selbigen Tags ihr Verbrechen selbst vor Gericht an und wurden später durch das Rad vom Leben zum Tode gebracht.

*292. Burg Steinau bei Fulda.

Ungefähr eine und eine halbe Stunde von Fulda liegt in der Nähe der Straße nach Hünfeld von der Haune bespült das Dörfchen Steinau mit den Resten der alten Raubburg gleichen Namens, die einst der Stammsitz eines der ältesten Geschlechter des buchischen Adelstandes war, da die von Steinau bereits ums Jahr 1105 in Urkunden vorkommen.

Die noch vorhandenen Gebäude des ehemaligen Schlosses stammen höchstens aus dem 15. Jahrhundert und liegen in dem südlichen Teile des Dorfes; sie bestehen aus drei länglich viereckigen Häusern. Von ihnen ist nur noch das nordöstliche Gebäude erhalten; es wird von einigen Bauernfamilien noch bewohnt, die Mauern desselben sind gegen sechs Fuß stark. An einem Ecksteine finden sich die bis jetzt noch unerklärten Zeichen 80 M, von denen die Sage geht, daß demjenigen, der sie einst lösen wird, unermeßliche Schätze, die noch in der Burg durch einen besondern Zauber festgehalten werden, zufallen sollen. Mit den Steinen der übrigen Burgtrümmer soll die Kirche des Dorfes erbaut sein. Als der Fulda'sche Abt Leibholz, genannt Fingerhut, im Jahre 1271 dem adeligen Raubgesindel fünfzehn Burgen zerstörte und den frechsten dieser Räuber, Herrmann v. Ebersberg, in Fulda enthaupten ließ, verschworen sich nun diese Raubritter, an ihrer Spitze Giso v. Steinau, an dem Brunnen des Schlosses,*) um den der Sage nach alles Grün verdorrte, ihren Genossen zu rächen. Sie ermordeten hierauf den Abt am Hochaltar der St. Jakobs-Kapelle am 15. April 1271, und Giso v. Steinau öffnete den Mördern seine Burg. Der neuerwählte Abt Bertho v. Mackenzell rächte dann den Ermordeten, nahm Burg Steinau, überfiel die Mörder im Dorfe Hasel, worauf diese in die Kirche flüchteten und bis auf

*) Andere nennen den Wachtküppel, wieder andere die hohe Wasserkuppe.

zwei Ebersberger niedergehauen wurden. Gisos Bruder Herrmann, genannt „der Lange", verlor ums Jahr 1286 im Streite mit Fulda, welches Steinau abermals eroberte, seinen Anteil an der Burg, die niedergebrannt wurde, er ließ sich in dem Dorfe Poppenhausen am Ebersberge nieder. Die Familie nannte sich später Steinau oder v. Steinrück und erbaute gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts das dortige feste Schloß. Die von Steinau hatten, wie die vom Ebersberg, nach der Ermordung des Abts Bertho gleichfalls drei Räder in ihr Wappen aufnehmen müssen.

Gräße II., Nr. 861 (Brower, Antiquitates Fuldenses IV. 46 p. 311); Landau, hessische Ritterburgen Bd. I; 210 poetisch von Schwarz, S. 56). Gottschalck, IX. 32.

293. Die Entstehung des Bonifaciusbrunnens bei Horas.

Eine halbe Stunde nordöstlich von Fulda liegt das Dorf Horas und bei diesem der sogenannte Hain, ein kleines, aus kaum vierzig bis fünfzig Buchen bestehendes Wäldchen mit dem St. Bonifaciusbrunnen, über dessen Entstehung man folgendes berichtet:

Der heilige Bonifacius kniete einst von der argen Hitze des Tages an dieser Stelle nieder und las andächtig die Horas. Als er mit dem Gebete zu Ende war, fühlte er brennenden Durst. Er schaute sich nach allen Seiten um, doch nirgends war eine Quelle oder ein Bach zu sehen. Da griff er, um nach einem Born oder Bach zu suchen, mit der matten Hand nach seinem Stabe, den er vor dem Gebete neben sich in den Boden gestoßen hatte. Und siehe, in dem nämlichen Augenblicke, als er den Bischofsstab aus dem Erdreiche zog, sprudelte aus diesem eine lebendige Quelle, an deren krystallhellem Wasser sich der Bischof mit dankbarem Herzen labte. Die Quelle ist bis heute noch nicht versiegt. Das Dorf, das später in der Nähe derselben erbaut wurde nannte man zum Gedächtnis an jenes Ereignis Horas.

Schwarz, S. 43. Lyncker, Nr. 267. Wolf, Nr. 209.

*294. Der Turm auf dem Rauschenberge.

Links an der Straße von Hünfeld nach Fulda ragt aus den Buchen des hohen Rauschenbergs ein auf uraltem Mauerwerke in neuer Zeit wieder aufgebauter runder Turm, von dem die Sage also berichtet:

Einst hatte ein Ritter von Steinau ein gar liebliches Töchterlein, das einem Knappen ihres Vaters in Liebe zugethan war.

Als diesem jedoch das Verhältnis verraten wurde, erboste er sich dermaßen darüber, daß er die Tochter auf den Turm des Rauschenbergs unter Schloß und Riegel in Verwahrung brachte. Der Knappe aber entzog sich dem Grimm des Ritters durch die Flucht, entdeckte den Aufenthalt der Geliebten und umging Jahre lang das die Geliebte bergende Verließ, bis er eines Tages dort tot gefunden wurde. Seit jener Zeit irrt noch sein Geist allnächtlich am Fuße des Turmes unstät hin und her.

Schwarz, S. 53.

*295. Das Wahrzeichen der Stadt Fulda.

An der südwestlichen Seite der Domkuppel zu Fulda ist unter dem heiligen Michael ein plastisches Bild des Satans, der sogenannte „weiße Teufel", angebracht. Er wird als das Wahrzeichen der Stadt gezeigt und dem Beschauer dabei erzählt, daß der Teufel vor Ärger erblaßt sei, als er den so herrlich gelungenen Bau vollendet gesehen.

Gräße II. Nr. 844.

*296. Der nächtliche Gottesdienst in dem St. Severikirchlein zu Fulda.

Auf dem sogenannten Severi-Berge am Wollenwebersgraben in Fulda steht eine kleine diesem Heiligen gewidmete Kirche, in welcher derzeit für die Garnison und das katholische Seminar nur die Franziskaner vom Frauenberge den Dienst verrichten. Über dieses Kirchlein geht folgende Sage:

Um Mitternacht erscheint plötzlich das Innere des Kirchleins wie durch Zauber hell erleuchtet, und man hört Messe und Chorgesang. Viele wollen dann auch den Priester und die dienenden Knaben am Hochaltare gesehen haben, und wie jener sich bald rechts, bald links hin beugte und nach der Wandlung das Blut des Herrn trank. In dem Augenblick aber, wenn sich der Priester nach dem Klingeln der Schelle wendet und die Hand zum Segen erhoben hat, schwindet auf einmal der helle Schein, und alles ist wieder still und dunkel. Weiter erzählt die Sage, daß wenn ein Priester vom katholischen Glauben abfiele, ihn der heilige Severus in der Todesstunde für den alten Glauben wieder zu gewinnen versuche, und daß der Entseelte dann hier um Mitternacht sein Sühne-Opfer verrichte. Wer es mit ansieht, dem steigen die Haare zu Berge.

Wolf, Nr. 169.
Gräße II., Nr. 852 (nach Schwarz, Buchenblätter S. 11).

*297. Wie die irdischen Reste des heiligen Bonifacius nach Fulda gekommen.

Als der heilige Bonifacius zu Dockum am Borneflusse im Lande der Friesen von diesen erschlagen worden, brachte man seinen Leichnam zuerst nach Utrecht und von da den Rhein herauf nach Mainz, wo ihn der Bischof unter großem Gepränge im Dome einsenken ließ. Hierhin aber hatte der heilige Bonifacius seine Ruhestätte nicht bestimmt, und so geschah es, daß am andern Morgen schon der Sarg mit den heiligen Resten wieder am Rande der Gruft gefunden wurde. Der Sarg wurde nun auf einen Wagen geladen und dieser mit zwei Kühen bespannt, die man sich selbst überließ. Die Tiere lenkten alsbald nach dem Rheine, schwammen ungefährdet mit ihrem anvertrauten Gute durch den Strom und schlugen darauf den Weg nach Fulda ein. Als sie die Stadt erreicht hatten, begannen auf einmal wie auf ein gegebenes Zeichen sämtliche Glocken zu läuten, obschon niemand von der Ankunft der heiligen Überreste gewußt hatte und also keine Menschenhand bei dem Geläute thätig gewesen sein konnte. Hier ruht nun in dem selbstgewählten Grabe der heilige Leichnam die vielen Jahrhunderte.

Gräße II., Nr. 847 (nach Schwarz, Buchenblätter S. 24).

*298. Von dem ehemals in der Florengasse zu Fulda aufgehängten Hufeisen.

In der Florengasse zu Fulda soll vor länger als einem halben Jahrhundert an einem der Häuser ein ausgehängtes Hufeisen zu sehen gewesen sein, über welches alte Leute des Ortes folgendes mitteilen: Es ist bekannt, daß es unter unseren Fürstäbten auch mehrere recht tapfere und streitbare Herren gegeben hat. Allein das war auch notwendig, da das adelige Raubgesindel zu jener Zeit hier in der Gegend gar arg wirtschaftete und ihre Raubzüge frech genug sogar bis vor die Thore der Stadt ausdehnte. Damals geschah es nun, daß einer jener Fürstäbte, nur von einem Diener begleitet, einen Ritt in die Nachbarschaft thun wollte. Ohne Arges zu ahnen kam er in die Nähe von Kunzell. Hier aber brach auf einmal eine ganze Schar jener Buschklepper, denen wahrscheinlich der Ritt vorher verraten worden war, aus dem Dickicht und hatte nichts Geringeres vor, als den Herrn vom Wege nach Fulda abzuschneiden und ihn als Gefangenen nach einem ihrer Raubnester zu führen. Der Abt aber, der das Vorhaben sogleich durchschaute, war ein gewaltiger Reiter, wendete sofort sein kräftiges Roß und flog auf diesem, den Feind

auf der Ferse, wie ein Pfeil nach der Stadt zurück. Bei diesem Ritte soll es nun vorgekommen sein, daß des Abtes Roß eines der Hintereisen lostrat und es mit solcher Kraft emporschleuderte, daß es durch das Fenster des zweiten Stockes eines der Häuser in der Florengasse flog, worauf dann der Hausbesitzer das besagte Hufeisen zum ewigen Gedächtnis vor jenem Fenster ausgehängt haben soll.

* 299. Der schwarze Fuhrmann in der Ohmgasse zu Fulda.

Durch die Ohmgasse in der Stadt Fulda fährt alle dreißig Jahre in der Geisterstunde ein gespenstiger Fuhrmann. Der von sechs kopflosen Rappen gezogene Frachtwagen ist jedesmal so schwer beladen, daß die Fensterscheiben der Ohmgasse von der Erschütterung klirren und das Pflaster zermalmt zu werden droht. Am Kaiserskumpfe*) angekommen, lenkt der schwarze Fuhrmann ab und verschwindet dann plötzlich mit Schiff und Geschirr. Im dreißigjährigen Kriege, sagt man, zog ein Fuhrmann aus Fulda, Namens Kurt, mit dem Kriegsvolke in dem Reiche umher und plünderte und raubte wie der Schlimmste, brachte das so erworbene Gut jedesmal nach Fulda und vergrub es der Sicherheit halber in seinem Hausgarten. Bevor Kurt jedoch die letzte Fuhre hierher in Sicherheit brachte, fuhr auch er in seinen Sünden dahin und muß nun seit dem als höllischer Spuk alle 30 Jahre mit Schiff und Geschirr den Weg nach seinem Garten fahren, um zu sehen, ob seine Schätze noch daliegen. Werden sie einmal gehoben und zu milden Zwecken verwandt, dann kann der Fuhrmann erlöst werden.

* 300. Die Hand des Ermordeten zu Fulda.

In der Stadt Fulda geschah es, daß ein französischer Reiter von der nach der Schlacht von Jena Leipzig durchziehenden flüchtigen Armee in der Ohmgasse an dem Hause eines reichen Mannes anklopfte und gegen blankes Gold um einen Bissen Brod bat. Bei dem Anblick der glitzernden Münze durchzuckte den schrecklichen Geizhals sofort ein böser Gedanke. Er eilte vor das Haus, forderte mit glatten Worten den fremden Kriegsmann auf einzutreten und sich's einstweilen bequem zu machen, während er das Pferd in den Stall bringen wollte. Der Fremde nahm die Aufforderung freudig auf, aß und trank und benutzte die Gelegenheit, um auf

*) Ist nicht mehr vorhanden, er stand am Ende der Ohmgasse zwischen dem Markt und der Lohnsgasse.

einem bereitstehenden Lager einige Stunden zu ruhen. Unterdessen schlich der Wirt nochmals in den Stall, lüpfte den schweren Mantelsack, trat dann leise an das Lager des Schlafenden und durchbohrte ihm nicht nur mit einem scharfen Messer das Herz, sondern schnitt dem Daliegenden auch noch einen Finger der linken Hand ab, an welchem er einen werthvollen Ring blitzen sah. Dem Fremden grub er dann in seinem Hausgarten ein Grab. Als dies geschehen, öffnete er gierig den Mantelsack. Der Anblick des Inhaltes jedoch lähmte ihm fast die Glieder. Denn anstatt der Rollen Goldes, die das Scheusal zu finden erwartet hatte, fanden sich nur für ihn wertlose scharfe Patronen. Und bald darauf entdeckte auch der Geizhals, was er nicht geglaubt, daß er nämlich auch noch ein Gewissen habe. Das stellte ihm die That Tag und Nacht vor Augen. Er hatte nirgends mehr Ruhe, härmte sich ab und erkrankte. So verging der Winter. Als der Lenz mit seinen warmen Sonnenstrahlen erschien und der Mörder, um frische Luft zu schöpfen, zum ersten Male wieder den Hausgarten betrat und sein Auge scheu nach dem Grabe des Fremden schielte, brach er plötzlich entsetzt zusammen, denn die verstümmelte Hand des Gemordeten ragte aus dem Boden und schien ihm zu winken. Von da an war sein Geist zerstört. Der Wahnsinn hatte ihn erfaßt. Seine Vermögensverhältnisse gingen mehr und mehr zurück, und er starb arm, elend und verachtet.

*301. Vom Zottelbär in Fulda.

In der Stadt Fulda hatten sie vor sehr langer Zeit einmal einen schlechten Bürgermeister, der seine eigene Tasche nur allzuoft mit dem Säckel der guten Stadt verwechselte, und der besonders mit den Braulosen einen heillosen Unfug trieb. Und wenn ihn dann ein Bürger an den lieben Gott und dessen Strafgericht mahnte, so höhnte und spottete er stets darüber. Endlich starb er, und zwar ohne daß man ihn hier schon zur Rechenschaft gezogen hätte. Aber die Strafe blieb nicht aus, im Tode mußte er mit dem wilden Heere umherziehen, und kam dieses mit seinem nächtlichen Schreien und sonstigem Lärm in die Nähe der Stadt, dann mußte der verfluchte Bürgermeister die Straßen und Gassen durchwandern. Er erschien dann jedesmal in der Gestalt eines schrecklichen Ungetüms von der Größe einer Kuh, mit kurzen Hörnern, und wurde der „Zottelbär“ genannt.

Wolf, Nr. 159.

* 302. Von den bösen Waschmäulern und der Rathaustreppe zu Fulda.

In Fulda erzählen sie, daß klatschhafte Mägde oder andere Weibsleute, wenn sie am Kreuzbrunnen vor dem Rathause ihre Herrschaft oder ihre Arbeitgeber auf ehrenrührige Weise verleumdeten, zur Strafe nach dem Tode ihre Zungen in den steinernen Kumpf tauchen und, während ihnen der Teufel dazu leuchte, die breite Rathaustreppe ablecken müßten. Daher sagen sie dort, wenn die genannte Treppe am Morgen feucht ist: „Heute nacht hat auch wieder ein Waschmaul d'ran gemußt.“

Wolf Nr. 168. Schwarz, S. 14.
Gräße II. Nr. 851 (nach Schwarz).

* 303. Der Turm am „Thörle“ zu Fulda.

a. An der südwestlichen Gartenecke des in der Nähe des Domes gelegenen „von Wallensteinischen Damenstiftes“ zu Fulda steht noch ein alter, abgedachter runder Turm, der gemeinhin nur der Turm am „Thörle“ genannt wird. Von dem erzählt die Sage:

Es ist schon lange her, daß ein vornehmer Herr, der immer viel Geld brauchte, mit seinem gleichgesinnten Diener übereinkam, den mit irdischen Schätzen reich versehenen Propst von Blankenau zu berauben und im Notfalle auch zu ermorden.

Sie vollbrachten beides und schafften den Raub nach dem Turm am Thörle. Hier aber legte der Teufel seine Hand drauf, so daß die beiden beim Teilen nicht einig werden konnten, und der Schatz auch nach dem Tode der Raubmörder im Turme verblieb. Diese jedoch fanden natürlich keine Ruhe im Grabe. Allnächtlich kommt der spukende Knecht vermummt nach dem Turme, klopft an dem Eingange und murmelt einige unverständliche Worte, worauf sein Herr von innen öffnet. Beide setzen sich dann, einer dem andern gegenüber bei mattem Lampenscheine, zählen das viele Geld und wollen immer noch teilen, werden aber nie einig. Und so sitzen sie bis zum ersten Hahnenschrei, dann stieben sie entsetzt auseinander, und der Mammon versinkt wieder in die Tiefe. Als man nun später die Thür zum Turm vermauerte, konnte der spukende Knecht diesen nicht mehr betreten. Er umkreiste ihn daher, unruhig nach den Fenstern des Turmes blickend, wo er seinen Herrn bei dem Schatze vermutet.

Schwarz, S. 9.

b. In dem Turm am „Thörle“ soll einmal, so erzählen sie in Fulda, das heimliche, peinliche Gericht seinen Sitz gehabt und

in dem oberen Raum des Turmes soll jene schreckliche, eiserne Jungfrau gestanden haben, von der erzählt wird, daß sie denjenigen, der nach Urteil sie küssen mußte, fest umarmte und ihm die aus ihrer Brust springenden Dolche in das Herz drückte. Die Leiche des Gerichteten soll dann jedesmal in einem tiefen Brunnen ihr Grab gefunden haben. Ruhe aber scheint dort keinem beschert gewesen zu sein, denn die in der Nähe des Turmes wohnenden Leute sahen, ehe die Pforte zum Turme vermauert wurde, allnächtlich ganze Scharen unheimlicher Gestalten in der Geisterstunde dort ein- und ausziehen, so daß ihnen oft vor Schrecken die Haare zu Berge stiegen und das Herz stille stand.

*304. Das Schulthor in Fulda.

Wer von der langen Brücke her durch die Vorstadt Hinterburg in die eigentliche Stadt Fulda will, muß ein altes überbautes Thor, auf dem sich die Schule und die Räumlichkeiten für den Lehrer der Vorstadt Hinterburg befinden, durchwandern. Dieser Durchgang wird daher das Schulthor genannt. Von dem im Thorwege befindlichen Gnadenbilde, welches Maria unter dem Kreuze vorstellt, erzählen sie dort folgendes:

Einst kam zur Kriegszeit in mitternächtlicher Stunde ein trunkener Reitersmann, hämmerte an dem Thore und verlangte Einlaß. Da aber alles schlief und dem Begehr des ungestümen Kriegers nicht sofort gewillfahrt wurde, stieg seine Wut aufs höchste, so daß er sogar unter gräßlichem Fluchen nach dem Gnadenbilde hieb und zuletzt das Gewehr auf dasselbe abbrannte. Darüber aber erschrak sein Roß, bäumte sich und warf den Reiter ab, daß er das Genick brach und auf der Stelle tot war. Nun hat der Reiter keine Ruhe im Grabe und kommt alle Nacht als schwarzes Gespenst in der zwölften Stunde in den Thorweg gesprengt, wirft einen flehenden Blick nach dem Bilde und jagt dann wieder zurück.

Wolf Nr. 276.
Schwarz, S. 8. Gräße II., Nr. 845 (nach Wolf).

*305. Vom schwarzen Raben in Fulda.

Zu Fulda fehlte einst einer vornehmen Dame ihr Demantring. Sie behauptete, er sei ihr aus ihrem Zimmer gestohlen, und da der Ring von hohem Werte war, so bot sie alles auf, den Dieb zu entdecken. Der Ring aber war und blieb verschwunden. Da fiel zuletzt noch der Verdacht auf einen Edelknaben, den die Dame ungefähr zu jener Zeit aus ihrem Hause entlassen hatte.

Er und kein anderer mußte das Kleinod entwendet haben. Und so wurde denn von den Häschern Jagd auf denselben gemacht, der Knabe bald darauf gefänglich eingezogen, peinlich verhört und, wie es damals zuging, verurteilt, den Tod durch Henkers Hand zu erleiden. Darauf wurde der arme Sünder eines Morgens nach der ummauerten Richtstätte unter allgemeinem Bedauern wirklich abgeführt.

Nun stand in der Nähe des Rabensteines ein hoher, alter Birnbaum, von dem aus man das Trauerspiel gut übersehen konnte. Auf diesen kletterte ein armer Knabe. Er stieg höher und immer höher und gelangte so an eins der auf dem Baum befindlichen Rabennester. Zufällig fällt sein Auge in dasselbe. Da blinkt ihm etwas Ungewöhnliches entgegen. Hastig greift er in das Nest. Und mit hoch aufgehobener Hand und heller Stimme ruft jetzt der Knabe: „Haltet ein! haltet ein! hier ist der gestohlene Ring!" Und bald teilt sich der laut aufjubelnde Haufen der Zuschauer, dem Knaben Platz zu machen, der jetzt den erschrockenen Richtern das Kleinod einhändigt und ihnen mitteilt, wie und wo er den Ring gefunden. Zur Erinnerung an das unschuldige Leiden und die wunderbare Rettung des Edelknaben baute darauf dessen Familie an dem Platze, wo der Birnbaum gestanden, ein festes Haus, an welchem sie ein Schild mit einem schwarzen Raben anbringen ließ. Das Haus steht noch heute in der später dort entstandenen Ohmgasse.

*306. Von der „Kaiserin" im Dome zu Fulda.

Über dem nördlichen Eingange zur Grabstätte des heiligen Bonifacius im Dome zu Fulda sieht man das unscheinbare steinerne Bild einer Reiterin. Es ist ohne jeglichen Kunstwert und wird schlechthin die „Kaiserin" genannt. An dieses Bild knüpft sich folgende Sage:

Ein großer und mächtiger Kaiser war einmal mit seiner Gemahlin von dem Papste in den Bann gethan worden. Was die beiden aber verbrochen, das weiß heute wohl niemand mehr, denn es ist schon zu lange her. Auf seiner Bußfahrt kam das Paar nun auch nach Fulda, um hier an dem Grabe des heiligen Bonifacius zu beten und Vergebung der Sünden zu erflehen. Ganz erschöpft erreichte es das Kloster und bat den Bruder Pförtner flehentlich um Einlaß. Der aber, als er Gebannte in den beiden erkannte, warf den Todmüden die Pforte vor der Nase zu. Und so wankten sie denn, gestützt auf ihre Pilgerstäbe, zu dem Eingange des Domes, wo sie wieder flehentlich um Einlaß

baten. Als sie aber auch hier mit dem Bemerken kalt zurückgewiesen wurden, daß es Gebannten nicht erlaubt sei, an der heiligen Stätte zu beten, und der Pförtner noch hinzufügte, auch ohne dem sei es keinem weiblichen Fuße gestattet, die Schwelle zum Grabe des heiligen Winfried zu überschreiten, da schwoll der Kaiserin der Kamm. „Gut", sprach sie, „so werde ich dennoch, und zwar zu Roß, an der heiligen Stätte erscheinen. Darüber besteht kein Verbot." Die Thüre flog krachend ins Schloß, und kurz drauf ritt wirklich die verwegene Kaiserin in den Tempel des Herrn. Die Strafe folgte der Frevelthat auf dem Fuße, denn kaum hatte die Kaiserin die Schwelle des Domes im Rücken, so schlugen auch schon die Flammen überall aus dem Fußboden und leckten an den Wänden hoch empor. Bald schien der ganze Dom in Flammen zu stehen, und das Gewölbe drohte den Einsturz. Entsetzen packte die Kaiserin. Händeringend flehte sie zu Gott um Erbarmen und Rettung aus diesem Flammenmeere und gelobte, den durch ihre Frevelthat gestifteten Schaden tausendfach zu ersetzen und alles viel köstlicher herrichten zu lassen, als es vorher gewesen. Und kaum hatte die Kaiserin das Gelübde ausgesprochen, so erlosch auch das Feuer.

Sie hielt, was sie gelobte, und ließ noch außerdem, zum Gedächtnis an die wunderbare Rettung, aus ihrem reichen Schatze ein großes goldenes Rad mit tausend silbernen Schellen für den Dom anfertigen und dort am Gewölbe aufhängen.

Schwarz, S. 26.
Lyncker Nr. 268 (nach Justi, Vorzeit) Andere Deutung.
Gräße II. Nr. 846 (nach Justi, Vorzeit 1837 S. 204 und Brower, Antiquitates Fuldenses 1612. II. S. 174). Beide Fassungen.

* 307. Wie der Satan den Meister bei dem Baue der Kuppel des Domes zu Fulda versuchte.

Als der Meister, welcher die Kuppel des Domes zu Fulda baute, den Schlußstein einsetzte, trat unerwartet der Satan auf ihn zu, hielt ihm einen Pakt auf Tod und Leben vor und sprach: „Meister, du hast ein kühnes Werk vollbracht; doch willst du, daß es Bestand habe, und dein Name auf immer geehrt bleibe, so unterzeichne hier diesen Pakt. Wenn nicht, so mache ich, daß das Gewölbe weicht, und bereite dir dadurch Schimpf und Schande auf ewige Zeiten." Der Meister aber trat unbekümmert um die Rede des bösen Feindes zurück und begann die Stützen wegzunehmen. Als er an der letzten war, sank er auf die Kniee und bat inbrünstig zu Gott um seinen Schutz und Segen für das voll-

brachte Werk. Danach fiel auch die letzte der Stützen. Und Gott segnete das Mühen des Meisters. Die Kuppel stand fest auf ewige Zeiten. Der Satan aber fuhr mit schrecklichem Hohngelächter für immer aus dem Tempel des Herrn.

Schwarz, S. 23.

* 308. Von der Verschwörung der Juden zu Fulda.

Zu Fulda geschah es einmal, daß die Juden, die damals in Menge in der Stadt wohnten, eine Verschwörung anzettelten, alle Christen zu ermorden und sich so zu Herren der Stadt zu machen. Sie verschafften sich daher die nötigen Waffen und bestimmten zur Ausführung ihres scheußlichen Vorhabens einen Sonntag. Da wollten sie, wenn alles im Dom versammelt sei, die nach beendigtem Gottesdienst heimkehrenden Christen unvermutet überfallen und niedermetzeln. Ihr Plan war gut ausgesonnen, aber es sollte anders kommen. Ein gar bildschönes und braves Judenmädchen hatte einen Christen zum Liebsten und schauderte, wenn sie bedachte, daß auch er ein Opfer ihrer rachedürstigen Glaubensgenossen werden sollte. Sie beschloß, denselben zu retten, machte ihn mit dem Vorhaben der Juden bekannt und flehte ihn an, sich vorher in Sicherheit zu bringen. Der Liebste versprach ihr Verschwiegenheit, zeigte aber schnell das Gehörte am rechten Orte an. Man traf nun in aller Stille die nötigen Vorsichtsmaßregeln, und als die Juden sich am andern Tage um den Dom scharten, wurden sie unvermutet umzingelt, und wer sich wehrte, niedergemacht, die andern aber samt den Ihrigen bis auf die schöne Jüdin zum Feuertod verurteilt. Dieser hatte man gestattet, den christlichen Glauben anzunehmen und dann ihren Liebsten zu heiraten. Sie jedoch wies dieses Ansinnen zurück und bestieg freiwillig den Scheiterhaufen. Von da an war es lange Zeit keinem Juden gestattet, sich in Fulda niederzulassen.

* 309. Von dem gespenstigen Mönche im Landkrankenhause zu Fulda.

Ungefähr einige dreißig Schritte außerhalb der Florengasse steht neben dem Militärlazarette das Landkrankenhaus, ein früheres Kapuzinerkloster. Von diesem erzählt man folgendes:

Der Prinz von Oranien-Nassau, damals Herr zu Fulda, wollte für arme Kranke ein geräumiges Haus herrichten, in welchem diese die nötige Pflege und ärztlichen Beistand finden sollten. Da sich aber zur Zeit kein geeigneter Platz vorfand, so machte einer der

Räte den Vorschlag, die Kapuzinermönche, deren Leben und Treiben schon seit lange ein Ärgernis war, in alle Welt zu jagen und deren Kloster in ein Krankenhaus zu verwandeln. Und so geschah es. Nur ein einziger der Mönche, der in dem Kloster ergraut war, wollte von dort nicht weichen. Da soll es denn geschehen sein, daß man während des Umbaues eines Tages den entseelten Greis unter dem Schutte begraben hervorzog. Lag nun jemand in dem neuen Krankenhause im Sterben, so erschien der Geist dieses Kapuziners, schritt an die Lagerstätte des Kranken, faltete die Hände und sprach ein stilles Gebet, bis der Todeskampf zu Ende war. Darauf verschwand das Gespenst jedesmal wieder. Seit Errichtung des Krankenhauses will jeder der dort angestellten Wärter den Kapuziner gesehen haben. Als später die barmherzigen Schwestern die Pflege in dem Hause übernahmen, und wieder einmal einer mit dem Tode rang, sah die Schwester, welche gerade den Dienst hatte, zu ihrem nicht geringen Entsetzen gerade um Mitternacht den vielbesprochenen Kapuziner geräuschlos in das Zimmer treten und dann auf den Kranken zuschreiten. Sie war jedoch schnell gefaßt, blickte dem Mönche vertrauensvoll in das bleiche Antlitz und ließ sich in ihrem andächtigen Gebete nicht weiter stören. Als dies der Mönch gewahrte, wich er vom Lager zurück, beobachtete mit immer verklärterem Gesichte die eifrig Betende, erhob dann segnend die Hände und schied für immer aus jenen Räumen.

Schwarz, S. 18. Wolf, Nr. 140.

* 310. Vom Spuke im Altensteinschen Hause in Fulda.

In der Nonnengasse zu Fulda, zwischen der Post und dem Schlosse, steht ein altes steinernes Haus, welches einst der Familie von Altenstein gehörte und deshalb heute noch das Altensteinsche Haus genannt wird. Es ist jetzt der Sitz der Oberbehörden. In diesem wirtschaftete einst ein Herr von Altenstein auf arge Weise und ließ, wenn sein liederlicher Lebenswandel böse Folgen hatte, dann jedesmal einen seiner Diener gegen gute Bezahlung dafür einstehen. Als nun wieder einmal ein Fall der Art eintrat, verkuppelte er, wie früher, die Verführte mit einem seiner Bedienten. Da dieser sich vorher aber mit einer andern verlobt hatte, beschloß der Diener, die ihm Aufgedrungene in der Stille beiseite zu schaffen. Er lockte sie daher eines Tages in den Keller, schnitt ihr die Kehle ab und vergrub sie dann sorgfältig. Seit dieser Zeit aber war die Ruhe aus dem Altensteinschen Hause gewichen, ein böser Geist ging darin um, der die Bewohner gegeneinander

hetzte und nichts an seinem Platze ließ. Bald schellte es, bald klopfte es, bald wurden sämtliche Lichter auf einmal ausgelöscht, ohne daß der Thäter zu entdecken war. Kurz, in dem Hause war ein unaufhörliches Rumoren und Necken, bis man endlich einen Pater berief, um den bösen Geist zu bannen. Jener ließ denn in einer der Kammern die Fenster vermauern, drängte den Geist endlich dorthin und bannte ihn da fest. So erzählen sie in Fulda.

Schwarz, S. 15.

*311. Von der Pestsäule bei Fulda.

Am Fuße des Frauenberges bei Fulda steht auf einem hohen mit Inschriften versehenen Fundamente eine vierkantige nach oben verjüngt zulaufende Säule, welche ein vergoldetes Muttergottesbild trägt. Sie wird die Pestsäule genannt, und in Fulda nachstehendes darüber erzählt:

Als in Fulda die Pest auf eine so grauenhafte Weise herrschte, daß fast keine Familie verschont blieb, beschloß der geistliche Fürst eine großartige Prozession wider das Sterben zu veranstalten. Die Gemeinde versammelte sich deshalb zuerst in dem Dome und zog dann unter Glockengeläute und Vorantragung des Venerabile nach dem Frauenberge. Da fiel nun noch mancher in dem Zuge; der letzte aber da, wo jetzt die sogenannte Pestsäule steht. Und da von Stund an kein weiterer Pestfall vorkam, so errichtete der dankbare Fürst an jener Stelle das Denkmal.

Schwarz, S. 39; Gräße II, Nr. 857 (nach Brower S. 30 u. Schwarz).

*312. Propst Reiffenberger.

Auf dem Petersberge bei Fulda hauste einst ein Propst Namens Reiffenberger; der war kein Mann nach dem Herzen Gottes. Seinen geistlichen Stand schien er gar nicht zu beachten, und wurde er von seinem Vorgesetzten, dem Abte, daran gemahnt, so schlug er diesem jedesmal dadurch ein Schnippchen, daß er das üppige und liederliche Leben mit seinen losen und leichtfertigen Kumpanen noch viel ärger fortsetzte als zuvor.

Selbst die hehre Zeit des Advents schien der Elende nicht beachten zu wollen. Doch es kam ihm. Eines Abends — es war gerade im Advent — wollte der Reiffenberger bei Nacht und heftigem Sturm, wie gewöhnlich, wieder zu einer Schwelgerei nach der Stadt sich begeben. Er ließ seine prächtige Kutsche mit den stolzen Rappen vorfahren, stieg ein und heidi! ging's den Berg hinunter. Dem Reiffenberger war aber diesmal sein letztes Brot gebacken. Die Kutsche schlug um und schleuderte ihn mit dem

Kopfe so hart gegen das Gestein, daß er zerschmetterte. So fuhr der Propst, wie er in Sünden gelebt, auch in Sünden dahin und muß nun in den Advents-Nächten zu seiner Schande und zum Schrecken aller, die ihm begegnen, ohne Kopf, in seiner Kutsche sitzend, mit seinen gleichfalls kopflosen Rappen den Weg vom Petersberge nach der Stadt hin und zurück jagen.

Schwarz, S. 6.

*313. Von der Rettung des Abtes zu Fulda aus den Händen der Raubritter.

Einst jagte der Fürstabt von Fulda in dem Tiergarten in der Nähe seines Schlosses Bieberstein. Er lebte damals gerade mit den dortigen Raubrittern in arger Fehde, und als diese von dem Ausfluge des Abtes Wind erhalten hatten, lauerten sie ihm mit ihren Knechten auf, überfielen ihn und brachten ihn gebunden auf das feste Schloß der Milseburg in sicheren Gewahrsam. Hier ging das Schicksal des Abtes einer armen Magd, Namens Katharina, welche ihm täglich die kärgliche Kost bringen mußte, arg zu Herzen. Sie beschloß in aller Stille, den Abt zu retten. Das Wie war ihr aber noch nicht klar, da die Burg auf das strengste bewacht wurde. Als sie aber eines Tages eine ganze Schar jenes ruchlosen adeligen Gesindels in die Burg einreiten sah und deshalb vermutete, daß über das Schicksal des frommen Herrn verhandelt werden sollte, legte sich die Magd auf das Lauschen und vernahm dabei zu ihrem Entsetzen, daß die Ritter beschlossen, den frommen Herrn am andern Tage in Öl zu sieden. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren. Sie entdeckte dem Abte alles und machte demselben den Vorschlag, ihn in einer riesigen Butte, die sich in der Burg befände, ins Freie zu schaffen. Der Abt ging natürlich mit Freuden darauf ein, schrieb in aller Eile noch einen Brief nach Fulda, den die Katharina durch einen ihr ergebenen Boten bestellen ließ, bat Gott inbrünstig um seinen Schutz, verspeiste seine sogenannte Galgenmahlzeit und wartete gottergeben der Dinge, die da kommen sollten. Damit die Sache nun nicht auffiele, ging Katharina noch am nämlichen Tage mit der Butte auf dem Rücken nach dem außerhalb der Burg liegenden Brunnen, um dort, wie sie sagte, ihr gesponnenes Garn auszuwaschen. Und so passierte sie denn auch am andern Morgen, den mit Garn bedeckten geistlichen Herrn in der Butte, wieder ungehindert die Burgpforte. Als sie ins Freie und aus dem Gesichtskreis der Milseburg gekommen waren, stieg der Abt aus seinem Behälter und eilte mit seiner Retterin nach dem nahen Walde,

wohin sich während der Nacht eine starke Schar Fuldaer ins Versteck gelegt hatte und ihren geretteten Herrn jetzt mit Jubel begrüßte. Zu spät wurden die auf der Milseburg die Flucht des Abtes gewahr. Vergebens versuchten sie, ihn noch einzuholen, denn die Fuldaer hielten die Ritter so lange auf, bis ihr Herr mit seiner Retterin die Stadt glücklich erreicht hatte. Bald darauf wurden die räuberischen Ritter für ihren Gewaltstreich vom Abte hart gezüchtigt, und bei dieser Gelegenheit wurde auch das Raubnest auf der Milseburg dem Erdboden gleich gemacht. Die fromme Magd aber beschenkte der geistliche Herr so reichlich, daß sie mit dem Gelde das Katharinenstift und das Katharinenkirchlein zu Fulda bauen und ausstatten konnte. So erzählte ein alter Bürger in Geisa.

*314. Die lange Brücke zu Fulda.

Als der Abt von Fulda beschlossen, eine große steinerne Brücke über die Fulda zu bauen, meldeten sich zwei Meister, die das Werk auszuführen verhießen. Da nun aber keiner der beiden gemeinschaftlich mit dem andern den Bau ausführen wollte, so verdingte der Abt diesen an den Mindestfordernden, der denn auch die Brücke zu des Abtes größter Zufriedenheit ausführte. Darüber ergrimmte jedoch der andere Maurer, ein boshafter Neidhammel, dermaßen, daß er sich des Nachts nach der Brücke schlich und von dieser alle scharfen Ecken abschlug. Darüber erzürnte jedoch der Abt gar sehr, ließ nach dem Missethäter fahnden, ihn gefänglich einziehen und vor ein Gericht stellen. Dieses erkannte: Dem Frevler sei durch den Henker die verruchte Hand mit dem Beile abzuhauen und Hand und Beil zum ewigen Gedächtnis in einem Steine der Brücke einzumeißeln. Und so geschah es und ist heute noch auf der langen Brücke in Stein gebildet zu sehen.

Schwarz, S. 166.

*315. Das Christusbild in der Friedhofsmauer der Vorstadt Eichsfeld.

Jenseits der kleinen Vorstadt Eichsfeld liegt ein Friedhof, an dessen Mauer sich unter anderem auch ein steinernes Christusbild befindet. Über dieses geht nachstehende Sage:

Einst ging ein Judenjunge an dem Bilde vorüber, betrachtete es einige Augenblicke, schaute sich nach allen Seiten um, und spie, als er niemand gewahrte, dem Heiland ins Gesicht. Wie der Junge aber an den nahe beim Friedhof gelegenen Unkenteich kam

und von den Unken ganz deutlich den Ruf: „Wasch ab, wasch ab!" vernahm, da lief es ihm auf einmal tief in das Gewissen. Er lief, was er laufen konnte. Doch überall, wo er sich von da an blicken ließ, hörte er die Mahnung der Unken: „Wasch ab, wasch ab!" Der Ruf verfolgte ihn bis in die weite Welt, wohin er nach Jahren wanderte. Sein Gewissen ließ ihm nirgends Ruhe. So kehrt er eines Tages als gebrechlicher Greis mit reuigem Herzen nach seiner Vaterstadt zurück. Da hört er in der Nähe des Unkenteichs in seinem Jammer wieder das schauerliche: „Wasch ab, wasch ab!" Er geht zu der Lache, beugt sich vor, um mit der Hand Wasser zu schöpfen, wankt, stürzt kopfüber und ertrinkt. Seit diesem Tage nun sieht man ihn in der Mitternachtsstunde aus dem Unkenteiche nach dem Bilde in der Mauer wandern und mit seinen Thränen das einst von ihm bespieene Antlitz des Herrn abwaschen.

Schwarz, S. 41; Gräße II, Nr. 858 (nach Schwarz).

---

*316. Der Werwolf an der Ziegelmühle bei Fulda.

Ungefähr 100 Schritte von der Stadt Fulda am Ende der Löhrsgasse liegt die Ziegelmühle. Von ihr wird berichtet:

Zur Osterzeit des Jahres 1237 geschah es, daß sich eine große Anzahl Juden in der Ziegelmühle versammelt hatte, um hier das Mehl zu den Matzen mahlen zu lassen. Da begegnete ein durch eigne Schuld heruntergekommener Bürger von Fulda, der zugleich einer der grimmigsten Judenfeinde war, einem andern aus der Stadt und antwortete diesem auf die Frage, ob er seinen kleinen Jungen nicht gesehen habe: „Die Juden brauchen jetzt Christenblut, dort in der Ziegelmühle haben sie deinen Jungen geschlachtet." Entsetzt eilte der unglückliche Vater zurück, machte Lärm in der Stadt und bald zog ein zahlloser Haufen Volkes, an seiner Spitze das loseste Gesindel Fulda's durch das Thor nach der Ziegelmühle. Ein zufälliger Flecken Blutes vor der Thüre steigerte die Wut des Haufens, er drang in die Mühle und richtete hier unter den nichtsahnenden Juden ein gräßliches Blutbad an. Doch damit nicht zufrieden, zog das rasende Volk nach der Stadt zurück und setzte hier unter furchtbarem Schreien und Toben das scheußliche Gemetzel fort. So drang auch der Haufen in die Wohnung des Rabbiners, wo er jedoch plötzlich verdutzt zurückprallte. Denn hier fand der Vater seinen ermordet geglaubten Knaben gesund und heiter im kindlichen Spiele beschäftigt. Der Rabbiner hatte das Kind im Felde verirrt aufgefunden und, da er nicht wußte, wem es gehörte, einstweilen mit nach Hause genommen. Beschämt

stand der Haufen da. Die schreckliche That aber war nun einmal geschehen, und jener niederträchtige Aufhetzer muß nun bis heutigen Tages noch um die Osterzeit als Werwolf die Ziegelmühle umkreisen und zur Sühne jeden Blutstropfen dort auflecken.

* 317. Die Totenhand auf dem Gottesacker zu Zell bei Fulda.

In dem südlich von Johannisberg bei Fulda gelegenen Dorfe Zell hört man die Leute erzählen, daß auf ihrem Gottesacker allnächtlich sich eine Hand aus dem Schoße der Erde wühle und auch nimmermehr Ruhe finden werde. Es ist, sagen sie, die verfluchte Hand eines hiesigen liederlichen Bauernjungen, der, als ihm sein Vater über den schlechten Lebenswandel Vorwürfe machte, im Jähzorn den alten Mann mit jener verfluchten Hand tot zu Boden streckte.

* 318. Woher die Benennung „am Zigeunerstock“ bei Fulda.

Unweit des Landkrankenhauses, des ehemaligen Kapuzinerklosters, nahe am Krätzgraben, wird eine Stelle „der Zigeunerstock“ genannt. Chronik und mündliche Überlieferung bringen folgendes darüber:

Vor ungefähr anderthalb Jahrhunderten am Tage vor dem Johannisfeste sah man aus der Stadt Fulda einen langen Zug durch die Florengasse am damaligen Kapuzinerkloster vorüber sich in die Nähe des Krätzgrabens begeben. Voran der Freiknecht Lucas mit dem Büttel, nach diesen beiden ein bildschöner junger Zigeuner, gefolgt von zwei Bettelvögten der Scharwache, von denen der eine ein Kohlenbecken mit einem Brandmarkeisen und der andere einen Pfahl trug, zuletzt ein großer Haufen Neugieriger. Als der Zug in der Nähe des Krätzgraben angekommen war, wurde Halt gemacht, der Pfahl eingeschlagen, dem Zigeuner vom Meister Lucas der Oberkörper entblößt und jener dann fest an den Pfahl gebunden. Alle Augen richteten sich jetzt nach dem jugendlichen, bildschönen Verbrecher, und Totenstille herrschte, als der Freiknecht das glühende Eisen ergriff. Ein furchtbarer Schmerzensschrei. — Das Brandmal saß dem Jünglinge auf dem Schulterblatte. Da erscholl auf einmal eine höhnende Stimme über die Köpfe der Menge hin: „Lukas, was du hier vor siebzehn Jahren an mir ausgeführt, das hast du jetzt mit eigener Hand deinem leiblichen Sohne gethan.“ „Um Gottes willen, wer war das?“ rief entsetzt der Freiknecht. „Unser Hauptmann“,

stöhnte der Zigeuner. „Wer bist du, Junge?“ rief jetzt in wahrer Todesangst der Freiknecht, die Hand krampfhaft am Pfahl, und das Auge stier auf den Jüngling gerichtet. „Ich weiß es nicht. Sie sagten mir, ich sei als Kind von ihnen gestohlen worden und bin seitdem mit der Horde herumgezogen. Mir ist's, als habe mein Vater Lucas und meine Mutter Liese geheißen.“ „Mein Sohn,“ fiel der Freiknecht hastig ein, „mein Sohn, wie habe ich dich beweint, ich glaubte, du seist mir ertrunken. Ja, es ist nur zu gewiß, ich erkenne dich an dem kleinen Muttermale.“ Und so verhielt es sich. Denn vor siebenzehn Jahren hatte der Zigeuner aus Rache gegen den Freiknecht dessen Kind geraubt, sich seit einiger Zeit in der Gegend von Fulda umhergetrieben, nach Zigeunerart die Gegend gebrandschatzt und so den Sohn des Freiknechts in die Gewalt des Gerichts geführt.

*319. Der spukende Mönch ohne Kopf am Frauenberge.

Auf dem Frauenberge bei Fulda war einmal ein Guardian, der so habsüchtig und schmutzig geizig war, daß er alles, was seine Mönche erbettelten, in seinen Privatsäckel that. Selbst einen großen Teil der Viktualien verwandelte der Filz in bares Geld, so daß die Mönche oft Not leiden mußten. Und da ihm immer bange war, daß ihm die Schätze geraubt werden möchten, so vergrub er sie sogar in stiller Mitternachtsstunde auf einem nahegelegenen Acker, wo sie heute noch liegen. Der Geizhals aber muß nun zur Strafe nach seinem Tode dafür büßen und in der Mitternachtsstunde ohne Kopf dort zum Abscheu und Schrecken aller Frommen spuken.

Unter den vielen, die dem Guardian auf dem Pfade nach dem Frauenberge begegneten, war auch die alte Klüber, eine gar fromme Frau. Die erwachte einmal in einer mondhellen Adventsnacht auf ihrem Lager, und da sie meinte, es sei die Zeit des Gebetes, so kleidete sie sich rasch an, verließ in aller Stille das Haus und machte sich auf den Weg; blieb aber plötzlich entsetzt stehen, als sie an dem Armen-Seelenhause den auf den Knieen liegenden Mönch ohne Kopf gewahrte. Voll Angst eilte sie zurück, empfing vom Nachtwächter am Kirchhofsgäßchen auf ihre Frage nach der Zeit die Antwort: „Wenn's schlägt, schlägt's zwölf“, und vernahm richtig den Hammerschlag der zwölften Stunde, noch ehe sie ihr Haus erreicht hatte. Als sie ihrem Manne die Schauergeschichte mitteilte, erfuhr sie, daß jener Spuk der Guardian des Frauenbergs gewesen sei.

*320. Der spukende lange Hannes am Petersberge.

Auf dem Petersberge bei Fulda hatten die Benediktiner unter andern einmal einen Propst, der sich durch besondere Gutherzigkeit und Frömmigkeit auszeichnete und niemand eine Bitte, deren Erfüllung in seiner Macht stand, abschlagen konnte. Dennoch fiel gar selten einem Notleidenden eine Gabe zu. Das kam daher, daß er einen habsüchtigen Spitzbuben, Namens Johann oder Hannes zum Diener hatte, durch dessen Hand der gutmütige Propst alles gehen ließ. Und da der alles unterschlug, so kriegte niemand etwas. Eben so duldete der Diener nicht, daß sich jemand persönlich bittweise an den Propst wandte. Er drängte alle barsch zurück. So sammelte der lange Hannes Schätze auf Schätze, von denen er endlich doch einmal, wenn auch ungern, Abschied nehmen mußte. Er starb, wie er gelebt, und muß seitdem zur Fastenzeit allnächtlich vom Petersberge bis an die St. Nikolauskirche niedersteigen. Auf dem Wege herab drängt er jeden, der ihm begegnet, barsch beiseite, und der kann Gott danken, der dabei nicht in den Graben fliegt. Bei dem Anblick der Nikolauskirche jedoch bleibt der Petersberger Hannes entsetzt stehen. Die ganze Last der unendlich vielen Sünden, die er gegen die Armen verübt, will ihn hier fast erdrücken. Er wendet sich ab, schleicht den Petersberg wieder hinauf und verschwindet auf der Stätte seines Grabes.

Wolf Nr. 171. Schwarz, II. 58.
Gräße II. Nr. 853 (nach Schwarz).

*321. Vom Hexenküppel bei Fulda.

Eine Viertelstunde von der Stadt Fulda in nördlicher Richtung, seitwärts von dem Waldschlößchen, lag neben dem Galgengraben der durch die Eisenbahn beseitigte Hexenküppel. Auf diesem sollen einst zahllose Opfer des Aberglaubens gefallen sein, deren ruhelose Seelen das Volk noch bis in die Neuzeit gesehen haben will, wenn sie im Advent als Irrlichter den Küppel umgaukelten. Auch läßt es noch die Hexen in der Walpurgisnacht sich dort versammeln und mit dem „Hannes“ schmausen und tanzen.

*322. Der Spuk im Horwieder Wäldchen.

Eine kleine Stunde von Fulda hinter dem Petersberge liegt die Horwieder Schenke und in deren Nähe das Horwieder Wäldchen. An diesem hatten sich einmal zur Kirmeszeit schwäbische Reiter gelagert, die der Sage nach von ihrem Führer an die Braunschweigi-

schen verraten worden waren. Von diesen sollen sie in der Nacht unerwartet überfallen und größtenteils niedergehauen worden sein. Seit jenem Überfalle nun hört man zur Kirmeszeit in dem Horwieder Wäldchen nachts einen Heidenlärm und kann aus diesem ganz deutlich die Stimme des Kommandanten unterscheiden, da er zur Strafe für seine Verräterei keine Ruhe im Grabe gefunden hat.

* 323. Der spukende Mühlknappe in der Johannisau.

Vor dem ungefähr eine Stunde von Fulda gelegenen Dorfe Johannisberg steht in der sogenannten Johannisau ein Kreuz, von dem nachstehendes erzählt wird:

Ein Mühlknappe, der sowohl seinen Herrn, wie dessen Mahlgäste stets arg betrogen hatte, verirrte sich eines Abends bei argem Schneegestöber so, daß er sich nicht wieder zurechtfinden konnte. Am andern Tage fand man ihn entseelt, beide Arme fest um jenes Kreuz geschlungen. Der arme Kerl hat aber dennoch bis heute keine Ruhe im Grabe gefunden und muß wegen seiner Mauserei in der Mühle, während der Geisterstunde, in seinem weißen Mühlknappenkleide die Johannisau wie ein Irrer durchwandern, bis er an jenem Kreuze verschwindet.

* 224. Woher der Domänenhof Ziehers seinen Namen hat.

Eine kleine halbe Stunde östlich von Fulda liegt die Domäne Ziehers. Über den Namen derselben erzählt man sich dort in der Gegend:

An der Stelle, wo jetzt das Domänengut liegt, befanden sich in früherer Zeit viele sumpfige Stellen, in denen schon mancher Bauer mit Schiff und Geschirr stecken geblieben war. Das passierte auch einmal einem, als er gerade den Zehnten für das Kloster nach Fulda fuhr. Der Bauer gab sich alle mögliche Mühe, den Wagen, der bis an die Achsen eingesunken war, vom Flecke zu bringen, allein hier half diesmal weder Schreien noch Schlagen. So fing er denn in seinem Grimme zuletzt gar lästerlich zu fluchen an und wünschte, daß der Teufel alle Pfaffen samt dem Zehnten holen möchte. Kaum hatte der Bauer den Fluch ausgestoßen, so stand auch schon Herr Urian vor ihm und frug nach seinem Begehr. Entsetzt prallte anfangs der Bauer zurück, bereute den Fluch und murmelte schnell ein Gebet. Dann sprach er gefaßt zum Bösen, nach seinem Geschirre deutend: „Da zieh Er's!" — „Zieh Er's selber!" brummte der getäuschte Teufel und verschwand. Nun

aber trieb das Bäuerlein sein Vieh aufs neue an und griff in Gottes Namen wieder selbst in das Rad. Da hob sich plötzlich der Wagen und war im Nu aus dem Sumpfe wieder auf festem Grund und Boden. Als nun später hier eine Ansiedelung entstand, da wurde sie von jenem Vorkommnis, das noch nicht vergessen war, „Ziehers“ genannt.

Schwarz, S. 36. Gräße II., Nr. 856, (nach Schwarz).

* 325. Der „Seekasparstein“ im Gieseler Wald.

Ungefähr eine Stunde westlich von der Stadt Fulda beginnt der Gieseler Wald. In diesem steht ein Denkstein, der „Seekasparstein“ genannt, weil dort ein Spuk, der „Seekaspar“, in der Tracht eines Landsknechtes des dreißigjährigen Krieges umgeht und die Leute so sehr in der Irre herumführt, daß sie oft bis gegen Morgen sich nicht wieder zurecht finden können. Über den Stein und den Spuk hat sich noch folgendes im Volksmunde erhalten:

Im Schwedenkriege hielt sich zu Fulda ein kriegserfahrener Landsknecht auf, der sich große Schätze erworben hatte. Sein Name war Seekaspar. Und da die Stadt Fulda zu jener Zeit gerade einen tüchtigen Hauptmann für ihr Kriegsvolk brauchte, so gab sie dem Seekaspar die Stelle. Damals geschah es auch, daß, als die Fuldaer eine Zeit lang die neue Lehre annahmen, ein lutherischer Pfarrer mit einer bildschönen Tochter nach Fulda zog. Der Stadthauptmann, als er dieser ansichtig wurde, hatte von Stund an weder Ruhe noch Rast. Und da er selbst ein schmucker Mann war und die Jungfrau Gefallen an ihm fand, so wurden die beiden durch des Vaters Segen bald ein Paar. Da kam zum Unglück für beide der Friedensschluß von Osnabrück. Der Hauptmann wurde abgedankt und mußte mitsamt seinem Schwiegervater, da sich Fulda dem römisch-katholischen Glauben wieder zuwandte, die Stadt Fulda verlassen. Lange Jahre nachher trieb es den Hauptmann, der trotz der Liebe zu seinem Weibe doch immer Katholik geblieben war, zu dem Grabe des heiligen Bonifacius nach Fulda zu wallen. Sein treues Weib wollte ihn nicht verlassen und wanderte mit. Auf der Reise aber soll es zwischen den beiden über den Glauben zu heftigem Wortwechsel gekommen sein. Zuletzt noch in dem Gieseler Wald. Da erboste sich Seekaspar an der Stelle, wo jener Stein steht, dermaßen, daß er das Schwert zog und die Frau tötete. Zur Strafe muß er nun seit jener Zeit dort umgehen.

* 326. Die Schätze im „Münsterfeld" bei Fulda.

Unterhalb der Stadt Fulda liegt dicht am Flusse die Schwarzische Zeugfabrik, ursprünglich das Stift zu St. Katharinen, welches für die aus dem Oriente heimkehrenden, mit Aussatz behafteten Pilger eingerichtet worden war. Von diesem Stifte wird folgendes erzählt:

Einst vergrub hier im sogenannten Münsterfelde ein solcher Pilger seine durch eines Sultans Gunst im Oriente erworbenen Schätze. Und da er bald darauf starb und keiner Seele den Platz bezeichnet hatte, so liegen sie heute noch dort vergraben, denn das Irrlicht, das dann und wann über den Schätzen brennen soll, führt die Leute nur an der Nase herum. Nur einem, der stets fleißig und nüchtern lebe, so heißt es, werde sich der Schatz zeigen, und wenn er dann nicht gleich gierig zugreife, so bekomme er auch den Schlüssel zum Schatz, könne ihn dann zu seinem Besten verwenden und ein steinreicher Mann werden. Mache jedoch der Finder schlechten Gebrauch von den Reichtümern, so würde er sofort wieder verarmen.

Eines Tages ging ein junges Ehepaar, welches sich von seiner Hände Arbeit redlich nährte, nach dem Münsterfelde und gewahrte dort eine offen stehende Thüre, von der es vorher nichts gewußt hatte. Da sprach der Mann: „Ich möcht' doch sehen, wohin die führt." Der Frau wurde es unheimlich zu Mute. Sie bat ihren Mann um alles in der Welt, davon abzustehen; der aber ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen, trat in den Gang und ging immer weiter und weiter, bis er zuletzt vor den in Kisten stehenden Schätzen stand, die ihm wie glühende Kohlen entgegenleuchteten. Gierig raffte nun der Mann die Taschen voll und trat den Rückweg wieder an.

Im Freien angelangt, sah er seine Frau plötzlich erbleichen und am ganzen Leibe zittern. „Da guck doch," rief sie, „die Thüre ist verschwunden! um Gottes willen, wo bist du die lange Zeit gewesen und was hast du gesehen?" Zum erstenmal belog der früher so brave Mann sein treues Weib und verheimlichte ihr, was er gesehen und mitgenommen, verbarg dann einen Teil seines Schatzes hinter einer Ecke und ging darauf in ein Weinhaus. — Im Vertrauen auf das Gold in seiner Tasche schwoll dem Manne der Kamm gewaltig; er bestellte Wein auf Wein für alle Anwesenden, die sich denn auch nicht zweimal nötigen ließen,

*) Auf dem Münsterfelde schlug Landgraf Ludwig von Hessen am 10. August 1427 den Erzbischof Konrad von Mainz aufs Haupt, der gegen den Abt Johann von Merlau für dessen Verweser Hermann von Buchenau Partei genommen hatte.

und so hatte er sich bald einen gehörigen angetrunken. — Als es ans Bezahlen ging, griff er übermütig in die Tasche, legte aber zu seinem und des Wirtes Schrecken statt Goldes eine Handvoll Häckerling auf den Tisch. „Warte nur einen Augenblick", sagte er zu dem Wirte, ich muß bestohlen sein, bin aber gleich wieder da." Und spornstreichs ging's nun nach der Hecke. Gierig griff er nach dem kurz vorher geborgenen. Allein auch hier fand er nichts als Häcksel. —

*327. Der Bildstock mit dem Jesuskind bei Pilgerzell.

In dem südöstlich von Fulda gelegenen Pilgerzeller Felde steht ein verwitterter, moosbedeckter Bildstock mit dem Jesuskinde. Von dem geht die Sage:

Es nahm einmal eine Bäuerin ihr kleines Töchterchen mit hinaus auf ihren Weizenacker. Und da das Kind eingeschlafen war, und sie noch zu schneiden hatte, errichtete sie aus einigen Garben einen Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen, legte die Kleine, sie dem lieben Heiland empfehlend, an die so gewonnene schattige Stelle und ging wieder an die Arbeit, immer aber ängstlich lauschend, ob sich das Kind nicht rege. Als die Bäuerin ihr Werk vollbracht, schlich sie sich leise nach der Lagerstätte ihres Töchterchens, blieb aber plötzlich freudig erschrocken und wie gebannt stehen. Ein wunderschönes, lichtumflossenes Knäblein saß an der Seite ihres Kindes. Beide waren im munteren Spiele mit Blumen beschäftigt. Doch während die Bäuerin noch verdutzt dastand, verschwand auf einmal der schöne Knabe wie ein Nebelbild vor ihren Augen. „Das war das liebe Jesuskind," sagte die Bäuerin mit freudig klopfendem Herzen, nahm die Kleine auf ihren Arm und schritt dem Dorfe zu. Das Kind aber weinte Tag und Nacht und verlangte nach seinem lieben Spielgenossen, zehrte sichtlich ab und bald schlossen sich die kleinen Äuglein für immer. Die fromme Mutter aber ließ zum ewigen Gedächtnis an der Stelle, wo die Kinder mit einander gespielt hatten, jenen Bildstock mit dem Jesuskinde aufrichten.

Schwarz, S. 115.

*328. Vom Junker Hans in Eichenzell.

In dem ungefähr anderthalb Stunden von Fulda nach Gersfeld zu gelegenen Dorfe Eichenzell geht folgende Sage:

Vor ungefähr 300 Jahren brach hier in Eichenzell einer der größten Säufer und Schlemmer, Junker Hans von Görtz, als er

von einer Kirmes heimwärts sprengte, den Hals. Der Junker muß nun seit jener Zeit zur Strafe für seine Völlerei hier umgehen, thut aber nimand etwas zuleide, es sei denn, daß er in später Nachtzeit einem Trunkenen aufstößt. Den richtet er aber jedesmal so arg zu, daß man andern Tags noch die Spuren davon erblickt. Von einem solchen sagen sie dann noch spottweise, daß ihm Junker Hans heimgeleuchtet habe.

* 329. Von den vier Mördersteinen zwischen Lütter und Schmalnau.

Einige Stunden westlich von Gersfeld nach Fulda hin stehen vier Steine zur Erinnerung an vier in einer Nacht hier verübte Mordthaten. Man erzählt darüber folgendes:

Eine Judenfrau aus dem Dorfe Lütter wurde von vier übermütigen Bauernjungen eine lange Zeit so arg gequält, daß sie es nicht mehr zu ertragen vermochte. Lust zur Rache überwog endlich die Habsucht. Sie erkaufte mit vielem Gelde einige verwegene Kerls, daß sie ihre vier Peiniger nachts auf dem Rückwege von der Kirchweih zu Dalherda überfallen und gehörig durchbläuen sollten. Die Gedungenen aber nahmen's mit dem Auftrage nicht so genau und erschlugen die viere dort, wo heute noch die Denksteine stehen. An diesen aber muß bis auf den heutigen Tag nachts die Judenfrau spuken. Viele sehen sie in der Geisterstunde bald an diesem, bald an jenem der Steine angelehnt stehn.

* 330. Vom gespenstigen Landsknecht auf dem Bieberstein.

Am westlichen Abhange des Gebirges auf einem gegen 1436 Fuß hohen basaltigen Felsenvorsprunge des Kuhlberges liegt das derzeit verlassene Schloß Bieberstein. Angeblich vom Fuldaischen Abte Marquard I. um das Jahr 1150 als Zwingburg gegen die Raubritter der Gegend erbaut, wurde es als Jagdschloß der Lieblingsaufenthalt der Äbte. Es wurde mehrmals zerstört und wieder aufgebaut, zuletzt ums Jahr 1713 durch die gefürsteten Äbte Adalbert I. und Constantin, und mit unvollendet gebliebenen Festungswerken versehen. Zur Adventszeit sahen die früheren Bewohner des Biebersteins mit Beginn der Geisterstunde einen vollständig bewaffneten schwarzen Mann aus den Kasematten nach der Ringmauer wandern, sich unter höhnischem Gelächter eine lange Zeit dort umschauen und in den Kasematten wieder verschwinden. Ein Landsknecht der Besatzung des Schlosses, so erzählen sie, sei so ruchlos gewesen, daß er nicht nur den lieben Gott und alle Heiligen samt der ewigen Seligkeit und der Hölle abgeleugnet,

sondern auch über alles, was dem Menschen heilig sei, seinen Kameraden gegenüber gehöhnt und gespottet habe. Am meisten aber mußten die Kreuze und Bildstöcke herhalten. Und wie sein Leben, war auch sein Tod. Dafür sahen ihn auch seine Kameraden schon in der ersten Geisterstunde nach dem Begräbnis als scheußliches Gespenst auf der Ringmauer Wache stehn und hörten ihn hellauf lachen, wenn er beim Umschauen ein Kreuz oder einen Bildstock erblickte.

* 331 Die Geisterkutsche im Rieder Grund.

In dem ungefähr zwei Stunden von Gersfeld an der Straße nach Fulda gelegenen Dorfe Ried lebte vor langer Zeit ein junges Mädchen, das sowohl durch seine Schönheit, als durch sein sittenreines Leben sich vor allen anderen auszeichnete. Von dem hörte der junge Freiherr von Weyhers und entbrannte, als er es gesehen und gesprochen, in so heftiger Liebe zu ihm, daß er ohne dasselbe nicht mehr leben zu können vermeinte. Der Freiherr erschien von da an fast täglich in der ärmlichen Hütte der Jungfrau und sprach in den süßesten Worten von seiner Liebe zu ihr. Je leidenschaftlicher aber der von Weyhers wurde, desto mehr hielt sich die Jungfrau von ihm zurück, zumal sie mit Schrecken entdeckt hatte, daß sie dem Junker leider schon mehr, als gut, zugethan war. Als dieser nach langer Zeit endlich einsah, daß er auf solche Weise nicht zum Ziele seiner heißesten Wünsche gelangen würde, gelobte er ihr mit den feierlichsten Schwüren, sie zu ehelichen und als Freifrau von Weyhers auf sein Schloß heimzuführen. Und so war das Mädchen schwach und gestand ihm unter heißen Küssen ihre längst im stillen gehegte Liebe. Die Reue blieb nicht aus. Denn als der Junker sein Ziel erreicht, vergaß er bald die Unglückliche samt seinen Schwüren. Ja noch mehr. So oft sie ihm nahen wollte, wurde sie jedesmal von dem jetzt hochmütigen Junker vom Schlosse gehetzt. Auf einem dieser Gänge genaß sie im Rieder Grunde eines Knäbleins. Kurze Zeit drauf stand sie als überführte Kindesmörderin auf der damals zwischen Lütter und Schmalau befindlichen Richtstätte, hinter ihr der Nachrichter mit dem Schwerte. Eben sollte der reuigen Sünderin die Binde vor das verweinte Auge gelegt werden, da vernahm man Wagenrasseln und zugleich lautes, unwilliges Murmeln unter der zahllosen Menge, die das Schafott umstand. Vielleicht hatte die Unglückliche noch im letzten Augenblick auf Gnade gehofft. Sie schlug noch einmal das Auge auf, der Freiherr von Weyhers, mit einer reich galonnierten Dienerschaft war soeben in seiner prächtigen

Kutsche unter den neugierigen Zuschauern angekommen. Vor Entsetzen und Wut versagte, bei dem Anblicke des Scheusals, der Unglücklichen eine Minute die Stimme, dann aber raffte sie ihre Kraft zusammen, deutete mit der Hand nach dem Unmenschen und sprach noch einen schrecklichen Fluch über ihn aus. Und in der That. Der Fluch erfüllte sich an dem Junker. Er hatte von da an keine Ruhe mehr, weder auf noch unter der Erde. Allnächtlich muß er als Spuk von seinem Schlosse durch den Rieder Grund an die Stelle des ehemaligen Hochgerichtes fahren.

* 332. Vom Maria-Ehrenberg bei Motten.

In südwestlicher Richtung vom Dammersfeld reiht sich an dieses ein hoher mit herrlichem Buchenwald bekleideter Basaltkegel, der Maria-Ehrenberg, auf dessen Scheitel Fürst Adolf von Dalberg im Jahre 1832 eine Kapelle erbaute. Dieser Kegel wird als der letzte südliche Rhönberg bezeichnet. Ueber die Gründung der Kapelle erzählt man:

Ein Schäfer aus Motten, der dort hütete, fand eines Tages ein Marienbild und trug es in die Kirche nach Motten, wo es aufgestellt wurde. Am andern Morgen jedoch war das Bild auf unerklärliche Weise aus der Kirche verschwunden. Man fand es an seinem vorigen Platze wieder auf, und da dieses mehrmals hintereinander geschah, und man daraus abnahm, daß das Bild nicht in Motten verehrt sein wollte, so trug man es in die Kirche nach Kothen, allwo es denn auch verblieb, worauf dann an dem Fundorte die Kapelle erbaut und in diese das Bild, jedesmal mit Beginn des Lenzes bis zum Herbste, von Kothen aus gebracht wurde. Das Bild that Wunder und zog bald unzählige gläubige Wallfahrer nach dem Maria-Ehrenberg.

* 333. Von der weißen Frau und dem Schatze am Pilster bei Kothen.

Nahe bei Kothen erhebt sich ziemlich am Fuße des urbar gemachten Berges ein aus schräg auf einander geschichteten Basaltsäulen bestehender Felsen zu bedeutender Höhe. Er wird der Pilster oder schlechthin „die Kluppe“ (Klippe) genannt. Auf seinem mit Moos bedeckten Scheitel klengt die weiße Frau, mit dem Schlüsselbunde am Gürtel, Flachsknotten auf einem weißen Tuche; auch bewacht sie auf dem nahen Felde, wo schon manches alte Geldstück ausgepflügt wurde, einen großen Schatz. Sie erscheint alle sieben Jahre und begleitete einmal auch einen Schäfer in der Mitternachtsstunde von dem Pilster über die Wiesen nach Kothen

zu. Als sie aber an dem Sauerbrunnen anlangten, verschwand sie plötzlich von seiner Seite. Der Schäfer war vor Angst in Schweiß gebadet, als er nach Kothen kam.

*334. Wie das Dorf Werberg entstanden ist.

Am Fuße des kleinen Auersberges liegen die zerstreuten Häuser des Dorfes Werberg um einen hohen mit Moos und Buschwerk bedeckten Kalk- und Basaltfelsen herum. Auf diesem stand einst die Burg der Familie von Küchenmeister; sie wurde im Jahr 1350 von einem Grafen von Henneberg erstiegen und zerstört, vom Abt Heinrich VII. von Fulda wieder aufgebaut, an die von Hutten verpfändet und im Bauernkriege wieder niedergebrannt. Von dem Dorfe erzählen sie dort folgendes:

Der Teufel saß gerade auf dem Pferdskopfe, als sie droben auf dem Aschberge, wie früher der heilige Kreuzberg genannt wurde, das heilige Kreuz aufrichteten. Er schäumte vor Wut, konnte aber nichts dagegen ausrichten. In seinem Grimme beschloß er aber nun doch, eine Bosheit auszuüben und um den ganzen Berg herum Häuser aufzustellen und sie mit seinem Gesindel zu bevölkern; dieses sollte dann die frommen Waller von dem Besuche des Kreuzes abhalten, oder in der Irre herumführen. Er packte daher eine Menge Häuser in einen riesengroßen Sack, lud diesen auf seinen Rappen und flog mit ihm dem Aschberge zu. Dort mag er aber übel angekommen sein, denn er mußte sofort Reißaus nehmen. Nun kam es, daß, als er grade hier über das Thal weggaloppierte, der Riesensack platzte und ein Haus um das andere in das Thal niederfiel, woher es nun gekommen, daß die Häuser des Dorfes so einzeln stehen und die Leute in der Umgegend von Werberg sagen, der Teufel habe sie im Galopp aus seinem Sacke verloren.

*335. Das Thränenkrüglein des verstorbenen Kindes in Riedenberg.

Eine aus Riedenberg erzählt: Bei uns ist es einmal geschehen, daß einer Frau ihr einziges kleines Kind starb, worüber sie sich nicht zu trösten vermochte und Tag und Nacht weinte, obgleich es ihr der Herr Pfarrer als eine Sünde oftmals verwiesen hatte. Da ging sie denn eines Tages hinaus ins Feld, weit ab vom Dorfe, um sich, wie sie nachher sagte, wieder einmal recht ausschreien zu können. Kaum aber hatte sie sich niedergelassen, als sie zu ihrem größten Erstaunen eine ganze Schar wunderlicher kleiner Kinder in glitzernd weißen Kleidern und mit goldenen Krönchen

auf den Engelsköpfchen auf der Wiese dicht vor sich spielen sah. Eins der Kinder aber blieb etwas abseits von den andern und nahm keinen Teil an dem heiteren Spiele. Die Frau betrachtete das Kind näher und fuhr plötzlich freudig erschreckt auf: sie hatte ihr eigenes Kind erkannt. Sie trat auf den kleinen Engel zu und frug teilnehmend, warum es nicht auch mit den andern spiele und fröhlich sei, da es doch eben so schön geschmückt sei, wie die andern. Da zog das Kind einen kleinen Krug hervor, zeigte ihn der Mutter und sprach: „Seht, Mutter, in dem Krüglein muß ich all eure Thränen, die ihr nach meinem Tode um mich geweint habt und noch weint, einsammeln und mit mir tragen, darum kann ich noch nicht zur Ruhe kommen und mich nicht mit den andern lieben Englein dort freuen. Darum laßt denn auch nun um meinetwillen einmal das Weinen, auf daß auch ich zur Ruhe und Freude gelange.“ Hierauf verschwand die Erscheinung. Die Mutter aber hat von Stund an ihr sündhaftes Weinen unterlassen.

* 336. Der wilde Jäger zu Wildflecken.

Zu Wildflecken lebte vor langen Jahren ein weithin bekannter und gefürchteter Jägersmann, der nur „der wilde Jäger“ genannt wurde. Dieser hatte ein gar sanftes und liebes Weib, die er aber, trotzdem er sie außerordentlich liebte, stets so arg quälte und peinigte, daß sich ihr Herz nach und nach ganz von ihm ab- und dem freundlicheren, sanfteren Jägerburschen zuwandte. Das hatte aber der wilde Jäger bald wegbekommen. Er ließ sich jedoch nichts merken, beobachtete die beiden in der Stille und beschloß, in dem Fall, daß er sie einmal ertappe, den Burschen samt seinem noch immer von ihm heißgeliebten Weibe auf dem Platze niederzuschießen; und so geschah es denn auch eines Tages, als die beiden den wilden Jäger weit draußen im Forste wähnten. Nach vollbrachter That erschrak aber der wilde Jäger dermaßen bei dem Anblick der Leichen, daß er sofort nach dem Stalle eilte und sich hier mit der Hundeleine an einem der Balken erhängte. Als ihn einige Tage darauf seine Freundschaft dort fand, wollten sie den Leichnam, weil sie einen Aberglauben darin hatten, nicht über die Schwelle der Stallthüre ins Freie schaffen lassen und schlugen zu dem Ende ein ganzes Fach in der Wand ein. Das aber mußten sie schwer büßen; denn so oft sie auch jenes Feld vermauerten, ebenso oft brach in der folgenden Nacht der wilde Jäger es wieder durch und machte dabei einen solchen Heidenspektakel, daß es seine Nachfolger im Hause vor Angst und Schrecken fast nicht aushalten konnten. Das hatte nun so einige Jahre gedauert, da ereignete

es sich, daß den Leuten im Hause drei Stücke Leinwand gestohlen wurden. Und da die Leute durchaus keinen Verdacht auf jemand hatten und doch zu dem gestohlenen Gute wieder gelangen wollten, so wurde ihnen von allen Seiten geraten, den Fallmeister von Fulda, einen allgemein bekannten „weisen“ Mann deshalb nach Wildflecken zu holen, und so geschah es. Der aber erklärte, als er von der Sache Einsicht genommen, daß er hier nicht mehr zu helfen vermöge, weil der Dieb mit der gestohlenen Leinwand bereits über drei fließende Wasser gegangen sei. Als bei dieser Gelegenheit der Bauer dem Fuldaer auch sein Leid über den Spuk im Stalle klagte, lachte der Fallmeister herzlich und meinte, da könne er wohl helfen und versprach es für den folgenden Tag. Am andern Morgen hieß er nun sämtliche Bewohner des Hauses sich in der Wohnstube versammeln, gab jedem ein Briefchen in die Hand und befahl ihnen, sich um den Tisch herum zu setzen und sich mäuschenstill zu verhalten. Hierauf beschwor er den Geist in die Hausflur, wo derselbe alsbald einen gräßlichen Spektakel begann, daß alle in der Stube am ganzen Leibe zitterten und bebten. Als nunmehr der Meister die Leute frug, ob sie den Spuk mit eigenen Augen sehen wollten und ob er ihn in die Stube lassen sollte, beschworen sie den Fuldaer bei allen Heiligen, ihn lieber draußen in seinem Büchsenranzen einzufangen und ihn auf seinem Rückwege nach Fulda nach irgend einer Felsenklippe zu tragen und dort festzubannen. Was denn auch geschah. Seit jener Zeit haben sie im Wildflecken nichts wieder von dem spukenden wilden Jäger vernommen und die Vermauerung in dem Stalle ist in Ordnung geblieben. So erzählt ein alter Mann in Bischhofsheim.

*337. Der Kilians- oder Kilbigskopf und der Herrgottsbrunnen.

Besteigt man von Bischofsheim aus über Haselbach den heiligen Kreuzberg, so bleibt dem Wanderer zur Linken der Kilianshof mit Kilians- oder Kilbigskopf liegen, die ihre Namen von dem Apostel der Franken führen, weil dieser Heilige hier in der Gegend zuerst auf jener Höhe das Kreuz aufgepflanzt und die Christuslehre den versammelten Heiden verkündet haben soll, wobei er dann die Übergetretenen aus dem bei Haselbach sprudelnden und derzeit mit einer Statue dieses Heiligen geschmückten Herrgottsbrunnen taufte.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 93.
Bavaria, IV, 1, S. 190.

* 338. Der Raven- oder Rabenstein.

In west-nord-westlicher Richtung von dem Kreuzberge und in östlicher von dem Dammersfelde liegt der gegen 1732 Fuß hohe Rabenstein, der, vom Haderholze oder der ehemaligen Glashütte aus betrachtet, eine steile, fast senkrechte, schauerlich schöne Felsenwand von basaltischen Massen bildet. Der Gipfel des Berges kann nur von der entgegengesetzten Seite der Wand bestiegen werden. Hier finden sich in einigen behauenen Sandsteinen, Mörtel und dergleichen noch die Spuren, daß der Berg einst bewohnt war, auch wird an einer Stelle des Felsens noch eine, wie es scheint, ausgehauene Höhle gezeigt, welche den Bewohnern als letzter Zufluchtsort gedient haben mag. Die Sage läßt eine Raubburg auf dem Gipfel gestanden haben; desgleichen habe sich eine durch ein wildes Schwein dort oben ausgewühlte Glocke von wunderbarem Ton oben befunden. Sie soll nach Schondra gebracht worden sein und heute noch dort hängen.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 102.
Bavaria IV, 1, S. 187.

* 339. Der Feuermann aus Burgwallbach.

Es machte sich auch einmal ein alter Mann von Burgwallbach sehr spät abends noch von Unterweißenbrunn auf den Heimweg. Da geschah es, daß sich der Alte in einem tiefen Walde, der sich damals an dem Kreuzberg hinaufzog, so verirrte, daß er allen Anhalt verloren hatte. Er begann in seiner Not eifrig zu beten, und siehe! plötzlich erschien ein Retter an seiner Seite. Es war sein Landsmann, der allbekannte Feuermann von Burgwallbach, der sich seiner erbarmte und ihn durch seinen Lichtschimmer wieder auf den richtigen Weg und bis an seine Hausthür führte. Hier aber machte der Feuermann auch Miene, mit einzutreten. Der Bauer jedoch, der dies bemerkte, kam ihm zuvor, dankte ihm in herzlichen Worten für den erwiesenen Dienst, versprach auch, recht fleißig für ihn beten zu wollen und verabschiedete sich mit dem Bemerken, daß er ihn im Hause nicht brauchen könne.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 120,
Jannsen, S. 134.

* 340. Von dem Städtchen Bischofsheim.

Von dem am Fuße des Kreuzbergs gelegenen, alten Städtchen Bischofsheim berichtet die Sage, daß der heilige Kilian, als er zum erstenmal hier in die Berge drang, um den Bewohnern das

Christentum zu bringen, bei einem hier Angesessenen auf längere Zeit gastliche und sichere Aufnahme gefunden habe, und daß sein Aufenthalt von da an das „Bischofshaus“ genannt worden sei. Späterhin habe man die ganze Ansiedelung so bezeichnet und aus „Bischofshaus“ sei zuletzt „Bischofsheim“ geworden. Desgleichen soll die fromme Lioba, Schwester des heiligen Bonifacius, von Kissingen hierher übergesiedelt sein und eine Zeitlang in dem Städtchen gewohnt haben. — Abt Bertho II. von Fulda, genannt „Fingerhut“, belagerte und eroberte den schon im Jahre 1270 festen Ort, nahm die hier versammelten Stegreifritter der Rhön gefangen und ließ sie angeloben, fernerhin Ruhe und Frieden zu halten.

Von Bischofsheim sagen die Neustädter, es könne nicht erobert werden, denn wollte man es durch Sturm nehmen, so würden die überhängenden Mauern die Feinde erschlagen, wollte man es aber mit Kanonen zusammenschießen, so würden die Kugeln im Ziegenmiste stecken bleiben, und durch Aushungern sei es gar nicht zu erlangen, denn die Bischofsheimer seien das Hungerleiden schon gewohnt.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 98.

*341. Die Schwedenschanze bei Bischofsheim.

An der Höhe der Straße von Bischofsheim nach Gersfeld hatten sich im Jahre 1634 die Schweden, als sie nach der Schlacht bei Nördlingen Würzburg, Schweinfurt und Königshofen räumen mußten, hinter Wällen und Gräben stark verschanzt. Sie wurden von hier aus der Schrecken der Gegend, die sie mit Rauben, Morden und Sengen lange Jahre hindurch heimsuchten. Noch sind die Spuren ihres festen Lagers, ein Sechseck, deutlich zu erkennen, ebenso die des über den Semmelberg laufenden Grabens. Und heute noch wird jener Platz die „Schwedenschanze“ genannt. Auch sagen die Leute, daß aus jener Zeit dort herum noch viele Schätze von den einander selbst nicht trauenden Schweden vergraben lägen, die von bösen Geistern bewacht und von Reitern ohne Köpfe gesucht würden.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 101.

*342. Von der Osterburg.

Zur Rechten der Straße von Gersfeld nach Bischofsheim stand auf einem Vorsprung des Heiligen Kreuzberges die umfangreiche Osterburg. Weniges Mauerwerk bezeichnet heute noch deren Stelle; sie war das Stammhaus des Bischofs Heinrich IV., der

wegen seiner spärlichen Haushaltung nur „Käs und Brot" genannt wurde. Von der Einnahme und der Zerstörung der Burg geht folgende Sage:

In dem dreißigjährigen Kriege belagerten die Schweden die außerordentlich feste Osterburg lange vergeblich und wollten schon abziehen, als die sehr durstigen Pferde einiger Reiter unter dem Rasen Wasser witterten und dort mit ihren Hufeisen so lange scharrten, bis sie die einzige Wasserleitung zur Burg bloßlegten. Die Schweden hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als den Belagerten den Brunnen abzuschneiden, worauf sich diese ergeben mußten. Die Burg wurde in Brand gesteckt.

Jäger in seinen „Briefen über die Rhön" erzählt dagegen: Ein altes rachsüchtiges, von den Osterburgern gekränktes Weib habe den Feinden die Wasserleitung von der an dem großen Auersberge sprudelnden Quelle verraten.

Einer aus Bischofsheim erzählte, ein altes böses Weib, welches in ihrer Jugend von einem Ritter auf der Osterburg geschändet worden sei, habe den Feinden desselben während der Belagerung den Rat erteilt, ein blindes Pferd drei Tage lang nicht zu tränken, das werde dann die verdeckte Wasserleitung schon wittern und sie bloßscharren, und so sei es auch gekommen.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 100.
Panzer I, Nr. 207.

*343. Von der Teufelsmühle.

An dem Gebirge über den Orten Weisbach und Bischofsheim bildet der Liederbach, der zwischen dem Holz- und dem Brauersberge durcheilt, zwei Wasserfälle, von denen jedoch nur der untere einer Erwähnung wert ist. Er wird die „Teufelsmühle" genannt, weil er im Lenz, durch das Schmelzen des Schnees oder auch durch starke Regengüsse heftig angeschwollen, oft große Basaltbrocken von der Höhe wegführt, sich dann mit dem Gesteine über die 14—15 Fuß hohe, steile Felsenwand herab in ein Becken stürzt und in diesem die mitgeführten Massen noch eine Weile in kreiselnder Bewegung erhalten soll.

Viele wollen alsdann dort nachts einen schwarzen Riesen gesehen haben, der an der steilen Felsenwand auf- und abkletterte oder mit einer mächtigen Stange den herabstürzenden Basalt in dem Becken herumrührte.

Zu Bischofsheim wurde die Sage von der Teufelsmühle also erzählt: So ist es auch einmal geschehen, daß vor vielen, vielen Jahren und wohl schon lange vor dem großen Schwedenkriege

eine raublustige Kriegsbande sich über eine einsam liegende Mühle hermachte, sie erst rein ausplünderte und dann niederbrannte. Der Müller war feig genug gewesen und hatte bei dem Überfall Weib und Kinder im Stich gelassen, sich durch die Flucht gerettet und aus der Ferne mit angesehen, wie der Haufen sein junges Weib samt den Kindern wegführte, war ihm auch eine Strecke Weges nachgeschlichen, hatte aber bald ihre Spur verloren, und da er in der Heimat nun nichts mehr zu suchen hatte, war er in die weite Welt gewandert. Auf diese Weise kam er auch in unsere Rhönberge und ließ sich gänzlich erschöpft unter der hohen Felswand, da wo man's jetzt die „Teufelsmühle“ heißt, auf einem Basaltstein nieder. Der Platz gefiel ihm so, daß er in die Worte ausbrach: „Ei! wenn ich hier Wasser hätte, da möchte ich mir eine Mühle hier bauen, und sollte mir der Teufel dazu verhelfen.“ Und der war schnell bei der Hand, trat zu dem Müller und sprach: „Versprichst du mir die Seele desjenigen, der hier auf diesem Steine zuerst wieder ausruhen wird, dann schaffe ich das nötige Wasser und baue dir auch in einer Nacht die gewünschte Mühle auf.“ Erschrocken, zauderte der Müller eine Zeitlang, schlug aber endlich unter der Bedingung ein, daß ihm der Teufel dann auch noch seine Familie aus dem fernen Elend herbeiholen möge. Als aber der Teufel darauf nicht eingehen wollte und dafür die Seele der zweiten Person, die auf dem Steine ruhen würde, als Preis verlangte, war es der Müller zuletzt auch zufrieden. Am andern Morgen hatte der Teufel mit seinen Gesellen auch wirklich den Liederbach durch die Schlucht und über die hohe Felswand geleitet und die Mühle fertig gebaut, auch Weib und Kinder des Müllers herbeigeschafft. Als sich nun der Müller wohnlich eingerichtet hatte, trat der Teufel eines Tages zu ihm, um ihn an sein Versprechen zu erinnern. Der Müller aber lachte ihn aus und sprach: „Du einfältiger Kerl, du hast dich ja selbst betrogen und jenen Stein, auf dem ich einst ruhte, durch den kleinen Teich, den du unter der Felswand geschaffen hast, so unter Wasser gesetzt, daß keine menschliche Seele auf ihm wieder ausruhen kann.“

Die Mühle ist mit der Zeit wieder verschwunden, aber der Liederbach stürzt sich noch immer über die hohe Felswand in das Becken herunter und von Zeit zu Zeit fährt des Nachts der Teufel an ihr auf und ab und ärgert sich über seinen dummen Streich.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 105.
Bavaria IV, 1; S. 199.

*344. Von dem spukhaften Dengeln auf dem Englerts.

Über dem Dorfe Ginolfs nach dem steinernen Hause und dem Bühl hin liegt ein mit Holz und Strauchwerk bewachsener Platz, das „Englerts“ genannt. Hier soll in sehr früher Zeit ein Dörfchen gleichen Namens gestanden haben, von dem jedoch sich keine Spur mehr vorfindet; um Kiliani aber, wenn droben auf der Rhön das Heumähen beginnt, dann hören die von Ginolfs in der Geisterstunde auf dem Englerts noch das Dengeln der Sensen.

*345. Die Wüstungen Lanzig und Lahr (oder Lohr) bei Oberelsbach.

Am südlichen Abhange des Gangolfsberges liegen die beiden Wüstungen Lahr und Lanzig. Gebrannte Ziegelstücke, Mörtel und ein Thorstein bezeichnen heute noch die Stätten der beiden längst verschwundenen Dörfer, und in Oberelsbach erzählt man gar mancherlei von den hier noch ruhenden Schätzen, von seltenen Erscheinungen und anderem mehr. Auch geht die Sage, daß bei der Zerstörung Lanzigs von allen Einwohnern nur zwei Mädchen, die den Namen Else führten, davon gekommen seien und denen die Orte Ober- und Unterelsbach ihre Entstehung und Namen verdanken sollten. Aber auch von Lahr sagen sie dort, daß bei der Zerstörung dieses Dorfes von allen sich nur drei Jungfrauen gerettet hätten, und zwar die eine nach Oberelsbach, die beiden andern nach Urspringen, woher es denn gekommen sei, daß nach dem letztgenannten Orte zwei, nach Oberelsbach dagegen nur ein Teil der ehemaligen Lahrer Flur gelangt wäre. Ferner sagen sie: als die Lahrer Flur zwischen den beiden genannten Orten geteilt wurde, gerieten die beiderseitigen Steinsetzer über die Grenze arg aneinander, und als nun der Streit kein Ende nehmen wollte, da geschah ganz unerwartet ein so heftiger Donnerschlag, daß die Eiferer den Markstein entsetzt fallen ließen, und dieser den Berg hinunterrollte. Und von da an wurden die Streitenden auf einmal über die Grenze einig und setzten am andern Tage den Markstein an die Stelle, wo sie ihn wieder aufgefunden, und so steht er heute noch nur wenige Schritte vom Elsbache am Fuße des Amselsberges oder „Ommerschellsberges“, wie ihn die Leute dort nennen. Der Markstein ist unter dem Namen „der Donnerkeil“ bekannt.

Bavaria IV, 1, S. 186.

*346. Von dem Schatze auf der Lanziger Wiese.

Eines Tages ging mein Großvater, so erzählt ein Oberelsbacher, nach dem Lanzig, um dort seine Wiese zu reinigen. Da fiel es ihm auf, daß er während der Arbeit mit einer Menge neuer irdener Knöpfe, die von Häfnerstürzen abgebrochen schienen, zu thun bekam. Mein Großvater betrachtete das Zeug eine Weile und hob dann einige auf, um sie seinen Kindern mitzubringen. Zu Hause angelangt, griff er nach den Knöpfen in die Tasche und wurde hier zu seinem freudigen Schrecken gewahr, daß während der Zeit sich alle in prächtige Goldstücke verwandelt hatten. Da er aber dem Dinge nicht recht traute, ging er zu dem Landrichter und zeigte ihm den Fund. Es war richtiges Geld. Als diese beiden aber auf der Wüstung nach den andern Knöpfen suchten, da war auch nicht einer mehr zu finden.

*347. Vom Heppberge bei Oberelsbach.

Nahe bei Oberelsbach und Urspringen erhebt sich der Heppberg, dessen Scheitel eine Krone von Buchenwald trägt. Die Volkssage nennt ihn hohl und mit Wasser angefüllt. Sollte er einmal bersten, so würde nicht nur die Umgegend, sondern ganz Franken von einer argen Sündflut heimgesucht werden. Zur Verhütung solchen Unglücks wird deshalb in Würzburg in den Kirchen an bestimmten Tagen gebetet. Er soll mit dem Meere in Verbindung stehen. „Und das ist gewiß wahr“, so versicherte einer aus Oberelsbach, „denn noch mein Großvater selig hat in der Quelle, die droben am westlichen Abhange des Heppbergs zu Tage geht, oft gar schöne Meermuscheln gefunden, die er uns mit nach Hause brachte. Und daß der Berg hohl ist, das ist wieder wahr, denn man hört oft ein schreckliches Brausen und ein so arges Gepolter in seinem Innern, daß es gerade so lautet, als würden ganze Wagenladungen von Pflastersteinen einen steilen Abhang hinunter ins Wasser gerollt. Wenn das die Leute hören, die droben an dem Heppberg am Ackern oder Schneiden sind, dann lassen sie alles im Stiche und machen, daß sie fortkommen, weil sie fürchten, es gäbe einen Durchbruch, da am Fuße des Berges schon mancher Erdfall vorgekommen ist und zwar so tief, daß man ganze Häuser hineinsetzen könnte.“

Nach einer andern Sage, die auch zu Oberelsbach erzählt wird, ließen die Urspringer seit urdenklichen Zeiten jedes Jahr an einem bestimmten Tage, um den Durchbruch des Wassers im Heppberge zu verhüten, eine Messe auf dem heiligen Kreuzberge lesen. Da sie dieses aber einmal zwei Jahre hintereinander unterlassen

hatten, so brach im dritten der Lärm im Berge wieder los. Die entsetzten Urspringer sandten aber in selbiger Nacht, und zwar noch zu rechter Zeit, einen Eilboten mit dem Gelde, und zwar auch mit dem für die rückständigen Messen, in das Kloster auf dem heiligen Kreuzberg, worauf dann der Lärm im Berge auch wieder aufhörte. Am andern Morgen jedoch sahen sie am „Hohenroth", einer Fortsetzung des Heppbergs, zu ihrem nicht geringen Schrecken, einen tiefen Erdfall. Er wird die „Donnergrube" genannt.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 94.

* 348. Von dem Oberelsbacher Walde der „Mühlgraben" genannt.

Auf der östlichen Terrasse der Oberelsbacher Rhön liegt ein der Gemeinde Oberelsbach gehöriger Wald, der „Mühlgraben" genannt, zu dem sie der Sage nach auf folgende Weise gekommen ist. Die Ritter vom Schloß Gravenhain waren seit langen Jahren gewöhnt, die Kirche des Dorfes Weisbach zu besuchen. Da kam die schreckliche Pest in das Land und zog eines Tages auch in das Schloß Gravenhain. Das erfuhren die von Weisbach bald genug. Als nun der Ritter am nächsten Sonntage, wie gewöhnlich, mit seinen Leuten zur Kirche in das Dorf hinunter wollte, verwehrten ihm die Weisbacher den Eintritt und verboten ihm denselben auch für die Zukunft. Da aber der Ritter in jener schrecklichen Zeit mehr als je das Bedürfnis fühlte, dem Gottesdienste beizuwohnen, so sandte er einen Boten nach dem entfernter gelegenen Oberelsbach und ließ fragen, ob die Gemeinde ihm und den Seinigen den Besuch ihrer Kirche gestatten wollte. Diese bewilligte dem Ritter nicht nur gerne sein Gesuch, sondern erbot sich auch noch, mit dem Ausläuten zur Kirche jedesmal so lange warten zu wollen, bis der Ritter in der Nähe ihres Ortes angelangt sein würde.

Die Oberelsbacher hielten Wort. Ja sie schickten sogar einen Knaben auf die Höhe, der ihnen von der „Birkete" aus die Annäherung des Gravenhainers durch Winken mit einem Tuche verkünden mußte. Davon wurde das Herz des Ritters gegen die Oberelsbacher so von Dank erfüllt, daß er ihnen jenen prächtigen Wald, den Mühlgraben, als Geschenk abtrat. Die Glocke aber und die große steinerne Brunnenschüssel, welche in späterer Zeit droben aus dem Schutte des Burgplatzes ausgewühlt wurden, nahmen die Weisbacher ohne Bedenken in ihr Dorf.

*349. Von dem „Bühl" über Oberelsbach.

Über dem Dorfe Oberelsbach am Abhange der östlichen Rhön, einige Büchsenschüsse seitwärts vom sogenannten steinernen Hause, erhebt sich ein bewaldeter Hügel, der „Bühl" genannt. Hier, sagen sie, so erzählte einer aus dem Dorfe Roth, stand schon zur Heidenzeit ein festes Haus oder Schloß, in dem ein Grafengeschlecht wohnte, welches den christlichen Glauben annahm, dann aber nicht mehr lange auf dem „Bühl" wohnen blieb und das Haus verfallen ließ. Die Veranlassung dazu soll folgende gewesen sein:

Als nämlich die Grafen vom Bühl den Teufel abgeschworen und dem Heiland sich zugewendet hatten, da wollten sie, zur Sühne für ihr früheres Leben, in dem Dörfchen Ginolfs dem Herrn ein Kirchlein erbauen und ließen zu dem Ende die herrlichen Basaltsäulen des steinernen Hauses auf die mühsamste Weise bergab nach Ginolfs schaffen. Darüber aber wurde der Teufel so zornig, daß er die am Tage nach Ginolfs geschafften Säulen regelmäßig in der darauf folgenden Nacht wieder den Berg hinauf an ihren alten Platz brachte. Bei dieser Arbeit machte der Teufel aber jedesmal einen solchen Höllenspektakel und ängstigte und tückte die Grafen von Bühl nebenbei noch so arg, daß diese es dort droben in seiner Nähe nicht mehr aushalten konnten, die Gegend verließen und sich anderswo ansiedelten, worauf denn das Schloß verfiel und nach und nach vom Erdboden verschwand.

*350. Das „Gärte" im Bühl.

Einige Büchsenschüsse nördlich von dem steinernen Hause, nach dem Gangolfsberge hin, liegt in dem Walde Bühl „das Gärte", wie die kaum noch bemerkbaren Fundamente einer der ältesten christlichen Kirchen dieser Gegend genannt werden. Ein Fußpfad, der heute noch wie begangen aussieht, zieht sich um das alte Gemäuer herum. Er ist, wie die dortige ganze Stätte, den Umwohnern jetzt grauenhaft. Der Waldhüter aus Ginolfs erzählte folgendes:

In alter Zeit wurde jenes Kirchlein von weit und breit her und besonders von den Einwohnern von Lanzig und Lahr gar fleißig besucht; auch wurden auf jenem Pfade, auf dem bis heute noch kein Gras wächst, viele Umgänge gehalten. Das ist aber nunmehr schon lange vorbei, und jetzt halten nur noch die Toten in der Geisterstunde, wie viele gesehen haben wollen, auf jenem Pfade ihren Umgang.

* 351. Vom Hunnsrücken.

Von Oberelsbach nach Ostheim überschreitet der Wanderer einen nicht unbedeutenden Ausläufer der Rhön, der sich in der Richtung nach Mellrichstadt hin erstreckt, den Hunnsrücken. Er bietet eine herrliche Aussicht und ist reich an sogenannten Hünengräbern. Das Volk erzählt, er habe seinen Namen von einer mörderischen Schlacht erhalten. Als nämlich die heidnischen Hunnen in dem Lande vordrangen, wurden sie dort droben von einem Heere von Grafen und Rittern so derb zurückgewiesen, daß der Berg mit ihren blutigen Leibern bedeckt war. Und weil nun die Hunnen von da an zurückwichen, so erhielt der Berg den Namen „Hunnsrück", das soll heißen: Hunnen zurück. Seit jener Zeit aber spuken noch immer die Geister der erschlagenen Heiden dort droben.

* 352. Das Muttergottesbild in Urspringen.

Das Dorf Urspringen war einst eine Villa zweier Kaiser, Karl des Großen und Ludwig des Frommen, die gern hier verweilten, wenn sie in dem nahen Salzforste jagten. Der Ort hat eine klare und ungewöhnlich starke Quelle. Sie ist der Ursprung der Bahra, von welcher der kleine Gau den Namen Baringau erhielt. Zur großen Zierde der ganzen Gegend gereicht die im Jahre 1842 im altdeutschen Stile erbaute Kirche. Die frühere wurde ein Raub der Flammen, mit ihr zugleich ein weithin berühmtes Muttergottesbild. Von diesem geht die Sage:

Als Urspringen protestantisch geworden, wünschten die Oberelsbacher das noch in der Kirche zu Urspringen stehende, wunderthätige Muttergottesbild in ihrer Kirche zu besitzen, und kauften es den Urspringern ab. Mit diesem Ortswechsel schien jedoch die Mutter Gottes nicht zufrieden zu sein. Denn so oft auch die Oberelsbacher das Bild nach ihrer Kirche abholten, so oft auch stand es am andern Morgen wieder an seinem alten Platze. So blieb es denn zuletzt dort, bis es die Flammen verzehrten.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 94.

* 353. Der Feuermann bei Hausen.

Ich habe immer nicht recht an die Feuermänner und dergleichen Dinge glauben wollen, sagte der Gänse- und Kälberhirt zu Hausen, denn ich hatte noch keinen gesehen, und das kam daher, weil, wie mir gesagt wurde, der Papst sie auf eine Reihe von Jahren in den Bann gethan hatte. Die Zeit ist aber nun

herum, sie sind wieder da. Ich fuhr vor einigen Jahren nach Fladungen, um etliche Säcke Korn zu holen. Ich hatte schwer, und es war Nacht geworden, als ich, den Kapellenberg hinter mir, am Kreuzweg bei dem kleinen Hölzchen mit meinem Schiebekarren ausruhte. Ich dachte an nichts Arges, da wurde es auf einmal hell um mich herum, und wie ich mich drehe, da steht der Feuermann vor mir. Es war ein schrecklicher Anblick; er sah aus wie ein Totengerippe, und aus den Augen wie aus den Nasenlöchern, dem Maule und den Ohren schoß ihm das blitzblaue Feuer. Ebenso quoll's ihm zwischen den Rippen durch. Der Kerl mußte furchtbar abzuhalten haben; aber ich konnte ihm nicht helfen. Ich war wie rein weg und weiß nur so viel noch, daß ich einen lästerlichen Fluch that. Als er den hörte, da war ich ihn los. Wie ich nach Hause gekommen, weiß ich auch nicht mehr. Mein Herr aber war ganz erschrocken und meinte, ich sähe aus, als ob mich der Bader eingeseift hätte.

*354. Von dem „Amtskellerbrunnen“ bei Hausen.

In der Nähe von Hausen liegt gegen 100 Schritte von dem Dorfe ein frischer und reich sprudelnder Born, der „Amtskellerbrunnen“ genannt. Zur Zeit, wo noch das alte Schloß Hildenberg in Flor war, kam dann und wann, am meisten zur Winterszeit, in vollem Lichtglanz ein wunderbar schönes Fräulein — woher wußte niemand — an den Brunnen, ließ sich hier nieder und trieb Kurzweil mit den jungen Mädchen, wenn sie in der sog. Rollstunde sich einen frischen Trunk „langten“. Sie wurde nur das schöne Fräulein Fee genannt. Da geschah es, daß eines Abends ein blutarmes braves Mädchen auch in der Rollstunde aus der Spinnstube nach dem Brunnen geschickt wurde. Wie das Mädchen die Fee erblickte, grüßte sie jene freundlich. Diese erwiderte ebenso den Gruß und reichte ihr einen Becher mit Wasser, den das Mädchen ohne Scheu leerte und darauf ihr Gefäß füllte. Als sie sich dann zum Gehen anschickte, gab ihr die Fee ein Zeichen, ihre Schürze aufzuhalten. Das Mädchen gehorchte dem Winke und eilte nunmehr reich beschenkt zu ihren Gespielen. Aller Blicke richteten sich hier staunend nach der ausgebreiteten Schürze, aus der ihnen eine Summe von vielen hundert Thaler entgegenblitzte. Auf einem dem Gelde beigelegten Zettel standen die Worte: „Dein Brautgeschenk“. Alle wollten sofort nach dem Brunnen. Doch die Schulzentochter meinte, das gehe nicht an, so würden sie nichts bezwecken; es dürfe jeden Abend immer nur eine in der Rollstunde an den Brunnen, und damit keine zu kurz komme, wollten sie um

die Reihenfolge Strohhalme ziehen, wer den kürzesten bekomme, ginge zuletzt. Das Los traf sie selbst. Nach vierzehntägigem schweren Harren that sie den Gang, als die letzte zwar nach dem Lose, als die erste aber, die das Fräulein wieder traf. Als die Schulzentochter ihren Brunnen gefaßt, winkte ihr die Fee, die Schürze auszubreiten. Sie erhielt eine schwere Schachtel. Voller Freude stürzte sie in die Lichtstube, und aller Augen richteten sich wieder gierig nach dem auf den Tisch gestellten Geschenke. Hastig riß die Schulzentocher jetzt den Deckel von der Schachtel. Sie erbleichte. Vor ihr lag ein bildschönes, neugeborenes Kind. Die Ortsgemeinde erbarmte sich desselben und zog es auf.

*355. Das Hans-Märze-Gärtle bei Hausen.

Über dem Dorfe Hausen, nach Roth zu, steht vor einem kleinen Buchenwäldchen eine Marienkapelle. Sie ist samt den zu ihr führenden Stationen von einem lebendigen Zaun umschlossen und wird nur das „Hans-Märze-Gärtle" genannt, sowie die am Fuße sprudelnde Quelle das „Hans-Märze-Brünnle". Zu Hausen erzählen sie, daß, so lange menschliche Erinnerung reiche, jedes Jahr abends, vom 7. Dezember bis zu Großneujahr, eine bläuliche Flamme aus dem Wäldchen nach der Kapelle schwebe, in dieser eine Zeit lang verweile und auf demselben Wege und an derselben Stelle in das Wäldchen zurückkehre.

*356. Gangolfsberg und Steinernes Haus (Teufelskirche).

Eine starke Stunde nordwestlich von Oberelsbach erblickt der Wanderer eine der interessantesten Erscheinungen der hohen Rhön: „das steinerne Haus", einen etwa eine Viertelstunde im Umfang haltenden, teilweise mit Laubholz bewachsenen Hügel, der aus den herrlichsten fünf bis sieben Fuß langen und sechzehn Zoll starken kantigen Basaltsäulen gebildet ist. Die Massen gewähren einen seltsamen Anblick, da sie dicht wie Klafterholz bis zu einer Höhe von ungefähr vierzig Fuß etwas schräg aufgeschichtet sind, während die untersten Schichten fast senkrecht sich aus dem Boden erheben. Ein eiskalter klarer Quell sprudelt am Fuße dieses wunderbaren Gebildes. Über dessen Entstehung erzählt sich das Volk folgende Sagen:

a. Zwei Liebende, von denen er arm, sie aber mit Gütern gesegnet war, konnten wegen dieser ungleichen Verhältnisse nicht zu einander kommen, denn der Vater des Mädchens, der gegen den

Burschen sonst nichts einzuwenden hatte, wollte doch seine Tochter in keiner Lehmhütte wohnen lassen, sondern verlangte, daß der Bursche erst im Besitze eines steinernen Hauses sein solle. Das zu beschaffen war aber der Ärmste außer stande und härmte sich deswegen von Tag zu Tag mehr ab. Eines Tages hütete er nun oben, wo jetzt das sogenannte steinerne Haus steht, sein wenig zahlreiches Vieh, und da ihm seine verzweiflungsvolle Lage Tag und Nacht keine Ruhe ließ, so brummte er jetzt unwillkürlich die Worte vor sich hin: „da baue der Teufel ein steinernes Haus!" In demselben Augenblick stand auch ein grüner Jägersmann an seiner Seite und redete ihn folgendermaßen an: „Du Ärmster betest und jammerst nun Tag und Nacht und noch niemand hat dir geholfen. Wie wäre es, wenn ich dir, und gar schon bis morgen, ein prächtiges steinernes Haus aufrichtete? Brauchst nicht ängstlich zu werden! Ich verlange von dir nichts weiter, als daß weder du noch die deinigen in dem neuen Hause beten; fluchen könnt ihr dagegen nach Herzenslust. Gilt's?" Der Bursche erschrak zwar über das Anerbieten, doch der Gedanke an seine Liebste und deren harten Vater half ihm über alles Bedenken hinweg. Er schlug ein; und siehe, schon am nächsten Morgen stand dort oben ein prächtiges steinernes Haus, wie weit in der Runde kein größeres und schöneres zu finden war. Nun erhielt der Freier das Jawort und die Hochzeit fand statt. Als am nächsten Tage das junge Paar zum erstenmal das Haus betrat und von der prächtigen Einrichtung ganz hingerissen dastand, da zog die junge Frau ihren Mann auf die Kniee nieder und sprach: „Komm, laß uns nun auch dem lieben Gott für das große Glück unsern Dank sagen und ihn bitten, daß er uns auch ferner in seine Obhut nehme." Der junge Mann dachte in diesem feierlichen Augenblicke weder an den Jägersmann, noch an das ihm gegebene Versprechen, sondern faltete andächtig die Hände und ließ ein Dankgebet zum Himmel steigen. Das aber verdarb dem Teufel die Rechnung und er beschloß, das Haus sofort wieder zu vernichten. Und ehe noch die beiden Glücklichen ihr Gebet vollendet hatten, durchzuckte ein schrecklicher Blitz das Haus. Decke und Wände stürzten ein und aus dem Boden schlug die Flamme hoch empor. Ein schrecklicher Schwefeldampf erfüllte die Luft und bald war von dem Prachtbau nichts mehr zu sehen, als die gewaltigen noch heute sichtbaren Trümmer. Über das betende junge Paar hatte aber der Teufel keine Macht gehabt; es rettete sich aus den Trümmern und lebte hinfort in einer Lehmhütte glücklicher, als es in dem steinernen Hause der Fall gewesen sein würde.

Schwarz, S. 86.

b. Das steinerne Haus heißt in der dortigen Gegend auch noch „Teufelskirche", und dieser Name wird folgendermaßen erklärt:

Ein Bauer hatte das Gelübde gethan, dem Herrn ein Kirchlein zu bauen; da er jedoch Unglück hatte und daher sein Versprechen nicht ausführen konnte, so nahm er das Anerbieten des Teufels an, ihm gegen Verpfändung seiner Seele, dort, wo jetzt das steinerne Haus steht, eine so prächtige Kirche, wie keine sonst in der Runde sei, zu bauen, und zwar vor dem ersten Hahnenkraht. Als der Teufel nun den Bauer verlassen hatte, sah dieser ein, daß er vom Regen in die Traufe gekommen sei und sann auf ein Mittel, den Teufel zu überlisten. Unterdessen stieg der Bau rasch in die Höhe; da, als der Bau schon fast fertig war, patschte der Bauer so heftig auf seine Lederhosen, daß die Hähne im nächsten Dorfe davon erwachten und zu krähen begannen, ehe der Teufel sein Werk vollendet hatte. Darüber erboste aber der Teufel so sehr, daß er sein Werk wieder zertrümmerte und die Glocken bis auf die Weisbacher Rhön schleuderte, wo man den dort liegenden Steinbrocken noch die frühere Glockenform ansehen kann

Bechstein, S. d. Rhön, S. 106.

c. Die Sage verlegt auf die Kuppe des Gangolfsberges ein Fuldaisches Benedictinerkloster, welches aber in der Pfingstwoche des Jahres 1521 von den Bauern niedergebrannt worden sein soll. Über die Basaltgebilde, das steinerne Haus und die Teufelskirche genannt, weiß die Sage noch folgendes zu berichten:

Als in der dortigen Gegend noch alles heidnisch war, da war auch der Teufel noch alleiniger Herr. Da kam der heilige Kilian, predigte das Christentum und machte dem Teufel viele Seelen abspenstig. Darüber ergrimmte der Böse gar sehr, und als man nun gar begann, unten im Thal ein Kirchlein zu bauen, da holte der Teufel jedesmal die zum Bau angefahrenen Steine, trug sie auf den Gangolfsberg und fügte sie dort in der Form eines Daches so künstlich aneinander, daß dieselben nicht wieder loszukriegen waren. Als die Leute im Thale das bemerkten, schrieben sie auf jeden Baustein ein Kreuz, und nun mußte der Teufel die Hände davon lassen. Die vorher entwendeten Steine bilden aber jetzt die Teufelskirche.

d. Als der heilige Gangolf seines Wanderlebens müde war, beschloß er, auf der Höhe des Gangolfsberges ein Kloster zu bauen, schaffte von Fulda einen frischen lebendigen Born auf den Berg und begann sein Werk, bei welchem ihn die Engel unterstützten. Das wollte aber dem Teufel nicht gefallen und er begann auf der

gegenüberliegenden Höhe ein mächtiges Haus für sich und seine Wirtschaft aufzurichten, und hüben wie drüben wurde nun gewetteifert, den Bau zu vollenden. Als aber eines Tages der Teufel mit dem mächtigen Schlußstein durch die Luft daherfuhr, da vernahm er aus dem unterdessen fertig gewordenen Kloster Glockengeläute und frommen Gesang. Darüber erboste er dermaßen, daß er mit dem Schlußstein das eigene Werk wieder zertrümmerte. Diese Trümmer sind das steinerne Haus.

*357. Von den Erscheinungen am Steinernen Hause.

Daß es am steinernen Hause nicht ganz richtig ist, erzählte einer aus der Umgegend, das ist gewiß wahr. Von Zeit zu Zeit nämlich steigt aus dem schwarzen Gestein eine dichte Rauchwolke empor, und wer in der steckt kann man sich denken. Mancher will dort auch schon ein Feuer gesehen und Schwefeldampf gerochen haben. Ebenso erzählt man sich hier allgemein, daß wenn die Leute mit Brecheisen und Ketten mühsam eine von den Basaltsäulen losgearbeitet hätten und sie nicht gleich fortzuschaffen vermöchten, dieselbe über Nacht vom Teufel an die frühere Stelle gebracht würde.

*358. Von den drei weißen Jungfern am Gangolfsberge.

Von Oberelsbach ging einmal, aber das können wohl schon gegen 130 Jahre her sein, ein junges braves Mädchen mutterseelenallein hinauf auf den Gangolfsberg in die Haselnüsse. Als sie die Kuppe, wo einst das alte Kloster gestanden, erreicht hatte, gewahrte sie auf einmal drei weiß verschleierte Frauengestalten, die auf einem ausgebreiteten schneeweißen Tuche Leinknotten „keinten.“ Das Mädchen schaute den dreien eine Weile zu und bewunderte die prächtige goldgelbe Farbe der Knotten. Auf einmal winkte ihm eine von den Jungfern, näher zu treten und zuzulangen. Darüber lachte das Mädchen und rief in ihrer Einfalt:

„Dere hamm mie a dahemm, mihe, als ihr'r hätt.“

Aber kaum waren die Worte heraus, so waren zum Schrecken des Mädchens auch Jungfern und Knotten verschwunden. Und als sie totenbleich mit ihren Haselnüssen bei ihren Leuten in Oberelsbach anlangte und die Geschichte erzählte, da wurde sie von diesen noch recht ausgescholten, daß sie so dummerweise ihr Glück von sich gewiesen.

*359. Das schwarze, braune und rote Moor auf der hohen Rhön.

a. Vom schwarzen Moor.

Auf der hohen oder langen Rhön liegt südlich von dem Dorfe Birx gegen 2400 Fuß über der Meeresfläche das schon an der Farbe des Bodens erkennbare schwarze Moor.*) Es umfaßt einen Flächenraum von mehr als 500 Morgen, ist weit wasserreicher als das über 1000 Morgen umfassende rote und nur in trockenem Sommer mit einem kundigen Führer zu durchwandern. Einen unheimlichen Anblick gewähren die sechs bis sieben Wasserbecken von angeblich unergründlicher Tiefe. Beinahe beständig von Nebel und Wolken umlagert, soll das Moor vor nahendem Sturmwetter in seinem Innern gewaltig gähren und brausen. Es wurde deshalb auch in den Kirchen der nahegelegenen Dörfer inbrünstig gebetet, daß es nicht ausbreche und die Thäler vernichte. Um das Jahr 824 fand hier auch eine Zusammenkunft des Abtes Raban von Fulda mit dem Grafen Poppo von Henneberg und den zwölf Ältesten der Grafschaft zur Beilegung eines Streites statt. Ein Frankenheimer erzählt nachstehendes über das schwarze Moor:

„Vor urdenklichen Jahren versank hier eine schöne Stadt oder, wie andere wissen wollen, ein großes Dorf, weil die Einwohner wie die zu Sodom und Gomorrha von ihrem argen sündhaften Leben nicht ablassen wollten. An die Stelle der Stadt oder des Dorfes trat nun ein unergründlicher, tiefer, schwarzer See, der nach und nach bis auf die wenigen schwarzen Löcher von einer dichten Moordecke überzogen wurde. In der Tiefe des Moores jedoch ist das Leben noch nicht erstorben, denn wenn die Bewohner des versunkenen Ortes nach ihrer Kirche eilen und nunmehr reuevoll dort um Erlösung beten, dann braust es im Moore gewaltig, nnd schwarzes, schlammiges Wasser gährt aus den sogenannten „Teichen." Auch haben manche, die sich am Rande des Moores niederlegten, zuweilen noch die Turmuhr schlagen und die Hähne aus der Tiefe krähen hören. Nur drei Jungfrauen aus dem versunkenen Orte war es gestattet, zuweilen aus dem Moore emporzukommen. Sie wurden in der Umgegend die Moorjungfern genannt und kamen regelmäßig zum Kirmestanz nach Wüstensachsen. Als sie aber dort einmal über die Zeit zurückgehalten wurden, verließen sie traurig den Tanzplatz. Am andern Morgen war einer der erwähnten Teiche blutrot gefärbt. Die Moorjungfern hat seitdem keiner wieder zu Wüstensachsen beim Kirmesreigen schwenken können. In nächtlicher Stunde schweben nun noch die

*) nach einigen sollen die Moore der langen Rhön erloschene Krater sein.

Seelen der drei Moorjungfern mit denen der anderen dort Versunkenen als Irrlichter über dem Moore.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 103. 104.; Schwarz, S. 99. Pfister, S. 87. Panzer, I. Nr. 206. Schöppner, II. Nr. 283. Bavaria, IV, 1; S. 186. 204.

b. Vom Spuke auf dem braunen Moore.

Von dem über dem Dorfe Ginolfs gelegenen Braunen Moore, welches noch als ein Teil des roten betrachtet wird, geht nachstehende Sage:

Einst, aber das ist schon sehr, sehr lange her, hauste auf dem Teufelssteine*) ein weithin gefürchteter Bösewicht, der wilde Ritter Heinz, vor dem dort herum nichts sicher war; besonders hatte er es auf junge, schöne Mädchen abgesehen, die er auf seine Burg schleppte, oft gewaltsam entehrte, und, war er ihrer müde, in einem festen Turme verschmachten ließ. Das stand auch der schönen Else bevor. Als sie, Johanniskräuter suchend, ohne es zu ahnen, in die Nähe der Burg geraten war, stieß sie hier im Dickicht zu ihrem Schrecken plötzlich auf den Ritter. Der Wüstling gab sich alle Mühe, um das schöne Mädchen nach seiner Burg zu locken. Da dieses ihn jedoch standhaft zurückwies, wurde er immer leidenschaftlicher und versuchte zuletzt, Gewalt anzuwenden. Das aber bekam ihm schlecht, denn in demselben Augenblicke, als er Else umschlang, packte ihn ein schauerlich Gerippe mit den Worten: „Halt! Deine Zeit ist um!" und preßte ihn so heftig an sich, daß dem Ritter Hören und Sehen verging. Als er losgelassen wurde, war sein Sinn verwirrt, und so strich er den ganzen Tag in der Gegend umher, bis er in der Dunkelheit auf das braune Moor geriet und in dem Schlamme versank. Sein Geist hat dort bis auf den heutigen Tag keine Ruhe gefunden; er steigt um Mitternacht aus dem Moore empor, seufzt und schreit mit den Eulen, die ihn umschwärmen, um die Wette. Die Burg aber zertrümmerte der Teufel in selbiger Stunde, als der Ritter seinen scheußlichen Geist aushauchte. So erzählte ein Forstmann zu Weisbach.

Schöppner II. Nr. 282.

c. Vom roten Moore.

Das rote Moor, das größte des Gebirges, liegt ganz nahe der Straße von Tann nach Gersfeld, bezüglich Bischofsheim, und

*) Der Teufelsstein, eine der interessantesten Phonolithfelsenmassen des Gebirges, liegt $^1/_2$ St. N.W. vom Weihersberge am Wege von Abtsroda nach Kleinsassen.

soll einen Flächengehalt von mehr als 1000 Morgen einnehmen. Es dient in der dortigen Gegend als Wetterprophet. Von ihm werden in Wüstensachsen wie in Oberelsbach dieselben Sagen wie die von dem schwarzen Moore mitgeteilt und zwei in demselben versunkene Dörfer Poppenroda und Moor genannt. Zu Oberelsbach erzählte einer, daß die Moorjungfern, wie es noch in einem alten Volksliede heiße, sonst sich auch hierher zu den Kirmestänzen eingefunden und dann jedesmal die schönsten Blumensträuße mitgebracht hätten, und wer von den jungen Burschen dann einen Strauß erhalten, der sei im Laufe des Jahres Bräutigam geworden; ebenso seien sie stets durch eine weiße Taube zu bestimmter Zeit an ihre Heimkehr nach dem Moor erinnert worden. Als sie jedoch einmal, im Rausche des Vergnügens jene Warnung nicht beachtend, über die Zeit geblieben wären, und endlich vom Tanzplatz verschwunden seien, da sei den ihnen nacheilenden jungen Burschen ein Engel erschienen, der denselben gesagt habe, sie möchten nur umkehren und lieber am andern Morgen nach dem Moorwasser sehen. Wäre das Wasser blutig rot gefärbt, so würde keine der Jungfrauen je wieder den Tanzplatz von Wüstensachsen oder Oberelsbach betreten. Und so sei es auch gekommen.

*360. Die Moorlinde.

Unter dem so genannten Baume ruhte einst, so erzählt die Sage, eine Schar Nonnen, die auf einem Wagen einen Schrein mit Reliquien und dem Klosterschatze mit sich führten, aus. Da stürzten plötzlich die Einwohner des benachbarten Ortes Poppenroda aus einem Verstecke hervor, beraubten und verhöhnten die Nonnen und ihren Gottesglauben und ertränkten sie in dem Teiche des Dorfes. Da aber brachen die wilden Wasser aus der Tiefe hervor, erfüllten den Teich, bedeckten die ganze Flur und rissen den Ort mit allen seinen Bewohnern hinab in den Abgrund. Seit dieser Zeit lebt der Ort Poppenroda nur noch im Gedächtnisse der Nachwelt und in der Sage.

Bavaria IV, 1, S. 186.

*361. Von der „Bäckemühle“ zu Schafstein.

Vor Jahren starb plötzlich in der am Fuße des Schafsteins gelegenen „Bäckemühle“ die alte Frau, wurde von dem Geistlichen eingesegnet und auf dem Friedhofe beerdigt, alles wie sich's gehört.

Die alte Frau hatte aber desungeachtet keine Ruhe in ihrem Grabe, denn sie hatte der Kirche etwas gelobt und es nicht halten können. Sie kam daher in jeder Nacht, die Gott werden ließ, und zwar nicht in ihrem Leichenanzuge, sondern in ihren alltäglichen Kleidern von dem Gottesacker her nach der Mühle und lief unruhig durch alle Räumlichkeiten des Hauses, in welchem die Thüren vor dem Spuke von selbst aufsprangen. Die Mühlenbewohner wußten vor Angst weder aus noch ein. Eine beherzte Magd legte sich, um den Spuk von der Wohnstätte abzuhalten, mit ihrem Lager quer vor das Innere der Thüre. Es half aber nichts. Als die Alte in der Nacht kam, sprang die Thüre auf und warf jene samt ihrem Lager bis fast an die entgegensetzte Wand. Man war trostlos, denn weder Weihwasser, noch das Räuchern mit neunerlei Kräutern wollte helfen. Endlich wurde den Leuten geraten, einen Bildstock in der Nähe der Mühle aufrichten zu lassen, und eine besondere Wallfahrt zu diesem zu veranstalten. Und als sie dies ausgeführt, hatten sie vor der Alten sofort Ruhe.

*362. Die ausgewühlte Glocke zu Gersfeld.

Der Hirte von Gersfeld trieb vor vielen Jahren einmal nach dem roten Moor. Da sah er, wie ein altes Mutterschwein sich von der Herde entfernte und an der Stelle, wo sonst der Hasenhof gestanden hat, gar eifrig im Boden wühlte. Der Hirte, der nichts ahnte, ließ die „Muck“ durch den Hund zur Herde zurückbringen. Am andern Morgen trieb es die „Muck“ dort gerade so. Und als sie am dritten Tag das Wühlen an jener Stelle von neuem begann, wurde der Hirte neugierig, ging selbst nach der Stelle und sah nun zu seinem größten Erstaunen, daß die „Muck“ eine Glocke aus dem Boden wühlte. Die Glocke wurde hierauf nach Gersfeld geschafft, dort aufgehangen und soll noch heute die Gemeinde zur kirchlichen Andacht rufen.

*363. Das Glöckchen auf der Friedhofskapelle zu Gersfeld.

In der Nähe von Gersfeld liegt das Dörfchen Römers, welches der Sage nach in früheren Zeit ein großer Ort gewesen sein soll. Hier wurde vor langen Jahren an der Kirchlinde eine kleine Glocke von den Schweinen ausgewühlt und dann zu Gersfeld auf der kleinen Kapelle des Friedhofs aufgehängt. Als das Glöcklein zum ersten Male geläutet wurde, jubilierte es so hell und schön wie eine Lerche, die nach dem Himmel emporsteigt, und alles

war entzückt über den herrlichen Klang des Fundes. Die Freude sollte jedoch nicht lange dauern, denn eines schönen Morgens war das Glöcklein wieder verschwunden und niemand wußte wohin.

*364. Vom großen Otterstein und dem Dorfe Dalherda.

Am Nordabhange des Dammersfeldes über dem Buchenwald, das „Haderholz" genannt, erheben sich am sogenannten Kuppenrain drei prächtige Felspartien, die „Ottersteine". Der größte und imposanteste wird schlechthin der große Otterstein genannt. Von dem geht die Sage, daß in alter Zeit ein gefährliches Raubnest droben gestanden habe, welches mittels eines starken Drahtes bei auszuführenden Raubzügen mit dem unfernen Rabensteine in Verbindung getreten sei. Auf welche Weise das Raubschloß von dort verschwunden, könne niemand mehr sagen, aber gewiß sei es, daß die Seelen der dortigen Raubritter bis heute noch keine Ruhe gefunden und die Leute bald als unheimliche Flämmchen, bald als scheußliche Gespenster erschreckten.

Von dem unten im Grunde gelegenen Dorf Dalherda sagen sie, daß es seinen Namen von zwei einst hier im Kampf begriffenen Heerscharen erhalten habe.

*365. Die Entstehung der Milseburg.

An dem Platze der jetzigen Milseburg stand früher ein ungeheures Schloß, das der Teufel einem Riesen aus dem schwarzen Gesteine erbaut hatte, damit der mächtige Heide das hier eindringende Christentum bekämpfe, was dieser denn auch nach besten Kräften that. Als aber das Kreuz über das Heidentum und den Teufel obsiegte und der gewaltige Riese zuletzt selbst unter den Mauern seiner Burg zusammenbrach, da raffte der Teufel diese auf, bedeckte den Leichnam mit den Trümmern der Burg und gab dem Felsengrabe die Form eines Sarges. So entstand die Milseburg.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 77. Schwarz, S. 74. Wolf, Nr. 70. Schöppner II., Nr. 278, nach Lothar Volkssagen und J. W. Wolf, Deutsche Märchen und Sagen.

*366. Vom Gangolfsborn an der Milseburg.

Wer von der südwestlichen Seite den Felsenkoloß, die Milseburg besteigt, trifft über der Mitte des Berges eine starke Quelle: den „Gangolfsborn", dessen Wasser frei von allen fremdartigen

Bestandteilen sein soll. Die Sage läßt den kinderlosen Frauen, die zu ihm wallen und sein Wasser trinken, ihre sehnlichsten Wünsche unfehlbar in Erfüllung gehen, während er jungen Mädchen unheilbringend sein soll. Über die Entstehung der Quelle berichtet die Sage weiter:

Als sich der heil. Gangolf, der es bei seiner bitterbösen Frau zuletzt nicht mehr aushalten konnte, zu dem Milseburger Hans, dem Einsiedler auf der Milseburg, geflüchtet hatte und sah, daß es diesem in der Nachbarschaft an einem Brunnen mangelte, ging er zurück nach Fulda, wo er vor dem Hutzelthore, in dem derzeitigen Wahlerischen Garten eine besonders gute Quelle wußte, fing diese in seinem Sacktüchlein auf und trug sie in demselben nach der Milseburg, wo sie heute noch unter dem Namen „der Gangolfsborn" lebendig sprudelt. Die Vertiefung, aus der er die Quelle auffing, wird heute noch in dem erwähnten Wahlerischen Garten zu Fulda gezeigt.

Andere erzählen, der heilige Gangolf habe den Brunnen in Fulda gekauft, in einen hölzernen Trog geschöpft und in diesem auf seinen Schultern nach der Milseburg getragen.

Noch andere wollen wissen, Gangolfus sei früher ein Reitersmann gewesen und mit einem Truppe Reiter ganz durstlechzend an der Milseburg angelangt, und da sie samt ihren Rossen dort vor Durst beinahe umgekommen wären, so hätten sie thalwärts nach einer Quelle gesucht und diese aufgefunden. Der Eigentümer jenes Borns aber, ein habsüchtiger Bauer, habe ihnen das Wasser nicht ohne Geld verabfolgen wollen, worauf denn der Heilige dem Bauer einen Helm voll abgekauft hätte. Aus diesem habe Gangolf seinen und seiner Leute Durst gelöscht, den Rest aber in dem Helme an die Milseburg getragen, hier in eine Vertiefung ausgegossen und den Herrn inständig gebeten, das Wasser zur Labung durstiger Wanderer auf ewige Zeiten als Quelle sprudeln zu lassen, und Gott habe das inbrünstige Gebet des Heiligen erhört.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 80. Schwarz, S. 80.
Wolf, Nr. 208. Lyncker, Nr. 121.
Schöppner II, Nr. 279 (poetisch von J. N. Vogl).
Bavaria IV. 1, S. 191.
Gräße II, Nr. 884 (Zeitschrift f. hessische Geschichte VII. 217).

*367. Vom Milseburger Hannes und dem heiligen Gangolf.

Auf der Milseburg wohnte zur Zeit des heiligen Gangolf ein Einsiedler von riesenhaftem Gliederbau, in der Gegend schlechthin

der Milseburger Hannes genannt. Zu diesem flüchtete sich der heilige Gangolf, als er es bei seinem bitterbösen Weibe nicht mehr aushalten konnte, worauf der Einsiedler dem Heiligen auch eine Klause und neben dieser noch ein kleines Beetgärtchen herrichtete. Ebenso war der Milseburger Hannes sofort bereit, den Heiligen zu unterstützen, als dieser den Gedanken aussprach, auf dem höchsten Punkte des Berges dem Herrn eine Kapelle zu bauen. Und hielt auch getreulich Wort. Desgleichen erzählen sie heute noch um die Milseburg herum, daß der Riese, wenn die beiden gemeinsam einen schweren Stein oder Balken nach der Höhe trugen und sie an einer gefährlichen Stelle des Wegs anlangten, dem schwächeren Gangolf als Warnung: „Hopp, Gangel, hopp!“ zugerufen habe.

Die Spuren der obenerwähnten Klause und des Beetgärtleins sind noch auf dem Berge zu sehen, und auf den Beeten blühen heute noch die schönsten und duftigsten Blumen, ohne durch Menschenhand angesät oder gepflanzt worden zu sein.

Bechstein, Sag. d. Rhön, S. 84, 85.

* 368. Zweite Sage vom Milseburger Hannes, der Kapelle und dem hohen Kreuze auf der Milseburg.

Als der Milsehannes sich vor seinem bösen Weibe auf die Milseburg geflüchtet hatte, um hier Gott und den Menschen besser dienen zu können, baute er sich in der Nähe des Gangolfsbrunnens eine Zelle, und wurde bald durch seine große Frömmigkeit und sein segensreiches Wirken in der ganzen Gegend bekannt. Da der Andrang der Menschen zu ihm sich von Tag zu Tag vergrößerte, so beschloß er auf dem höchsten Punkte der Milseburg eine kleine Kapelle zu erbauen; aber allein ging das nicht. Er bat daher den lieben Gott und den heiligen Gangolf in inbrünstigem Gebete um ihre Mithülfe. So begann er getrost das Werk; wenn ihm nun einer der Bausteine zu schwer wurde, so daß er ihn nicht von der Stelle zu bewegen vermochte, dann rief er nur: „Hopp, Gangel, hopp!“ und der Stein hüpfte alsbald den Berg hinauf und fügte sich an seinen bestimmten Platz. Als nun die Kapelle fertig war, beschloß der Einsiedler, in deren Nähe auch noch ein mächtiges Kruzifix aufzurichten. Er ließ daher eins in Fulda zimmern und dasselbe auf einem mit 24 Ochsen bespannten Wagen nach der Milseburg hinauf fahren. Als es hier abgenommen wurde, entdeckte das Geleite ein durch den heiligen Gangolf bewirktes großes Wunder: am Wagen fehlte der Rundnagel, der vielleicht schon unten am Fuße des Berges verloren gegangen war.

Als die Kapelle erbaut und das Kreuz daneben aufgerichtet war, soll der fromme Einsiedler dort droben gestorben sein, sein Grab aber wird heute noch von den Frommen vergeblich gesucht.

* 369. Vom „Gangolfskeller“ auf der Milseburg.

Ein alter Bauer aus Eckweisbach erzählte unter anderem auch, daß man in seiner Jugend viel nach einem verwunschenen Keller auf der Milseburg gesucht habe, in welchem der heilige Gangolf all die großen Schätze, welche ihm die Leute als Geschenke brachten, für eine spätere Zeit aufbewahrt haben soll. Das Suchen nach dem Keller sei aber bis zu dieser Stunde vergebens gewesen. Nur einer alten, armen Frau, die an der Milseburg Heilkräuter suchte, habe sich der Eingang des Kellers einmal gezeigt und zwar in dem Augenblicke, als sie eine wunderschöne große Schlüsselblume abgebrochen. Der Frau war es aber dabei so gruselig geworden, daß sie ausgerissen sei. Als sie später mit einigen Jungen, die dort in der Nähe ihr Vieh weideten, wieder nach dem Platze gegangen, wäre jedoch nichts mehr von dem Eingange zu sehen gewesen.

Bechstein, Sag. d. Rhön. S. 82.
Bavaria IV, 1, S. 191.

* 370. Vom Husaren auf der Milseburg.

Vor langen Jahren ist es einmal geschehen, daß ein Husar, und zwar ein recht gottesfürchtiger Mann, von feindlichen Reitern hart verfolgt wurde und in seiner Angst bis auf den höchsten Punkt der Milseburg sprengte. Da gewahrte er zu seinem Schrecken, daß er über einem mehr als turmhohen Abgrund hielt; zugleich aber auch vernahm er dicht hinter sich den Hufschlag seiner Verfolger, und denen wollte er sich um keinen Preis überliefern. In seiner Herzensangst flehte er zu Gott und der heiligen Jungfrau um Schutz, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte in die schreckliche Tiefe. Die Nothelfer hatten ihn nicht verlassen. Unversehrt trugen sie ihn samt seinem Rößlein die steile Felswand hinunter, und so entging der Husar glücklich den verfolgenden Feinden. So erzählt ein Greis in Dietges. In einem Steinblocke an der Milseburg in der Richtung nach dem Bubenbade wird von jenem Sprunge heute noch der Eindruck eines Hufeisens gezeigt.

* 371. Das steinerne Marienbild an der Milseburg.

Am Wege nach der Milseburg hinauf steht zur Linken ein altes, steinernes Marienbild, an welchem man noch die Jahrzahl 1664 erkennt. Das Volk schreibt ihm eine besonders bei Augenleiden wunderthätige Kraft zu und erzählt nachstehende Sage: Einst hatten sie in Schackau einen ruchlosen Amtmann, der besuchte einmal die Milseburg, sah jenes Bild dort am Wege stehen und sprach in gotteslästerlicher Weise: „Was hat die Schindmähre hier oben zu thun"! und ließ das Bild herunter in die dortige Schloßkapelle bringen. Am andern Morgen jedoch stand, ohne daß man wußte, wie es zugegangen, die heilige Mutter Gottes wieder droben an ihrem alten Platze. Darüber erboste sich der Amtmann und ließ das Bild abermals nach Schackau schaffen, allein am andern Morgen befand es sich wieder droben auf der Milseburg, und so geschah es noch einigemal, bis der Amtmann der Sache müde wurde und das Bild in Ruhe ließ. Der Amtmann aber bekam seinen Lohn, denn er nahm ein klägliches Ende.

Bechstein, Sagen d. Rhön, S. 82.

* 372. Vom heiligen Gangolf und seiner bösen Ehehälfte.

Ich denke gerne an meine Kinderjahre und insbesondere an die strengen Winterabende, wenn wir Geschwister an dem warmen Ofen lagerten, das Spinnrad der Großmutter schnurrte und wir ihren Mährchen und Sagen lauschten, und sie uns dann zum Schlusse immer wieder die lustige Geschichte vom heiligen Gangolf und seiner bösen Sieben mitteilen mußte; sie lautet also:

Der heilige Gangolf hatte ein gar bitterböses Weib, so daß er vor ihrem unaufhörlichen Schimpfen und Zanken auch nicht eine Minute mehr Ruhe hatte. Als nun seine fast unendliche Geduld erschöpft war, warf er sich auf die Kniee und bat den lieben Gott inständig um Abhilfe, damit er wenigstens doch einen Tag in der Woche so lange Ruhe habe, bis er ungestört sein Gebet und seine sonstigen religiösen Verrichtungen besorgt habe. Und der liebe Herrgott erhörte sein Flehen und versprach ihm, dem Schmähen und Zanken der Frau jeden Freitag Einhalt zu thun. Und so geschah es dann auch. Schon am nächsten Freitag, als das böse Weib, wie gewöhnlich, mit Zanken und Schimpfen über den armen Heiligen herfallen wollte, begann ihr Breitteil eine so laute und heftige Kanonade, daß sie vor dem Krachen und Donnern der Windbüchse ihr eigenes Geschrei und Gekeife nicht mehr vernahm und sich wütend vor Scham und Verdruß zurückziehen mußte. Am nächsten und den darauf folgenden Freitagen ging es wieder so.

Da sah denn das böse Weib endlich ein, daß es für sie am besten sei, wenn sie an diesem Tage ihren Mann gänzlich mied. Und so bekam der Heilige endlich wenigstens am Freitag Ruhe.

* 373. Das „Bubenbad“ in der Nähe der Milseburg.

In südöstlicher Richtung von der Milseburg lag einer jener malerischen Rhönhöfe, welcher besonders durch den wildschönen Bubenbader Stein bekannt ist. Der Name dieses Gasthofes soll, der Sage nach, von einem hinter der dortigen Scheune gelegenen kleinen Weiher herrühren, in welchem sich die Milseburger Ritter oder deren Troßbuben zu baden pflegten.

Eine andere, weniger bekannte Sage, giebt die Entstehung des Namens, wie folgt:

In einer der Rhönburgen, unfern des Bubenbades, lebte einmal ein Ritter mit seiner jungen Gattin lange Jahre hindurch nicht in der besten Ehe. Der Ritter sehnte sich nämlich nach einem männlichen Nachkommen und sah sich in seinen Hoffnungen schon sechsmal getäuscht, da ihm seine Gemahlin statt eines frischen Buben jedesmal ein Mädchen überreicht hatte. Der Verdruß des Ritters darüber war von Jahr zu Jahr gestiegen, und die arme unschuldige Frau hatte viel zu leiden und geriet in noch größere Angst und Not, als sie ihrer siebenten Entbindung entgegen sah. Sie wallte daher, so oft sie nur konnte, nach einer nahen Waldkapelle, um hier Gott und die heilige Jungfrau zu bitten, daß sie diesmal eines Bubens genesen möchte. So lag sie denn eines Tages wieder inbrünstig betend dort auf den Knieen, als der armen Frau plötzlich die Sinne schwanden. Wieder zu sich gekommen, wäre sie beinahe aufs neue, und zwar vor Schrecken und Angst, in Ohnmacht gefallen, denn sie entdeckte, daß sie hier eines siebenten Töchterleins genesen sei. Mit schwerem Herzen schlich die Rittersfrau jetzt an den nahe bei der Kapelle sprudelnden Born und badete und taufte das Unglückskind. Ganz erschöpft betrat sie mit dem neugebornen Kinde die Burg und legte hier dem ihr zufällig entgegen kommenden Gemahl mit flehendem Blicke und den Worten: „Nimm mir die Kleine ab!“ in die Arme. Der Ritter sah finster bald auf die Mutter, bald auf das Kind. Da auf einmal leuchtete sein Auge vor Freude und jubelnd rief er: „Ha, wo bringst du mir den prächtigen Buben her?“ Fast entsetzt stand die Burgfrau ihrem Gemahl bei dieser Frage gegenüber. Das Mägdlein war durch das Bad in dem gefeiten Borne bei der Waldkapelle, ohne daß es die Mutter entdeckt hatte, durch ein Wunder in einen prächtigen Knaben verwandelt worden.

Schwarz, S. 89.

* 374. Von dem Gehöfte „Guckei“.

In der Nähe der Milseburg liegt ungefähr eine halbe Stunde westlich von Kleinsassen das Gehöfte Guckai. Von diesem erzählen sie dort:

An der Stelle, wo jetzt der Hof Guckei liegt, stand früher ein Gehölz. Nun hatte sich zu dieser Zeit ein Edelfräulein von Ebersberg genannth Weyers in einen bildschönen, aber blutarmen Jüngling verliebt, dem sie, wenn sie vor dem strengen Vater sicher war, ein Stelldichein in der Nähe der Burg gab. Zum Zeichen der Sicherheit legte sie dann jedesmal ein Ei an einen bestimmten Platz in jenes Gehölz. Das Liebesverhältnis wurde jedoch ihrem stolzen Vater verraten und, als eines Tages der Jüngling nach dem Ei guckte, überfielen ihn die Knechte des Ritters und stachen ihn nieder, worauf sich dann die Jungfrau aus Gram eigenhändig entleibt haben soll. Als das Wäldchen ausgerodet und an seiner Stelle ein Hof aufgebaut wurde, erhielt dieser zum Gedächtnis an jenes Ereignis den Namen „Guckei“.

Bechstein, S. d. Rhön S. 114.

* 375. Vom Teufelsstein.

In der Nähe der Milseburg und zwar nördlich von der Steinwand liegt eins jener merkwürdigen Felsengebilde aus aufgeschichteten kantigen Phonolithsäulen, an denen die Rhön so reich ist. Auch dieses bezeichnet das Volk als ein Werk des Bösen, nennt es den Teufelsstein und erzählt nachfolgendes über dessen Entstehung: Wie das Kirchlein auf der Milseburg erbaut werden sollte, ärgerte sich der Teufel, der hier herum lange den Herrn und Meister gespielt hatte, gar gewaltig darüber. Er beschloß daher, auf einem nahen Hügel ein Wirtshaus zu errichten und einen recht ruchlosen Wirt hineinzusetzen, damit dieser wieder das verderbe, was durch jene Kapelle gutes gewirkt werden würde. Der gesuchte Wirt war bald aufgefunden. Da aber der Teufel nicht gerne etwas umsonst thut, so wollte er sich vorher des Kerls samt seiner Seele vergewissern. Und der ging drauf ein, stellte vorher jedoch die Bedingung, daß der Teufel mit dem Bau seines Wirtshauses früher fertig werde, als die mit ihrem Kirchlein droben auf der Milseburg. Das war der Böse zufrieden und ging eifrig ans Werk. Da nun aber die frommen Herren droben während der Arbeit inbrünstig beteten und Gott den Herrn um Beistand anflehten, geschah es, daß ihr Bau rascher gedieh und bereits fertig dastand, als der Teufel eben mit dem riesigen Schluß-

stein zu dem Wirtshaus in der Luft angefahren kam. Wütend vor Zorn und Scham schleuderte er nun diesen auf das fast fertige Gebäude, so daß es in die mächtigen Trümmerhaufen zusammenbrach, wie sie noch heutigen Tages daliegen.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 79.
Bavaria IV, 1, S. 191.

* 376. Die „Tanzwiese“ unter der Milseburg.

Aus dem Ulstergrunde aufwärts über Eckweisbach gelangt man in die Nähe der Milseburg auf das Gehöfte, welches die „Tanzwiese“ genannt wird und wo die feistesten aller Rhönhammel gezüchtet werden sollen. Der Ort soll von nachstehender Sage seinen Namen erhalten haben.

Ein noch jung vermählter Ritter von der Milseburg ritt eines Abends spät bei hellem Sternenscheine nach Hause. Als er nun die große Wiesenfläche unter der Milseburg erreicht hatte, da gewahrte er auf einmal eine Schar gar lieblicher weiblicher Gestalten, die sich dort in fröhlichem Reigen drehten. Er sah dem Spiel eine lange Zeit zu, und immer näher kamen die Tänzerinnen auf ihn zu. Da faßt es ihn auf einmal wunderbar am Herzen, und ohne daß er wußte, wie ihm geschehen, war er von seinem Pferde und hatte eine der Tänzerinnen umschlungen und wirbelte in seliger Lust dahin, bis die Elben mit dem Morgennebel verschwanden. Von da an hatte der Ritter weder Ruhe noch Rast; er vernachlässigte sein junges Weib und kehrte sich nicht an deren Bitten und Thränen. Sobald es Abend geworden, wurde er unruhig, verließ die Burg, eilte nach der Wiese und tanzte lustig mit den Elben.

Da schlich ihm eines Abends, von Eifersucht getrieben, seine junge Gemahlin nach, mischte sich unbemerkt unter die Elben, näherte sich dem Ritter, wurde unerkannt von ihm im Kreise geschwenkt und vernahm dabei gar süße Worte aus seinem Munde. Da öffnete sie endlich auch den ihren; sie sprach: „O mein Gemahl, das Glück, das Ihr hier an meiner Seite gefunden, könnt Ihr jeden Tag in noch viel höherem Maße genießen, wenn Ihr, wie früher, droben auf uns’rer Burg bei mir ausharren wollt.“ Erschrocken und beschämt erkannte jetzt der junge Ritter sein treues Weib, aber auch den Irrweg, auf den ihn die Elben geleitet. Er ist von da an nie wieder zu den Elben gegangen und hat das Glück im eigenen Hause gefunden. Jener Platz aber wurde von da an die „Tanzwiese“ genannt.

Wolf, Nr. 104. Schwarz, S. 83.

* 377. Vom Ebersberge oder der Eberszwackel.

Zwischen Gersfeld und Poppenhausen, doch näher an letzterem Orte, erhebt sich zur Linken der Straße der basaltische Ebersberg mit der noch von einem tiefen Wallgraben umgebenen Burgruine gleichen Namens. Ihre beiden hohen und starken Türme, einst der Schrecken, jetzt die Zierde der Umgegend, lugen weithin in das Land. Die Burg war zu ihrer Zeit eines der gefürchtetsten Raubnester jener Gegend, und zwar besonders unter dem kühnen und tapferen Ritter Hermann von Ebersberg, bis diesem und seinen Helfern sein nicht minder kühner Gegner, der Fuldaische Abt Bertho oder Berthold II. das Handwerk legte und gegen fünfundzwanzig jener Räuberhöhlen nahm und zum Teil verbrannte, darunter auch das Schloß Ebersberg. Daß aber der Abt dem bei dieser Gelegenheit in seine Hände gefallenen Ritter Hermann durch seinen Scharfrichter Gerlach Küchenmeister in Fulda als einem Räuber und Mordbrenner das Haupt abschlagen ließ, das nahm die Sippe des Hingerichteten so übel auf, daß sich Hermanns Brüder Albert und Heinrich mit ihren Vettern und anderen verschworen, den Abt niederzustoßen, und sei es selbst am Hochaltare, worauf die verschworenen Ritter auf dem in nordöstlicher Richtung vom Ebersberge gelegenen hohen und spitzen Basaltkegel, dem Wachtküppel *) oder Losberge, gelost oder gewürfelt haben sollen, wer von ihnen den ersten Todesstoß gegen den Abt zu führen habe. Genug, die Ritter hielten Wort. Während der Abt in der St. Jakobs-Kapelle zu Fulda die Messe las, drangen die verschworenen Ritter auf ein von Gyso von Steinau gegebenes Zeichen auf den Arglosen ein, stießen ihn mit ihrem Dolche am Hochaltare nieder und flüchteten dann auf den bereitstehenden Rossen nach der Burg Steinau. Dies geschah im Jahre 1271 am 15. April. Abt Berthold III. und Nachfolger des Ermordeten, rächte jedoch seinen Amtsvorgänger kurze Zeit darauf. Er überfiel die auf einem Raubzuge begriffenen Ritter unerwartet in der Kirche zu Kirchhasel, wo sich die zweiundzwanzig Berittenen und die dreißig zu Fuße sofort verrammelten. Der Kampf war heftig. Gyso von Steinau war einer der ersten, welche an der Kirchthüre niedergehauen wurden. Den Rest führte der Abt gefangen nach Fulda. Die beiden Ebersberger wurden auf Befehl des Kaisers in Ketten nach Frankfurt und hier mit dem Rade vom Leben zum Tode gebracht. Auch mußten die Ebersberger ihre Namen in von „Weyhers" und die von Steinau den ihrigen in „Steinrück" um-

*) Andere nennen die hohe Wasserkuppe, wieder andere den Platz am Brunnen der Burg Steinau.

wandeln und beide Familien Schande halber drei Räder in ihr Wappen aufnehmen. — Erst im Jahre 1368 erlaubte Abt Johann von Merlau einem Ebersberger, die Burg seiner Väter wieder aufzubauen. Da aber dieses Geschlecht den früheren räuberischen Gelüsten wieder nachgab, brach Abt Reinhard von Wilnau die Burg von neuem.*) Seitdem liegt der Ebersberg in Trümmern und wird von dem Volke bis heute als ein unheimlicher Platz bezeichnet, auf dem zwar noch große Schätze begraben liegen, aber auch viele böse Geister hausen sollen. Die Leute erzählen:

a. Zur Zeit des Advents bis zum Feste der „Heiligen drei Könige" tanzen die Seelen der im Kampfe um die Burg gefallenen und noch nicht zur Ruhe gekommenen Ritter auf einer am Berge gelegenen moorigen Halde bald als Irrlichter, bald kämpfen sie als Feuermänner so heftig gegen einander, daß man das Lärmen und Schwertgeklirr auf den am Berge liegenden Höfen ganz deutlich vernehmen kann. Unter den Kämpfern befindet sich auch Hermann von Ebersberg mit einem blutroten Ring um den Hals; er kommt aus dem Turme von Fulda, in welchem er gefangen gesessen, und kehrt mit einem höllischen Hohngelächter, wenn der übrige Spuk in einem der Ebersberger Türme verschwindet, wieder dorthin zurück.

Ein Schäfer vom nahgelegenen Botenhofe erzählt die Sage also:

b. Zur Kirmeszeit, und zwar in der Stunde, wenn in den umliegenden Ortschaften die heilige Messe beginnt, ziehen die ehemaligen Ritter vom Ebersberge aus dem nach Weyhers zu gelegenen Burgturme und machen dabei einen solchen Höllenlärm, daß es einem guten Christenmenschen dabei ganz gruselig wird. Und ganz deutlich hört man dann die Schwerter klirren und die Rosse wiehern. Kurz, es muß dann allemal droben hart hergehen. So wird ihre Sünde und Schande, ihr wüstes Zechen und Schwelgen, ihr Rauben und Plündern während der Zeit des Gottesdienstes noch nach ihrem Tode bestraft. Auch geht die Sage, von der Burg führe ein unterirdischer Gang nach Weyhers. Auch soll ein Bauer, der auf einem der Höfe am Ebersberge sich ein neues Haus bauen wollte, beim Graben des Fundamentes einen reichen Schatz gefunden haben.

*) Nach Brower 1465, nach Bruschius im Jahre 1460.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 107. 116. 118.
Bavaria IV, 1, S. 177.
Schwarz, S. 56. 58.

* 378. Von der alten Burg Steineck zu Poppenhausen.

In dem Marktflecken Poppenhausen lag unfern des oberen Wirtshauses das einst sehr feste, den Rittern von Steinau — genannt Steinrück — zugehörige Schloß Steineck. Ursprünglich ein dieser Familie gehöriger Hof, wurde dieser von derselben, gegen das ihrem Lehnsherrn, dem Abte zu Fulda, gegebene feierliche Versprechen, mit Beihilfe der Ebersberger zwischen den Jahren 1361 und 1391 in jenes feste Raubnest umgeschaffen, so daß es im Jahre 1393 der thüringische Landgraf Balthasar, der Bischof Gerhard von Würzburg und der Abt Konrad von Fulda vergebens belagerten und berannten. Später wurde die Burg angeblich im Jahre 1459 durch einen Nachfolger des letzteren, den Abt Reinhard, erobert und gebrochen. Ihre Spur ist bis auf den Graben fast ganz verwischt. Die Sage erzählt: Auf dem Rasenplatze, welcher noch heute der „Burggraben" genannt wird, hörten die Poppenhäuser noch alle sieben Jahre zur Nachtzeit ein unschuldiges Kindlein wimmern, welches nach dem Aberglauben der damaligen Zeit, um die Burg unüberwindlich zu machen, lebendig in dieselbe eingemauert worden sei.

Bechstein, S. d. Rhön S. 108. u. 111.

* 379. Von der „Steinwand".

Eine gute Stunde von Poppenhausen aufwärts [nach Kleinsassen hin bei den Steinhöfen liegt am Fuße des Maulberges die Stein- oder Teufels-Wand, ein großartiges Zeichen ehemaliger vulkanischer Thätigkeit der Erde. Dieses wunderbare, teilweise eingestürzte Klingsteingebilde erhebt sich aus den wild durch einander gestürzten Trümmerhaufen in zwei Abteilungen, von denen die vordere Wand derzeit noch eine Höhe von ungefähr 80 Fuß und eine Länge von 100 Fuß erreicht. Eine unter den Trümmern zwischen den beiden Wänden auffallende compakte Felsenmasse wird die Teufelskanzel genannt. Über diese und die Steinwand lebt bei den Rhönbewohnern nachstehende Sage:

Als in dem Buchenlande das Christentum eindrang, und die Bewohner des Gebirgs sich scharenweise um die Apostel der neuen Lehre drängten, da erschrak und erboste der Teufel dermaßen, daß er den nach dem Kreuzberge Wallenden die Steinwand mit der Teufelskanzel in den Weg setzte, in einer Mönchskutte die letztere in Person bestieg und dem Volke nach seiner Weise predigte. Dieses aber erkannte bald den alten heimtückischen Gesellen, wandte sich von ihm ab und hielt fest an der reinen Lehre.

Schwarz, S. 84.

*380. Über den Ursprung des Wappens derer von Buttlar.

Einer jener wilden Raubritter vom Ebersberge brachte eines Tages einen prächtigen, jungen Rittersmann, den er in der Fehde überwältigt, gefangen nach seiner Burg und ließ ihn hier nach dem Verließe bringen. Des Ebersbergers bildschönes und braves Töchterlein, die den jungen Rittersmann von ihrem Fenster aus gesehen und sofort in Liebe zu ihm entbrannt war, eilte bei der ersten Gelegenheit, als ihr Vater mit seinen Raubgesellen wieder auszog, nach dem Turme, tröstete den jungen Herrn und versprach ihm Hilfe und Rettung. Als ihr Vater bald darauf zu neuem Raube ausgezogen, legte sie die Kleider einer armen Dienstmagd an, hockte eine zu dem Zwecke gefertigte große Wasserbutte auf ihren Rücken, erschloß das Burgverließ, hieß den jungen Ritter in die Butte kriechen, bedeckte denselben mit einem Tuche und trug ihn so, als wolle sie noch spät zum Brunnen, aus der Burg in die Freiheit. Hier gelobten beide sich ewige Liebe und Treue. Und als ihnen auch der wilde Ebersberger den Streich verzieh, so wurden sie bald ein Paar. Der junge Ritter aber nahm zum Danke und ewigen Gedächtnis an seine Rettung die Butte in sein Wappenschild auf.

Schwarz, S. 92.

* 381. Das „Luerfeld" bei Kleinsassen.

Von dem Dörfchen Kleinsassen nach Oberbernhards, in der Nähe der Milseburg, wird ein mit unzähligen Basaltbrocken bedeckter Strich das „Luerfeld" genannt. Von ihm geht diese Sage: Zur Zeit, als noch wilde Ritter auf dem Stellberge und dem Auersberge hausten, raubte einer der letzteren dem Stellberger die Tochter. Darob geriet dieser in solche Wut, daß er dem Auersberger den Tod schwur und ihm auf dem „Luerfelde" solange auflauerte, bis er ihn hier überfiel und tot schlug. Daher der Name „Luerfeld".

* 382. Das Holzmaß zu Dietges.

Am südlichen Abhange der Milseburg liegt das Dorf Dietges, das Schöppenstädt der Rhön, durch großen Waldbesitz, Ordnungsliebe und Friedfertigkeit der Bewohner vielleicht eines der besten Dörfer des Gebirges; denn die zu Dietges haben keine Repositur für streitige Prozeßakten in ihrem Gerichtslokale zu Hilders. Von den vielen Schwänken, die dem Orte aufgebunden werden, hier nur einer. Bei der Verteilung des Gemeindeholzes zu Dietges hat es oft große Unzufriedenheit und Wortwechsel darüber gegeben, daß

ein Teil behauptete, das Scheitholz sei nicht gleichmäßig lang, und er dadurch zu kurz gekommen. Der Schulze des Ortes, der die Vorwürfe mit Recht auf sich bezog und die Unzufriedenheit nicht wachsen lassen wollte, glaubte nach langem Sinnen endlich das Richtige gefunden zu haben und gab in der nächsten Gemeindeversammlung seine eigene Körperlänge als das hinfür einzuführende Maß für das Scheitholz an, versprach auch, damit dieses richtig innegehalten werde, sich beim Holzmachen jedesmal als Maß selbst auf den Stamm zu legen, damit dann der Holzhauer die Längenmarke dicht über dem Kopfe des Schulzen einhauen sollte. Die Gemeinde hatte den Vorschlag angenommen, und so zog das lebendige Längenmaß, als das nächste Gemeindeholz gehauen wurde, mit den Arbeitern in den Wald. Und diesmal ließ sich nicht eine unzufriedene Stimme vernehmen. So kam denn auch die Reihe an das für den Schulzen selbst bestimmte Holz. Da aber erwachte die bis dahin schlummernde Habgier bei dem Manne. In dem Augenblicke, als der Holzhauer den Hieb zu der Marke dicht über dem Kopfe des Schulzen thun wollte, schob der Habsüchtige sich mit einem Ruck gerade um Kopflänge aufwärts, so daß die Axt ihm den Hals durchhieb, und des Schulzen Kopf von dem Bloche rollte.

Bechstein, S. d. Rhön S. 91.

*383. Woher der Name Frankenheim.

Unser Ort hat früher nicht Frankenheim geheißen, — er hieß — hm! da hab ich's doch vergessen, — aber man wird alt und schwach. Na! es soll einmal nicht darauf ankommen. Den Namen Frankenheim aber hat es von einer Schlacht, die hier auf der langen Wiese zwischen zwei großen Kriegshaufen geschlagen worden, in der die Franken unterlagen und auch ihren Obersten, der unter dem Kreuzstein begraben liegt, verloren. Und da sie nun auf solche Weise arg heimgeschickt worden waren, so bekam der Ort den Namen Frankenheim.

*384. Die weiße Jungfer bei Frankenheim.

Eines Abends spät standen einige Bursche am Hellwaldsrödche; unter diesen war einer, der mit der Tochter der nahen Hellmühle verkehrte. Auf einmal sahen sie eine weißgekleidete Weibsperson an der Steinrücke herunterkommen. Die „Jungen“ dachten, es sei die Müllerstocher, und verkrochen sich, um sie zu „utzen“, hinter einer starken Buche. Bald aber sahen sie, daß sie

sich getäuscht hatten; denn die Weiße war ganz verschleiert und auch nicht ein einziger hatte sie auftreten hören. Die Bursche sahen sich einander an, und da es keine Furchthasen waren, so setzten sie der Verschleierten nach. Keiner aber kriegte sie wieder zu Gesicht; sie durchsuchten den ganzen Platz, die Gestalt war und blieb verschwunden. Nun aber ging's Hals über Kopf nach der Mühle. Dort saß die Müllerstochter ganz ruhig hinter dem Spinnrad, sie war nicht vor die Thüre gekommen. Der Müller aber schüttelte bei der Mitteilung der Jungen bedenklich den Kopf und meinte, die sei ihm auch schon vor die Augen gekommen. Manche wollen behaupten, es sei die weiße Jungfer von Huflar gewesen.

*385. Der „Bengelschuh“ bei Frankenheim.

Eine starke Viertelstunde über Frankenheim, nahe an der bayerischen Grenze, am Kreuzwege von Oberweid nach Fladungen, steht ein drei bis vier Fuß langer Basaltstein, in welchem auf beiden Seiten ein starker Mannsschuh, wie eingemeißelt, zu sehen ist. Der Stein wird der „Bengelschuh“ genannt. Die Sage erzählt verschiedenes über denselben:

a. Es hauste einmal ein riesig großer Räuber auf der Rhön, vor dem fürchteten sie sich alle, selbst die Gerichtsherren. Da er aber sein heilloses Wesen immer ärger trieb, so wurde ein Haufen Kriegsvolk aufgeboten, um nach ihm zu fahnden. Und so wurde er von Berg zu Thal, von Thal zu Berg gehetzt, bis er hier oben auf der Rhön nicht weiter konnte, auf den Stein sprang, alles verfluchte und verwünschte und vor Wut den Fuß in den Stein einstampfte. Und als sich der Stein darüber wendete, zeichnete er ihn auf der entgegengesetzten Seite ebenso; worauf sich der gehetzte Riese seinen Häschern überlieferte. Der gefürchtete Räuber hieß Bengel, und von ihm bekam der Stein den Namen Bengelschuh.

b. Zur Zeit des Bauernkrieges kamen die zu jener Zeit auch hier aufrührerischen Bauern droben auf der hohen Rhön an dem erwähnten Steine zusammen und berieten sich untereinander. Und da die Bauern damals in ihrer Fahne einen „Bengelschuh“, d. i. Bändel- oder Bundschuh, führten, so meißelten sie jenes Zeichen in den Stein und gaben ihm obigen Namen.

c. Ein Frankenheimer Bauer ließ einmal ein Fundament zu einem Hause aufmauern, und da ihm der „Bengelschuh“ ein geeigneter Stein dazu schien, so fuhr er ihn ohne weitere Umstände ins Dorf und ließ denselben in der Mauer anbringen. Als der Bauer aber am andern Morgen den Stein wieder herausgerollt sah,

und dies noch drei= bis viermal hintereinander geschah, da wurde ihm angst und er sah ein, daß der seinem Hause keinen Segen bringen würde. Er lud ihn daher wieder auf und fuhr ihn an seinen alten Platz, wo er heute noch zu sehen ist. Auch will man wissen, daß es dort nicht geheuer sein soll.

*386. Der Schatz auf dem Acker bei Frankenheim.

In der Nähe der Kirche von Frankenheim liegen auf einem Acker, auf dem sie schon vieles Geld gefunden haben, noch große Schätze begraben, denn auf dem Acker stand in alten Zeiten ein Haus, das war die Herberge von großen Räubern, Zigeunern und dergleichen Gesindel; ein Geist soll aber die Schätze bewachen. Einer aus Frankenheim pflügte in glücklicher Stunde den Acker, da wollte der Pflug auf einmal nicht weiter, er blieb eine ganze Weile hängen. Da trieb der Bauer das Vieh hart an. Auf einmal krachte es, und als der Bauer an der Abwand den Pflug wandte, sah er einen eisernen Henkel an der Schar. Nun fiel es ihm bei, daß der an dem eisernen Geldkessel gehangen hatte. Der Bauer lief zurück, aber es war schon zu spät. Es haben auch viele dort auf dem Acker blaue Lichtchen brennen sehen.

*387. Das schreiende Kind im „Hellwaldsrödche" bei Frankenheim.

Der Edelmann bleibt immer Edelmann, auch wenn er sich manchmal anders schreibt, wie z. B. die Boyneburgs drunten in Huflar, die sich sonst auch von der Tann geschrieben, und unsere Gemeinde damals gehörig geplagt haben, als das Dorf nur erst aus „Acht Buwern" (Acht Bauern) bestand. Für wenige hundert Thaler luxten sie ihnen Hut und Wald ab, und damit noch immer nicht zufrieden, griffen sie weiter und weiter, bis sie ihre Mark= steine nahe an die Häuser des Dorfes gerückt hatten. Nun, der Kuckuck hat's auch wieder geholt. Uns aber kostet die Hut wieder schweres Geld. Damals ist es auch geschehen, daß einer der Herren von der Tann wieder neue Grenzsteine setzte und dadurch einer armen Frau ihren Acker, der am Walde hin lag, wegfingern wollte. Die Frau aber hatte es beizeiten erfahren, lief mit ihrem Kinde auf dem Arm nach dem Acker, protestierte gegen den Grenzstein und sagte, daß sie sowohl wie ihre Eltern und Groß= eltern den Acker besessen und alljährlich bebaut, und die Herren von der Tann nichts daran zu suchen hätten. Da aber der Herr wie seine Leute sich wenig um die Klagen und das Jammerge= schrei der Frau bekümmerten, und die Armen zu jener Zeit gegen

große Herren nichts ausrichten konnten, so nahm die Frau ihr Kind, setzte es in das gegrabene Loch und rief: „Nun gut, so will ich dir mein armes Kind, das ich nun doch nicht mehr ernähren kann, zum schreienden Markstein hierher setzen, und verfluchte darauf den ungerechten Herrn samt der neuen Grenze. Als solches der aus Huflar vernommen, ergrimmte er dermaßen, daß auch er die Mutter mit dem armen Wurm wieder verfluchte, weil sie ihm dadurch auf ewige Zeiten einen solchen Spuk hingesetzt und ihm den Schimpf angethan.

Das Kind, das er aus dem Loche wieder herausholen ließ, soll bald gestorben sein. Alle sieben Jahre jedoch hört man es an jenem Grenzstein am „Hellwaldsröbche" noch arg schreien. Gar viele hier können es bezeugen.

*388. Der Kreuzstein bei Frankenheim.

Am Wege von Frankenheim nach Birx steht ein Basaltstein von einigen Fuß Umfang, in dessen Nähe es nicht geheuer sein soll. Er wird der „Kreuzstein" genannt und soll die Grabstätte eines im Schwedenkriege gefallenen hohen Generals bezeichnen, nach anderen die eines Ritters, der hier im Kampfe gefallen.

*389. Vom Schlosse Auersberg bei Hilders.

Am Wege von Tann nach Hilders blickt durch üppigen Buchenwald die Ruine Auersberg in das Ulsterthal. Die letzte Gräfin dieses Geschlechtes, so erzählt die Sage, wollte eines Tages auf dem Schlosse der benachbarten „Uerkuppe" in ihrer Kutsche einen Besuch machen; als sie an die stark angeschwollene Ulster kam, erklärte der Knecht der Gestrengen, daß die Überfahrt, bei dem hohen Wasser und der starken Strömung, durch die Furt nicht möglich sei. Die Dame jedoch verlangte ihren Willen durchgeführt, und als der Kutscher nochmals sein Bedenken wiederholte, wurde die Gräfin so erbost, daß sie im Zorn die Worte: „Fahr zu ins Teufels Namen!" ausstieß, worauf der Knecht dann mit einem „Nein, nein, aber in Gottes Namen!" antwortete, und die Pferde in die brausende Ulster trieb. Doch bald zerrissen die im Bette rollenden Gesteine das Geschirr. Der Wagen schlug um, die Gräfin ertrank und wurde mit dem Wagen stromabwärts getrieben. Der Knecht jedoch erreichte mit seinen Pferden wohlbehalten das jenseitige Ufer. Auf einer am rechten Ufer der Ulster gelegenen Wiese, die der „Rosengarten" genannt wird, einige hundert Schritte unterhalb der nach Eckweisbach führenden steinernen Brücke,

erblickt man noch ein altes steinernes Kreuz, das die Stelle bezeichnen soll, an welcher die Gräfin ihren Tod in den Fluten fand.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 74.
Bavaria, IV., 1, S. 180.

Auch geht noch die Sage im Volke, daß im sogenannten Schwedenkriege der Würzburgische Kommandant des vom Bischof Albrecht 1554 wieder aufgebauten Schlosses, als die Schweden dieses erstürmt hatten, ein Fenster ausheben ließ und durch dieses auf seinem Schimmel in den Wallgraben sprengte, wo er den Tod fand. Er soll sich dann und wann auf seinem Schimmel in der Burg noch blicken lassen und Unheil verkünden.

Auf dem Schlosse droben sollen auch noch viele Schätze vergraben liegen, an denen sich schon manche Schatzgräber, jedoch vergebens, zu bereichern suchten. Sie würden von einem mächtigen Geiste gehütet, der alle an der Nase packt und in der Irre herumführt. Ebenso wollen viele von einem unterirdischen, jetzt jedoch verfallenen Gange wissen, der vom Auersberge bis in den Keller des roten Schlosses zu Tann geführt habe.

Bechstein, S. d. Rhön. S. 75.
Jannsen, S. 138.

* 390. Der große Auersberg.

Ein sich bis zu 2600 Fuß erhebender, bewaldeter Basaltkegel, der große Auersberg, auf dessen Kuppe eine Vertiefung zu sehen ist, gilt der Sage als ein ausgebrannter Vulkan, der aber bis heutigen Tages noch immer seine Tücken nicht lassen soll. Er liegt auf dem Höhenzuge zwischen der vordern und schmalen Sinn und ist der Wetterprophet der Umgegend. Die Leute dort sagen, wenn die Kuppe des großen Auersbergs von einem kleinen Nebel umhüllt ist, oder Dunstsäulen von ihr aufsteigen, die Gräfin Karoline koche Kaffee oder Klöße, d. h. es würde bald regnen; oder sie sagen auch:

„Hat der Auersberg einen Dunst wie ein Butterfaß,
So macht er den Bauern den Buckel naß.“

Weiter erzählen sie dort noch, daß dann und wann bei dem Aufsteigen jener Dunstgebilde diese sich mit einem gewaltigen Knalle entlüden und unter heftigen Windstößen die Umgegend mit einem Platzregen überschütteten.

Bechstein, S. d. Rhön. S. 115.

* 391. Vom „Altenfeld“ bei Hildenberg.

Zwischen Urspringen und dem Hildenberge liegt die Wüstung Altenfeld. Wie und wann das dort gelegene Dorf Altenfeld verschwunden, ist unbekannt. Außer dem Ortsnamen zeugt nur noch ein ziemlich gut in Stein gefaßter Born, der „Kirchbrunnen“ genannt, sowie wild aufgeschossene Zwetschenbäume von dem früheren Vorhandensein des Dorfes. In Hausen erzählen einige: Altenfeld sei einmal in Kriegszeiten, und zwar schon längst vor dem Schwedenkrieg, zerstört worden. Andere dagegen behaupteten: es sei versunken und verschüttet worden. Alle aber erzählten als ganz bestimmt, daß in den heiligen Nächten, besonders in der vom 7. und 8. Dezember (Mariä Empfängnis) sich ein gar lieblicher Gesang der dort umgekommenen Frommen an dem erwähnten Kirchbrunnen vernehmen lasse, so daß man unwillkürlich niederknieen und ein Vaterunser beten müsse. Einer aus dem nahegelegenen Dorfe Roth behauptete ebenfalls bestimmt, jene himmliche Musik lasse sich dort in der Nacht auf den letzten Quatember vernehmen. Viele von Roth, die der Musik zu Liebe auf das Altenfeld gegangen, hätten sie dort auch gehört.

* 392. Die Burg Hildenberg.

In nordwestlicher Richtung vom Dorfe Stetten liegen auf einem bewaldeten Kegel die Burgruinen der Dynasten von Hildenberg. Durch die Vermählung des Grafen Otto von Botenlauben mit Adelheid von Hildenberg kam das reiche Erbe an das Haus Henneberg, späterhin an Fulda. Die Burg soll durch die Bauern, die den Reformator Dr. Luther, auf einer Reise von Bastheim aus, dort glaubten, genommen und dann zerstört worden sein. In der Nähe der Burgruinen befindet sich ein kleiner Weiler.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 104.
Bavaria, IV, 1, S. 178.

* 393. Das singende weiße Fräulein und ihre Jungfern auf dem Hildenberge.

In Hausen erzählte einer: „Ich bin droben auf dem Hildenberge geboren und habe dort oft von alten Leuten gehört, daß, als das alte Schloß verwüstet und in Brand gesteckt wurde, der Herr von Hildenberg samt seinen Dienern und Knechten niedergemetzelt wurde. Das Fräulein dagegen wäre mit ihren Jungfern und großen Schätzen in einen gemauerten, unterirdischen Gang geflüchtet. Da sie aber dessen Ende am Eisgraben — wir heißen's

das „Klefalls“ oder auch das „Klefallsloch“ — nicht hätten erreichen können, so wären auch sie in dem Gange noch umgekommen, und bewachten nun noch bis auf den heutigen Tag dort ihre Schätze. Alle sieben Jahre ist es ihnen erlaubt, den Menschen zu erscheinen. Dann kommen sie in mondheller Nacht aus dem alten Gemäuer, setzen sich auf das Holz, Reisig, oder was gerade daliegt, und singen die schönsten Weisen, so daß es den Leuten, die es gehört haben, allemal ganz zitterig ums Herz wurde.

Mancher probierte es auch schon, durch das „Klefallsloch“ in den Gang und zu den Schätzen zu gelangen. Weit hinein ist aber noch keiner gekommen. Sie sagen, es sei gefährlich. Auch haben sie viel von einer eisernen Thüre oder Platte geschwatzt.“

* 394. Der Schatz im alten Hildenberger Keller.

Mein Herr, der droben auf dem Hildenberg Bauer war, so erzählte einer aus dem Dorfe Roth, hatte ein Gebräu Bier in dem großen Keller unter dem alten Schlosse liegen und mußte eines Abends spät noch dorthin, um einen frischen Trunk zu holen. Die „Schleife“ war voll, und mein Herr wollte eben wieder die Treppe hinauf, als er in einer Ecke einen Haufen Kohlen blitzblau brennen sah. Der Bauer stand einen Augenblick ganz verwundert da. Da er aber keiner war, der sich ins Bockshorn jagen ließ, so ging er frisch darauf los, griff zu, steckte eine Handvoll zum Wahrzeichen in die Tasche, und als er sie droben in der Stube näher beguckte — potz Blitz! da waren es lauter alte Silberstücken von der Größe eines preußischen Drittels. Wie der Wind war das „Herrle“ jetzt wieder in dem Keller, allein die Kameraden von seinem Funde waren und blieben verschwunden. Was er davon gebracht, habe ich als Kind noch oft in den Händen gehabt und die Geschichte mehr als hundertmal aus seinem eigenen Mund gehört. Mein Bauer setzte dann allemal hinzu, vielleicht hinge der Schatz mit der weißen Jungfer zusammen, die hinter dem alten Schlosse an bestimmten Tagen Leinknotten auf einem weißen Tuche „keine.“ Auch habe ich oft von einem unterirdischen, geheimen Gange reden hören. Er soll in dem Eisgraben seinen Ein- oder Ausgang haben. Damals sprachen sie auch noch viel von anderem Spuke, von Mönchen und Nonnen, die zur Adventszeit sich aus dem alten Gemäuer schlichen und von hellleuchtenden Feuermännern nach dem schwarzen Moore hin geleitet würden.

* 395. Das Muttergottesbild in der Kapelle auf dem Battenstein.

Zwischen Hilders und Batten erhebt sich links an der Straße der Battenstein, auf dessen felsiger Höhe eine Kapelle steht, die ein steinernes Bild, die Mutter Gottes mit dem Leichnam Christi auf dem Schoße vorstellend, in sich schließt. Von diesem Bilde sagen sie: Es wurde einst dort droben von Schweinen ausgewühlt, viermal in die Kirche von Hilders getragen, aber auch viermal wieder von unsichtbarer Hand in der folgenden Nacht an seinen Fundort, den Battenstein, zurückgebracht. Und da sich der Wille der heiligen Mutter Gottes, auf dem Battenstein verehrt zu werden, hierdurch genugsam bekundet hatte, so ließ man es allda und baute die Kapelle.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 76.
Bavaria, IV. 1, S. 193.
Jannsen, S. 208.

* 396. Von Günthers bei Tann.

Als die Einwohner von Günthers noch katholisch und nach Schleid eingepfarrt waren, hatten sie in dem Dorfe noch keinen Friedhof; starb jemand, so trugen sie die Leiche am Begräbnistage auf den zwischen dem Dorfe und der Ulsterbrücke gelegenen Gemeinderasen, den „Schuckrasen" und setzten sich hier nieder, wo sie denn durch einen der geistlichen Herrn in Schleid abgeholt und dort beerdigt wurde. Als jedoch später einmal der schwarze Tod auch in Günthers gar arg wütete und die meisten Nachbarn hinraffte, verweigerten die in Schleid den Dienst und meinten, die in Günthers könnten ihre Toten bei sich beerdigen und durch den Schulmeister einsegnen lassen. Und so geschah es denn auch, daß sie einen Friedhof anlegten, ihre Leichen selbst beerdigten und durch den Schulmeister für 30 Kreuzer einsegnen ließen, eine Sitte, die sich auch, nachdem das Dorf Günthers Luthers Lehre angenommen, bis in die jüngsten Zeiten erhielt und Veranlassung zu dem Sprichwort gab: „Wer wohlfeil sterben will, der gehe nach Günthers." „Das paßt jetzt aber nicht mehr", fügte der Ortsvorsteher obiger Mitteilung hinzu. „Wir haben uns lange genug gewehrt; es half jedoch nichts. Jetzt kömmt einer der geistlichen Herren aus Tann hierher und beerdigt; und das kostet Batzen."

Auch erzählen sie noch zu Tann, daß vor langen Jahren ein gelehrter Herr auf dem Friedhofe oder in der Ummauerung desselben einen alten Stein gefunden und auf demselben nachstehendes gelesen habe:

„Hier ruhen unsere Alten.
„Gott möge sie behalten;
Denn würden sie wieder auferstehn,
„So müßten wir von Hof und Hause gehn.“

Zu Günthers dagegen behaupten sie, die genannten Reimlein seien bis heute noch an dem Kirchhofthore zu sehen; da sie aber in lateinischer Sprache und mit hebräischen Buchstaben vom Steinmetzen eingemeißelt worden seien, so könnten sie nur von den Gelehrten gelesen werden.

*397 Der Spuk in den Gutsgebäuden des gelben Schlosses zu Tann.

In dem sogenannten „alten Hofe“, den Gutsgebäuden des gelben Schlosses wohnte vor langen Jahren eine Frau von Wildungen mit ihrer Magd. Beide erzählten, daß in der Nacht des Aschermittwochs eine weißgekleidete Dame mit verschimmeltem Gesichte, aufgelöstem Haare, einem Schlüsselbund am Gürtel und Pantoffeln an den nackten Füßen, sämtliche Zimmer des Gebäudes durchwandere; sei sie in das Schlafgemach der Frau von Wildungen gekommen, so trete sie an deren Bett, beuge sich über dieselbe hin, betrachte sie einige Minuten lang und trete dann eben so geräuschlos den Rückweg wieder an. Frau von Wildungen nannte die Erscheinung, wenn sie von ihr sprach, nur das Fräulein Käthchen. Einmal auch habe, so erzählt jene, die Erscheinung sich nicht, wie gewöhnlich, über sie gebeugt, sondern sei an der Thüre, sie scharf anblickend, stehen geblieben, habe sich verneigt und mit der Hand gewinkt. Die Frau von Wildungen starb noch im nämlichen Jahre.

In demselben Gebäude saß eines Abends noch spät der Verwalter mit den Seinen auf seinem Zimmer, als er plötzlich furchtbares Angstgeschrei im Hause vernahm. Er wollte aufspringen und nachsehen; doch ehe er noch die Thüre erreichte, stürzte das sämtliche Gesinde entsetzt und totenbleich in das Zimmer. Als sich einige von dem Schrecken etwas erholt hatten, erzählten sie ihm: „Wir saßen, wie immer nach dem Abendessen, in der Gesindestube noch bei einander mit Spinnen und Stricken beschäftigt, als plötzlich eine große feurige Kugel von der Decke auf den Tisch herabstürzte und die Lampe umwarf, so daß uns der Schrecken noch in allen Gliedern sitzt“.

* 398. Vom Kehrfrauchen im roten Schlosse zu Tann.

In einem der nach dem südöstlichen Turme hin gelegenen Zimmer des roten Schlosses befand sich eine Nische, welche in der

Neuzeit durchgebrochen und als Verbindungsthür zu den Zimmern des besagten Turmes benutzt wird. In dieser Nische, so erzählt die Sage, soll nun nach einigen das hölzerne Bildnis eines kleinen, einen Kehrbesen führenden Frauchens, gestanden haben; nach anderen hing dort ein altes Ölgemälde, welches ein kleines, altersgraues Weibchen mit einem Besen in der Hand zeigte. Dieses Bild soll eine Frau von Bärenburg vorgestellt haben, welche diesen Teil des Schlosses bewohnt und fast ihr ganzes Leben nur mit Kehren und Fegen hingebracht, weshalb sie den Namen: „das Kehrfrauchen", das Zimmer aber den der „Bärenburg" erhalten, und daß, wenn das Kehrfrauchen von jener Stelle entfernt worden sei, es niemand im Schlosse habe aushalten können; man habe dann überall ihren unheimlichen Kehrbesen und nebenbei ein Rollen, wie das von schweren Kugeln, in der sogenannten „Bärenburg" und den anliegenden Turmzimmern vernommen.

* 399. Die Totenuhr in der Familie von Tann.

In dem roten Schlosse zu Tann befand sich früher eine kleine acht bis zehn Zoll hohe Standuhr mit einem bronzenen schön verzierten Gehäuse, auf der zugleich auch der Mondwechsel zu sehen war, und die sich zur Zeit im Besitz des Herrn Hauptmann O. v. der Tann befinden soll. Von diesem alten Familienstücke wird erzählt, daß sie bei jedem Todesfalle eines Gliedes derer von der Tann entweder plötzlich stehen geblieben sei oder wohl gar die Kette gesprengt und dann eine Zeit lang unaufhörlich geschlagen habe. Sie wurde deshalb schlechthin die Totenuhr genannt und bei Erbteilungen lange Zeit als ein grausiger Gegenstand von den Beteiligten gewöhnlich zurückgewiesen.

* 400. Vom ehemaligen „Gaak" in Tann.

In dem Rhönstädtchen Tann wissen einige noch durch mündliche Überlieferung von einer sonderbaren Gerichtsprozedur, die dann und wann dort ausgeübt wurde. Man erzählt: An der Stelle des jetzt noch stehenden Amtshauses zu Tann stand in alter Zeit schon einmal ein Gerichtslokal, das an der Seite des Marktplatzes mit einer Altane versehen war, unter der sich ein kleiner Weiher befand, welcher der „Gaak" genannt wurde. War nun damals eine Person weiblichen Geschlechts wegen unsittlichen Wandels bestraft worden, so wurde sie zu vollständiger Reinigung nachträglich noch in einem an einem Stricke befestigten Korbe von der Altane in den „Gaak" herabgelassen und hier gehörig gebadet,

um dann nach der Altane wieder hinaufgezogen zu werden. Ob die auf diese Weise Behandelte nach dem Bade wieder als ehrenhaft galt, und seit wie lange diese Sitte abgekommen, wußte dort niemand anzugeben.

* 401. Von dem vermauerten Fenster in der Kirche zu Tann.

In der Stadtkirche zu Tann findet sich hinter dem Altare ein hohes, zugemauertes Fenster, über welches nachstehende Sage mitgeteilt wird: Der durch seinen Eifer für Luthers Lehre bekannte Eberhard von der Tann hatte in seiner Herrschaft die Reformation eingeführt. Da geschah es nun, daß ihn auf einer Reise zum Kaiser ein Bote einholte, welcher ihm meldete, daß während seiner Abwesenheit seine Gegner — einige sagen, von Würzburg, andere von Fulda aus — die Gelegenheit benutzt hätten, den lutherischen Geistlichen wieder zu verjagen und einen katholischen an dessen Stelle einzusetzen. Der mutige Ritter Eberhard besann sich nicht lange, kehrte eiligst nach Tann zurück und erschien, da er hörte, daß der katholische Priester gerade Messe lese, so unerwartet zu dessem Entsetzen in der Kirche, daß dieser in der Todesangst die Flucht durch das nahe Fenster nahm. Eberhard ließ darauf zum Wahrzeichen, daß der Katholizismus auf ewige Zeiten mit diesem Pfaffen aus der Kirche gefahren sei, das Fenster vermauern.

* 402. Der schwarze Hund bei Tann.

„Wir,“ so erzählen die Schäfer des Ulstergrundes bei Tann, „haben in der Mitternachtsstunde von einem großen, schwarzen Hunde oft viel zu leiden. Er kommt zu jener Stunde an den Pferch und macht uns die ganze Herde rebellisch, denn die Schafe, sobald sie ihn wittern, springen erschreckt auf, schießen dreimal, aber immer nur dreimal, wie toll geworden, in dem Pferch herum, durchbrechen die Hürden und zerstreuen sich truppweise im Felde. An ein Halten ist dann gar nicht zu denken, und ebenso wenig lassen sie sich dann während der Nacht wieder einfangen und zurückbringen. Wer in dem schwarzen Hunde steckt, das brauchen wir nicht zu sagen. Das einzige Mittel, ihn von dem Pferche zu bannen, besteht aber darin, daß man die Schafhunde auf den Namen „Wasser“ oder „Strom“ tauft.

* 403. Der gespenstige Jäger bei Tann.

Unter den mancherlei Plätzen in der Umgegend von Tann, die nicht geheuer sind, wird besonders einer nach dem Theobalds- oder Teufels-Hof zu am Elmstieg genannt. Dort läßt sich beim Leimenloche nachts ein grüner Jäger sehen, der die Vorübergehenden durch allerlei Zeichen und Winke auf sich aufmerksam macht und vom Wege zu locken versucht; doch hat sich bis jetzt noch jedermann gehütet, der Einladung jenes bösen Geistes zu folgen.

* 404. Der spukende Kreiser im sogenannten „Ochsenstalle“ bei Tann.

Eine Sage der jüngsten Zeit läßt den alten 70jährigen Tiroler Jäger, welcher Kreiser bei den Herren von der Tann war und der in dem Walde, der „Ochsenstall“, erschossen wurde, ohne Kopf mit einem weißen Hunde umgehen, um nach wie vor die Holzfrevler zu verscheuchen.

* 405. Von der weißen Frau und der weißen Jungfer in und bei Tann.

a. In dem Garten des roten Schlosses, des ältesten der drei Rittersitze der Herren von der Tann, läßt sich mitunter, wie man dort erzählt, eine weiße Frauengestalt sehen, welche einen Schlüsselbund im Gürtel trägt.

„Wie lange wird es her sein, daß einer von hier,“ so erzählt einer in Tann, „eine Meise in dem Garten des roten Schlosses fangen wollte. Als die Vögel schlafen gegangen waren, kletterte der Bursche mit seinen Leimruten auf einen der Bäume, holte sich die Meise aus ihrem Neste und glitt dann wieder an dem Stamme hinunter. Doch kaum hatte der Bursche den Boden erreicht und sich zum Gehen gewandt, als er auch schon in ein zürnendes, leichenblasses Gesicht blickte. Es war das der weißen Frau, die dicht hinter ihm stand. Der Schrecken raubte dem Burschen augenblicklich das Bewußtsein. Als er wieder zu sich kam, war die weiße Frau verschwunden; aber auch seine Meise war auf und davon.“

Dieselbe Erscheinung hatten viele, als sie in der Mitternachtsstunde von der Borngasse aus durch ein kleines Gäßchen nach dem Kirchhofe gingen.

b. „Mein Vater, der doch Schäfer hier in Tann war, lag auch einmal draußen in seiner Hütte am Pferche und war ruhig eingeschlafen. Da wurde er plötzlich um Mitternacht durch das

Gewinsel und ängstliche Gethue seines Hundes aus dem Schlafe geweckt. Er horchte auf, doch es war und blieb alles mäuschenstill. Da auf einmal sah er — denn es war eine prächtige, helle Mondnacht — wie sich ganz leise eine weiße Gestalt weit über die Hütte hinbeugte und ihn eine ganze Zeitlang unverwandt mit ihrem Spinnwebengesicht anblickte. Meinen Vater überlief ein Schauder nach dem andern, und die Angst schnürte ihm die Kehle zu. Als die weiße Jungfer, denn sie und keine andere war es, merken mochte, daß sie hier nicht angesprochen wurde, erhob sie sich wieder eben so leise und schlich seufzend von dannen. Wohin sie gegangen, wußte mein Vater nicht zu sagen, denn er hat ihr vor Angst nicht nachgesehn." So erzählt das alte Schäfers-Liesche in Tann.

c. In dem Lauterbacher Thale bei Tann wäscht und bleicht an bestimmten Tagen zur Mittagsstunde eine weiße Jungfer ihren Schleier und sonstiges Weißzeug. Nahen darf man ihr freilich nicht, denn sie verschwindet sonst samt ihrer Bleiche.

d. Zwischen Tann und Günthers läuft nach Schlitzenhausen auf dem rechten Ufer der Ulster eine alte Gebietsgrenze hin, der „Walpersweg," auch „roter Fahrweg" genannt. Auf diesem zeigt sich allerlei Spuk, unter anderm auch die weiße Jungfer. Weiterhin nach dem Eichwalde sollen deren mitunter drei beisammen gesehen worden sein, die sich, kam man näher, sofort in drei schneeweiße Gänse verwandelten. Ein sehr alter Greis, Namens Nix in Tann, will dieses dort am Eichholze gesehen haben. Die Gänse liefen hernach bald rechts, bald links vom Wege vor ihm und verschwanden auf unerklärliche Weise plötzlich vor seinen Augen.

e. Ebenso zeigt sich auf einem in der Nähe von Günthers und dem „Walperswege" gelegenen öden Abhange, dem „Katzenraine", eine weißverschleierte Frauengestalt, die hier jedoch entweder von ein paar Katzen oder von dem unheimlichen schwarzen Hunde mit den feurigen Telleraugen begleitet sein soll.

*406. Von dem Höhl-Brüller.

Zwischen der kleinen Fischbach und der Hundsbach bei Tann wird eine Stelle am Höhl, da wo die Grenzsteine stehn, der „Stillstand" genannt. Hier bekam vor einigen hundert Jahren ein verwilderter Förster mit den am Höhl anliegenden Bauern einen heftigen Streit über die Grenzen des Besitzes und fluchte und tobte dermaßen, daß es den armen Leuten ganz gruselig darüber wurde. Als ihn einer der Bauern auf das Entsetzliche seiner

Flüche und auf sein Unrecht aufmerksam machte, sprang der Unmensch plötzlich von seinem Pferde, riß einem der Leute die Rodhaue aus der Hand und schlug sie, um den Ort, wo der Stein hingesetzt werden sollte, zu bezeichnen, hohnlachend mit den Worten in den Boden: „Da, Teufel, hast du meine Seele.“ Stumm vor Entsetzen standen die Bauern da, der Förster aber warf die Haue verächtlich bei Seite und bestieg wieder seinen Klepper. Doch kaum hatte er sich mit diesem einige Schritte entfernt, als der Gaul stürzte und samt seinem Herrn das Genick brach. Seit jener Zeit muß der dem Bösen verfallene Förster als scheußliches Gespenst, und zwar ohne Kopf, auf einem gleichfalls kopflosen Rosse in der Geisterstunde am Höhle unheimlich brüllend auf- und abwärts reiten, und ist unter dem Namen: „Höhl-Brüller“ im Volke heute noch gefürchtet.

*407. Der Brunnen auf dem sogenannten „weißen Berge“ bei Tann.

Unter dem Galgenberge bei Tann liegt eine Wiesenfläche, der „weiße Berg“ genannt; auf dieser sprudelt eine reiche Quelle, die jedoch von den dortigen Bewohnern früher ungern zum Trinken benutzt wurde, denn abgesehen davon, daß die, welche das Wasser genössen, einen dicken Kropf bekommen sollten, wird auch noch über den Brunnen von den Bewohnern des Ulstergrundes folgendes mitgeteilt:

Zu Tann lebte im vorigen Jahrhundert ein Schweinehirte, schlechthin „Saujörg“ genannt, der war ein boshafter, heimtückischer Geselle. Er hatte einen Bund mit dem Bösen gemacht, und da er durch eigene Schuld unglücklich in der Ehe lebte, so vergiftete er eines Tages seine rechtschaffene Frau mit Wurzelknollen vom Schierlinge. Das aber kam sofort an den Tag. Der Saujörg wurde in einem Turme des Schlosses, der die „Koneburg“ genannt wird, festgesetzt, ihm der Prozeß gemacht und er zum Strange durch Henkers Hand verurteilt. Da nun aber bei dieser Gelegenheit der Henker verlangte, daß nach einem alten Herkommen die dortigen Müller ihm die Galgenleiter nach der Richtstätte tragen sollten, und diese sich, solches zu thun, weigerten, so entstand ein Streit, welchen das Reichskammergericht in Wetzlar zu Gunsten des Nachrichters entschieden haben soll. Als hierauf endlich der Tag der Exekution festgesetzt war, und der Henker den Saujörg in der „Koneburg“ in Empfang nehmen wollte, fand er nur noch den entseelten Leichnam des Verbrechers. Der Teufel hatte in der Nacht vorher seinem Freunde den Hals umgedreht und dem Henker das Nachsehen überlassen. Dieser steckte nun den Entseelten

in einen Sack und schleifte ihn mit seinen Knechten nach dem Galgenberge, allwo sie ihn einscharrten und den blutig gewordenen Sack darauf in dem nahegelegenen Brunnen auf dem sog. „weißen Berge" auswuschen. Seit dieser Zeit bekamen die Bewohner des Ulstergrundes nicht nur einen Ekel vor dem Quell, sondern behaupten auch, wer dessen ungeachtet das Wasser desselben trinke, bekomme bösartige Blutgeschwüre am Leibe.

*408. Die gespenstige Braut am Habelberg bei Tann.

Zur Zeit als hier alles noch katholisch war, so erzählt ein Tüncher aus Tann, wollte ein Brautpaar vom Seelighof über den Habelberg hierher, um sich trauen zu lassen. Es hatte kurz vorher stark geregnet und gleich darauf wieder gefroren. So war der Weg stellenweise recht glatt geworden. Als nun das Paar eine Strecke gegangen war, glitt die Braut unversehens aus und brach das Genick. Und da sie so ohne Beichte und Absolution dahin gefahren war, und der geizige Bräutigam auch keine Seelenmessen für sie lesen lassen wollte, so muß sie seitdem dort umgehen. Gar viele haben sie da schon gesehen. Sie ist noch, wie damals, bräutlich geschmückt. Der Kopf hängt ihr noch vom Genickbruch hinterwärts. Die Hände aber hat sie wie zum Beten gefaltet.

*409. Vom „Eindimmige" im Ulstergrund.

a. Zu Tann erzählen sie: Im vorigen Jahrhundert hauste in der Gegend von Tann ein berüchtigter Räuber, der, weil er nur einen Daumen, hatte im Volke deshalb schlechthin der „Eindimmig" genannt wurde und von diesem um so mehr gefürchtet war, als er die frechsten Diebstähle deshalb so sicher ausführen konnte, weil er sich mit Hilfe einer Fledermaus, die er beständig bei sich trug, nicht nur unsichtbar machen konnte, sondern auch mittelst der Finger eines ungeborenen Kindes immer genau wußte, ob die Bewohner des Hauses fest schliefen. Endlich mochte er's doch einmal versehen haben, oder der Böse, mit dem er einen Pakt geschlossen hatte, ihn genarrt, kurz! der „Eindimmige" wurde festgenommen, in die „Koneburg" gesteckt und von Rechts wegen zum Tode verurteilt. Als er aber abgeführt werden sollte, war der Turm leer. Der Teufel hatte ihn in der Nacht geholt. Seit jener Zeit hat er lange noch in der Gegend gespukt.

b. Einige alte Leute zu Tann wollen das Ende des Eindäumigen also erzählen gehört haben. Als die Zeit abgelaufen war, die der Teufel dem Räuber im Vertrage zugestanden hatte,

fiel dieser in die Hand des Gerichts und wurde als Räuber und Mörder zum Tod durch das Schwert verurteilt. Vor seiner Hinrichtung auf dem „Unsbach", einem Rasenplatz in der Nähe der Stadt, bat der Verbrecher noch um die Gnade, seiner alten Mutter ein Lebewohl sagen zu dürfen. Die Bitte wurde ihm gewährt. Hierauf that der Eindäumige, als habe er seiner Mutter noch etwas leise mitzuteilen, biß aber die alte Frau dabei so arg in die Wange, daß diese laut aufschrie. Dieser scheußlichen That, über die alle Anwesenden aufgebracht waren, fügte er dann noch die Worte hinzu: „Seht Mutter, hättet Ihr mich damals, als ich als Kind das kleine Messer gestohlen hatte und es Euch brachte, anstatt zu loben, gehörig durchgehauen, so brauchte ich jetzt diesen schweren Gang nicht zu thun!" worauf dann dem Verbrecher sein Recht geschah. Aus dem Rasen aber, den das Blut des Eindäumigen gedüngt, schossen bald darauf giftige Brennesseln auf, die kein anderes Gewächs dort fortkommen lassen.

*410. Vom Habelstein bei Tann.

Eine starke Stunde westlich von Tann liegt in einem Seitenthale der Ulster das Dorf Habel, und nahe dabei, an der S.W.-Seite des Habelberges, der Habelstein, eine gegen 200 Fuß hohe Felsenmasse, von deren Plattform man eine prächtige Aussicht genießt. Dicht am Fuße dieses Felsen liegt eine von einem Wall und alten Buchen umgebene moorige Wiese mit einem angeblich unergründlichen Wassertümpfel. Diese Wiesenfläche wird die „Seedalle" oder das „alte Seeb" genannt und soll in früherer Zeit ein kleiner See von unergründlicher Tiefe gewesen sein. Gewaltige Felsstücke, fast alle mit einer ringförmigen Vertiefung umgeben, die in der Nähe umher zerstreut liegen, vermehren das schauerlich Schöne dieses Bildes.

Die Sage läßt die weiße Jungfrau, die sich in dem früher noch klaren Spiegel des „alten Seebs" täglich badete, jetzt nur noch an bestimmten Tagen dort erblickt werden und auf einem weißen Leinen große goldgelbe Knotten klengen. Aber auch der wilde Jäger zieht unter furchtbarem Hallo und Hundegebell vom Habelstein aus durch die „Lindenau" in den Ulstergrund und weiter. Ebenso tanzen droben zu Walpurgis noch die Hexen auf dem in der Nähe des Felsenplateaus gelegenen Hexenrasen, und arme Leute, die dorthin in das Holzlesen gehen, werden bald von der weißen Jungfrau, bald von riesigen schwarzen Männergestalten und anderem Teufelsspuk in der hellen Mittagsstunde erschreckt und vertrieben.

*411. Der „Höhlmann“ von Dippach bei Tann.

Der Höhl oder Hähl, welcher sich von Hundsbach nach Sinnershausen hinzieht, durchschneidet zwischen Dippach und Unterweid die nach Meiningen zu führende Straße. An dieser Stelle soll ein unheimliches gespenstiges Wesen, welches der „Höhlmann“ genannt wird, das die Straße passierende Vieh, besonders die Pferde der Reisenden derartig erschrecken, daß die Tiere nur mit der größten Mühe vorwärts zu bringen sind.

*412. Der Elligsborn.

Er liegt nach Dippach zu und bildet einen nicht unbedeutenden tiefen Kessel mit „glimmerhellem“ Wasser. Eines Abends fuhren bei argem Schneegestöber Leute in einer Kutsche nach Hause zu. In der Nähe des Brunnens sprang ein Hase dicht vor den Pferden quer über den Weg. Die Rosse wurden scheu, kamen vom Wege ab und stürzten in den Brunnen. Man hat nie wieder etwas von dem Fuhrwerk gesehen.

*413. Der feurige Mann und der Hasenmüller bei Tann.

Zwischen Tann und Günthers liegt die sogenannte „Hasenmühle“ am linken Ufer der Ulster. Davon geht die Sage:

Vor Jahren ging einmal der Hasenmüller an einem Adventsabend in der Nähe der Mühle am Ufer der Ulster, als er plötzlich einen Feuermann gar nicht weit von sich stehen sah. Der Müller hatte schon oft von ihm gehört und war deshalb nicht sehr überrascht von der Erscheinung. Als er den Feurigen eine Zeitlang betrachtet hatte, juckte es dem Hasenmüller zwischen Fell und Fleisch, denn er konnte nicht gut jemand ungeneckt seines Weges ziehen lassen. Er rief daher: „Hänschche licht bie Haferschtrue“! (Hänschen leuchtet wie Haferstroh), machte dann aber auch, daß er so schnell als möglich nach seiner Mühle kam. Und kaum hatte er die Thüre hinter sich ins Schloß geworfen und den Riegel vorgeschoben, so hörte er auch schon draußen von dem Feuermann, der dem Müller wie ein Pfeil nachgeschossen war, aber in dem Augenblicke, als er nach ihm griff, die Thüre schon zwischen sich und dem Müller hatte, die Worte: „Wärst du nicht unter Dach, so müßte dein Hals jetzt krach“. Am andern Morgen sahen alle in der Hasenmühle an der Außenseite der Thür die eingebrannten zehn Finger des Feuermanns, und sie sind noch lange dort als Wahrzeichen zu sehen gewesen.

*414. Woher der Engelsberg bei Tann seinen Namen hat.

a. Der Berg hatte früher, wie die Leute sagen, gar keinen Namen, oder man hatte ihn vergessen. Da ließ sich einmal eine leuchtende Wolke von gar wunderbarem Scheine in der Gestalt eines Engels auf dem Berge nieder und rastete dort drei Tage und drei Nächte, oder wie andere wissen wollen, eine ganze Woche auf der Spitze des Berges, bis sie eines Morgens dort wieder verschwunden war. Seit jener Zeit, was freilich schon sehr lange sein mag, erhielt der Berg den Namen „Engelsberg". So erzählt ein alter Schuhmacher aus Tann.

Bavaria IV, 1., S. 193.

b. Ein anderer aus Tann berichtet: Ich habe von meiner Großmutter und auch von andern alten Leuten sagen hören, der Engelsberg habe davon seinen Namen, daß der Engel, wenn er den Erdenbewohnern die Auferstehung verkündet hätte, am ersten Ostertage vor Sonnenaufgang sich vom Engelsberge wieder zum Himmel emporschwinge.

*415. Vom Teufel am Engelsberge bei Tann.

Der alte Schäfer Koch, der im Dienste der Herren v. d. Tann auf dem Friedrichshofe am Engelsberge wohnte, ging eines Abends sehr spät vom Dietgeshofe nach Hause. Als er den Wald, die sogenannten „Struthöfer" Hecken erreicht hatte, hörte er in einiger Entfernung ein arges Brüllen, das ihm von einem Menschen herzurühren schien. Der alte Schäfer, der keine Furcht kannte, ging keck darauf los; da er aber den Platz erreicht zu haben glaubte, von dem das Brüllen ausging, hörte er dieses auf einmal wieder von einer ganz andern, ziemlich entfernten Stelle des Waldes her. Der Schäfer begann jetzt ebenso zu schreien und zu brüllen als jener und ging abermals auf den unsichtbaren Spektakelmann los, doch als er ihn zum zweitenmal erreicht zu haben glaubte, hörte er den Lärm plötzlich wieder von einer ganz entgegengesetzten Seite des Waldes her. Da aber wurde dem Schäfer doch gruselig zu Mute. Er wußte jetzt, mit wem er es zu thun hatte; denn der brüllende Teufel hatte dort auf diese Weise schon manchen irre gemacht und in tiefe Löcher geführt. Auch in der Gestalt eines Kalbes ist der Teufel schon manchem am Engelsberge erschienen, unter andern auch dem Schäfer, als er nachts einmal vom Knottenhofe nach dem Friedrichshofe hinauf wollte. Koch sah damals nicht weit von sich ein Kalb, von dem er glaubte, daß es einem der Hirten, die dort den Tag über weideten, ent-

laufen sei. Er suchte, es einzufangen; da ihm dies jedoch nicht gelang, und er zu weit von seinem Wege abzukommen fürchtete, ließ er es laufen und schlug die Richtung nach dem Friedrichshofe wieder ein. Bald aber merkte er, daß das Tier ihm gefolgt war. Der Schäfer drehte sich daher rasch um, aber potz Blitz! wie stiegen ihm da die Haare zu Berge, als er dem vermeintlichen Kalbe in den weitgeöffneten feurigen Rachen sah. Ebenso hat er und viele andere den Teufel in der Gestalt eines Drachens mit einem feurigen Fischkopfe und langem bläulichen Schweife am nächtlichen Himmel den Engelsberg umkreisen sehn.

* 416. Von der weißen Jungfer auf dem Engelsberge.

Auf dem Engelsberge haben in alter Zeit einmal zwei Dörfer gestanden. Sie wurden aber in dem großen Kriege ausgeplündert und niedergebrannt. Etwas Mauerwerk und die Löcher der eingestürzten Keller sind heute noch dort zu erkennen. Hier nun läßt sich alle 7 Jahre am ersten Pfingstmorgen eine weiße Jungfer sehen. Wenn nun die Sonne aufgeht, und die ist dann jedesmal doppelt so groß wie sonst und blutig rot, so steht die weiße Jungfer oben auf dem Berge, guckt eine Zeitlang in die Sonne, seufzt und verschwindet in einem der Kellerlöcher.

Die weiße Jungfer ist aber auch dann und wann herunter an den Brunnen an der „Strut", einer abschüssigen Hochebene am Engelsberge, gekommen, hat sich dort niedergelassen und ist nach einer Weile wieder langsam bergauf gestiegen. Hirten und Schäfer haben sie sogar vielmal gesehen. So hat auch einer von ihnen einmal eine goldene Kette an dem Platze gefunden, wo er die Jungfrau stehen sah.

Auch wird noch erzählt, daß die weiße Jungfer den Hirten und Arbeitern auf der „Strut" zuweilen das Mittagsessen, welches ihnen von ihren Leuten hinaufgetragen wurde, umschütte oder doch ganz ungenießbar mache.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 69.
Jannsen, S. 215.

* 417. Das böse graue Männchen am Engelsberge.

Am Engelsberge hält sich ein kleines aschgraues Männchen auf, das nicht zu den guten Geistern gehört, denn es neckt und tückt, wo es nur kann. Am meisten klagen die Hirten, die von den umliegenden Ortschaften ihre Herden auf die „Strut" treiben, über das Gespenst, weil es ihnen, wie die weiße Jungfer, die Henkeltöpfe mit dem Mittagsessen umstößt oder wenigstens das

Essen ungenießbar macht. Wird es von ihnen darüber ertappt, so verschwindet es vor ihren Augen mit einem gellenden Hohngelächter, sprengt ihnen dann die Herde auseinander und neckt oder tückt sie auf die eine oder die andere Weise.

Bavaria IV, 1. S. 193.

* 418. Von dem „Schweidlhofe" am Engelberge.

Eine der unteren Terrassen des Engelberges heißt der „Schweidthof". Das hier einst gestandene Gehöft soll im dreißigjährigen Kriege durch das Krähen eines Hahnes zu Grunde gegangen sein, und zwar auf folgende Weise:

Eine Abteilung Schweden, die in der Gegend bereits arg gewirtschaftet hatte, war im Abzuge begriffen und schon eine Strecke an dem ziemlich versteckt gelegenen Schweidthofe vorüber, als sie auf einmal durch das Krähen eines Hahnes auf dem Gehöft auf dieses aufmerksam gemacht wurde. Die Schweden besannen sich nicht lange, kehrten um, entdeckten bald den Hof, plünderten ihn rein aus und setzten dann den roten Hahn aufs Dach; den aber, der durch sein unzeitiges Krähen jene verwilderte Rotte herbeigerufen, verwünschten und verfluchten die unglücklichen Bewohner des „Schweidthofes", so daß er bis heutigen Tages zu gewissen Zeiten sein unheimliches Kikeriki auf der Brandstätte noch schreien muß.

* 419. Vom „Landgrafenbrünnele" beim Ellenbogen.

Eine Viertelstunde westlich vom Ellenbogen, an der nördlichen Abdachung des Rhönwaldes, sprudelt in einer Höhe von 2412 Fuß ein starker frischer Born, das „Landgrafenbrünnlein", die Quelle der Weida, die in früherer Zeit mit dem sogenannten „Rhönhäuschen" überbaut war. Der Sage nach soll hier oben einmal ein Landgraf gejagt, aus dem Borne getrunken und dieser daher seinen Namen erhalten haben. Ebenso wird erzählt, daß auf den in der Nähe stehenden drei Steinen drei Grafen von Henneberg geruht hätten, als sie die dortige Waldung und den Ellenbogen an die Gemeinde von Oberweid gegen einen Erbzins verschenken wollten.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 70.

420. Der Westheimer Wetzstein.

Zu Kaltenwestheim an der Straße, die nach Kaltennordheim führt, steht rechts, dicht vor einem der letzten Häuser, ein Denkmal

weiblicher Schlauheit und Tapferkeit, das bis in die neueste Zeit oft Veranlassung zu allerlei Witzeleien und selbst blutigen Händeln gegeben, vom Volke schlechthin der Westheimer Wetzstein genannt.

Es ist dies eine viereckige, gegen 67 Fuß hohe Sandsteinsäule, vor der noch ein eingerahmtes Bruchstück eines anderen Gesteins einen halben Fuß hoch aus der Erde sich erhebt. — Die Geschichte sowie der Volksmund erzählt nachstehendes darüber:

Als nämlich der unruhige Graf Heinrich XII.*) von Henneberg sich mit seinem Bruder Wilhelm III. wegen seiner Erblande abgefunden hatte und in den geistlichen Stand getreten war, mochte ihn nach seines Bruders Tod dieser Schritt wieder gereut haben; denn er erschien damals plötzlich eines Tages in seiner Heimat, setzte sich mit Gewalt widerrechtlich in den Besitz des Schlosses und Amtes Kaltennordheim und behauptete sich in demselben**) auf Lebenszeit.

Da aber der unruhige Herr bald mit diesem, bald mit jenem Streit begann, so that sich der umwohnende Adel***) zusammen, verwüstete das Amt Kaltennordheim und berannte das Schloß Meerlins, welches damals hauptsächlich von den mit ihren Frauen hierher geflüchteten Männern aus Kaltenwestheim tapfer verteidigt wurde. Als aber endlich die Verteidiger, gänzlich erschöpft, dem Feinde keinen Widerstand mehr zu leisten vermochten, und das Schloß so diesem in die Hände fallen mußte, traten auf einmal die Frauen an die Stelle der Männer und verbrühten den stürmenden Adel dermaßen mit siedendem Wasser, daß dieser sein Vorhaben aufgeben und abziehen mußte. Zum Dank für die Rettung seines Schlosses stellte hierauf Heinrich den tapferen Frauen die Wahl frei zwischen einer Ehren- und Gedenksäule und dem Marktrechte für ihren Ort.

Die Weiber wählten die erstere. Doch kaum war diese errichtet, so wurden die Männer von Westheim von der Umgegend als ohnmächtig und feige verspottet; ja schon ein bloßer Schlag oder ein Wetzen an der Säule wurde für eine Hindeutung auf die angebliche Schmach der Männer angesehen, was Veranlassung zu allerlei Zänkereien und sonstigen bösen Händeln gab.

Und als endlich die Beleidigten Klage darüber bei Heinrich führten, entschied dieser, man solle die Westheimer in Ruhe lassen, und wer das Necken fortsetze, solle in der Weiber Strafe verfallen.

Die dem Steine zunächst wohnende Frau aber ernannte er zur Steinschulzin, ließ an deren Haus ein Glöcklein anbringen

*) Geboren 1422, gest. 1475.
**) Durch Vergleich am 25. Juli 1445.
***) Unter Hanno v. Urf, Hermann v. Lüderbach u. Weigand v. Holzheim. 1463.

und die anderen Frauen mit langen hölzernen Fangzangen versehen. Kam nun wieder eine Neckerei vor und die Schulzin läutete das Glöcklein, so stürzten sämtliche Frauen mit ihren Zangen aus den Häusern, fingen den Frevler ein und durften ihn in einem in der Nähe des Steines stehenden Troge so lange baden, bis er sich mit einem Essen für die Weiber losgekauft hatte.

Als jedoch trotzdem die Spöttereien kein Ende nahmen und die Männer derselben längst müde geworden, soll ein gewisser Hörning in einer Nacht das Denkmal unter Dünger versteckt, auf seinen Acker gefahren und dort vergraben haben, soll aber, nachdem es die Weiber entdeckt hatten, von diesen genötigt worden sein, dasselbe sofort wieder an Ort und Stelle zurückzubringen.

Ein andermal stahlen den Stein, wie erzählt wird, die Jäger des Kurfürsten Johann Georg I., wobei er in zwei Stücke brach. Die Weiber brachten es jedoch bei dem Kurfürsten nicht nur dahin, daß ihnen die Räuber einen neuen Stein an die Stelle des alten setzen lassen mußten (bei welcher Gelegenheit die eine Hälfte des früheren Steines als Fundament, die andere eingerahmt vor demselben niedergelegt wurde), sondern auch dahin, daß der erwähnte Herr ihre Rechte von neuem bestätigte.

Bei einem in späterer Zeit durch den Pfarrer von Westheim im Auftrag unternommenen Versuch, den Stein so vielen Anstoßes zu beseitigen, verteidigten jedoch die Weiber denselben tapfer, gaben aber ihr sonstiges verbrieftes Recht unter der Bedingung auf, daß ihnen von nun an gestattet würde, eine Geldbuße von den Spöttern zu erheben, welche zu einem jährlichen Feste für die Frauen bestimmt würde.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 72.

*421. Kaltennordheim im dreißigjährigen Kriege.

Im Jahre 1634 drang der Kroatenführer Graf Isolani von Würzburg her in die Grafschaft Henneberg und zog durch das Amt Fladungen über den Stellberg auch in das Amt Kaltennordheim ein und verheerte und verzehrte alles. Da traf auch am 16. Oktober genannten Jahres den Stadtflecken Kaltennordheim das Unglück, daß er mit allen öffentlichen Gebäuden durch die Kroaten von Grund aus niedergebrannt wurde und bis zum Jahre 1648 unaufgebaut liegen blieb. Ebenso lange lag die Flur wüst und öde. Die hin und her zerstreuten Bürger sammelten sich erst nach und nach wieder an der Brandstätte. Als dann im Jahre 1666 die dasige Hauptkirche wieder aufgebaut wurde, war in deren Ruine ein Birnbaum aufgeschossen, der bereits reiche Früchte trug.

422. Der Trollbär in Kaltennordheim.

Auch in Kaltennordheim findet sich jenes zottige Nachtgespenst, welches an Brücken und Stegen seinen Aufenthalt genommen und den Vorüberziehenden, besonders den Säufern, auf den Rücken springt und sich, immer schwerer werdend, „hockeln" läßt.

„Wir hatten einen Schulmeister", erzählt einer von dort, „der auch mehr „„hob"", als es sich für seinen Stand paßte, und gar arg schimpfte, wenn man ihn vor dem Trollbären warnte. Aber es kam ihm.

Als er eines Tages spät nach Hause wollte und etwas schief geladen hatte, sprang ihm am Heftberg auch richtig der Trollbär auf den Buckel. Der Schulmeister war zum Tode erschrocken, schüttelte und rüttelte sich, allein was half's? Er mußte den immer schwerer werdenden Trollbär bis vor seine Thüre tragen."

Der eigentliche Aufenthalt des Trollbären, sagen sie zu Kaltennordheim, ist die Goldbach, und wer sie bei Nacht überschreitet, wird von dem Spuk geneckt.

Es ist schon lange her, daß der Förster von Zillbach, der früher in Kaltennordheim stationiert war, hier am späten Abend noch etwas zu besorgen hatte. Als er nun an die obere Übergangsstelle kam und kaum den Fuß auf die Röhren that, die früher hier als Brücke über den Bach gelegt waren, faßte ihn eine aus dem Wasser tauchende schwarze zottige Gestalt an dem Beine und versuchte, ihn zu sich ins Wasser zu ziehen; aber der Förster stand fest, riß sich los und eilte nach der weiter unten gelegenen Überbrückung. — Hier jedoch erging es ihm nicht besser. Da wurde der Förster wild und hieb mit dem Gewehrkolben tapfer auf den unheimlichen Gast los. Er wurde jedoch bald zu seinem Schrecken gewahr, daß er durch die unheimliche Gestalt durchhaue, ohne ihr nur den mindesten Schaden zuzufügen.

Als er sich endlich losgewunden hatte, arbeitete er sich an die dritte Übergangsstelle, doch auch hier lag der Trollbär schon auf der Lauer. Da rief der Förster, der sich doch sonst vor dem Teufel nicht fürchtete, in seiner Angst einen dort wohnenden Freund zu Hilfe und trat bald darauf, aber totenbleich, bei diesem ein.

* 423. Von dem „langen Stein" und den sogenannten „Dreisteinen" bei Kaltennordheim.

Nahe bei dem durch sein ehemaliges Centgericht geschichtlich bekannten Kaltensundheim steht mitten im Felde, rechts vom Wege nach Mittelsdorf zu, ein fünf bis sechs Fuß hoher Basaltstein.

Er wird der „lange Stein“ genannt und soll das Grabdenkmal eines hier gefallenen Generals sein. Nahe dabei standen vor wenigen Jahren noch zur Linken des Weges drei seltsam gehauene Steine nebeneinander, von denen der eine die Form eines Hammers, der andere die einer Zange oder Schere, der dritte die einer Ahle gehabt haben soll. Es geht dort die Sage, jenes seien die Grabsteine dreier Handwerksbursche gewesen, und zwar eines Schmiedes, eines Schneiders und eines Schusters; die drei hätten sich hier veruneinigt und untereinander totgeschlagen.

* 424. Woher der Ohberg seinen Namen hat.

Zwischen Kaltensundheim und Gerthausen, unfern der Altmark, liegt ein bewaldeter Kegel, der Ohberg, der seinen Namen auf folgende Weise erhielt:

Auf dem Stellberge, links an der Straße von Reichenhausen nach Melpers, lag einst ein festes Schloß, von dem heute noch Spuren vorhanden sein sollen. Einer der Ritter dieser Burg soll nun mit seinem Nachbar, dem Burgherru auf der Altmark, über den Ohberg und die Jagd daselbst in Zwist geraten sein, und da dieser sich auf gütlichem Wege nicht ausgleichen wollte, so zog der Altmärker seinen Degen und streckte ihn mit den Worten: „Gut, so streite denn das Schwert“ gegen die Boten seines Gegners aus.

Und der ließ sich denn dies nicht zweimal sagen, tötete bald darauf den auf der Altmark und verbrannte die Burg. Im Fallen soll nun der Altmärker reuevoll dreimal gerufen: O Berg, o Berg, o Berg! und dadurch jener Höhe ihren jetzigen Namen gegeben haben. So erzählte der Ortsdiener zu Erbenhausen.

425. Der „tolle Heinrich“ von Fischbach.

In den „föllischen“ Bergen, zwischen Kaltenlengsfeld und Dermbach, sollte mit Hilfe eines „Jesewitters“ ein Schatz gehoben werden. Die Schatzgräber schlossen einen Kreis, der Böse wurde citiert und erschien. Der aber gab einem der Umstehenden eine Ohrfeige, so daß ihm der Kopf zu Boden rollte. Nun rissen alle aus. Wie sie wieder zusammenkamen, hatte jeder seinen Kopf. Der den Kopf vorhin verloren hatte, war der „tolle Heinrich“ von Fischbach. Wenn der später von Fischbach nach Kaltenlengsfeld kam — und das geschah oft zur Mitternachtsstunde — so war's nicht anders, als wenn ein kommandierender Offizier mit einem

ganzen Regimente einrückte. Fragte man ihn nach jener Geschichte, so nahm er Reißaus. Der Schatz ist aber nachher doch noch gehoben worden, wahrscheinlich durch die Hand des „Jesewitters".

* 426. Von allerlei Spuk in der sogenannten „Einöd".

a. Von dem Pfarrdorfe Fischbach nach Kaltennordheim zieht sich zwischen dem Umpfen und dem Heberge ein schmaler Wiesengrund hin. Er ist ein Teil der sogen. „Einöd". Hier wollen viele teils in der Mittags-, teils in der Mitternachtsstunde gar argen Spuk bemerkt haben. So hütet dort ein gespenstiger Schweinehirt seine Herde; desgleichen jagt der tolle Fuhrmann rasselnd und lärmend mit Peitschenknallen vom Umpfen herab durch das enge Thal. Auch wollen viele dort, wenn es in dem Umpfen braust und donnert, einen großen schwarzen Hund mit feurigen Telleraugen gesehen und gehört haben; auch ist in gewissen Nächten ein wanderndes Licht gesehen und seltsame Musik gehört worden.

b. Daß es bis heute im Umpfen nicht geheuer ist, bezeugt heute noch ein Alter von Fischbach. Der ging einmal vor ungefähr 30 Jahren an dem Berge vorüber, da hörte er auf einmal ein furchtbares Krachen und Donnern in demselben. Der Mann war zum Tode erschrocken, und da sich von dem Berge auch alsbald gar erschrecklicher Gestank, wie ihn nur der „Gott sei bei uns" hinterlassen soll, in der Gegend verbreitete, so lief der Fischbacher was er laufen konnte, um aus dem Bereiche des Umpfen und dessen Hausmanns zu kommen.

* 427. Vom alten Schlosse Fischberg.

Zwischen Klings und Diedorf erhebt sich ein Bergrücken, der „Hön" oder „Hün" genannt, auf dem einst das alte Schloß „Fischberg" stand, von welchem auch noch einige Mauerreste und Kellergewölbe zeugen. In den letzteren sollen die von Klings vor Jahren ihren Abendmahlskelch aufgefunden haben. Die Sage läßt dort ein mächtiges heidnisches Grafengeschlecht, Namens Hön oder Hüne, weithin geherrscht haben, bis es von denen zu Neidhardtshausen überwältigt worden sei.

Vor längerer Zeit suchten einmal arme Weiber dort oben Beeren. Als sie aus dem Gebüsche traten, sahen sie dicht vor sich eine weiße Jungfrau sitzen, die auf einem weißen Tuche goldgelbe Knotten, die gewaltig in der Sonne platzten, klengte. Eine der Frauen griff zu und steckte eine Hand voll in die Tasche. — Jetzt

gewahrten sie aber auch zu ihrem Schrecken einen schwarzen Hund an ihrer Seite. Die Weiber erschraken und liefen was sie laufen konnten über Stock und Stein, so daß der einen die Knotten fast alle wieder aus der Tasche hüpften. Die wenigen, die sie behalten, hatten sich zu Hause in blanke Goldstücke verwandelt.

Viele wollen auch gesehen haben, daß die weiße Jungfrau den Empfertshäuser Weg herunter bis zu der im Grunde unterhalb Diedorf gelegenen Seemühle geht.

428. Die breite oder Hexenlinde auf der Klingser Hut.

a. Zu einem Musikanten, erzählen sie zu Dermbach, der sich in der Walpurgisnacht auf der Hochebene der Rhön über Andenhausen verirrt hatte, trat unerwartet ein feiner Jägersmann, der sich erbot, ihn nach der breiten Linde zu führen, von wo der Musikant sich leicht wieder zurecht finden würde, was dieser denn auch dankbar annahm. Da der Jägersmann hier Bescheid wußte, so waren sie auch bald an Ort und Stelle. Zum höchsten Erstaunen des Musikanten trafen sie aber allda eine lustige Gesellschaft, die, wie es schien, den feinen Jäger längst erwartet hatte, denn sie thaten gleich recht bekannt mit ihm, und er machte es ebenso, reichte auch dem Musikanten eine prächtige Klarinette, dazu eine Hand voll harter Thaler und bat ihn, der Gesellschaft eins aufzuspielen. Und als der Musikant hierauf den Lauterbacher begann, griff der feine Geselle sich die schönste unter den Weibsleuten heraus und wirbelte, die andern folgten ihm auf dem Fuße nach, im raschen Reigen herum, daß der Staub davon flog.

So ging es noch einige Stunden lustig weiter; als aber der Tag zu grauen begann, entließen sie den Musikanten, der mit einer tüchtigen Tasche voll Geld und der schönen Klarinette, die ihm der feine Herr geschenkt hatte, wohlbehalten in seiner Behausung anlangte und sich sofort schlafen legte. Als er erwachte, war sein erster Gedanke das Instrument und das Geld. Zu seinem Entsetzen hatte sich jedoch jenes in einen langen schmutzigen Knochen und dieses in lauter Scherben verwandelt. Er hatte den Hexen unter der breiten Linde zum Tanze aufgespielt.

b. Leute von Kaltenlengsfeld wollten zum Walpurgismarkt nach der Stadt Tann gehen. Es war noch vor Mitternacht, als sie das Dorf verließen. Unter traulichen Gesprächen kamen sie auf die Hochebene der Vorderrhön. Da vernahmen sie aus der Ferne heitere Töne und gewahrten, als sie dem Engelsberge näher kamen, unter der breiten Linde ein gar lustiges, tolles Treiben.

Zwölf Musikanten saßen auf abgesonderten Sitzen und spielten mit seltsamen Pfeifchen und Hörnchen einer fröhlichen Schar jeglichen Alters gar liebliche Weisen zum Reigen auf. Die Männer und Frauen Kaltenlengsfelds blieben stehen und staunten. Einer von ihnen aber, ein Musikant, konnte sich nicht enthalten, von den noch bereit liegenden Pfeifchen eins zu ergreifen, sich zu den Spielleuten zu setzen und mit in den Jubel einzustimmen. Die jetzt auch herumgereichten Kuchen und Kräpfchen schmeckten gar trefflich. Und als hierauf einige der neugierigen Kaltenlengsfelder Frauen fragten, wie es komme, daß man in später Nacht und noch dazu hier in solcher Einsamkeit sich so verlustiere, da erfuhren sie, daß es eine Hochzeit aus einem nahen Orte sei, welche bei Anbruch der Morgenröte dorthin wieder zurückkehren werde. Die Kaltenlengsfelder verabschiedeten sich nach einer Weile kopfschüttelnd und zogen unter Gesprächen über die sonderbare, unheimliche Hochzeitsfeier weiter.

In der Nähe der Stadt Tann, als es eben hell zu werden anfing, fiel es auch dem Musikanten bei, daß er sich unter der Linde sein Pfeifchen und ein Kräpfchen auf den Weg eingesteckt hatte. Hastig griff er in die Tasche und siehe, das delikate Backwerk hatte sich in einen gedrückten Kuhfladen, das Pfeifchen aber in ein Geißbein verwandelt.

Witzschel II, Nr. 50.

c. Ein andermal ging Jakob Bunnwagner noch spät am Walpurgisabend von Kaltenwestheim, wo er bei seinem Schatz gewesen war, zurück nach Andenhausen. Da hörte er, als er eben aus dem „Beintzel" — einem kleinen Wald — auf die Klingser Hut trat, einen Mordlärm unter der breiten Linde, an welcher der Steg vorüberführte. Und nun erst fiel es ihm bei, daß es Walpurgisabend war. Er wußte nicht, was er beginnen sollte, aber nach Andenhausen mußte er. Da betete er denn hurtig alle Reimsprüchlein, die er gelernt, und noch obendrein drei Vaterunser, und lief dann was er nur laufen konnte in einem weiten Bogen um die Linde. Die Hexen aber waren ihn doch gewahr geworden, verhöhnten und verlachten ihn, und eine, sie war aus Klings — denn er hatte sie gleich an der Stimme erkannt — rief ihm noch nach: „Jakef, siehst du, hättest du dich nicht so sehr mit Gebeten verwahrt, so hätten wir dir jetzt auch das Tanzen lehren wollen." Jakob aber gab Fersengeld; die Musik und den Lärm des Teufelspacks hörte er aber noch lange hinter seinem Rücken.

*429. Von der zweiten Gründung des Dorfes Empfertshausen.

a. Als nach dem großen Kriege, in welchem die meisten Ortschaften hierherum ausgeplündert und niedergebrannt, die Einwohner teils getötet, teils zur Flucht gezwungen wurden, die wilden Kriegsvölker wieder abgezogen waren, da kroch einer aus seinem Versteck in dem gleichfalls niedergebrannten Dorfe Engelsberg hervor, schaute sich ängstlich um und ging dann thalwärts, um zu sehen, ob er nicht Menschen treffe. In der Nähe des verwünschten Dorfes Klings traf er in einem dichten Dorngehecke auf eine durch Hunger und Krankheit abgezehrte Frau. Er teilte seinen Rest von Lebensmitteln mit ihr und pflegte sie so gut er konnte, dann wanderten die beiden weiter. In einem niedergebrannten Dorfe, dem jetzigen Empfertshausen, fanden sie ein ziemlich wohlerhaltenes, aber verlassenes Haus und beschlossen, sich hier niederzulassen. In einem halbzerstörten Stalle entdeckten sie auch bald noch ein abgemagertes Pferd und einiges Getreide, so daß sie etwas Feld bestellen konnten. Nach und nach sammelten sich noch einige Flüchtlinge um sie, von denen das niedergebrannte Dorf wieder aufgebaut wurde, welches sie anfangs Einpferdshausen und späterhin Empfertshausen nannten. Bis auf den heutigen Tag sollen noch einige Nachkommen des oben erwähnten Paares vorhanden sein, die sich durch besondere Gesichtsbläße, weißliche Haare und ins Rote spielende Augen vor den andern auszeichnen, da nach einer alten Sage die Engelsberger Kakerlaken waren.

b. Weiter erzählt die Sage von Empfertshausen, daß die Einwohner in früherer Zeit nie mehr als ein einziges Pferd in ihrem Stalle hätten halten dürfen. Wer deren zwei eingestellt, der hätte es in Haus und Stall vor einer schwarzen Katze nicht aushalten können, die Menschen und Vieh so lange geängstigt hätte, bis eins der Pferde wieder weggegeben worden sei. Auch war Empfertshausen in früherer Zeit wegen seiner Hexen berüchtigt. Die armen Bauern hatten viel auszustehen. Einem trieb es eine große schwarze Katze einmal gar zu arg. Da ging er nach Schmerbach zu dem weisen Manne und ließ sich die Hexe in dessen Neidspiegel zeigen. Auf dem Heimwege hatte er anfangs von der schwarzen Katze viel auszustehen; als er sie aber in Empfertshausen, wo sie ihre wahre Gestalt wieder angenommen, ein paarmal gehörig durchgeprügelt hatte, bekam er Ruhe.

Als die letzte Hexe von Empfertshausen nach dem Scheiterhaufen geführt wurde, drang man in sie, um ihres Seelenheiles willen und zum Wohle der Menschheit noch zu beichten, welches

die sichersten Kennzeichen einer Hexe wären. Sie antwortete, dies sei sehr schwer zu bestimmen, doch sei diejenige in der Regel eine Hexe, auf welche die meisten „Knuppen“ (Vermutungen) gingen.

* 430. Vom ehemaligen Dorfe Lindich und der Gründung Diedorfs nach dem Kriege.

An dem Abhange des Engelsberges, in der Gegend, wo heute noch die breite oder sog. Hexenlinde steht, lag vor dem großen Kriege das Dorf Lindich, welches mit den umliegenden Ortschaften damals ein gleiches Schicksal hatte. Nur ein einziges Ehepaar fand in der Nähe des niedergebrannten Dorfes einen Schlupfwinkel in einer selbst gegrabenen Höhle, deren Eingang sie sorglich versteckt hielten. Als die beiden sich wieder sicher glaubten, sollen sie mit einem aufgefangenen Esel, den sie mit ihrem geringen Mundvorrat und anderen Habseligkeiten beluden, thalwärts gezogen sein und sich in dem gleichfalls niedergebrannten Orte Diedorf als die ersten Ansiedler desselben niedergelassen haben. Ebenso sollen sie die auf dem rechten Ufer der Felda liegenden Äcker zuerst wieder urbar gemacht und mit ihren mitgebrachten Bohnen bepflanzt haben, wovon jene heute noch den Namen die „Bohnenäcker“ führen sollen.

* 431. Vom Diebelsgraben und der Burg Katzenstein.

Auf dem Bergrücken, dem Katzenstein, an welchem das Dorf Andenhausen liegt, stehen zwischen mächtigen Felsblöcken einige Linden, und an der südöstlichen Abdachung des Berges sieht man eine nicht unbedeutende Hutfläche, auf der sich noch gräberartige Hügel zeigen. Sie ist mit einer Art Mauer umgeben nnd heißt der „Judenkirchhof“. Weiter östlich zieht sich zwischen dem Katzensteine und anderseits dem Horbelberg und der Goldhecke eine schluchtartige Vertiefung, die sich weiter hin in ein vom Schmerbach durchflossenes Thal erweitert, über deren Entstehung folgende Sage geht:

Oben auf dem Katzensteine an der Stelle, wo sich die Linden und Felsblöcke befinden, stand in uralter Zeit ein Schloß, dessen Bewohner ein recht unchristliches Leben führten und vom Raub und Wegelagern lebten. Wurden sie von den Beraubten verflucht und verwünscht, so lachten sie dazu. Aber die Strafe blieb nicht aus. Eines Tages türmten sich schwarze Wolken über dem Habelberge auf; ein furchtbarer Sturm erhob sich, und immer näher rückte das schreckliche Wetter; es wurde am hellen Tage

plötzlich stockfinster. Verzweiflung packte jetzt die Bewohner des Schlosses, sie fielen auf ihre Kniee und versuchten zu beten; aber es war zu spät. Ein schrecklicher Wolkenbruch stürzte auf den Katzenstein. Als das furchtbare Wetter vorüber war, sah man keine Spur mehr von der Burg und seinen Insassen, wohl aber den tiefen Einschnitt in dem Berg, den Diebelsgraben.

432. Von den Gänshecken bei Andenhausen.

Südwestlich von dem Dorfe Andenhausen liegen einige Morgen Wiesen, die mit Gestrüpp umwachsen sind. Dort bricht eine starke Quelle zu Tag, die ihren eigentlichen Ursprung an dem nur eine Stunde entlegenen Engelsberg hat, von da durch den Teufelsgraben fließt, in diesem plötzlich verschwindet und in den Gänshecken wieder zu Tage kommt.

Auch soll in den Gänshecken ein Schloß gestanden haben und eine weiße Jungfer dort an bestimmten Tagen Knotten klengen. Ein Andenhäuser sah sie dort um die Weihnachtszeit bei hohem Schnee ihre Knotten klengen und ging, als ihm die Jungfer winkte, frisch auf sie zu. Er sah, wie die Knotten in der Sonne platzten und durcheinander sprangen, griff zu, steckte eine Hand voll in die Tasche und fand sich, zu Hause angekommen, für seinen Mut reichlich belohnt. Die Knotten hatten sich in blankes Gold verwandelt.

433. Vom Eichenbusch bei Reichenhausen.

Von Reichenhausen nach dem Ellenbogen hinauf steht auf einer Gebirgswiese, man heißt es da am „Gertzen“, ganz einsam ein Eichenbusch, um den im Frühjahr, auch wenn das Gras knieehoch ist, sich stets ein verbrannter Ring zeigt. Die Leute heißen ihn den „Hexenring“. Der kommt von den Hexen her, die dort mit dem Teufel ihre nächtlichen Tänze abhalten und das Gras versengen. Dort am Busche ist es überhaupt nicht geheuer. Schwarze Hunde lassen sich sehen; auch bekommt man Ohrfeigen von unsichtbarer Hand, und unheimliches Pfeifen wird gehört.

434. Der „Zigeunerstock“ bei Reichenhausen.

Südlich vom Ellenbogen nach Frankenheim zu, da, wo der Fußpfad von Reichenhausen das Plateau erreicht hat, in der Nähe der „alten Landwehr“ oder dem „Hähl“, stand noch vor wenigen Jahren auf einer kleinen Erhöhung ein in die Erde gesenkter Balken, der „Zigeunerstock“ genannt. Hier ist es nicht geheuer. Man erzählt

sich dort nachstehendes über denselben. Vor, Gott weiß wie vielen, Jahren hauste hier herum ein Zigeunerhauptmann mit seiner Bande, der die armen Bauern gar unmenschlich zupfte und rupfte und gleich mit dem roten Hahn drohte, wenn man einem aus seiner Bande nicht gleich zu Willen war. Die Bauern hatten diese Landplage lange ertragen, als es aber der Zigeuner zu arg trieb, da rafften sie sich auf, machten mit der ganzen Jägerei dort herum einen Streifzug gegen den Räuber und kreisten ihn auch richtig in der „alten Landwehr" ein. Der Zigeuner aber lachte sie alle aus, ritt mit seinem kleinen Pferdchen aus dem Versteck heraus auf die Hut, schoß sein Gewehr auf die Bauern los, ließ alle Gewehre auf sich abbrennen, klopfte sich auf den Hintern und ritt unversehrt zurück, denn er war kugelfest. Zum Glück kam einer der Jäger noch auf einen guten Gedanken, schnitt sich einen silbernen Knopf von seinem Wams, klopfte denselben zusammen und lud ihn in die Büchse. Als nun der Zigeuner wieder erschien und die Leute verhöhnte, nahm ihn der Jäger aufs Korn, drückte los, und nun stürzte der Zigeuner, durchs Herz getroffen, von seinem Rößlein zu Boden. Dort haben sie ihn denn auch begraben und jenen Pfahl zur Warnung für die andern der Bande in die Erde getrieben.

435. Die weißen Jungfern auf der „Altmark".

Westlich von der Geba und südöstlich vom Dorfe Reichenhausen erhebt sich die hohe „Altmark". Die Sage und einige oben befindliche Mauerreste deuten auf eine dort in grauer Vorzeit gestandene Burg hin. Die Ritter sollen mit denen auf dem Stellberg, der Duisburg und dem Henneberg durch riesengroße Sprachrohre in Verbindung gestanden haben.

Einst hütete der Hirt von Reichenhausen das Spannvieh droben an der „Altmark". Es war Mittag, und sein Töchterchen hatte ihm eben das Essen gebracht. Da sah er auf einmal zwei weiße Jungfern aus den Schafhäuser Fichten auf der Flurgrenze herauf kommen. Als sie näher kamen, vernahm er sowohl wie sein Kind den leisen und gar lieblichen Gesang. Sie schritten dicht an ihnen vorüber, und das auch so leise, daß man weder ein Rauschen noch ein Knistern in dem gefallenen dürren Laube vernehmen konnte. Auf dem Burgplatz verschwanden sie vor den Augen des verwunderten Hirten in einem der ehemaligen Kellerlöcher.

Auch noch andere als der Hirt haben zu anderer Zeit dort droben die weißen Jungfern gesehen.

*436. Woher der Name „Stellberg".

Von Reichenhausen nach Melpers resp. Fladungen führt die Straße über einen hohen Rücken des abfallenden Rhöngebirges, den „Stellberg". Dort droben sollen im 30jährigen Kriege die bewaffneten Bauern der umliegenden Ortschaften die von Fladungen her unter Gallas und Isolani andringenden Kroaten „gestellt" und ihnen das Eindringen in die diesseits nach Kaltennordheim zu gelegenen Lande zu verwehren unternommen haben, was ihnen jedoch leider beim besten Willen nicht gelang. Von diesem heldenmütigen Vorhaben erhielt dann später der Berg den Namen „Stellberg." So erzählt der Schmied Groß zu Kaltennordheim.

*437. Vom „Krabatte"-Einzug.

Als im 30jährigen Kriege die Kroaten von Fladungen kommend über die „Strut" auf dem Stellberge in das Diesseitige eindrangen, sollen sie durch Morden, Sengen und Brennen ihren Weg, den sie von dort aus nach Kaltennordheim zu nahmen, dermaßen bezeichnet haben, daß er auf ewige Zeiten verflucht wurde. Und bis heute noch trotzt der sogenannte „Krabatteeinzug", der sich acht bis zehn Schritte breit von der erwähnten „Strut" aus an den Schafhäuser Fichten vorüber nach der „Altmark" hinaufzieht, dem Pfluge und der Egge. Er ist, wie die Leute sagen, nicht urbar zu machen. Es kommt dort nichts fort. In früheren Zeiten hat man auf dem sogenannten „Krabatteneinzuge" zur Nachtzeit einen argen Lärm gehört. Die einen sagten, es sei der Ritter vom Stellberge, der nach der Altmark ziehe, andere meinten, es seien die verfluchten Seelen der Kroaten, oder auch der wilde Jäger.

438. Vom bösen Verwalter in Aschenhausen.

In Aschenhausen lebte ein gottloser Verwalter, der, als ihn der Teufel geholt hatte, lange spuken mußte. Viele haben ihn bald da, bald dort in der Flur umherreiten sehen. Auch ritt er des Nachts das Vieh in dem Stalle, daß es am Morgen vor Schweiß troff. Doch als es die Leute nicht mehr aushalten konnten, ließen sie einen Jesuiten kommen, der fing den bösen Geist in einem Sack ein und trug ihn nach Gerthausen auf die wüsten Äcker.

439. Die weiße Frau in Oberkatz.

In dem zwischen der Geba und dem Hahnberge hoch gelegenen Dorfe Oberkatz stand vor nicht sehr langer Zeit ein Herrenhaus, das sogenannte „alte Schloß," in welchem es umging. In dem darunter befindlichen Keller wurden viele durch eine weiße Frau erschreckt.

Einer sah auch dort in einer Ecke eine Hand, die eine Fahne hielt. Auch in den andern Häusern des Dorfes erscheint noch die weiße Frau. So hörte eines Tages eine Bäuerin ihr Kind, das sich allein im Hause befand, jämmerlich schreien. Als sie herbeieilte, deutete das Kind ängstlich nach der Treppe. Unter dieser stand die weiße Frau.

Die Bäuerin raffte ihr Kind schnell auf und machte, daß sie ins Freie kam. Die herbeigerufenen Nachbarn aber fanden das Haus wieder rein.

440. Von dem Spuk in den Stallungen des „alten Schlosses".

In dem Stalle des ehemaligen Schlosses zu Oberkatz spukte es gar gewaltig; eine Chaise mit vier Pferden ohne Köpfe durchfuhr denselben alle sieben Jahre einmal, indem sie plötzlich an dem einen Ende erschien, den Stall schnell in allen Richtungen durchkreuzte und dann am andern Ende ebenso schnell und unbegreiflich wieder verschwand.

So wurde auch oft das Vieh nachts von unsichtbarer Hand losgebunden und arg geängstigt. Erst als an die Stelle des alten Stalles ein neuer mit neuen Grundmauern erbaut wurde, hatte der Spuk ein Ende.

441. Von dem grauen Männchen in Ortolf Hopfs Hause.

Auf der Hofraithe des verstorbenen Ortholf Hopf, der nur der Dicke genannt wurde, zu Oberkatz, liegt ein Schatz vergraben und „es wannert" noch immer dort. Ortholfs Vater wollte einst in seine Scheuer gehen, da hörte er in derselben ein Gepolter, als wenn schwere Fässer herumrollten. Er machte das Thor auf, und vor ihm stand ein graues Männchen mit Hacke und Schaufel und winkte ihm zu folgen. „Schwerenot, was willst du?" sagte Ortholfs Vater; da that's einen Krach, und weg war das Männchen mit Hacke und Schaufel.

Später geschah es, daß Ortholfs Frau mit einem Söhnlein ins Kindbett kam, und die Eheleute sich einige Tage darauf über den Kindtaufschmaus unterhielten. Da sprach die Frau: „Nun sorg' aber beizeiten für den Weizen, damit das Mehl zu dem

Kuchen bald fertig wird!" „„Für Weizen?"" fragte Ortholf verwundert, „„es liegt ja ein ganzes Tuch voll auf dem Boden; hast du ihn nicht noch selbst gewaschen?"" Die Frau aber wollte nicht daran glauben, und nach einigem Hin- und Herreden entschloß sie sich, ihrem Manne auf den Boden zu folgen, um sich selbst zu überzeugen. Da sie aber miteinander plaudernd oben ankamen, war Tuch und Weizen verschwunden, und Hopf bekam von unsichtbarer Hand noch obendrein eine so derbe Ohrfeige, daß er fast zur Bodentreppe hinabgestürzt wäre.

Am Abend hatten sich mehrere Nachbarsleute bei Ortholf versammelt und unterhielten sich über die Weizengeschichte. Da sah seine Frau auf einmal einen grauen Mann mit Hacke und Schaufel vor ihrem Bette ihr winken. Erschrocken rief sie ihrem Manne zu, wer denn der Fremde sei. Da aber verschwand die Gestalt; niemand außer der Wöchnerin hatte die Erscheinung gesehen. Am folgenden Abend um dieselbe Zeit stand der Spuk wieder da und geberdete sich noch schlimmer als vorher. So auch am dritten Abend, und da niemand ihm folgte, warf er Hacke und Schaufel unter das Bett und verschwand. Die Frau lebt noch, erzählt aber nicht gerne von dem Spuk.

442. Vom Adventshammel.

Der zum Hause des Ortholf Hopf gehörige Keller liegt nicht, wie gewöhnlich, unter dem Hause, sondern auf der andern Seite des Hofs nach dem Garten zu. In diesem Keller hat es schon oft gespukt, und viele Leute haben es gesehen, wie zur Adventszeit der „Adventshammel" herausgekommen, auf dem Plan herum und nach dem Katzwasser gegangen ist. Er ist eine Art „Hockauf", vorn ganz weiß und hinten schwarz. Nachts springt er den Leuten auf den Rücken oder legt sich ihnen auf den Bock des Schiebekarrens und läßt sich so bis an die Wohnung der dadurch Geängstigten schleppen.

443. Der Schimmelreiter.

Von Oberkatz nach Unterkatz zu hat ein Schimmelreiter ohne Kopf gar viele Leute erschreckt. Es ist ein Kroate, der im dreißigjährigen Kriege hier auf eigene Faust plünderte und mordete. Von einem Bauern niedergeschossen, wurde er dort unten in einem Garten eingescharrt. — Ein kleiner Stein bezeichnete bis noch vor wenig Jahren sein ruheloses Grab.

444. Vom „wüteninge“ Heer.

Das „wüteninge“ Heer zieht oft unter gar lieblichem Gesang von der Geba her über Oberkatz nach dem Werragrund hin. Die Spuren seines Zuges sieht man ganz deutlich auf der „Kampfeller“ am Wünschenberg. Wehe dem, der sich nicht vor ihm niederwirft und ein Vaterunser betet, denn jeder in dem Zuge führt ein Beil im Gürtel und haut demjenigen, der sich ihm entgegenstellt, unfehlbar das Kreuz entzwei. Zeigt sich das Heer, so giebt es ein fruchtbares Jahr.

445. Vom Hainich.

a. Vom umgehenden Pfaffen.

Wenn man von Unterkatz aus durch das Hainich nach Solz geht, so kommt man gleich, nachdem der Wald begonnen hat, an einen Rasenfleck von etwa hundert Schritt Umfang. Dort läßt sich der Geist eines katholischen Pfaffen sehen, der wegen seines gottlosen Wandels ruhelos umherwandern muß. Er soll in früheren Zeiten in der Kirche zn Unterkatz arg gespukt haben und durch einen Mönch in einen Sack eingefangen und nach jenem Rasenfleck getragen worden sein.

Dort läuft er den Leuten nach und hält ihnen ein aufgeschlagenes Buch entgegen, damit sie ihm daraus vorlesen und ihn dadurch erlösen. Das letzte Mal begegnete er einem Köhler, der aber wie die andern sich vor dem Geist fürchtete und auf und davon lief.

b. Von der rollenden Chaise und dem Flurschützen.

„Im Hainich“, so erzählen die Umwohner, „ist's auch sonst nicht richtig, denn öfters begegnet dem einsamen Wandersmann eine rollende Chaise ohne Pferde, und in der Richtung nach Stepfershausen hin winkt der Geist des alten Flurschützen. Er hat dort einen Grenzstein versetzt und muß ihn solange im Walde herumtragen, bis ein Lebender ihm denselben abnimmt oder an seinen vorigen Ort bringen heißt.

Vor etlichen Jahren noch fuhr das Geschirr des Pachters von Aschenhausen nach Solz. Als der Wagen an den Kreuzweg vor dem Hainich kam, blieben die Pferde plötzlich stehen. Obgleich der Wagen nicht beladen war, so war er doch nicht vom Flecke zu bringen, und es halfen weder Worte noch Peitschenhiebe. Erst als der Knecht ein andächtig Vaterunser gebetet hatte und dann in Gottes Namen die Pferde antrieb, ließ die unsichtbare Hand, die den Wagen hemmte, los und die Pferde jagten nun so rasch

vorwärts, daß der Knecht Mühe hatte, sie im Zügel zu halten. Rückwärts fuhr er aber einen andern Weg, um sich nicht noch einmal von dem bösen Grenzsteinträger äffen zu lassen. Denn dieser und kein anderer war es, der den Wagen angehalten hatte."

*446. Vom Umgänger am Hainich.

In Stepfershausen lebte vor Zeiten ein reicher Bauer, der sich eben nicht viel um den lieben Gott und noch weniger um die Sonntagsfeier bekümmerte. Er belud daher unbesorgt um sein Seelenheil eines Sonntags vor dem Frühgottesdienst seinen Wagen mit Dünger und fuhr ihn hinauf nach dem Hainich auf seinen Acker. Aber was kam? Nach seinem Tode mußte er als Sonntagsschänder droben umgehen, und das thut er noch immer, denn es hat sich noch keiner gefunden, der ihn erlöst hätte.

447. Vom Höhn.

Zwischen Unter- und Oberkatz am Höhn fährt der Reifenmüller mit einem Wagen voll Getreide spät in der Nacht von Öpfershausen nach Hause. Auf der Mitte des Weges erblickt er am Saum des Waldes ein großes Feuer. Ohne über den Ursprung oder Zweck desselben weiter nachzudenken, schreitet er darauf los, um sich mit einer brennenden Kohle die Pfeife anzuzünden. Als er hinkommt, findet er das Feuer verlassen. Wie wundert er sich erst, als er findet, daß die Kohle, obgleich sie über und über glüht, doch nicht brennen will. An einer zweiten, dritten und vierten macht er diese merkwürdige Erfahrung. Eine fünfte läßt er unbewußt im Pfeifenkopf stecken. Er fährt heim, und während er dort über den Vorfall nachdenkt, entdeckt er in der Pfeife ein blankes Goldstück. Aufs höchste aber steigt sein Staunen, als er am andern Morgen an dem Orte, wo er das Feuer gesehen, alle die von ihm bei Seite geworfenen Kohlen in Gold verwandelt, die Brandstelle aber mit wirklichen Kohlen bedeckt findet.

448. Die Frau Roll in Wiesenthal.

Von Roßdorf zieht sich die Straße in südwestlicher Richtung zwischen dem Nebel- und dem Hornberg nach dem weimarischen Dorfe Wiesenthal. Jenseits desselben liegt zwischen den Saatfeldern an einem Abhang auf dem Weg nach Fischbach der „Köppelsgarten". Dort läßt sich, wie die Sage geht, von Zeit zu Zeit eine

weiße Jungfrau — die Frau Roll — blicken. Sie trägt einen glitzernden Schlüsselbund an einem prächtigen Gürtel.

„Mein Großvater", erzählte eine junge Bäuerin, „kam eines Abends mit meinem Vater, der ein „Güldenes-Sonntagskind" war, noch spät mit dem Geschirr von Fischbach. Als sie in die Nähe des „Köppelsgartens" gelangt waren, scheute plötzlich eins der Pferde und wollte nicht von der Stelle; da spannten sie es ab und banden es hinten am Wagen an; doch auch hier hatte das Tier keine Ruhe. Da blickte mein Vater zufällig nach dem Garten, und siehe, die weiße Jungfer stand dort dicht am Zaune.

Mein Vater faßte den alten Mann an der Hand und führte ihn auf die Erscheinung zu und sagte: „„Seht, da steht die weiße Jungfer!"" Der aber wurde sie immer noch nicht gewahr; da streckte mein Vater den Arm aus, deutete auf die Gestalt und sagte: „„Guckt doch, seht Ihr's denn noch immer nicht, da steht sie ja, ich betippe sie ja fast mit dem Finger!"" Darob aber erschrak mein Ellervater gar sehr, schlug seinen Jungen auf die Hand und riß ihn zurück, und im nämlichen Augenblick verschwand die Erscheinung."

Aber auch im Pfarrhause und in dem alten, jetzt abgerissenen Wirtshause zu Wiesenthal hat sich die weiße Jungfer gezeigt. Hier schaltete und waltete sie als guter Hausgeist und half da und dort nach, wenn die Mägde in der Küche oder im Stalle etwas versäumt oder vernachlässigt hatten, hat sich aber im Pfarrhause seit langen Jahren nicht wieder sehen lassen, dagegen erschien sie dem und jenem in der Flur.

Ihr Erscheinen bedeutet dem, der sie gewahrt, an bestimmten Tagen Glück, an andern Unglück.

449. Vom Hexenmeister Joseph in Wiesenthal.

Drunten im Dorfe, wo es nach Urnshausen zu geht, steht noch ein Häuschen, es ist das vorletzte, da wohnte vor vielen Jahren ein alter Schlosser Namens Joseph Kaiser. Er that nicht gerne auf seiner Profession etwas, hatte aber doch immer mehr Geld als er brauchte. Von dem sagten die Leute, obschon er sich vor der Welt noch hart katholisch stellte, daß er einen Pakt mit dem „Unreinen" abgeschlossen und dabei von diesem in allerlei geheimer Kunst unterwiesen worden sei. So konnte er die bösen Geister zu sich citieren, die, wenn er in seiner Stube hinter einem alten Buche am Tische saß, in Gestalt von Raben durch das offene Fenster ein- und ausflogen und ihm alles erzählten, was er nur wissen wollte. Ebenso machte er Schlösser, die selbst

kein Hexenmeister wieder öffnete, wie das für den Räuber Paulus, und dergleichen Dinge mehr.

Unter andern hatten sich auch einmal der Bischof von Fulda mit noch vielen geistlichen Herren in Dermbach zu einem guten Hirschbraten angemeldet.

Infolgedessen wurden sämtliche Jäger der dortigen Gegend aufgeboten. Allein in allen Bergen war nicht ein einziges Wild zu sehen, obgleich es sonst nicht daran fehlte. Da kam endlich ein alter Kreiser auf den Gedanken, den Joseph von Wiesenthal herbeizuholen, damit er Rat schaffe. Der Joseph versprach das Wild, doch unter der einzigen Bedingung, daß die Jäger gelobten, nicht auf den ersten Hirsch schießen zu wollen, was diese auch feierlich zusagten.

Und siehe, bald darauf kam ein ganzes Rudel angetrabt, geführt von einem so starken Hirsche, daß die Jäger, als sie die feurigen Augen desselben erblickten, vor Schrecken Reißaus nahmen, denn selbst der älteste von ihnen konnte sich nicht erinnern, je ein so riesengroßes Stück gesehen zu haben. Als sie sich endlich von dem ersten Schrecken erholt hatten, schossen sie gleichwohl noch so viel, daß die Herren von Fulda trotz des besten Appetits nicht imstande waren, alles aufzuzehren.

Der große Hirsch aber soll kein anderer gewesen sein, als der böse Feind selber, der also diesmal gezwungen war, dem frommen Bischof von Fulda den Braten zu liefern.

*450. Der Teufel in Wiesenthal.

„Sein Sie nur still, was ich weiß, das weiß ich. Und wie auch immer der Teufel zu Wiesenthal aufräumen mag, wir behalten doch noch genug Hexen im Dorfe, denn die Art stirbt nicht aus.

a. Da war einmal eine in unserem Dorfe — ich will sie gerade nicht nennen — die hatte sich in ihrer Jugend auch mit dem Bösen eingelassen. Wie sie nun alt wurde, mochte der Hans ihrer müde sein, genug, das gute Leben hörte auf, und statt des Specks und der Würste, die er ihr sonst brachte, kriegte sie jetzt jedesmal, wenn er zu ihr kam, das Fell gehörig durchgehauen. Man konnte das Tier im ganzen Dorfe schreien hören und ihre Stube war jedesmal voll höllischen Feuers. Wie der Hans nun denken mochte, daß er sie mürbe genug gepocht hatte, da kriegte sie'r erst noch einmal tüchtig, dann drehte er ihr den Hals herum, trug sie hinaus vor das Dorf an den Sandäckergarten und hing sie dort an eine alte Eiche.

b. So war wieder einer in Wiesenthal, den hießen sie nur „„das kleine Schmiedchen““. Der hatte sich auch dem Bösen verschrieben. Wenn der einem begegnete, da kam einem allemal ein ordentlicher Grusel an. Sie hätten aber auch nur einmal sehen sollen, wie der unter den dicken Augenbraunen, die gar arg über der Nase zusammengewachsen waren, einem ehrlichen Christenmenschen ins Gesicht gucken konnte. Kurz, es war ein echter Drusekopf. Zu dem ist der Hans auch gar zu vielmal „„spill““*) gegangen und die Nachbarsleute sahen, daß dann allemal die ganze Stube voll Feuer war. Zuletzt aber mochten sie doch uneins geworden sein, denn er kriegte nachts seine Hiebe, wie jene, von der ich Ihnen erzählt habe, und dann schrie er so arg, daß die ganzen Nachbarn aus dem Schlafe geweckt wurden. Kamen seine Hausleute zugesprungen, so wollte er es nicht gewesen sein, und sie sahen doch, daß er am ganzen Leibe blitzblau gehauen war. Und so wurde er auch eines Morgens tot in seiner Stube gefunden.

c. Es ist noch nicht so lange her, denn ich habe die Leute selbst noch gekannt, daß eine, sonst gar ordentliche Frau zu Wiesenthal, ein mordschönes Mädchen hatte. Aber die Frau hatte ihre Tochter einmal nach einem anderen Dorfe zum Kirmestag gehen lassen, und das war ein Fehler. Kurz, es mochte dort etwas vorgekommen sein, was, hat man nicht erfahren. Der böse Feind aber hatte seit jener Zeit Gefallen an dem Mädchen gefunden und kam bald darauf in der Mitternachtsstunde in das Haus an das Bett auf dem Boden, wo sie an der Seite ihrer Mutter schlief. Auf einmal packt der Hans das Mädchen und reißt sie von der Seite ihrer Mutter. Die wacht darüber auf und will ihr Mädchen festhalten. Da wir aber, wie Sie wohl gehört haben, uns immer nackt zu Bette legen, so hatte die Frau keinen Halt und mußte das Mädchen fahren lassen. Sie schrieen nun zwar alle beide aus Leibeskräften, aber es half alles nichts. Der Hans fuhr mit ihr die Treppe hinunter. Die Mutter war aber auch nicht faul und sprang lautschreiend nach. Als sie in die Stube kam, wollte sie der Teufel schrecken und hatte alles voll Feuer gemacht. Es nützte ihm aber doch nichts. Und da er doch noch keine rechte Gewalt über das Mädchen haben mochte, so konnte es sich von ihm losreißen. Unterdessen waren auch die Nachbarsleute auf das Geschrei zugesprungen und ins Haus gedrungen. Da blieb denn dem Bösen nichts anderes übrig, als sich geschwind aus dem Staube zu machen, und so fuhr er denn zum offenen Fenster hinaus“.

*) Zu Besuch.

*451. Der Räuber Paulus.

Eines Tages war der Räuber Paulus nach dem auf dem Hochrain über Dermbach gelegenen Gehöfte Steinberg geritten, hatte sein Pferd in den Stall gebracht und ließ sich eben das Frühstück recht gut schmecken, als auf demselben Gehöfte ein Kommando Fürstbischöflicher Husaren eintraf und bald darauf in der nämlichen Stube sich zu gleichem Zwecke niederließ. Bald kam das Gespräch auch auf den Räuber, den sie nicht persönlich kannten. Als dieser mit seinem Frühstück fertig war, ging er einen Augenblick bei Seite, betrat dann wieder das Zimmer, sagte den Reitern: „Wenn ihr Paulus fangen wollt, so kommt bald nach, meine Zeit ist hier vorbei", grüßte und verschwand. Als die Husaren sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, sprangen sie fluchend auf und zogen rasch ihre Pferde aus dem Stalle, um dem frechen Gesellen nachzusetzen. Der aber war schlau genug gewesen und hatte den Pferden, ehe er sich zu erkennen gab, vorsichtig die Bauchgurte durchschnitten. Ein andermal hörte der Propst von Zella, daß der Räuber in einem Hause des Dorfes Empfertshausen liege. Er raffte daher in aller Stille einen Trupp bewaffneter Leute auf, zog nach Empfertshausen und umstellte das Haus. Als der Räuber keinen Ausweg mehr sah, verwandelte er sich schnell in einen prächtigen, schwarzen Gockelhahn, flog auf den untern Teil der Hausthüre und krähte dem Propste fröhlich entgegen, daß dieser verwundert und erfreut über das schöne, furchtlose Tier diesem einigemal über Kopf und Rücken streichelte und dann das Haus vom Giebel bis zum Keller nach dem Räuber, jedoch vergebens, durchsuchte. Zu seinem nicht geringen Ärger erfuhr später der geistliche Herr, wen er so freundlich gestreichelt hatte.

*452. Vom Lindich bei Wiesenthal.

Droben auf der Höhe hinter Wiesenthal, rechts und links an der Straße nach Dermbach, liegt eine wüste Fläche, das „Lindich" geheißen. Hier soll es in alter Zeit zwischen fremden Kriegsleuten einmal schlimm hergegangen sein. Und das muß wahr sein, wo kämen denn sonst all die kleinen Hufeisen und das andere Zeug her, was sie jetzt dort beim Anpflanzen aus dem Boden herauswühlen? Es ist auf dem „Lindich" nicht, wie es sein sollte. Der alte Schulz Kirchner vom Mebritzer Hof — wer den noch gekannt hat, der weiß auch, daß er kein Freund vom Flunkern war — nun der ging einmal zur Nachtzeit über das „Lindich". Da gewahrte er zu seinem Schrecken große Haufen fremden Kriegsvolks zu Roß und zu Fuß, hörte auch trompeten und trommeln, blieb stehen und

sah dem Spiel eine Weile zu und wußte nicht, was er denken sollte, denn es war ja kein Krieg im Lande und keiner weit und breit umher. Der Schulz stand noch ganz verdutzt und traute kaum seinen Augen. Da! da war auf einmal alles wieder verschwunden. Den Schulzen überlief's eiskalt. Er drehte sich rasch um und machte, daß er heim kam. Gerade so, aber freilich lange Jahre nachher sah das alles auch ein Jude von Gehaus, Namens Baumgarten, droben auf dem „Lindich“. Ein anderer sah den nämlichen Spuk aber gerade in der Mittagsstunde. Als der Mann dem Spuke näher treten wollte, war plötzlich alles wieder verschwunden.

*453. Vom „Hohen Asch“.

Zwischen Wiesenthal und Fischbach erhebt sich ein gewaltiger Berg, der „Hohe Asch“, auf dessen oberstem Plateau schon seit längerer Zeit ein Jägerhäuschen steht. Hier wurden sonstdie Leute so in der Irre herumgeführt, daß sie abends an derselben Stelle todmüde anlangten, an der sie am frühen Morgen vorübergegangen waren. Aber auch sonstiger Spuk läßt sich bis heute noch am „Hohen Asch“ sehen und hören.

Ein Holzhauer, der dort oben an der Arbeit war, hörte auf einmal ein ganz eigentümliches Rauschen und Pfeifen in den hohen Buchen. „Als ich mich umschaute“, so erzählte er, „sah ich auf einmal ein gar prächtiges Hündchen, es war mopsgelb und trappelte hastig an mir vorüber. Das Ding gefiel mir. Ich warf die Axt bei Seite und lief ihm nach. Und wie ich dachte, daß ich es fangen könnte, Donner und Hagel, da waren es ihrer auf einmal zwei. Das machte mich aber noch nicht irre. Ich lief immer zu, lockte, rief: „pst! pst!“ wie die Hunde ja alle mit ihrem Zunamen heißen, und als ich die beiden fast wieder erreicht hatte, potz Blitz! da waren es ihrer gar drei. Nun wurde ich doch ein wenig stutzig. Aber bald war ich ihnen wieder auf der Ferse. Als es ihrer aber gleich drauf vier und zuletzt gar fünf wurden, da überlief mich ein arges Grauen. Ich sah ein, daß ich es am Ende wohl gar mit dem Gottseibeiuns zu thun hätte, betete ein Vaterunser, kehrte um und ging wieder an meine Arbeit.“

Manche haben auf dem „Hohen Asch“ auch schon eine unheimliche gläserne Kutsche, mit Pferden ohne Köpfe bespannt, fahren sehen. Es ist noch gar nicht so lange her, da sah und hörte sie einer in der Mitternachtsstunde. Sie kam vom „Hohen Asch“ über Fischbach und fuhr immer links von der Straße im Walde hin nach Kaltennordheim zu.

Der 86jährige Schäfer Lorenz Trost von Steinberg erzählte noch: „Ich glaube an keine Gespenster und dergleichen Dinge, es geht alles natürlich zu; mit dem wilden Heere aber ist es doch, wie es ist; denn eines Tages, als ich meine Schafe hier oben in der Nähe des Steinberger Hofes hütete, da habe ich es ganz deutlich gehört. Es kam ein furchtbarer Lärm und Spektakel vom „Hohen Asch“ herüber durch den Hof an mir vorbeigezogen, brauste über den Steinkopf, und dann durch die Rehhecken, dem alten Schlosse über Dermbach zu. Gesehen habe ich freilich nichts, meine Schafe aber schossen wie toll vor Angst auf einen Haufen zusammen, und der Hund klemmte den Schwanz ein und wollte fast in mich hineinkriechen; mir aber stiegen die Haare zu Berge; doch hatten wir in selbigem Jahre eine ausgezeichnete Ernte und die Hut hier oben auf dem Hochraine hätten Sie nur einmal sehen sollen.“

454. Vom Thalborn.

Ein Kaltenlengsfelder Mann kommt abends spät von Wiesenthal mit einem Schafe und treibt es durchs Thal seiner Heimat zu. In der Nähe des Thalborns scheut das Schaf, will nicht weiter gehen und flüchtet sich ängstlich zwischen die Beine des Mannes. Siehe, da gewahrt der Mann unter dem Bache am Quelle herum eine große Anzahl glänzender Schüsseln und Teller aufgestellt. Einen Augenblick wohl überkommt den Kaltenlengsfelder trotz seines Schreckens ein Gedanke, ob er nicht auf den Born losgehen und die glitzernden Schüsseln einpacken soll; doch die Angst siegt.

Auf seine eigene Rettung nur denkend, machte er, daß er so schnell als möglich vorüberkommt und läßt dem Schwarzen seine Schätze.

455. Der steinerne Tisch am Thalborn.*)

Wiesenthaler Frauen gingen nach dem Walde, um ihren dort arbeitenden Männern das Mittagsessen zu bringen. Als sie an den Thalborn kamen, wo sie ihre mitgebrachten Krüge zu füllen gedachten, da gewahrten sie, wie drei weiße Frauen an dem großen steinernen Tische emsig beschäftigt waren, ihre Wäsche zu waschen.

Heftig erzürnt hierüber, wollten sich die Wiesenthaler, die durch das Waschen ihre Quelle verunreinigt glaubten, mit den Weißen, die sie anfangs für Zigeuner oder dergleichen Gesindel

*) Ist nicht mehr vorhanden.

hielten, in einen Wortwechsel einlassen, doch diese waren beim ersten Schmähwort auf der Stelle mit Wäsche und jeglichem Zubehör verschwunden.

456. Die Versuchung auf dem Neuberg bei Wiesenthal.

Links an der Straße von Wiesenthal nach Dermbach erhebt sich der Neuberg, von dessen Stirn man eine herrliche Fernsicht genießt, die von der Rhön und dem Thüringerwalde begrenzt wird.

Auf diesem Punkt soll der böse Feind den Heiland nach den vierzig Fasttagen aus der Wüste geführt und ihm die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit mit dem Bemerken gezeigt haben, daß wenn er ihm huldige, alles dies sein Eigentum sein solle mit Ausnahme des ihnen hier zu Füßen liegenden Wiesenthales, welches er für sich selbst zn behalten gedenke.

457. Von dem Burgfräulein zu Neidhardtshausen.

Hoch über dem Dorfe Neidhardtshausen stand vor alten Zeiten die Burg der Grafen Neidhardtshausen. Einer der letzteren, Erpho geheißen, hatte ein einziges Töchterlein von seltsamer Schönheit, des Grafen liebstes auf dieser Welt.

Zu dieser entbrannte in heftiger Liebe ihr schmucker Nachbar, der ritterliche Junker zu Fischberg und hätte sie gern von dem Grafen zu seinem Weibe begehrt. Nun aber haßte dieser schon lange den Junker und hätte nie in solche Verbindung gewilligt, und so entführte der Junker eines Abends unversehens das Fräulein und brachte sie auf seine Burg.

Der Graf aber, als er den Raub vernommen, zog sofort mit seinen Mannen vor Fischberg, drang nach tapferer Gegenwehr in das Schloß, erstach mit eigener Hand den Junker und steckte die Burg in Brand. — Seine Tochter und deren Kleinodien brachte er nach dem in dem Dorfe Neidhardtshausen an der Felda gelegenen Nonnenkloster*) und schwur, daß sie den Platz nicht eher verlassen solle, bis sie dort von einem Priester oder von einer reinen Jungfrau aus freien Stücken geküßt worden sei. Das Fräulein aber starb bald darauf an Herzeleid und zwar ohne Beichte und Absolution, nachdem sie vorher ihre Kostbarkeiten im Klostergärtlein verborgeu hatte.

*) Erwähntes Benediktiner-Nonnenkloster soll von dem obengenannten Grafen Erpho im Jahre 1179 nach dem Tode seiner Ehefrau Bertha von Neideck gegründet und der heil. Maria und dem heil. Johannes geweiht und im Jahre 1185 mit Bewilligung des Bischofs Otto von Bamberg auf die nahe Zelle verlegt worden sein.

Hier wollen sie noch viele an jedem dritten Feiertage abends gar bleich und traurig im weißen Schleier mit einem Schlüssel in der Hand, der den Kasten zu ihren Schätzen schließt, auf- und abwandelnd gesehen haben. Andere sahen sie so auf einem Steine sitzen und auf ihre Erlösung hoffen, für welche sie dann zum Dank den Schlüssel zu ihren Schätzen überreicht.

458. Vom Taufstein bei Neidhardtshausen.

Dicht im Rücken des bei Neidhardtshausen und Zella gelegenen Hügels, auf welchem vor Zeiten die Burg der Grafen von Nidhardtishusen gestanden, erhebt sich schroff eine felsige Wand, die mit der Hochebene des Neuberges in Verbindung steht. Die Partie wird der Taufstein genannt und bietet von der Höhe des hier etwas weiter in das Feldathal vorspringenden Gebirges einen herrlichen Blick.

Ihren Namen soll sie von einer früher dort in dem Gestein vorgefundenen Vertiefung, aus der einst der heilige Bonifacius die Heiden jener Gegend taufte, erhalten haben. Dieser Felsen, auf dem der Apostel den Heiden das Licht brachte, duldet, nach Aussage eines alten Forstmannes, in seiner nächsten Umgebung keine Nebel, die dichtesten Massen brechen an ihm und verschwinden.

Auch geht noch die Sage vom Taufstein, daß er eine Opferstätte der Heiden*) gewesen, und heute noch hält von dorther über den Neuberg herüber das „wüteninge Heer", mit der „Frau Roll" an der Spitze, seinen Einzug in Wiesenthal, zieht von da am Horn vorbei nach Urnshausen, hetzt über den Gottesacker nach dem Schönsee und braust nach der Stoffelskuppe hinauf, wo es dann von seinem Zuge rastet.

459. Von der Gründung der Propstei Zella.

Der Graf von Nidhartishusen stand eines Morgens früh droben am Fenster seiner Burg; da sah er mitten im Grün des ihm gegenüberliegenden Bergrückens eine Stelle, die mit frischgefallenem Schnee dicht bedeckt war. Der Graf traute kaum seinen Augen, denn es war im höchsten Sommer. Er rief sogleich die Dienerschaft herbei, und alle überzeugten sich von dem Wunder, das so unvermutet gekommen sei und das der Himmel wohl nicht umsonst habe geschehen lassen. So meinte auch der Graf, und

*) Vor einigen Jahren legte der Förster Sladek von Zella auf dem Taufstein einen kleinen Naturpark an und fand bei dieser Gelegenheit in geringer Tiefe eine Menge ziemlich guterhaltener Eberzähne.

da es ihm vielleicht auch da und dort noch am Gewissen zupfen mochte, so erbaute er auf jener freundlichen Höhe, wo er den Schnee gesehen, eine Kapelle, die er dann später den frommen Herren in Fulda überließ. Das war der Anfang zu der Propstei und dem Dorfe Zella.

Witzschel, II. Nr. 52.

460. Der eingemauerte Mönch zu Kloster Zella.

In dem der Thorfahrt gerade gegenüber gelegenen Flügel der Propstei soll es sonst arg gespukt haben. Einige, die es demohngeachtet wagten, in jenem Flügel zu übernachten, sahen, wie sich um Mitternacht die festverschlossenen Thüren öffneten und ein bleicher, abgezehrter Mönch durch die Zimmer huschte. Die Leute erzählen darüber folgendes:

Unser Herr Pfarrer, so sagen sie, saß eines Tages mit den anderen hiesigen Herren in dem an das Hauptgebäude stoßenden Gemüsegarten, der durch eine sehr alte Mauer von dem Grasgarten geschieden ist. Da hörten alle ganz deutlich ein dreimaliges Klopfen, wie es schien, an der in jener Mauer befindlichen Pforte. Einer von ihnen öffnete sofort dieselbe, sah jedoch niemand. Am andern Tage ging's gerade so und zwar um die nämliche Zeit; ebenso am dritten, obgleich sich die Herren so auf die Lauer gestellt hatten, daß sie beide Gärten gut übersehen konnten. Sie schüttelten bedenklich die Köpfe und waren am folgenden Tage wieder pünktlich auf ihrem Posten. Kaum aber hatten sie jetzt zum vierten Male das Klopfen vernommen, als in dem nämlichen Augenblick die alte Mauer an jener Pforte zusammenbrach und die Herren auf dem Schutt das Gerippe eines Menschen von ungewöhnlicher Größe liegen sahen.

Durch den Einsturz der Mauer aber war auch ein Teil der Nische bloßgelegt, die das Skelett beherbergt hatte. Der Pastor ließ die Gebeine sammeln und in geweihter Erde begraben.

Seit jener Zeit ist Ruhe in dem Gebäude.

461. Der Schimmel des letzten Propstes zu Kloster Zella.

Vor einigen Jahrzehnten zeigte man in dem Hauptgebäude der auf einer sonnigen Terrasse im Feldagrund gelegenen ehemaligen Propstei Zella zwei stark beschädigte Trittsteine an der nach den oberen Räumlichkeiten führenden breiten Treppe und erzählte darüber nachstehendes:

Als der letzte der Pröpste von Zella im Sterben lag, witterte dieses sein Lieblingspferd, ein Schimmel, im Stall, riß sich dort

los, zerschlug die Thür, sprengte jene Treppe hinauf, drang in das offenstehende Krankenzimmer, beroch und beleckte eine Zeit den sterbenden Herrn und legte so lange den Kopf auf dessen Deckbett, bis der Propst das Zeitliche gesegnet hatte; dann erhob sich der Schimmel, lauschte noch eine Weile, hing traurig den Kopf und ließ sich ruhig die Treppe hinunter in den Stall führen, wo er noch an der Hand des Dieners tot niederstürzte.

Auf diesem Gange soll der Schimmel von den erwähnten Trittsteinen die Stücke abgetreten haben.

462. Vom „wüteninge“ Heer bei Glattbach.

Ein alter Förster von Dermbach erzählt: „Es ist schon lange her, daß mein seliger Pate droben in Glattbach bei einem reichen Bauer als Knecht diente. Damals kam es oft vor, daß die Bauern dort bis zum hellen Morgen sich beim Kartenspiel „„verlustierten““ und ihre Knechte herunter nach Dermbach schickten, um ihnen das Bier zuzutragen. So wurde auch einstmals mein Pate in der Nacht hierhergeschickt. Als der nun mit vollem Krug auf dem Heimweg droben auf der sogenannten „neuen Wiese“ anlangte, fühlte er ein Bedürfnis, setzte den Krug nieder und ging beiseite. Da hörte er auf einmal ein arges Brausen und Spektakulieren, das sich aber, je näher es kam, desto mehr in einen gar lieblichen Gesang verwandelte. Es war das „wüteninge“ Heer, lauter kleine krüppelhafte Gestalten. Die zogen über die Wiese, und der erste griff nach dem Krug, trank und gab ihn dem zweiten, und so trank der ganze Zug. Mein Pate dachte: „Das geht gut, da kannst du nur gleich wieder umkehren.“ Der Krug aber war noch so voll wie zuvor. Wie er nun nach Hause kam, setzte er ihn auf den Tisch und die Bauern soffen sich toll und voll. Als mein Pate aufräumte, fand er den Krug noch so gefüllt, als hätte niemand daraus getrunken. Am andern Abend ging's grade so. Am dritten aber fiel es den Bauern doch auf, daß der Knecht nicht weg gewesen und auch nicht mitgetrunken hatte. Sie holten ihn aus dem Stall herbei und „„törgten““ so lange an ihm, bis er beichtete, und von Stund an war's mit dem Zauber vorüber. Der Krug war und blieb leer.“

*463. Das Zauberbuch in Glattbach.

Es war einmal ein Bauer aus Glattbach, dem das Vermögen nur so zum Haus hinein fiel, ohne daß er sich groß drum bemühte, so daß es zuletzt seinen Nachbarn auf dem Gehöfte auf-

fiel. Man munkelte allerlei, auch daß er mit dem Bösen einen Pakt geschlossen und ein Buch habe, mit dem er den Hans und seine Gesellen citieren könne. Und so war es, denn als der Bauer eines Tages sich hierher nach Dermbach auf den Weg machte und den Schlüssel zu seiner Lade abzuziehen vergaß, machte sich der neugierige Knecht, der schon lange etwas gewittert hatte, über die Lade her und entdeckte auch das geheimnisvolle Buch. Und als er das Gruseln vor demselben überwunden hatte, legte er es auf den Tisch, zog einen Stuhl bei, blätterte eine Zeit lang in dem Buche und begann dann unbedachtsamerweise laut darin zu lesen. Das wäre dem Kerl aber beinahe schlecht bekommen, denn in seinem Leseeifer hatte er gar nicht darauf geachtet, was um ihn herum vorging und daß, je weiter er in dem Buche las, immer mehr Teufel in der Stube sich aufstellten. Zu seinem Glücke war dem Bauer unterwegs beigefallen, daß er den Schlüssel zu der Lade im Schlosse habe stecken lassen. Erschrocken war er wieder zurück geeilt und fand den Knecht noch laut in dem Buche lesend am Tische und den Hans mit schon neun Gesellen in der Stube. Verblüfft stand der Bauer einen Augenblick auf der Schwelle, doch als ihn jetzt der Hans frug, was sie hier sollten, war der Bauer auch sofort wieder bei sich, sprang mit den Worten: „Wart' einen Augenblick," auf den Boden, kam gleich darauf mit einem Maß Erbsen zurück, schüttete diese in die Stube, sagte: „So die lest mir hübsch rein aus," stieß den Knecht vom Stuhl und begann nun in dem Buche wieder rückwärts zu lesen. Und ehe er noch damit zu Ende kam, hatten auch die Teufel ihre Erbsen gelesen und einer um den andern sich wieder leise davon geschlichen. Was zwischen dem Bauer und dem Knecht dann vorgekommen, das weiß man nicht. So viel aber ist gewiß, daß, wäre der Bauer nicht noch zur rechten Zeit zu der Bescherung gekommen, so hätte der Teufel dem Knechte den Hals umgedreht.

*464. Von der Neu- oder Hexenwiese bei Glattbach.

Am Wege von Dermbach nach Glattbach liegt in der Nähe des letzten Ortes die Neue- oder Hexenwiese. Hier sind schon viele zur Nachtzeit von bösen Geistern irre geführt worden. Zu gewissen Zeiten brennt dort auch ein blaues Licht, das von kleineren Flämmchen umgaukelt wird.

465. Der Teufel im ehemaligen Kapuzinerkloster zu Dermbach.

Einmal hatte der Teufel einem der Seinigen mehrere Säcke voll Getreide versprochen und machte sich daher auf den Fruchtboden der Klosterbrüder, um dort gehörig einzusacken. Das merkten aber bald die Mönche, eilten auf den Boden, wo sie den Bösen in der besten Arbeit antrafen, und da sie wußten, daß er ihnen als heiligen Männern nichts anhaben konnte, so machten sie schnell ihre geweihten Stricke los und hieben den Herrn Urian so lederweich, daß er vor Schmerzen wie ein Löwe brüllte und die ganze Nachbarschaft vom Schlafe aufweckte, bis er endlich das Bodenloch wieder erwischte und hinausfuhr.

466. Schwarze Männer bei Dermbach.

Rechts von der Straße nach Öchsen ist im Walde eine Kohlstätte; dort erschreckt oft ein riesengroßer schwarzer Mann die Vorüberwandelnden.

Ein anderer zeigt sich oft am Dermbacher Galgen.

Ein dritter, den man aber kennt und der aus Glattbach stammt, geht an dem Teiche in der Nähe des weißen Borns auf und ab.

467. Vom alten Schlosse bei Dermbach.

Am Wege von Dermbach nach der Tann, zwischen dem weißen und schwarzen Born, stand einst auf dem südöstlichen Vorsprunge ein stolzes Schloß, das von eben so stolzen Rittern bewohnt wurde. Die hatten eine Schwester, die wegen ihrer außerordentlichen Schönheit in der ganzen Gegend bekannt war. Zu der entbrannte ein Mönch aus Kloster Zella in heftiger Liebe und brachte es durch allerlei Künste nach und nach dahin, daß ihm das Fräulein heimlich mit in das Kloster folgte, allwo er sie hinter einem Heiligenbilde lange Zeit verbarg.

Da aber die Brüder des Fräuleins, die sie in der Umgegend lange und vergeblich gesucht hatten, ihren Aufenthalt entdeckten, brachen sie mit gewappneter Hand in das Kloster ein, fanden die Schwester in ihrem Versteck und führten sie nach dem Schlosse zurück, allwo sie nach kurzer Zeit starb, allein bis auf den heutigen Tag im Grabe noch keine Ruhe fand, denn alle sieben Jahre zeigt sie sich auf dem Schutthaufen des ehemaligen prächtigen Schlosses.

*468 Vom Schatze auf dem „Herrenacker“ bei Dermbach.

Hinter dem ehemaligen Kloster in Dermbach liegt ein wahrscheinlich früher zu diesem gehöriges Stück Land, das der „Herrenacker“ genannt wird. Dort sollen einst die Mönche viel Geld vergraben haben, und das soll noch in der Erde sitzen. Alle sieben Jahre zeigt daselbst eine blaue Flamme die Stelle des Schatzes an, aber der Teufel läßt keinen zum Holen kommen, denn bis jetzt haben sie sich allemal verplappert, wenn sie beinahe so weit waren.

*469. Von der „Schwarze-Valte-Wiese“ bei Dermbach.

Von Dermbach nach der Hartschwinde, ungefähr zur Hälfte des Weges, liegt die „Schwarzvaltewiese“, die ihren Namen von einem gewissen Valentin Schwarz oder, wie andere sagen, von einem, den sie den „schwarzen Valte“ hießen, erhalten haben soll. Der aber, so geht die Sage, war der beste Bruder auch nicht und kümmerte sich weder um den lieben Gott, noch um dessen Gebote. So ging er auch einmal in der Osternacht hinaus und wässerte seine Wiese, obgleich er recht gut wußte, daß er da eine große Sünde that. Es bekam ihm auch schlecht, denn während der Arbeit fuhr ihm unvermutet der Böse in der Gestalt eines schwarzen Geißbocks zwischen die Beine und trug ihn alsbald auf und davon. Auf dem Geißbock aber lernte auch bald der schwarze Valte beten, und da der Teufel dieses nicht vertragen konnte, so setzte er den reuigen Sünder in der Nähe von Ziegenhain drunten in Hessen wieder ab, worauf er dann nach einigen Tagen als ein ganz anderer in Dermbach wieder eintraf.

*470. Vom Spuke an der „Hexenbrücke“ und dem ehemaligen Richtplatze bei Dermbach.

So zeigt sich an der sogenannten „Hexenbrücke“ über die Felda alle Jahre zu bestimmten Zeiten ein unheimliches Licht, von dem niemand etwas Näheres anzugeben weiß. Zwischen Dermbach und der „Hexenbrücke“ liegt der ehemalige Richtplatz, auf dem, wie alte Leute sagen, ein steinerner Tisch mit Bänken gestanden haben soll. Der Platz wird bis heutigen Tages noch zur Nachtzeit gerne gemieden. Viele, die hier in der Geisterstunde vorüber mußten, sahen ein unheimliches Licht brennen, der Erdboden that sich auf, ein kopfloses Gespenst erhob sich aus demselben, wandelte einige hundert Schritte mit und verschwand in dem Dunkel der Nacht.

471. Von dem weißen Fräulein auf dem alten Schlosse bei Dermbach.

Alle sieben Jahre läßt sich auf dem sogenannten „alten Schlosse" bei Dermbach das verwünschte Fräulein sehen. Sie ist gar bildschön von Antlitz und Gestalt, hat goldblonde Locken, trägt ein schneeweißes Gewand und einen glitzernden Schlüsselbund am goldenen Gürtel.

Eines Morgens wollte eine arme junge Frau von Dermbach, nachdem sie ihr säugendes Kind gestillt und eingeschläfert hatte, in den Wald, um „zu brennen" zu holen, und nahm ihren Weg über das „alte Schloß". Als sie dieses erreicht, erschrak sie gewaltig, denn vor ihr stand die weiße Jungfer. Diese aber blickte sie mit ihren großen blauen Augen so freundlich an, daß die Frau sich ein Herz faßte und sie nach ihrem Begehr fragte. Darauf winkte ihr die Jungfer gar holdselig zu und führte sie mit Hilfe eines der Schlüssel durch eine früher nie gesehene schwere Thür in ein großes Gewölbe. Hier schloß die Jungfer eine Menge Truhen vor den Augen der Frau auf, und als diese vor Erstaunen über den Reichtum die Hände zusammenschlug, lächelte das Fräulein und sprach: „Siehe, all das Gold, Silber und Edelgestein gehört demjenigen, der mich erlöst. Willst du nun, daß dies alles dein werde, so eile hinunter in dein Haus und hole dein unschuldiges Kindlein auf das Schloß, bringe auch ein weißes Tüchlein mit, dieses breite draußen aus und setze dein Kindlein darauf; ich werde dann dasselbe dreimal küssen, ohne ihm auch das geringste Leid anzuthun; dann bin ich erlöst, und du bist die reichste Frau im Umkreis. Doch muß ich dir noch bemerken, daß ich dann nicht in meiner jetzigen Gestalt erscheine; du brauchst jedoch nicht zu erschrecken, denn dir wie deinem Kindlein wird und kann, wie ich dir schon gesagt, kein Leid geschehen."

Bei dieser Rede seufzte die Frau tief auf; doch die unermeßlichen Reichtümer, die sie hier vor Augen hatte, benahmen ihr bald jedes Bedenken. Sie eilte schnell nach Hause, holte ihr Kind und das weiße Tüchlein und that dann oben auf dem Schloßberg, wie ihr geheißen. Kaum hatte sie das Kind auf das Tuch gesetzt und sich einige Schritte davon zurückgezogen, als auch schon eine Menge Ungeziefer um das Tuch herum zu kriechen begann, ohne jedoch das Kind zu belästigen. Doch klopfte schon der Frau das Herz in banger Erwartung und Angst; als nun aber gar noch eine mächtige wohl an 20 Fuß lange Schlange, mit dem Gesichte der Jungfrau, herangekrochen kam und sich dem Kinde näherte, — da entsetzte sich die Mutter, und die Angst preßte ihr Herz zusammen; mit einem lauten Schrei kam sie der

Schlange zuvor, raffte Kind und Tüchlein auf und stürzte, während die Schlange ihr nachseufzte, den Berg hinunter ihrem Hause zu.

Auch die alte Gänsehirtin und noch viele andere sahen die weiße Frau, wie sie dreimal um eine Buche herumwandelte und sehnsüchtig nach ihnen hinwinkte. Sie wollte erlöst sein. Das aber verstanden die Weibsleute nicht und machten jedesmal, daß sie davon kamen. Im Gehen aber hörten sie, daß die weiße Jungfrau noch dreimal gar arg „grötzte“ (seufzte.)

472. Von den Schatzgräbern auf dem alten Schlosse bei Dermbach.

In dem „Keller,“ dem einzigen sichtbaren Überreste des sog. „alten Schlosses“ bei Dermbach, liegen noch unermeßliche Schätze an Gold und Silber begraben, die den, der sie zu heben versteht, zum reichsten Mann der Gegend machen; doch muß er schon vorher mehr können, als Brot essen, denn es wird dieser Schatz von einem bösen Geiste in Gestalt eines riesigen Bären gar wohl bewacht.

So kamen einige Bauern vom Glattbacher Hofe, die groß von sich dachten, gar übel an.

Sie machten sich, nichts Böses ahnend, in einer geeigneten Nacht mit allerlei Instrumenten zum Graben und Brechen auf den Weg zum „alten Schlosse“ und gingen dort ans Werk. Nach langer, mühevoller Arbeit leuchtete ihnen endlich der Schatz in einer Felsenspalte entgegen; doch zugleich vernahmen sie in ihrem Rücken ein entsetzliches Brummen. Wie der Blitz fuhren die Schatzgräber herum, ließen vor Schrecken das Werkzeug fallen, und stürzten Hals über Kopf aus dem Gewölbe ihrem Hofe zu, allwo sie Gott im stillen dankten, daß sie mit heiler Haut aus den Klauen des riesigen Wächters, den sie dicht hinter sich gesehen, entronnen waren.

Eine offenstehende Thür mit zwei wunderschönen Pfeilern, die den Eingang zu den Schätzen bezeichnen, wollen noch viele dort droben gesehen haben.

473. Vom „wüteninge“ Heer zu Dermbach.

Das „wüteninge“ Heer kam einmal vom Geiser Wald über den Emberg herunter und zog singend durch Dermbach. Einige Weibsleute, die von ihrer Thüre aus das Heer beobachteten, sahen ganz deutlich, wie die letzte im Zuge ihre Gedärme auf dem Arme mit sich fort trug. Da sprach die eine, die gar eitel war, ganz leise zu der andern: „Der mag auch schlecht zu Mute sein.“

Das Gespenst aber hörte es doch und antwortete: „Mir ist nicht so weh, als wenn du dich am Samstage strählst und mit nassen Haaren zu Bette gehst,“ und zog seines Weges weiter.

474. Erscheinungen auf dem Steine bei Dermbach.

a. Eines Tages wurden die Musikanten von Dermbach auf den Abend von einem Unbekannten zum Spielen bestellt. Auf ihre Frage, vor wem und wo sie spielen sollten, erhielten sie keine rechte Antwort. Man sagte ihnen bloß, daß sie gegen Abend in einer Kutsche nach dem Tanzplatze abgeholt würden, nur bis gegen 12 Uhr aufzuspielen hätten und dafür tüchtig bezahlt werden sollten. Und als sie solches zufrieden waren und die Kutsche abends richtig eintraf, stiegen die Musikanten hinein, und nun ging's mit ihnen auf und davon.

Als endlich der Wagen hielt, sahen sie, daß sie sich unter einer großen Gesellschaft, jung und alt, auf dem „Steine“ neben dem sogenannten „alten Schlosse“ befanden. Die Musikanten spielten auf, und die Gesellschaft tanzte bald heckenhoch. Nach jedem Reigen gab es harte Thaler und Einzelnes vollauf, auch zu essen und zu trinken im Überfluß, so daß die Musikanten, als sie gegen 12 Uhr verabschiedet wurden, dem lustigen Völkchen erklärten, gerne noch bis zum hellen Morgen aufspielen zu wollen, was dieses jedoch ernstlichst ablehnte.

Die Musikanten traten nun den Rückweg an. Vor Dermbach fiel es einem derselben ein, seine Tasche in den Hut auszuleeren, um einmal zu zählen, wie viel er droben beim Spiele eingenommen, und siehe! die harten Thaler sammt dem Einzelnen hatten sich alle in Porzellan und Glasscherben verwandelt. Seinen Kameraden aber erging es nicht besser, und nun erst fiel es ihnen bei, daß es Walpurgis war, und sie also den Hexen aufgespielt hatten.

Auch wollte einmal einer aus Dermbach den Hexentanz droben auf dem „Steine“ mit ansehen, von den Hexen aber selbst nicht erkannt werden. Da wurde ihm denn geraten, auf dem Gange ein Ei zu sich zu stecken, welches vor Tagesanbruch von einer schwarzen Henne gelegt worden sei. Und das that er und sah denn auch die Hexenwirtschaft droben richtig mit an, so daß er am andern Tag alle die nennen konnte, die den Tanz mitgemacht hatten.

*b. Auf dem Steine bei Dermbach wollten viele zur Adventszeit eine weiße Jungfer gesehen haben, die, wenn Unberufene sich ihr näherten, in eine der Felsschluchten schlüpfte. Andere sahen zu derselben Zeit ein Feuer, das von kleineren Flämmchen umgeben war. Noch andere hörten dort eine gar wunderbare Musik.

Witzschel II. Nr. 53.

475. Die weiße Jungfer auf der Sachsenburg.

Hinter Dermbach nach Geisa zu erheben sich über dem „Stein" und dem Eppersberg und dem noch höher gelegenen „alten Schlosse" auf der Hochebene zwei mächtige Berge mit basaltischen Gebilden: die 1878 Fuß hohe Sachsenburg und die etwas niedrigere, nur durch ein enges bewaldetes Thal von dieser getrennte Röderburg, Riederburg oder Hessenkuppe, die sich nach Westen hin in den Geisaer Wald abdachen.

Der Sage nach sollen die von Karl dem Großen hierher versetzten Sachsen auf dem ersten eine starke Burg gegründet haben, um sich gegen die feindlichen Einfälle der Thüringer zu schützen. — Heute noch zeigen sich dort zwei weiße Jungfrauen. Die eine trägt den glitzernden Schlüsselbund an ihrem Gürtel, die andere ein schwarzes Kreuz auf dem Rücken. Es ist noch nicht lange her, da sah einer aus Öchsen, der dort oben am Himmelfahrtstage Heilkräuter suchte, eine weiße Jungfrau auf der nach Oberalba hin liegenden Klippe der Sachsenburg. Sie schien gar traurig in das Land hinein zu blicken, und als sie sich wandte, sah er ganz deutlich das schwarze Kreuz auf ihrem Rücken. — Dem alten Kreiser von Dermbach begegneten eines Tages beide Jungfrauen am Fuße der Sachsenburg. Sie winkten ihn zu sich; der aber entsetzte sich so bei ihrem Anblick, daß er sofort umkehrte, und als er gar die Jungfern hinter sich drein kommen sah, spornstreichs auf Dermbach zueilte. In seiner Stube angekommen, stürzte er bewußtlos nieder. Die weißen Jungfern aber waren ihm nur bis zur Grenze gefolgt.

*476. Von den Holzhauern an der Sachsenburg.

An Feiertagen soll man nicht arbeiten; das wußten einige Holzhauer aus Dermbach recht gut, frugen aber nichts darnach und gingen am dritten Ostertag hinauf an die Sachsenburg. Aber kaum hatten sie mit Holzhauen angefangen, als sich dort auf einmal ein so arger Sturm erhob, wie sie ihn noch nicht erlebt hatten. Es war, als bräche der ganze Wald über ihren Köpfen zusammen und das wurde je länger, je toller, so daß es die Leute vor Angst nicht mehr aushalten konnten, ihre Axte aufhockten und Hals über Kopf aus dem Walde stürzten. Als sie ins Freie kamen, war alles wieder so mäuschenstille, als wie vorher. Der alte Adam, der mit dabei war, sagte, in seinem Leben gehe er nun und nimmermehr an einem dritten Osterfeiertage in den Wald an die Arbeit.

477. Vom Bill- oder Bilsenstein.

Der alte Weg von Oberalba nach Geblar führt in der Nähe der Röder- und Sachsenburg an einem etwa 25 Fuß hohen Felsen vorüber; es ist dies der Bill- oder Bilsenstein, der von den dortigen Landleuten mit dem Dunkelwerden gern gemieden wird.

An bestimmten Tagen schreitet ein weißverschleiertes Frauenbild, von zwei unheimlichen Katzen begleitet, aus dem Felsen und trinkt aus der mehr östlich gelegenen Quelle der Öchse, dem Bilsenborn. Auch ein feuriger Mann und noch viel anderer Spuk treibt besonders zur Adventszeit dort sein Wesen; sie erschrecken die Leute und führen sie vom richtigen Weg ab.

*478. Wie der Schatz am Bilsenstein dem alten Stoffel von Öchsen unter den Händen verschwindet.

Dem alten Stoffel von Öchsen träumte es vor Johanni drei Nächte hintereinander, daß droben am Bilsenstein ein Schatz stehe, den er holen sollte. Da dachte er, das muß wahr sein, nahm seine Rodhaue auf die Schulter, ging in der Johannisnacht hinauf, fand richtig den Platz und machte sich an die Arbeit. Wie er nun eine Zeit lang gehackt hatte, stieß er auf einmal auf eine Haue. „Aha!" dachte Stoffel, griff zu, legte sie beiseite und rodete weiter. Da hörte er auf einmal in seinem Rücken: „Stoffel, bist du des Kuckucks, was schierst du da?" Es war der Schmied von Öchsen, der dort droben kohlte und durch das Hantieren herbeigelockt war. Stoffel aber antwortete nicht und ließ sich in seiner Arbeit nicht stören. Als aber der Schmied noch drei- bis viermal frug, wurde Stoffel immer ärgerlicher, vergaß sich gerade in dem Augenblick, als er mit seiner Rodhaue den Deckel der Geldkiste durchhieb und rief: „Ei, so hol dich der Kuckuck mit deinem ewigen Gefrag!" Und ritsch! war die Kiste wieder verschwunden. Er hatte nichts als die alte Haue davon gebracht. Die aber wird bis heute noch als Wahrzeichen zu Öchsen in der Familie aufbewahrt.

*479. Der Schatz am Bilsenstein.

Der alte Wirts-Käß (Kaspar) in Öchsen träumte drei Nächte hinter einander von einem großen Schatze am Bilsenstein.

In der vierten Nacht ging er hinauf, um ihn zu heben, fand aber an der bezeichneten Stelle statt des gehofften Geldes einen mächtigen Haufen Roßäpfel. Das brachte den Käß so außer sich, daß er vor Bosheit: „Da fahre der Teufel 'nein!" fluchte. Im Nu waren die Roßäpfel verschwunden.

*480. Von den gespenstigen Mähdern am Bilsenborn.

Droben am Bilsenstein am Bilsenborn ist's bekanntlich nicht geheuer. „Mein „„Ellervater““, erzählt der alte Gerichtsschulze von Ochsen, „ging gegen Johanni auch einmal um Mitternacht dort hinauf. Wir hatten nämlich dort ein großes Stück Wiese, und da wollte er zeitig mit Mähen beginnen. Als er nun in die Nähe des Bilsenborns kam, sah er dort auf einer anderen Wiese zwei Männer schon tüchtig an der Arbeit. Er hörte ganz deutlich jeden Sensenhieb, sah auch noch, wie in der Nähe der beiden ein weißes Tuch mit allerlei Speise und Trank auf dem Boden ausgebreitet war. Mein „„Ellervater““ grüßte drauf die beiden im Vorbeigehen. Da sie aber nicht dankten, ja sich nicht einmal nach ihm umdrehten, kümmerte er sich nicht weiter um sie und ging an seine Arbeit. Wie er eine Zeit drauf nach ihnen sich umsah, waren sie samt dem weißen Tuch auf und davon. Es hatte kurz vorher im Dorfe hier unten zwölf geschlagen. Als er nun mit Tagesanbruch beim Nachhausegehen doch einmal sehen wollte, was die beiden für Arbeit gemacht hätten, da regte sich bei meinem „„Ellervater““ jedes Haar unterm Hut. Es war kein Sensenhieb auf der ganzen Wiese zu sehen, ja nicht einmal die Spur eines Fußtritts.“

481. Vom Ritterspfad (Reuterspfad) bei Oberalba.

Der alte katholische Kantor Roth von Dermbach, ein gar braver und wahrheitsliebender Mann, kam eines Tages von Schleid und ging den sogenannten „Ritterspfad“ hinunter nach Dermbach. Da begegneten ihm drei unheimliche Weibsbilder, die, als sie an ihm vorüber waren, gar arg „grötzten“. Eine Strecke weiter sah er einen ganzen Haufen menschlicher Gestalten, die wie ein Ameisenhaufen durcheinander krabbelten, zuletzt stand er dem Bösen selbst gegenüber.

Er schlug ein Kreuz, der Böse machte Platz und ließ ihn vorüber; der Kantor aber ist bald darauf gestorben.

482. Der Schatz an der Hartschwinde.

An der Hartschwinde, da, wo man es „an der alten Kirche“ heißt, gewahrten zwei Wanderer in stockfinsterer Mitternacht unweit des Wegs einen Kessel voll glühender Kohlen. Als sie näher traten und statt der Kohlen lauter neues, geprägtes Gold in dem Kessel erblickten, griffen beide sogleich hastig in die Henkel. Der Kessel jedoch war so schwer und der eine von den beiden so schwach,

daß er den Kessel auf seiner Seite nicht zu heben vermochte; darob ereiferte sich der andere dermaßen, daß er seinem Kameraden mit einem lauten, kräftigen Fluche zurief, besser anzupacken. In dem Augenblick jedoch versank auch der Kessel mit seinem Inhalte wieder in die Tiefe, und die armen Teufel hatten das Nachsehen.

Von derselben Stelle wird erzählt, daß ein Reiter, der des Nachts vorüber mußte, plötzlich ein mächtiges Thor, hinter welchem eine hohe Feuersäule aufschoß, erblickte. Das Pferd wurde scheu, wandte sich und sprengte zurück.

Ein anderer sah dort einen winzigen Zwerg, der wie ein Frosch hin- und herhüpfte und ihm den Weg versperrte.

483. Von der alten Kirche bei der Hartschwinde.

„Sie kennen doch die „„Hartschwönge““, die kleine Mühle, die am Fuße des Beyers gegen Osten an der Felda gelegen ist. Nun, dort in der Gegend, wo die Straße von Urnshausen auf die ältere Chaussee stößt, ein klein wenig nach Dermbach zu, linker Hand, soll vor alters die eine Kirche von Oberweilar gestanden haben; man heißt den Acker auch heutigen Tags noch die „alte Kirche.“ Dort soll es, so hat man immer gesagt, nicht ganz geheuer sein. Und daß dem so ist, das habe ich selbst unterfunden“, so erzählte die alte Rike von Urnshausen und fuhr also fort: „Da war ich doch einstmals mit noch etlichen Kameraden gerade zur Mittagsstunde an jenem Platze, als ich auf einmal eine große Vertiefung — es war ein Eingang in einen Keller — vor mir sah. Im ersten Augenblicke dachte ich an nichts Unrechtes und ging auch 5 bis 6 Trittsteine hinunter. Da aber fiel mir's brühheiß bei, daß ich das Werk im Leben noch nicht gesehen hatte und kannte doch den Acker wie meine eigene Tasche.

Ich wurde stutzig, und weil es mir an zu gruseln fing, machte ich, daß ich wieder hinauf zu meinen Kameraden kam. Die aber waren ein gut Ende von mir. Ich erzählte ihnen, was mir begegnet; wir hielten nun Rat, gingen dann zurück, aber da war auch keine Spur mehr von dem Loche, oder wie ich's nennen soll, zu sehen. Nun erst ärgerte ich mich, daß ich so ein Furchthase gewesen war.“

484. Das „wüteninge“ Heer und die arme Magd vom Lendershof.

„Auf dem „Lengers“ (dem Hof Lenders) oberhalb Öchsen auf der Hochebene, war einstmals eine arme Magd an einem Kreuzwege mit Mistbreiten beschäftigt. Da zog das wilde Heer, das jedesmal

aus 42 Köpfen besteht, an ihr vorüber nach der Sachsenburg. Als die Magd sah, daß die letzte im Zuge ihre Gedärme nachschleifte, überkam sie ein Erbarmen, nahm ihren Misthaken und warf ihn, ohne sich lange zu besinnen, über das Gespenst weg. Da rief ihr dieses zu: „Das wird dir Gott lohnen, halte aber reinen Mund!“ Als darauf die Magd den letzten Düngerhaufen ausbreitete, da fand sie eine große Summe Geldes.

Sieben Jahre später, die Magd war längst verheiratet, war sie gerade mit Brotsäuern beschäftigt und stand mit dem warmen Wasser in der Küchenthür, da kam das „wüteninge“ Heer wieder nach Lenders und zog durch ihr Haus, in welchem gerade drei aufeinanderstoßende Thüren offen standen. Als die letzte des Zuges an ihr vorüberhuschte, tauchte sie den Finger in das Säuerwasser, flüsterte: „Halt reinen Mund!“ und zog dann den übrigen nach. Unbesorgt benutzte die Frau das Wasser zum Säuern und hatte das Glück, daß das Brot, so viel sie auch Laibe aus dem Keller holte, nie alle werden wollte. Das aber fiel den andern im Hause auf, die Frau mußte beichten, und nun wollte niemand mehr von dem Brote essen. Zu gleicher Zeit war es aber auch mit dem Brotsegen im Keller aus.“ So erzählte der alte Gläser Lorenze Hannes.

485. Vom Beyersberg.

Der höchste und schönste von der Sachsenburg aus in den Feldagrund vorgeschobene Basaltkegel der Vorderrhön ist der Beyer oder Beyerberg. Er ist reich mit Sagen geschmückt. Die eine läßt in seinem Innern noch unheimliches Feuer fortglühen und bringt mit diesem das dumpfe Rollen, welches bis heute noch gehört werden soll, in Verbindung. Andere sagen, der ganze Berg sei hohl und mit Wasser ausgefüllt. Noch andere wollen wissen, daß vor uralten Zeiten in dem Innern des Berges ein großes Schloß gestanden, in welchem ein riesiges Rittergeschlecht gehaust habe. Der letzte der Ritter hätte dann seine Frau auf dem Berge bei Fischbach, sich dagegen auf dem Hessenberge begraben und beide Gräber mit großen Steinhaufen bedecken lassen. Ein Knabe, der einst über dem Beyershof, rechts vom Goldbörnchen, Heilkräuter suchte, stand plötzlich vor der Pforte, die zu dem geheimnisvollen Schlosse führte. Er lief, um seine nicht weit von ihm beschäftigte Großmutter herbeizuholen; doch als er mit dieser an den Platz zurückkam, war alles wieder verschwunden.

486. Das „verwunschene“ Schloß am Beyer.

a. Das verwunschene Schloß am Beyer stand am Hahl (Haal), am Wege von Oberalba nach Öchsen zu.

Vor Jahren waren noch die Keller zu erblicken, und Schatzgräber haben vielfach ihr Glück dort versucht.

Ein Mann von Oberalba sah, als er um Mitternacht da vorüber mußte, das Schloß.

Eine Schar wildaussehender Jäger mit langen Bärten und Spinnwebengesichtern saß vor demselben und zechte an einer Tafel, die hell beleuchtet war.

b. Von dem Schlosse auf dem Beyer erzählt die Sage folgendes:

Einstmals hütete die bildschöne Tochter des Kuhhirten von Unteralba ihre Herde am Beyer, da bemerkte sie, daß sich mehrere Tage hintereinander eine Kuh von der Herde entfernte und in dem Walde verlor, abends jedoch vor dem Nachhausetreiben regelmäßig wieder einstellte.

Als das Mädchen dem Tiere einmal eine Zeitlang durch den Wald nachging, sah sie zu ihrem größten Erstaunen, wie die Kuh durch das offene Thor eines prächtigen Schlosses in den Hof trabte. Das Mädchen, das nie etwas von dem Schlosse gehört und gesehen hatte, blieb einen Augenblick erschrocken stehen, faßte sich dann aber bald ein Herz und sprang der Kuh durch das Thor nach. Kaum aber war sie in den Schloßhof getreten, als ihr ein stattlicher Junker entgegentrat, sie bei ihrem Namen nannte und mit gar einschmeichelnden Worten fragte, ob sie nicht geneigt sei, ihn zu ihrem Eheherrn zu nehmen und in dem prächtigen Schlosse da zu wohnen. Das Mädchen betrachtete den schönen Junker und schlug ein. Hocherfreut führte sie dieser nun in das Schloß und zeigte ihr all die prachtvollen Gemächer und die kostbaren gold- und silberdurchwirkten Kleider, so daß ihr Herz vor Lust und Freude aufjauchzte. Als dies der Junker gewahrte, wiederholte er seine Frage, knüpfte aber diesmal die Bedingung daran, daß, wenn sie dies alles und noch viel mehr besitzen wolle, sie ihm zu ihrem beiderseitigen Glücke noch fest geloben müsse, ihm eine Reihe von Jahren, es komme, was da wolle, durchaus nicht zu zürnen. Das Hirtenmädchen ging freudig auf alles ein. Sie wurde nun sofort in die kostbaren Gewänder gekleidet und lebte als Edelfrau herrlich und in Freuden. Auch gebar sie dem Junker nacheinander zwei bildschöne Knaben. Sie liebte ihren Eheherrn so sehr, daß sie ihm selbst nicht zürnte, als er ihr jedes der Kinder bald nach der Geburt derselben, während sie schlief, wegnehmen ließ. Doch als sie den dritten Knaben zur Welt gebracht hatte und ihr auch

dieser, wie die übrigen, eines Morgens genommen wurde, da empörte sich aus Liebe zu ihren Kindern ihr Herz, so daß sie auch selbst ihr Gelöbnis vergaß und ihrem Gemahl auf seine Frage, ob sie ihm nicht zürne, ein heftiges „Ja" zur Antwort gab. Kaum war dies über ihre Lippen, als den Junker eine gar große Traurigkeit befiel, in welcher er ihr kund that, daß von nun an ihr beiderseitiges Glück auf immer dahin sei. Vor vielen, vielen Jahren nämlich sei das Schloß mit allen Bewohnern verwünscht und verflucht worden. Durch sie allein, wenn sie ihrem Gelübde treu geblieben wäre, hätte der Bann gebrochen werden können und sie ihre drei Kinder wieder zurückerhalten. Nun aber sei alles verloren. Die Hirtentochter verfiel hierauf in einen tiefen Schlaf, und als sie erwachte, befand sie sich wieder in ihren alten Kleidern einsam in dem Walde.

487. Der Goldborn am Beyer.

Eine kleine Strecke im Walde über dem Beyershof, links vom Fußpfade, der nach der Kuppe des Berges führt, rieselt im Schatten üppigen Baumwuchses, zwischen den wild durcheinander liegenden Basaltblöcken ein Quell, der der „Goldborn" genannt wird und in früheren Zeiten viel von den Venedigern besucht wurde, die jedoch, als sie die Neugierde der umliegenden Orte erregt hatten, wieder ausblieben. Von dem letzten der Welschen, der den „Goldborn" besuchte, gehen im Munde des Volkes nachstehende zwei Sagen. Die am häufigsten vorkommende lautet:

Als der letzte jener geheimnisvollen Fremden, die den Beyer besuchten, eines Tages von dem Pachter Pempel auf dem Beyershof, bei welchem er sich jedesmal eingelegt hatte — andere sagen von dem Hosenschneider in Weilar — Abschied nahm, sprach er zu diesem: Freund, ich werde nun nicht wieder an den Beyer kommen. Gott lohn' Euch das Gute, was Ihr an mir gethan. Solltet Ihr einmal nach der Stadt Gotha kommen, dann sucht mich dort auf, mein Name ist so und so."

Mit diesen Worten wandte sich der Fremde und ging thalwärts. Jahre waren seitdem vergangen, da mußte der Pachter zufällig nach jener Stadt, und da ihm dort auch der Venediger wieder in den Sinn kam, so erkundigte er sich nach seiner Wohnung. Man wies ihn nach einem der schönsten und größten Häuser. Und da es dem Manne nicht einleuchten wollte, daß der arme Welsche so prächtig wohne, so erkundigte er sich vor dem Hause nochmals bei einem Vorübergehenden nach seinem alten Bekannten. Doch ehe der Gefragte dem Pachter antwortete, rief letzterem ein am Fenster des Hauses stehender vornehmer Herr zu, er sei ganz recht

und möge nur zu ihm heraufkommen. Von diesem wurde er denn nun auch herzlich bewillkommt. Da aber der Pachter sich nicht erinnern konnte, den Herrn jemals gesehen zu haben, so verschwand dieser auf einige Augenblicke durch eine Seitenthür und trat dann in seinem ehemaligen ärmlichen Kleide vor den Pachter hin, in welchem ihn denn auch dieser als seinen alten Freund sofort wieder erkannte. Nun teilte ihm der Welsche mit, wie der „Goldborn" ihn aus einem Armen zu einem Reichen gemacht, und er sich, da es ihm in Thüringen gefallen, darauf in der Stadt Gotha niedergelassen habe; zugleich bat er den Pachter, mindestens auf einige Tage sein Gast zu bleiben, was er sich denn auch gern gefallen ließ. Der Venediger bewirtete ihn aufs köstlichste und entließ ihn reichbeschenkt mit den Worten: „Vergeßt nicht, Freund, daß in euren Bergen mancher mit einem Steine nach einer Kuh wirft, der oft mehr wert ist, als diese selbst."

Die zweite wird also erzählt:

Vor langen Jahren fuhr einmal eine prächtige Kutsche an der Pachterswohnung auf dem Beyershofe vor. Aus dieser stiegen zwei gar vornehme Herren, die dann sofort aufwärts in den Wald gingen, allwo sie längere Zeit verweilten. Als sie nun wieder zurückkamen, traten sie bei dem Pachter ein, und einer derselben, ein Greis, frug darauf jenen, ob er ihn nicht wieder erkenne. Und als der Pachter dies verneinte, sprach der Fremde: „Ich werde gleich wieder hier sein," ging nach seinem Wagen und trat bald darauf in der Kleidung der Venediger, die früher den Berg besucht hatten, vor den jetzt ganz verblüfften Pachter, der ihn dann nach einigem Besinnen auch als den letzten der Welschen, die sich hier herumgetrieben, wieder erkannte. Bei einem guten Glase Wein, den der Gast aus seiner Kutsche herbeibringen ließ, erzählte der seinem alten Freunde, wie er durch das viele Gold, welches er oben in dem „Goldborn" gewonnen, ein steinreicher Mann geworden, und daß ihn Sehnsucht und Dankbarkeit noch einmal hierher getrieben; auch habe er seinem hier anwesenden Sohne vor seinem Ende gern noch einmal den Quell ihrer Reichtümer zeigen wollen. Dies sei der Grund, daß er in seinen alten Tagen die Reise nochmals unternommen; denn Gold würde keiner mehr aus dem Borne gewinnen. Darauf beschenkte er noch reichlich den Pachter und schied auf Nimmerwiedersehen.

488. Die nächtliche Holzabzählung am Beyer.

„Es war vor zwei Jahren, gerade um die jetzige Zeit, wo der Waldmeister blüht, als ich mit meinem Manne nach dem

Beyer hinauf ging, um Einblätter, die so gut für die schwarzen Blattern sind, einzusammeln, und um uns nebenbei auch einmal nach der tausendfarbigen Glücksblume, die einzig und allein dort droben blühen soll, umzusehen. Aber der Beyer ist gar hoch und das Umherklettern macht müde Beine, daher setzten wir uns ein wenig nieder und sprachen von dem und jenem. Da erzählte mir denn auch mein Mann, daß er von dem verstorbenen Kreiser und einigen alten Holzhauern mehrmals die seltsame Geschichte von der nächtlichen Holzabzählung am Beyer, welche sich alle sieben Jahre wiederholen soll, gehört habe. Ich kenne sie noch genau.

Es war auch einmal ein Schlag oben, als grade die sieben Jahre herum waren, und da von dem Holze gestohlen wurde, so hatte der Förster den Kreiser und einige Holzhauer des Nachts als Wache hinaufgestellt. Als nun unten die Glocke elf schlug, da gewahrten die Männer rings um den Berg, so weit sie nur sehen konnten, überall zwischen den Bäumen eine Menge Holz- und Reisigstöße, die auf einmal wie Pilze aus der Erde geschossen waren, und der ganze Berg wimmelte alsbald auch von unheimlichen schwarzen Gestalten, lauter Hexenzeug und Teufelspack, das sich leise einander die Worte zuflüsterte: „„das ist mein Reisig!““ — Der Kreiser und die Holzhauer schwitzten eine volle Stunde lang zwischen dem Spuk, denn es wagte vor Angst keiner, nur einen Fuß fortzusetzen. Endlich schlug die Glocke drunten im Thal zwölf, und alles war auf einmal verschwunden, das Holz, das Reisig, samt den schwarzen Gestalten.

Kaum aber hatte damals mein Mann das letzte Wort der Geschichte über die Zunge, so setzte sich auch schon ein großer, beinklapperdürrer Has' — und ein Hase ist doch sonst ein furchtsames Tier — uns beiden grade gegenüber, machte ein Männchen und sah uns ganz dreist in die Augen, gleich darauf saß ein zweiter neben dem ersten und überall knitterte und knatterte es in den Gebüschen. Da überfiel mich eine solche Angst, daß ich mein eigenes Herz klopfen hörte. Ich raffte hurtig mein „„Kräutig““ zusammen, faßte meinen Mann am Arme und nun ging's Hals über Kopf den Berg hinunter. Mich bringen keine zehn Pferde wieder hinauf.“

489. Die „Wannerecke“*) am Beyer.

In südöstlicher Richtung vom Beyershofe zieht sich aufwärts in den dunklen Buchenwald eine duftende Bergwiese hinein. An ihrem obersten Ende bildet der Wald eine düstere Ecke, die man

*) Spukecke.

die „Wannerecke" nennt. Hier brüllt an bestimmten Tagen, wenn die Sonne hinter den westlichen Basaltkuppen geschieden ist, eine weiße Kuh. Da kommt die weiße Jungfer vom Beyer mit Schemel und Eimer, setzt sich unter die Kuh und melkt. Ist der Eimer gefüllt, und die Jungfer wieder den Berg hinauf, dann verschwindet auch, noch einige Male brüllend, die weiße Kuh in den dunkeln Laubgängen.

490. Das graue Männchen und die Erzgräber am Beyer.

„Es kann nun wohl über hundert Jahre sein," so erzählte ein Greis in Gehaus, „als einmal fremde Leute hierher kamen und einige von hier mit auf den Beyer nahmen, um dort nach seltenen Erzen zu graben. Sie waren schon tief in den Berg eingedrungen, als sie auf einmal ein eigenes Brausen im Innern des Berges vernahmen. Als sie sich umsahen, bemerkten sie oben am Eingange der Grube ein kleines graues Männchen, das sie mit ernsten Blicken musterte und dann im strengen Tone also zu ihnen redete: „„Ihr Thoren, ihr! Laßt ab von euerm unsinnigen Beginnen; wißt ihr nicht, daß der ganze Beyer voll Wasser ist, und daß, wenn ihr so fortfahrt, das ganze Thal überflutet und in Gehaus Mann und Maus ertrinken wird?""

Als die von Gehaus das hörten, entsetzten sie sich, warfen die Grube schnell wieder zu und dankten Gott für die zeitige Warnung. Von dem Grauen aber war keine Spur mehr zu sehen."

491. Das Schloß am Beyer.

Zwischen dem „Hollerborn" und dem „Goldborn", dicht unter der Beyerskuppe, soll auf einer sanften, mit Buchen und Ahorn bewachsenen Erhöhung ein Schloß gestanden haben, von dem jedoch keine Spur mehr vorhanden.

Doch vermutet man noch einen Keller an jener Stelle, weil der Boden hohl unter den Füßen klingt. In einem Grenzstreit zwischen dem Grafen von Henneberg und Ludwig von Boyneburg von Lengsfeld geschieht dieses Schlosses um die Zeit von 1535 bis 1540 Erwähnung. Otto Schmidt, Schultheiß zu Urnshausen, einer der Zeugen in diesem Streite, sagte, er habe vielfach von alten Leuten vernommen, der Beyer gehöre zum Amte Fischberg. Es habe daselbst vor langen Jahren ein Schloß gestanden, und wenn die Besitzer desselben zu Pferde nach der Kirche „wannern"

*) Dieselbe Sage erzählte 1854 ein 78jähriger Greis aus Lengers. — Die erwähnte Kapelle ist gleichfalls längst verschwunden.

und ihre Frauen und Jungfrauen absitzen und ruhen wollten, so sei dies geschehen bei Niederalba „auf dem langen Steine“ unweit der jetzt noch stehenden Kapelle zu Ehren St. Nikolaus, die dieser Ritter erbaut, und zwar früher, wo die Kirche zu Dermbach gewesen. So stünde auch unter dem Vesperbilde „Unserer lieben Frauen“ ein steinerer Sarg, darin lägen die Gebeine von zwei Fräulein von dem Schlosse auf dem Beyer.

492. Die feurigen Männer am Beyer.

Ein junger Schäfer, der in einer Sommernacht 1856 in der Hütte unweit des Pferchs auf der Hochebene des Beyers zwischen dem Hedwigshof und dem Busengraben schlief, wurde um Mitternacht durch das Bellen des Hundes und den Aufruhr der Schafe geweckt.

Er sprang auf, um nachzusehen, legte sich aber, da er nichts fand, wieder nieder.

Da ging aufs neue der Lärm los. Schafdiebe vermutend, durchsuchte er nun mit der Pistole in der Hand die Umgegend bis ans Hölzchen. Der Mond schien so helle, daß er die ganze Gegend überschauen konnte, aber es war nichts zu entdecken.

Zum dritten Mal durch das Bellen des Hundes und den Aufruhr der durch die Hürden brechenden Schafe von seinem Lager gejagt, erblickte er jetzt, kaum hundert Gänge vor sich, einen Feuerball, aus dem ihn zwei gräßliche Augen anstieren. Schrecken und Furcht fesselten den Schäfer an die Hütte, denn er gedachte der Warnung seiner Eltern, die er mitunter abends von der Herde aus heimlich in Weilar besuchte, daß er sich von den feurigen Männern nicht irre leiten oder sich von ihnen auf den Rücken springen lassen sollte. Während dem war der Feuerball von Sekunde zu Sekunde gewachsen, hatte die Gestalt eines riesengroßen Mannes, mit einem Sack auf dem Rücken, angenommen und stieg dann in das Thal der Öchse hinunter.

Viele Einwohner der auf jener Hochebene gelegenen Dörfer wollen zu verschiedenen Zeiten jenen Feuerriesen ebenfalls gesehen haben. Auch ist es noch nicht lange her, daß ein Mädchen von Beyers ein helles Feuer auf einer nahegelegenen Wiese gewahrte. Sie rief ihren Vater, doch ehe dieser anlangte, war das Feuer schon verschwunden.

493. Die Schlüsselblume am Beyer.

Am Beyer ging einst ein armer Mann, ein Kötzenmacher von Gehaus, am Johannistage, um Salweiden zu schneiden oder Kräuter zu suchen. Da gewahrte er dicht vor sich eine prächtige

Blume. Und als er sie ausrupfte, um sie mit nach Hause zu nehmen, sah er zu seiner Überraschung an der Wurzel einen alten mächtigen Schlüssel hängen. Noch größer war sein Erstaunen, sich plötzlich vor einem gewölbten Eingang in den Berg stehen zu sehen, aus welchem ihm eine holdselige Jungfrau entgegenwinkte. Als sich der erste Schrecken des armen Mannes gelegt, folgte er getrost der Jungfrau, die ihn durch einen langen, langen Gang in ein hell erleuchtetes Gewölbe führte. „Nimm, so viel du vermagst!" sagte hier die Jungfrau und deutete auf ein offenes Faß mit goldenem Weizen. Der Mann besann sich, steckte aber doch eine Hand voll in die Tasche und verließ dann das Gewölbe. An der Pforte hörte er nochmals die Stimme der Jungfrau, welche rief: „Vergiß das beste nicht!" Er aber war froh, als er den blauen Himmel wieder erblickte, und schritt rasch durch die Thür, die krachend hinter ihm ins Schloß flog. Da erst fiel ihm bei, daß er die schöne Blume mit dem Schlüssel zurückgelassen; er wollte umkehren, allein die Thür war verschwunden. Ärgerlich griff er in die Tasche und warf auch den Weizen von sich, der ihm seiner Meinung nach doch nichts helfen konnte. Dieser aber wurde von einem schwarzen Vogel aufgesucht und gierig verschluckt.

Am andern Tag sah der arme Mann mit Erstaunen, daß sich die wenigen Weizenkörner, die in seiner Tasche stecken geblieben waren, in blanke Goldstücke verwandelt hatten, und da ärgerte er sich nun gewaltig, daß er die andern so leichtsinnig weggeworfen.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 66.

494. Von den edeln Erzen am Beyer.

Nach Lengsfelder Amts-Akten aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts.

Als einst ein Stadt-Lengsfelder Mann in der Abenddämmerung von Oberalba über den Beyer heimwärts ging, sah er in der Nähe des Hofes Fischbach ohnweit des Wegs ein Feuer brennen. In der Absicht, seine Pfeife anzuzünden, ging er darauf zu. Auch vernahm er Kinderstimmen, sah aber weder Kinder, noch verstand er, was sie riefen. Da that er selbst einen Ruf, und mit Blitzesschnelle war das Feuer vor seinen Augen verschwunden, und alles war still. Nun war es ihm, als hörte er deutlich neben sich sagen: „Hier ist der Ort, wo Gold und Silber liegt," doch sah er niemand, und es schauderte ihn.

Ein anderer suchte einstmals am Beyer Einbeeren gegen die schwarzen Blattern. Da fand er einen Stein, der wie Silber glänzte. Ein dritter entdeckte ein Loch, darinnen waren Steine

wie Tuffsteine tief unter der Erde und voller Glanz. Er deckte das Loch zu, weil täglich das Vieh darüberhin ging, hat es aber später nicht wiederfinden können. Von hoher Obrigkeit deshalb vernommen, leugneten diese drei zwar zitternd und mit blassem Angesichte, daß sie Gold gefunden hätten, die herbeigezogenen Zeugen aber versicherten, daß der eine einen Laborierofen und ein Buch über die Scheidekunst der Erze besitze und auch schon ein Stück Gold so groß wie ein Hühnerei habe.

Ebenso versicherte ein Goldschmied von Salzungen, einer der Goldsucher habe ihm goldhaltige Steine angeboten und gefragt, wie viel er für den Centner geben wolle.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 64.

495. Die weiße Jungfer am Beyer.

Schon vielen ist die weiße Jungfer droben am Beyer erschienen und zwar bei Tag und Nacht, am meisten im sogenannten „Dörnichtgehai." Sie führt stets den Schlüsselbund am Gürtel bei sich und will angeredet sein. Die Leute aber fürchten sich und reißen aus, wie erst neulich einer von der Fischbach. Der warf seine Welle Reisig weg, riß aus, kam heim und konnte nachher noch lange vor Schrecken kein Wort sprechen.

496. Schwarze Hunde am Beyer.

„Am Beyer lassen sich zuweilen auch gespenstige große schwarze Hunde sehen, die einen erst gar schrecklich mit ihren feurigen Telleraugen anglotzen und dann eine Wegstrecke vor den Leuten herlaufen. So wollte mein seliger Mann, er war ein Branntweinbrenner und stammte aus der Gegend von Nordhausen, mit einem Knechte von Roßdorf, wo er in der Brennerei gewesen, die heilige Liete herauf hierher nach dem Beyershof, wo wir uns noch nicht lange angekauft hatten, als die beiden einen derartigen schwarzen Hund vor sich gewahr wurden. Der Knecht erschrak gewaltig. Mein Seliger aber, der das Herz auf dem rechten Flecke hatte, besann sich nicht lange, riß ihm den Stock aus der Hand und schlug auf das schwarze „„Getierts"" los, traf aber nichts als die Luft. Das Gespenst begleitete sie noch eine ganze Strecke und verschwand an einem der Grenzsteine. Zwei Brüdern von hier, Johannes und Johann Adam, die von Unteralba vom Pfingsttanz heimgingen, ist es gerade so gegangen, nur mit dem Unterschiede, daß der eine den Hund sah, der andere aber nichts davon gewahr wurde."

497. Vom Otternkönig am Beyer.

Am Beyer hauste ein Otternkönig, der trug ein gar prächtiges Krönlein von gediegenem Golde, welches er jedesmal, wenn er sich in der Mittagsstunde in einer der Quellen am Berge badete, auf den grünen Rasen niederlegte.

Solches hatte nun ein feiner Junker vernommen, und da es ihm nach dem Krönlein gelüstete, so machte er sich eines Morgens nach jener Quelle auf den Weg, band sein Roß an einen Baum und breitete seinen Mantel an der Stelle aus, wo der Otternkönig sein Krönlein vor dem Baden niederzulegen pflegte. Dieser ließ denn auch nicht lange auf sich warten, legte das glitzernde Kleinod auf den Mantel und schlüpfte in die Quelle. Leise schlich sich jetzt der Junker dorthin, raffte den Mantel mit dem Krönlein auf, band ihn fest zusammen, schwang sich auf sein Roß und machte sich mit seinem Fund aus dem Staube. Doch ehe er noch das Ende des Waldes erreichte, hatte auch schon der Otternkönig seinen Verlust entdeckt und stieß einen so gellenden Pfiff aus, daß in selbigem Augenblick alles Gewürm des Berges in Aufruhr geriet und der Junker, so schnell er auch mit seinem Rosse dahinjagte, von demselben gar bald eingeholt war, das im Nu die Beine des Rosses umringelte und sich zischend nach ihm selbst empordrängte. Als der Junker dies mit Entsetzen gewahrte, schleuderte er den Mantel samt der Krone weit von sich und trieb sein Roß zu noch größeren Sprüngen an. Im selbigen Augenblick verließ ihn denn auch das Gewürm, stürzte sich auf den Mantel und zerbiß ihn in tausend Stücke, während der Otternkönig von seinem verlorenen Krönlein wieder Besitz nahm.

498. Die drei weißen Fräulein an der Beyerskuppe und die Förster von Lengsfeld.

„Ich kann mich noch recht gut aus meiner Kindheit an die beiden alten Förster von Lengsfeld erinnern, die den Beyer damals zu begehen hatten,“ so erzählte die alte Marie vom Beyershof, „der eine hieß Huck, der andere Rotteck. Die hatten sich einmal vorgenommen, droben an der Beyerskuppe die Nacht hindurch Wache zu halten, weil dort immer gar zu viel Holz gestohlen wurde. So keuchten sie denn auch richtig gegen Abend in den Schlag hinauf und legten sich dort in eine der Hütten, welche die Holzmacher für sich aufgebaut hatten, auf die Lauer. Als nun die Mitternachtsstunde herangekommen sein mochte, hörten sie plötzlich ein seltsames Geräusch, stießen sich an, und einer nickte dem anderen zu, zum Zeichen, daß er ihn verstanden habe. Wie er-

schraken sie aber, als sie statt der erwarteten Holzdiebe drei weiße Fräulein in dem Schlage gewahrten und ganz deutlich die Worte vernahmen: „„Ist das nicht unser Holz und unser Reisig?““ Die beiden Förster aber entsetzten sich so sehr über den Spuk, daß sie trotz ihres Alters und des lahmen Beines des einen Hals über Kopf den Berg herunterstürzten und totenbleich hier auf dem Beyershof anlangten. Und es hat's keiner wieder versucht, nachts droben auf der Kuppe in dem Schlage zu wachen.

„Noch eine weiße Frau mit verschimmeltem Gesichte," erzählte auch die alte Marie, „läßt sich hier oben in dem Walde zwischen dem Beyershof und der Fischbach sehen; und das geschieht, wie die Leute sagen, alle sieben Jahre. Zuletzt hat sie das Mädchen meines Nachbars, die dort in dem Walde beim Grasmachen war, gesehen. Das Kind aber fürchtete sich so sehr vor ihr, daß es Kötze und Gras im Stiche ließ.

Manche haben sie auch auf dem Grenzstein, der dort im Wald liegt, sitzen sehen."

499. Vom Pfarrer am Beyer.

Vor vielen Jahren war in Gehaus ein Pfarrherr, Namens Müller, kein Mann nach dem Willen Gottes; er gab vielmehr durch sein eigenes Leben der Gemeinde großes Ärgernis. Deshalb ließ ihn auch der Herr fallen, und als er starb, packte ihn der Gottseibeiuns am Kragen und trug ihn hinauf an die Kuppe des Beyersbergs, gerade dorthin, wo das Gestein am wildesten unter einander liegt. Dort droben hat er sich nun aus den Basaltblöcken eine Kanzel gebaut und predigt in der Geisterstunde seiner Gemeinde Buße; die aber hört ihn nicht, und will er zu ihr hinab, so verirrt er sich in dem Gesteine und stolpert so lange darinnen herum, bis die Stunde verronnen. Und so muß er predigen und umherstolpern bis zum jüngsten Gericht, wo er begnadigt werden soll.

500. Das Gewölbe an der steinernen Treppe auf dem Beyer.

Am Himmelfahrtstage kam eine Frau von Unteralba an die Beyerskuppe, um Kräuter zu suchen. Als sie nun in der Nähe der sogenannten „steinernen Treppe" anlangte, sah sie dort plötzlich eine Art Gewölbe vor sich offen stehen, dessen innere Wände mit seltsamen Buchstaben beschrieben waren, und da die Frau es nicht wagte, allein einzutreten, so lief sie nach Hause, erzählte dort ihrem Manne, was sie gesehen, und machte sich dann mit diesem wieder auf den Weg nach dem Beyer und der „steinernen Treppe." Sie suchten aber vergeblich nach dem Eingang. Alles war wie sonst.

501. Der alte Schmied von Weilar am Beyer.

Der alte Schmied von Weilar kohlte einst in der Nähe des „Goldbornes" am Beyer. Da gewahrte er, als er sich eben niederlegen wollte, um Mitternacht vor seiner Hütte ein bildschönes junges Fräulein. Sie trug ein schneeweißes Kleid mit einer langen Schleppe und ein Krönlein auf dem Haupte. Sie schaute den Schmied gar freundlich an; der aber war ob der Erscheinung gar sehr erschrocken, doch behielt er noch so viel Fassung, daß er diese mit den Worten: „Schwere Not, Jungfer! was will Sie von mir?" anließ.

Da sah der Schmied, wie die Jungfer erbebte, sich traurig umwandte und dann wie im Nebel verschwand.

502. Von Paulus, dem Räuber, am Beyer.

Vor wohl mehr als hundert Jahren hauste in den Vorbergen der Rhön, hauptsächlich am Beyer, ein gefürchteter Räuber mit Namen Paulus, vor dem die Leute eine solche Angst hatten, daß sie nicht einmal seinen Namen gern auszusprechen wagten, weil er überall auch erschien, wo er genannt wurde, denn er hatte mit dem Unreinen einen Pakt geschlossen und große Macht dadurch erlangt. Er konnte die Leute festmachen, die er mit seiner Bande berauben wollte, und ließ er sich einmal fangen und einstecken, so war sicher darauf zu rechnen, daß Paulus am andern Morgen wieder auf und davon war, denn für ihn fand sich keine Mauer zu dick und zu hoch und kein Schloß und Riegel zu fest. Hatte er aber keine Lust, sich den Häschern zu überliefern, dann machte er sich unsichtbar oder verwandelte sich in einen Hund oder auch in einen schwarzen Kückelhahn, krähte von dem ersten besten Dache auf die Häscher herab oder machte sie fest und lachte sie aus.

So waren einmal einige seiner Bande bei einem Bauer in Mittelsdorf eingestiegen, um diesem, von dem sie nicht wußten, daß er auch mehr konnte, als Brot essen, den großen Kessel aus der Küche zu stehlen. Der Bauer aber hatte Unrat gemerkt, schlich sich in die Küche, bannte die Räuber fest, als sie eben den Kessel ausheben wollten, und rief dann die Häscher aus Kaltennordheim herbei. Doch ehe diese noch das Gesindel schließen konnten, stand auch schon Paulus mitten unter ihnen. Der aber vermochte mehr als der Bauer, löste dessen Bann, machte ihn samt den Häschern nun selbst fest und verschwand mit seinen Gesellen und dem Kessel.

Ein andermal verkaufte ein reicher Bauer zu Glattbach ein paar fette Ochsen an einen Metzger. Als er nun sein Geld abends bei Licht nochmals nachzählen wollte, und sein Kind nach den

blanken Laubthalern griff, um damit zu spielen, drohte er ihm, das ganze Geld dem Paulus geben zu wollen. Das Kind aber hatte keine Ruhe. Da strich der Bauer ärgerlich die Thaler in den Beutel, schob das Fenster auf und hielt ihn mit den Worten hinaus: „Da, Paulus, hast du das Geld!“ — Und der ließ sich so etwas nicht zweimal heißen, griff zu und verschwand.

Nur vor zwei Leuten in der dortigen Gegend hatte Paulus, wie er selbst sagte, Respekt, der eine war der Hexenmeister Joseph, ein Schlosser in Wiesenthal, der andere der alte Papiermüller bei Weilar, denn wenn der Räuber diesen letztern des Nachts mit seiner Bande heimsuchen wollte, fand er die Mühle rundum mit Wasser umgeben oder an Ketten hoch in der Luft schweben.

Paulus trieb sein Wesen lange Zeit fort, bis er endlich von den Gerichten mit Hilfe des erwähnten Schlossers Joseph in einem seiner Schlupfwinkel, einer Höhle im „Ibegarte“ (Eibengarten) über dem Dorfe Glattbach, dem „Paulusloche“ festgenommen wurde.

Joseph hatte zu diesem Zwecke für den Räuber ein besonderes Schloß gemacht, welches dieser trotz seiner Zauberkraft nicht wie die andern aufzublasen vermochte. Paulus wurde verurteilt, auf dem Neuberge an den Galgen geknüpft zu werden; da aber das Gericht immer noch fürchtete, daß er auf dem Wege dorthin dennoch entspringen möchte, so ließ es einen besondern Kasten*) zum Transport des Räubers machen, aus dem Kopf, Hände und Füße so herausragten, daß sie von außen nochmals geschlossen werden konnten. Als denn Paulus endlich auf die Leiter gebracht war, bat er um die Gnade, Gottes Erdboden noch einmal betreten zu dürfen. Dies wurde ihm aber verweigert, und nun gestand er, daß er die Bitte darum gestellt habe, um dem Verfertiger jenes Schlosses noch einen „Tücks“ anthun zu können. Der Hexenmeister Joseph, der so etwas vermutete, soll sich deshalb aber auch den ganzen Tag in seinem Keller aufgehalten haben, weil er sich unter der Erde vor der Zauberei des Räubers sicher wußte.

*503. Vom Irrgänger am Beyer.

Einer von Öchsen, der in Weilar Schnaps gebrannt hatte, ging bei voller Besinnung und auch rechtzeitig, um noch bei hellem Tage Öchsen zu erreichen, über den Beyersberg nach Hause. Dort droben aber mußte ihm Samen von „Irrkräutig“ in die Schuhe gefallen sein, denn er kam vom Wege ab und lief bis in die Nacht

*) Derselbe ist heute noch in Kaltennordheim unter dem Namen „Pauluskasten“ vorhanden.

hinein am Beyer auf und ab. Als er so lange in der Irre umhergestolpert war, ließ er sich sehr ermüdet nieder, um so den Tag zu erwarten. Da fiel es ihm auf einmal bei, seine Schuhe auszuklopfen und sie zu wechseln. Und kaum hatte der Mann dies vollbracht, so schlug ganz in seiner Nähe eine Turmuhr die zwölfte Stunde, und nicht ohne Gruseln sah jetzt der von Öchsen auch, wo er hielt. Er saß auf dem Judengottesacker von Gehaus.

*504. Von der Hexe zu Kranlucken.

„Zu Kranlucken lebte vor Zeiten eine bitterböse Hexe, welche die heilige Dreifaltigkeit abgeschworen und sich dem Gottseibeiuns in die Arme geworfen hatte, der sie denn auch nachts oft besuchte und ihr allerlei heillose und tückische Künste lehrte. Natürlich blieb das nicht verborgen, und so kam es, daß sie von alt und jung im Dorfe verachtet und gemieden wurde. Darüber aber wurde die Hexe immer erboster und sann auf Rache; und da ihr der Teufel unter anderen Schlechtigkeiten auch gesagt hatte, wie man die bösen Wetter mache, so nahm sie eines Tages ein Sieb, legte einen Katzenkopf, einen Krebs, faule Eier und was sonst noch dazu gehörte, hinein, sprach ihren Spruch und ließ das Zeug in dem Sieb dabei gehörig herumlaufen. So stieg denn bald darauf auch richtig eine kleine Wolke am Horizonte auf, welche die Richtung auf Kranlucken zu nahm. Hätten die Leute geahnt, was dem Orte bevorstand, und, wie in unsern Gebetbüchern steht, ein Kreuz gegen die Wolke gemacht, so wäre groß Unglück verhütet worden. So aber kam die Wolke ungehindert bis über das Dorf. Hier fuhr aus ihr ein greller Blitz, der sofort auch den Kirchturm und das halbe Dorf in Flammen setzte. Nur mit der größten Mühe wurde die andere Hälfte gerettet. Die Kirche aber blieb unversehrt, an diese hatte die Hexe mit ihrem Feuer nicht kommen können." So erzählt die alte Schäferin von Geblar.

*505. Die Feuermänner zu Kranlucken.

„Als ich noch zu Kranlucken bei einem Bauer diente", erzählte der alte Hans Adam von Motzlar, „habe ich gar oft auch feurige Männer gesehen. Einmal war ich mit meinem Herrn abends spät noch an der Wiesenwässerung. Da stieß mich der auf einmal an und sagte: „„Hans Adam, siehst du, da droben kommt er wieder herab."" Und wie ich hinauf sah, da kam der Feurige die Höhe herunter und gerade auf uns los. Ich wollte ausreißen, mein Herr aber hielt mich fest und meinte: „„Bleib nur, dem seinen

Gang kenn' ich schon, er hält sich dort jenseits des Grenzsteins hin."" Und so kam's auch. Mir aber stiegen dennoch die Haare zu Berge, denn der Kerl war gar zu gruselig anzusehen. Kopf, Arme und Beine kohlkesselschwarz, der Leib aber brannte wie Schwefel, so daß man jede Rippe zählen konnte. Einige Tage darauf sah ich wieder beim Wässern noch einen andern ganz nahe an mir vorüber ziehen. Vielleicht war es auch derselbe, denn er glich ihm, wie ein Ei dem andern."

*506. Der Schatz auf den „Erdensteinäckern" bei Motzlar.

„Der alte Michel von Motzlar pflügte einmal in den „„Erdensteinäckern"". Da blieb plötzlich der Pflug festhängen. Der Bauer, der sich das nicht erklären konnte, dachte, die Ochsen wären störrig, und schlug gehörig drauf. Als er aber sah, daß sie sich ordentlich ins Zeug legten, und der Pflug dennoch nicht vom Flecke wollte, wurde er wild und begann zu fluchen. Da that's auf einmal einen barbarischen „„Kracher"", der Pflug ging los, und der Mann stand auf einmal ganz verdutzt da, denn vor seinen Augen sah er eine schwere Kiste tiefer und immer tiefer in den Erdboden versinken. Den starken eisernen Henkel hatten die Ochsen mit der Pflugschar losgerissen. Der Michel hat ihn darauf zum Wahrzeichen an unserer Kirchthür zu Motzlar aufgehangen, wo ich ihn in meiner Jugend noch gesehen habe. Denn der alte Hans Adam erzählt Ihnen keine Lügen."

*507. Wie der Stoffel von Motzlar zum reichen Manne wird.

'S ist hierherum schon mancher arme Teufel durch einen Schatz zum reichen Mann geworden. So ging einmal, freilich vor vielen Jahren, der alte Stoffel von hier mit seiner Frau zur Kirmes. Als die beiden an einem Garten nicht weit vom obern Wirtshause vorbei wollten, da sah der Stoffel dicht am Zaune etwas glitzern. Er trat näher. Es war eine große zinnerne Schüssel mit lauter Rübenschnitzeln angefüllt. Stoffel, der auch schon damals kein dummer Stoffel war, deckte geschwind sein Sacktuch darauf, hob die Schüssel vom Boden und trug sie nach Hause. Wie er hier das Tuch abdeckte, potz Donner noch einmal! da hatte er die ganze Schüssel voll hartes Geld. Seit jener Zeit war der Stoffel ein gemachter Mann.

*508. Von dem letzten an der Pest Verstorbenen in Motzlar.

Als zu Schleid das Fest der heiligen Maria zum Schnee zum erstenmal gefeiert wurde, zog auch von Motzlar alles dorthin, um das Fest mit zu begehen. Nur ein einziger Bauer blieb im Dorfe zurück und meinte höhnisch: „Ich feiere das Schneefest nicht mit“, und fuhr richtig ins Feld zum Ackern. Das aber bekam ihm schlecht. Als die andern vom Feste zurückkamen, hörten sie ihn jammern und schreien: „Ach, hätt' ich doch auch das Fest lieber mitgefeiert!“ Und wie darauf die Seinigen ins Haus traten, lag er tot am Boden und war schwarz am ganzen Leibe. Er war der letzte, den die Pest in Motzlar weggerafft hatte.

*509. Von einem zu Motzlar, der sich auf dem Sterbebette selbst rechtfertigte.

Zu Motzlar lag ein alter, reicher Bauer auf dem Sterbebette. Zu dem trat seine Tochter und sprach: „Vater, da es nun doch einmal zu Ende mit Euch geht, so wollen wir zum Herrn Pfarrer schicken und für Euch beten lassen.“ Der Alte aber schüttelte mit dem Kopfe und erwiderte: „Wozu wollt ihr für mich beten lassen, habe ich doch keine Sünde auf meinem Gewissen“, wandte sich ab und starb. Kurze Zeit darauf erschien er aber nachts seinem „Großen“ und bat diesen flehentlich, für seine arme Seele doch beten zu lassen, denn er leide furchtbare Pein, und zwar, weil er sich in seiner Sterbestunde selbst gerechtfertigt habe. Als darauf der Sohn dem Vater bemerkte, daß es plötzlich so glühend heiß in seiner Kammer werde, entgegnete dieser: „O, du kennst die Macht des Feuers nicht, in dem ich aushalten muß. Das ist heißer, als alle Feuer der ganzen Erde zusammengefaßt. Drum flehe ich dich an, laß für mich Messe lesen und beten, auf daß ich erlöst werde. Freilich wirst du darüber selbst noch viel zu leiden haben. Denn die höllischen Geister werden es zu verhindern und dich erst durch allerlei Schrecken zu verführen suchen, dann werden sie dir drohen und zuletzt dir gar arg zusetzen. Bleibe aber standhaft und antworte ihnen auf keine Frage mit ja, sonst bin ich auf ewig verloren und du mit mir.“ Als der Sohn seinem Vater gelobt hatte, ihm zu folgen, verschwand der Geist. Bald darauf erschienen auch richtig die Teufel, anfangs in gar schöner Gestalt, und zeigten dem Sohne allerlei schönes Geld. Als er das verschmähte, zeigten sie ihm die schönsten Pfeifenköpfe, frugen ihn: „Gefällt dir der nicht, ist der nicht schön oder der?“ und boten sie ihm zuletzt alle miteinander an. Wie aber der Bauernbursche auch da standhaft blieb, alles zurückwies und auch nicht

einmal ja sagte, da schleppten sie sogar noch einen Sack Hutzeln von den kostbarsten Birnen herbei, um ihn damit zu ködern. Da nun auch das nichts half, zeigten sie sich als echte Teufel, packten den jungen Burschen, reckten und dehnten, rüttelten und schüttelten ihn hin und her auf seinem Bette. Und als sie abzogen, lärmten und spektakelten sie wie die Enten und Frösche im Teiche und drohten, des andern Tages wieder zu kommen, wenn er für die Seele seines Vaters beten lasse. Er aber ließ dennoch Messe lesen und beten. In der folgenden Nacht erschien ihm der Geist seines Vaters nochmals. Der dankte dem Sohne und flehte ihn aufs neue an, ja auszuhalten. Aber auch die Teufel blieben nicht aus und trieben ihr Wesen, jedoch ebenso fruchtlos wie in der vorigen Nacht. Als aber in der dritten der Alte seinem „Großen" erschien, da wurde es schon gar lange nicht mehr so heiß in der Kammer als zuvor, denn der Bauer war aus dem schrecklichen Feuer schon fast erlöst. Aber dem ungeachtet bat er den Sohn desto dringender, nur diese Nacht noch standhaft zu bleiben und das Beten fortsetzen zu lassen. Erscheine er ihm dann nicht wieder, so sei er erlöst. Bald darauf kamen auch die Teufel wieder, setzten dem armen Burschen aber auch diesmal vergebens zu. Der Alte hat sich darauf nicht wieder sehen lassen; er war also erlöst. Aber in der ganzen Gegend von Motzlar wird es keiner wieder wagen, sich auf dem Sterbebette selbst zu rechtfertigen.

*510. Der tolle Jäger bei Motzlar.

Einer von Motzlar hatte sich in der Zeit geirrt, denn er dachte, es sei gegen Morgen, und fuhr bei ganz hellem Mondschein mit dem Pfluge nach seinem Acker. Als er hier eine Zeit lang gepflügt hatte, hörte er plötzlich in der Ferne einen schrecklichen Lärm, der wurde je länger je ärger. Der Bauer erkannte den tollen Jäger, warf sich schnell auf das Gesicht und betete ein Vaterunser. So ging der Zug an ihm vorüber, ohne daß ihm ein Leid geschah. Doch kaum hatte sich der Bauer vom Boden erhoben, als auch schon wieder ein gar gräulicher Kerl „angehumpelt" kam. Er hatte ein langes und ein kurzes Bein und ging gerade mit dem langen oben am Raine hin, mit dem kurzen aber unten in der Furche. Wie er in die Nähe des Bauern kam, rief er: „Heda, Bauer, kann ich die hintersten von denen, die da vorüberzogen, wohl noch einholen oder nicht?" Unser Bauer aber hatte schon genug gehört und gesehen, gab keine Antwort und machte, daß er mit seinem Vieh nach Hause kam. Als er das Dorf erreicht hatte, schlug die Glocke gerade Mitternacht. Die

kommende Ernte war aber in dortiger Gegend ungewöhnlich gesegnet, denn wo der wilde Jäger oder das „wüteninge" Heer durch die Fluren zieht, giebt es stets das Jahr hindurch Regen und Sonnenschein zu rechter Zeit.

*511. Das Fest St. Mariae ad nivem zu Schleid.

Die Legende erzählt, daß zur Zeit des Papstes Liberius zu Rom ein frommes Ehepaar aus edlem Geschlechte lebte. Das hatte der Herr mit reichen Gütern gesegnet, und da ihre Ehe kinderlos blieb, so gedachten sie mit ihrem Reichtum ein gottseliges Werk zu begründen und baten daher die heilige Jungfrau um ihren besonderen Schutz und Rat in dieser Angelegenheit. Diese erschien denn auch zuerst der Frau und that kund, daß sie ihr Vorhaben billige, ihnen auch den Platz zu einem Kirchenbau näher bezeichnen wolle. Ein Gleiches geschah in der folgenden Nacht bei dem Ritter. Da ging denn das fromme Ehepaar zu dem Papste Liberius und teilte diesem sein Vorhaben und das Erscheinen der heiligen Jungfrau mit. Auch dem Papste selbst war die heilige Jungfrau erschienen. Sie beschlossen daher, des Zeichens gewärtig zu sein. So geschah es denn auch, daß am fünften Tage des Monats August, und zwar des Morgens, auf dem Esquilinischen Hügel der Platz und der Umfang der Kirche in wunderbarer Weise durch eine ungewöhnliche Schneedecke bebezeichnet war. Und bald darauf erhob sich denn auch dort die Kirche zur „Heiligen Jungfrau Maria vom Schnee". Nun geschah es, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in dem Fuldaischen Amte Rockenstuhl die dortigen Gemeinden auch noch durch Hunger und Pest arg heimgesucht wurden, so daß, was nicht bereits gestorben, sich vor der schrecklichen Seuche in die nahen Wälder flüchtete, aber auch hier noch großenteils jämmerlich dahinstarb. Und als die Überlebenden erkannten, daß es auf diese Weise kein gutes Ende nehmen werde, beschlossen die beiden Gemeinden Schleid und Kranlucken, sich an die Barmherzigkeit der heiligen Mutter Gottes zu wenden, sandten eine Deputation an den Fürstabt Bernhard nach Fulda, und der genehmigte, daß die beiden Gemeinden eine Stiftung zu Ehren der heiligen Jungfrau zum Schnee in dem Dorfe Schleid gründeten. Und von Stund an verschwand Pest und Hungersnot aus der Gegend.

In der vom Fürstabt Bernhard in Fulda vom 16. Mai 1627 ausgestellten Bestätigungsurkunde heißt es unter anderm, daß die beiden Gemeinden gelobt haben, jedesmal den Tag vor dem Feste der „Heiligen Maria zum Schnee" durch das strengste Fasten, das

Fest selbst aber auf das feierlichste, gleichwie Ostern, Pfingsten und das Fronleichnamsfest, zu feiern, desgleichen die Stiftung durch jährliche Beiträge, den „Schneedreier", zu unterstützen. Zum Schlusse des Festes wird ein feierliches Requiem für alle während und nach der Pestzeit Verstorbenen abgehalten. Schleid aber wird an jenem Tage von unzähligen Frommen besucht, so daß zuweilen gegen achtzehn Geistliche den dortigen Pfarrer in seiner Amtsthätigkeit unterstützen müssen.

*512. Vom Rockenstuhl und woher der Name des Berges und der Burg.

Einer der schönsten Basaltkegel der Rhön ist der 1604 Fuß hohe, bewaldete, in der Nähe des Städtchens Geisa gelegene Rockenstuhl, dessen Fuß bei dem Dorfe Schleid von der Ulster bespült wird. Eine feste Burg, die mehrmals gebrochen und wieder aufgebaut wurde und zu Anfang des 17. Jahrhunderts einen Teil zu dem Baumaterial des Schlosses Geisa liefern mußte, ist fast spurlos von dem Boden verschwunden. Sie diente unter anderem lange Zeit dem Fürstabte Conrad IV. aus dem gräflichen Geschlecht von Hanau zum Wohnsitze; auch hatte das Amt Geisa von ihr, dem damaligen Sitze des Gerichts, den Namen Rockenstuhl.

a. Der alte Möller aus Motzlar erzählte: „Dort droben also hatte der hochmütige und bösartige Ritter ein barbarisch festes Schloß gebaut, ihm aber noch keinen Namen gegeben. Nun hatte der Ritter einen Sohn, der war zwar ebenso tapfer, ja vielleicht noch tapferer, als sein hochmütiger Vater, dabei aber gar herablassend gegen die geringen Leute, kurz ein guter und lieber Herr und dabei bildschön von Leibesgestalt. Der liebte in allen Ehren ein junges Bauernmädchen in dem Dorfe Geismar; sie war aber auch die schönste und bravste Jungfrau in der ganzen Gegend und war von dem jungen Herrn, als er einmal von der Jagd nach seinem Schlosse heimkehren wollte, vor ihrer Thüre, mit dem Spinnrocken beschäftigt, gesehen worden. Seit jenem Abend hatte der Ritter keine Ruhe mehr gehabt und das liebe Mädchen, dem es bald ebenso erging, in ihrem Häuschen aufgesucht. Und da der Herr gar brav dachte und es nicht so treiben wollte, wie es die meisten heutzutage noch thun, so trat er eines Tages vor seinen hochmütigen Herrn Vater und erklärte, daß er das Mädchen zu seiner Frau nehmen wolle. Der aber fuhr gewaltig auf und ließ zuletzt den eigenen Sohn, als er von dem Mädchen nicht lassen wollte, in den Turm werfen. Die Jungfrau, die nichts

von dem Vorgefallenen wußte und die ihren Geliebten für untreu hielt, härmte sich sichtlich ab und ließ sich vor keiner ihrer Gespielinnen mehr blicken, bis sie alles durch einen treuen Diener seines Herrn erfuhr. Von da an aber hatte sie keine Ruhe mehr in ihrem Kämmerlein, sie nahm ihren Rockenstuhl, trug ihn auf den Berg, stellte denselben dem Turme, in welchem ihr Geliebter schmachtete, gegenüber und schaute Tag und Nacht unverwandt so lange nach ihm hin, bis man sie eines Morgens entseelt dort fand. Der junge Ritter aber, als er späterhin alleiniger Herr der Burg war, ließ den Stuhl dort aufstellen und gab der Burg zum ewigen Gedächtnis den Namen „Rockenstuhl".

b. Eine andere Sage leitete den Namen „Rockenstuhl" von einem alten Gaugrafen des Buchenlandes, Namens Rogge, ab, weil er sich auf einem Stuhle im Lande herumtragen zu lassen pflegte und dort droben gern verweilte.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 68. Schwarz, S. 71.

*513. Der Schatz auf dem Rockenstuhl.

a. „Ich weiß nicht, ob Sie die Anna Margarete Kann gekannt haben. Nun, die ging einmal am Tage der Würzweihe hinauf auf den Rockenstuhl, um roten Dost, der gut gegen die Hexen ist, dort zu holen. Da sah sie in der Nähe des alten Schlosses auf einmal einen Haufen feuriger Kohlen — es konnten ungefähr so zwei Metzen voll sein. Anstatt nun die Kohlen einzuraffen oder wenigstens auseinander zu schmeißen, bleibt die einfältige Frau stehen, betrachtet das Zeug eine Weile kopfschüttelnd und geht dann ruhig nach Hause. Als sie ihrem Mann darauf den Vorfall mitteilt, wurde der springböse und hieß sie dies und das, dann aber machten sie sich selbander nach dem Rockenstuhl auf. Von den Kohlen jedoch war hier nichts mehr zu sehen.

b. Andere sahen dort droben goldgelbe Knotten auf einem weißen Tuche liegen. Wer eine Hand voll davon einsteckte, der brachte jedesmal die schönsten Dukaten mit nach Hause.

*514. Der Schatzgräber auf dem Rockenstuhl.

a. Der Hans-Rothe-Valtines wußte, daß droben auf dem Rockenstuhl ein Schatz brenne und daß er in der Johannisnacht zu heben sei. Da machte er sich denn mit noch einem hinauf zu dem alten Schlosse. Sie sahen richtig auch das Flämmchen und gingen frisch ans Werk. Als sie aber eine Zeit lang hantiert

hatten, da ging der Spektakel los. Ein Haufen Raben, so viel hatten sie ihrer noch gar nicht bei einander gesehen, kam auf einmal angezogen, umschwärmte die Schatzgräber und pickte sie mit den Schnäbeln, daß es dem Hans-Rothe-Valtin selbst angst und bange wurde. Wie es aber auch noch im Walde anfing zu rauschen und zu krachen, so daß man glaubte, die Bäume brächen zusammen, da rief der eine: „das halte der Teufel aus!“ nahm seine Rodehaue und machte sich auf und davon. So blieb denn auch dem Hans-Rothe-Valtin nichts anderes übrig, als ein Gleiches zu thun.

b. Ein andermal passierte es ihm gerade so, da hatte er den Wirtsknecht von Seifarts mit. Diesmal war es, als käme auch noch eine ganze Kompagnie Reiter angesprengt. Und wie das der Knecht hörte, machte auch er, daß er davon kam. Ob es der tolle Jäger war, der dann und wann über den Rockenstuhl hinzieht, oder ob die schwarzen Männer, die sich bei Nacht dort droben sehen lassen, den Spektakel machten, wer kann's wissen?

*515. Vom Bocksberge bei Geisa.

Auf dem Bocksberge bei Geisa, wo sonst das alte Raubnest stand, lassen sich alle sieben, oder, wie andere sagen, alle hundert Jahre drei weiße Jungfern sehen, die dann immer von oben herab bis an das Wassermanns-Gärtchen kommen und hier verschwinden. Einst hütete der Schäfer vom Rockenstuhl am Bocksberge, da fiel es ihm auf, daß sein Hund gerade zur Mittagszeit von der Herde verschwand und, als er wieder zurückkam, „rammelsatt“ gefüttert war. Wie das nun so mehrere Tage hintereinander vorgekommen war, wurde der Schäfer neugierig, folgte dem Hunde nach und stand plötzlich vor dem Eingange eines Gewölbes. Der Schäfer war kein Furchthase, ging hinein, sah rechts und links eine Menge Fässer mit allerlei Geldstücken und, als er sich umdrehte, auch die weißen Jungfern, die er höflich grüßte, worauf sie ihm andeuteten, daß er nach Belieben zulangen sollte. Und das ließ sich der Schäfer nicht zweimal heißen. Die prachtvolle Schlüsselblume aber, die auf dem letzten Fasse lag, und nach der die drei weißen Jungfern ihn hinwiesen, schien für ihn keinen Wert zu haben, er ließ sie liegen und trat mit vollen Taschen den Rückweg an. Doch kaum hatte er den Ausgang erreicht, so schlug die Thüre krachend hinter ihm zu, und war fortan keine Spur mehr von ihr am Berge zu sehn. Die drei Jungfern aber hörte er noch lange in dem Berge jammern und schreien. Von dem Gelde kaufte sich später der Schäfer ein hübsches Gütchen und war so ein gemachter Mann.

Sie reden auch noch mehr vom Bocksberge, daß z. B. dort oben, wo die alte Raubburg gestanden, noch viele andere Schätze, desgleichen uralter köstlicher Wein in einer Art steinerner Haut begraben liege, und wer die rechte Zeit und den rechten Spruch wisse, das alles erlangen könne".

So erzählte der alte Hans Adam Möller von Motzlar.

*516. Das gespenstige Gefährt auf der Straße von Bremen nach Geisa.

„Mein Bruder und noch einer", erzählt die Ammergret, „kamen einmal zur Adventszeit, als die Sterne schon am Himmel standen, über Geisa her vom Tanner Jahrmarkt. Wie sich die beiden auf der Straße zwischen Bremen und Geblar zufällig umschauten, sehen sie von Bremen her ein gar sonderbares Fuhrwerk, noch geschwinder als ein Vogel im Fluge, ohne alles Geräusch, des Weges daher kommen. Die beiden hatten kaum noch so viel Zeit, nach rechts und links auszuweichen, um die zwei Rappen, denen die Köpfe fehlten, mit ihrem einem Faß ähnlichen Gefährt durchzulassen. In der Nähe von Geblar lenkten die Pferde links ab von der Straße und schossen quer über die Felder dem Dietrichsberge zu. Einige der Leute wollen wissen, das Fuhrwerk gehöre dem grünen Jäger; andere sagen, der weißen Frau mit dem Schlüsselbunde, die sich dort droben sehen lasse.

517. Vom Wirt zu Geblar.

Zu Geblar, einem Dörfchen westlich von Dermbach, war zur Zeit des siebenjährigen Kriegs ein Wirt, der alle Welt betrog. Dafür mußte er aber auch nach seinem Tode so arg spuken, daß es beinahe niemand mehr in dem Hause aushalten konnte. Man ließ daher einen Jesuiten kommen, und der fing den bösen Geist alsbald in einem ledernen Sack, trug ihn hin auf den Dietrichsberg und bannte ihn fest. Dort droben jammert er nun und schreit unaufhörlich: „Drei Kartel für eine Kanne!"

*518. Vom Gehauser Schorn.

Nicht weit von Gehaus erhebt sich in dem Thale der Öchse ein hoher bewaldeter Rücken, der Gehauser Schorn. Auf dem ist es nicht geheuer und schon gar vielerlei Spuk gesehen worden. So mögen wenige in Gehaus leben, die nicht das kleine gelbe Hündchen am Schorn gesehen haben. „Ich z. B.", so erzählte eine Frau aus Gehaus, „höre es fast alle Nacht, wenn ich mich

zur Ruhe lege, vom Schorn her bellen, und habe es auch gar oft mit eigenen Augen gesehen. Es trägt einen goldenen Schlüssel an einem roten Bändchen um den Hals; s'hat's aber auch noch keiner fangen können. Wer nun den rechten Spruch wüßte, um's zu bannen, der könnte reich werden. Viele wollen dort auch einen großen schwarzen Hund mit einem Schlüssel am Halse gesehen haben, andere wieder eine weiße Jungfer, die aber den Schlüssel am Gürtel hängen hatte. Meistens stand sie am Saum des Waldes unter der sogenannten „schwarzen Buche", mitunter auch droben nicht weit vom Kreuzwege unter der alten Schaueiche. Dort in der Nähe, so sagen sie, soll auch das Schloß gestanden haben, aus dem sie stammt.

Aber das ist noch lange nicht alles, was sie vom Schorn erzählen. Gar oft sind auch schon dort zwei unmenschlich große schwarze Männer gesehen worden. Sie „hockelten" einander bis zum Kreuzwege, wo sie allemal verschwanden. Auch unten am Kreuzwege, wo's nach Willmanns zu geht, sahen einmal zwei Männer von Gehaus, und das am hellen Mittage, auf dem Wege einen offenen leeren Sarg stehen. Die Gehauser wußten nicht, was sie davon denken sollten. Sie hatten aber nicht lange Zeit zum Nachdenken, denn ehe sie sich's versahen, waren vier schwarze Männer mit verschimmelten Gesichtern da, die hockten den Sarg auf und schritten mit ihrer Last langsam den Berg hinauf.

519. Spukgestalten in und bei Öchsen.

Am Wege von Öchsen nach Gehaus steht ein alter hoher Feldbirnbaum. Um ihn sammeln sich in der Mitternachtsstunde allerlei böse Geister, dreibeinige Ziegen, Hunde, Hasen, Katzen, Kaninchen und dergleichen mehr.

In dem Dorfe Öchsen selbst läßt sich in der Trippel- oder Goldbachsgasse ein Schaf ohne Kopf sehen, das den Leuten auf den Rücken springt.

520. Das graue Männchen vom Hundswinkel oberhalb Öchsen.

„Mir ist so etwas in meinem ganzen Leben nicht passiert", begann eine aus Öchsen, „mein seliger Mann aber ging einmal in der Mittagsstunde über Feld. Als er nun an den „Hundswinkel" — so nennen wir die Waldwiese am Bilsenstein — kam, da sah er auf einmal ein graues unheimliches Männchen ein Stück vor sich stehen. Das winkte ihm zu folgen. Mein seliger Mann aber wollte nichts mit ihm zu schaffen haben, bog seitwärts ein und machte einen Umweg.

Da hätte aber ein Mensch den Weltspektakel hören sollen. Es war nicht anders, als ob der ganze Wald zusammenbräche. Meinem Seligen stiegen die Haare zu Berg. Den Heimweg hat er damals aber nicht wieder dorthin genommen. Das Stückchen ist übrigens auch schon manchem andern dort passiert."

*521. Vom Hahl bei Öchsen.

„Droben im „„Hahl"", wie wir hier sprechen, anderswo heißen sie's den „„Hähl"" oder die „„alte Landwehr"" — so ein Stückchen über dem „„Schöngthal"",*) so erzählt der Schustershans von Öchsen, „da geht auch etwas vor, was noch nicht aufgeklärt ist. Wenn die Sonne untergegangen, da giebt's ein Rauschen und Zischen droben in dem Buchenwald, daß es einem ordentlich gruselt. Und hält man mit Geschirr dann noch dort, so ist das Vieh nicht von der Stelle zu bringen, es läßt sich lieber auf dem Flecke totschlagen. Mancher schon, der dort halten mußte, ist nach Hause gelaufen, hat ein Paar frische Ochsen geholt und sie vorgespannt, aber auch die wollten nicht anziehen, so daß er das Vieh abspannte und den Wagen stehen ließ. Am andern Morgen ging's nur so mit zwei Stück Vieh. Sie sagen, es hinge mit dem tollen Jäger zusammen, der dort zur Winterszeit vorüberzieht."

*522. Die kämpfenden Feuermänner zwischen Gehaus und Öchsen.

In der Nähe von Gehaus, im Felde nach Öchsen zu, trieben sich früher zwei ungeheuer große Feuermänner zur Nachtzeit umher, die alles in Schrecken setzten. Einmal hatte dort der Schäfer seinen Pferch aufgeschlagen und erschrak schon gewaltig, als die beiden anmarschierten, denn sie waren ihm so nahe gekommen, daß er ihnen die feurigen Rippen am Leibe zählen konnte. Wie aber die beiden Kerls erst aufeinander zu gingen und so derb aufeinander losbläuten, daß ihnen die feurigen Butzen vom Leibe flogen, und dem Schäfer der Schafhund arg wimmernd zwischen die Beine kroch, da wußte auch er, und er war doch ein fester, seines Leibes keinen Rat. Er machte, daß er nach Öchsen kam, und zeigte die Sache beim dortigen Gerichtsschulzen an. Der nahm am andern Tage noch einige Leute mit, ließ sich den Platz zeigen, regulierte die Grenze und setzte den Stein so, daß er zwischen die beiden Feuermänner zu stehen kam. Seitdem hat man sie nie wieder gesehen.

*) Schindthal.

*523. Von den „Zickleshecken“ bei Öchsen.

In den von Öchsen nach dem „Lendershofe“ zu liegenden „Zickleshecken“ steht ein Trupp Tannen links am Wege; aus diesen hört man nachts eine wimmernde Kinderstimme. Mehrere, unter andern eine vom Lendershof, sahen aus den Tannen ein Faß unter lautem Gepolter quer über den Weg den Berg hinunter rollen und dort verschwinden, worauf dann jene Kinderstimme jedesmal gar kläglich that.

524. Von der Schöneburg.

Oberhalb des Dorfes Öchsen, an der sattelförmigen Verbindung des Beyers mit der Sachsenburg, über welche die Straße von Dermbach nach Geisa führt, lag auf einem Vorsprunge, dem „Schorn“, das Schloß Schöneburg, dessen Überreste fast gänzlich verschwunden sind. Der alte Ludwig Engel, ein mehr als achtzigjähriger Greis aus Öchsen, gab über die letzten Bewohner dieser Burg folgendes an:

„Meine über achtzig Jahre alte „„Ellermotter““ hat mir oft erzählt, wie sie wieder von ihrer ebenso alten „„Ellermotter““ gehört habe, die Burg sei zu deren Lebzeiten noch von zwei alten Fräulein bewohnt gewesen, die, wenn sie im Walde lustwandeln gingen, jedesmal von einem kleinen, freundlichen weißen Hündchen begleitet wurden. Sie selbst habe ihnen oft als vierzehnjähriges Mädchen Waldbeeren hinaufgetragen und Geld und Essen dafür erhalten. So hätten die Fräulein auch einstmals zu ihr gesagt, sie möchte des andern Tags mit ihrem Spinnrade zu ihnen auf die Burg „spill“ kommen. Als sie nachmittags nun aus der Schule entlassen und zur Burg gekommen sei, habe sie das sonst immer geschlossene Thor geöffnet gefunden, ebenso die Hausthür. Auf ihr wiederholtes Klopfen an der Stubenthür habe niemand „„herein““ gerufen. Als sie darauf so eingetreten, sei die Stube leer gewesen, auch habe sich niemand blicken lassen. Von einer großen Angst befallen, habe sie sich schnell entfernt, und als sie im Vorbeigehen in die Küche geblickt, hätten die Frauen nebst dem Hündchen leblos dagelegen. Später habe es sich herausgestellt, daß die beiden Frauen ermordet und die Burg ausgeraubt worden sei.

Der halb verfallene Keller diente späterhin dem Paulus, dem Räuber am Beyer, zum Schlupfwinkel. Die Sage läßt hier noch große Schätze vergraben sein. Eine weiße Jungfer, die alle sieben Jahre dort droben erscheint, hat die Schlüssel dazu und reicht sie demjenigen, der sie erlöst.

Sonst ist die Erscheinung des Fräuleins eine wohlthätige für die Armen der Umgegend. Sie hat schon oft kleine lechzende Kinder mit Beeren und sonstigen Früchten erquickt; ebenso schlafenden Hirten, Schnittern und Holzhauern Brot und Wein gebracht.

In dem Jahre 1824, so erzählt der Wirt von Öchsen, kamen drei angebliche Bergleute aus Franken und erkundigten sich nach der Schöneburg. Am andern Morgen besuchten sie den Platz, meinten, ihre Kundschaft stimme nicht mit demselben überein, gruben aber dennoch nach und kamen mehrmals mit gefülltem Säcklein zurück. Einige Tage später mußten sie jedoch von wegen der Polizei Reißaus nehmen."

*525. Die weiße Jungfer auf der Schöneburg und die Bleichmädchen.

In Öchsen wachten einmal nachts einige Mädchen auf der Bleiche. Da sahen sie eine weiße Gestalt aus einem Garten treten, die nach der Richtung der Schöneburg zuging. Und da sie glaubten, es sei einer von ihren Bekannten, der das Hemd, um sie zu erschrecken, über der Hose trage, so riefen sie ihm zu: „Heda halt! Komm daher!" Und der Angerufene kam richtig auf sie zu. Als er aber dicht bei ihnen war, da sahen sie zu ihrem Schrecken die weiße Jungfer von der Schöneburg vor sich stehen.

In diesem Augenblick schlug es im Dorfe zwölf, und die Erscheinung verschwand alsbald vor ihren Augen. Das war ein Glück für die Mädchen, denn die weiße Jungfer läßt sich nicht narren.

*526. Die weiße Jungfer auf der Schöneburg.

a. „Meine Eller", so erzählte der alte Schmied Heinrich Gebauer von Öchsen, „ging einmal an die Schöneburg in die Eckern. Während sie nun unter einer Buche mit Auflesen beschäftigt war, da regneten auf einmal die Eckern so dicht auf sie herunter, als ob jemand den Baum schüttele, und doch ging kein Lüftchen. Wie nun meine Eller sich herumdreht, um zu sehen, was das wäre: Donner und Hagel! da sitzt richtig die weiße Jungfer mit ihrem Spinnwebengesicht und den spitzigen Fingern an der Buche. Meine Eller stand erst wie vom Blitz getroffen, griff dann aber hastig nach ihrer Kötze, ließ Eckern Eckern sein und machte, daß sie fortkam."

b. „Meine Mutter," begann die Schneiders-Ammergret, „ruhte einmal in der Schneidernte gerade zur Mittagszeit auf unserem Acker, welcher der Schöneburg gerade gegenüber liegt, da gewahrte sie, als sie die Augen aufschlug, dort das verwünschte

Fräulein. Es trug ein schneeweißes glitzerndes Kleid und ging auf dem Burgplatze unruhig auf und ab. — Sieben Jahre später hatte sie und noch zwei andere Weiber, die ihr beim Schneiden halfen, in der Mittagsstunde dieselbe Erscheinung. Und merkwürdig! alle sieben Jahre, wenn sich das weiße Fräulein sehen ließ, hatten wir hier eine reiche Kornernte, wie sonst nie.

527. Vom kleinen Hündchen auf der Schöneburg.

In der Nähe des Wallgrabens, der unter der Burg hinläuft, stehen eine Menge Obstbäume; sie gehören der Gemeinde, die das „Riesobst" den armen Leuten überläßt. Hier waren deren nun einmal einige mit Auflesen des gefallenen Obstes beschäftigt, als eins das andere ängstlich anstieß und aller Augen auf ein kleines weißes Hündchen gerichtet waren. Es trug an einem roten Halsbändchen einen Bund Schlüssel und lief, ohne sich umzusehen, geräuschlos dem Burgplatze zu. Alte Leute haben es früher schon oft so gesehen.

528. Von den Schatzgräbern auf der Schöneburg.

Auf der Schöneburg, das weiß dortherum jedermann, liegen noch viele verborgene Schätze, lauter unrecht erworbenes Gut. Es wird von einem bösen Geist bewacht, ist aber zu heben.

Viele haben's versucht, aber jedesmal hatten sie was dabei versehen, oder die Schatzgräber rissen aus. So erging es auch einigen von Gehaus und Oberalba. Die sahen schon den Kessel mit dem Schatze. Da erhob sich ein furchtbarer Sturmwind, und in der Luft zeigten sich allerlei Ungeheuer, und als zuletzt noch der grüne Jäger mit dem Spinnewebengesicht auf dem Platze erschien, da war kein Haltens mehr. Die Schatzgräber warfen ihr Werkzeug bei Seite und flohen nach rechts und links; an Schlägen aber hat's ihnen dabei auch nicht gefehlt.

Am andern Morgen fanden sie ihr Werkzeug unversehrt am Platze liegen. An der Stelle aber, wo sie gegraben, war alles wie zuvor und bereits wieder Gras darüber gewachsen.

529. Wie ein Frevler von Öchsen durch die weiße Jungfer von der Schöneburg bestraft wird.

In Öchsen waren eines Abends zwei Spinnstuben. Und wie das so auf den Dörfern nun einmal Mode ist, — die jungen Leute foppen sich gern. So geschah's auch da.

In der einen Spinnstube wollten sie die in der andern „fürtening“ *) machen. Sie rieben daher einem jungen Burschen das Gesicht mit Mehl, schnitzten ihm mächtige Zähne aus Kohlrüben und gaben ihm ein Stück faules Holz in das Maul. So sollte der Bursche nach der andern Spinnstube gehn und zum Fenster hineingucken. Um aber nun vorher nicht bemerkt zu werden, mußte er einen Umweg machen. Doch kaum ist er an dem Gartenzaun angelangt und schickt sich eben an hinüberzusteigen, da erhebt sich auch schon auf der andern Seite des Zauns die weiße Jungfer von der Schöneburg, droht dem Burschen mit der Faust, nnd da der vom Schreck wie angewurzelt steht, greift sie ihm nach dem Gesicht. Drei Tage darauf war der Bursche eine Leiche.

*530. Die gespenstigen Mähder und der Schatz in der Hopfenau.

Einige junge Burschen von Öchsen waren zu Mieswarz zum Johannistanz. Darüber war es spät geworden, als sie sich auf den Heimweg machten. Wie sie nun an den Wiesen in der Hopfenau und dem Hundswinkel anlangten, sahen sie auf einmal zwei Mähder stehen, die gerade ihre Sensen wetzten. Sie blieben stehen und sahen den beiden eine Weile zu. So etwas hatten sie noch nicht gesehen. Die Funken flogen so groß, wie die welschen Nüsse von den Sensen. Die Burschen sahen sich an und wollten sich eben ganz still vorbeidrücken, denn durch die Hopfenau gehen sie um diese Stunde nicht für vieles Geld, da stieß einer den andern an und deutete nach einer der Hecken, unter der ein schneeweißes Tuch ausgebreitet lag. Es hatte aber keiner den Mut, es aufzuheben. Sie machten, daß sie hurtig vorbeikamen. An der Brücke über die Marbach sahen sie wieder zwei auf sich zukommen; sie trugen Haue und Schaufel; es waren bekannte Leute von Dermbach. Die Öchsener wünschten guten Abend und wollten ihnen erzählen, was sie so eben gesehen. Die Dermbacher aber dankten ihnen nicht sind gingen still vorüber.

Kaum aber hatten diese die Brücke hinter ihrem Rücken, so schlug die Turmuhr zwölf in Öchsen. Fluchend wandten da die beiden wieder um und erzählten drauf den Öchsenern, daß sie in der Hopfenau einen reichen Schatz unter einer Hecke hätten heben wollen, der sich dort alle 7 Jahre in der Johannisnacht zeige, wären aber leider zu spät gekommen, denn mit dem Glockenschlag zwölf versinke er jedesmal wieder sieben Klafter tief in die Erde.

*) fürchtend.

* 531. Woher der Name „Wölferbütt“.

Nahe bei Völkershausen am Abhange des Dietrichsbergs liegt das Dorf Wölferbütt; von dem heißt es: Zur Zeit, als nur erst einige Bauern sich dort angesiedelt hatten, erschien regelmäßig zur Winterszeit ein hungriger Wolf, der den dortigen Ansiedlern großen Schaden brachte. Die Bauern, der Räuberei dieses Gastes längst müde, überwanden endlich auch die persönliche Furcht vor demselben, kreisten ihn in einem der Höfe ein und töteten ihn in einer umgestürzten Wasserbutte, in die der Räuber geschlüpft war. Da der Ort bis zu jenem Ereignisse noch keinen Namen hatte, so wurde er von dem Wolfe in der Butte „Wölferbütt“ genannt.

532. Das „wüteninge“ Heer und der wilde Jäger bei Deicheroda.

„Mein seliger „„Ellervater““, so erzählt der Schäfer von Deicheroda, „hatte einmal den Pferch droben in der Nähe des Dietrichsberges aufgeschlagen, da kam das „wüteninge Heer“ vom Geisaer Wald her und zog an ihm vorüber hinauf nach dem Dietrichsberg. Es waren ihrer zweiundvierzig, fast alle zu Fuß, voran ein stolzer Jagdkavalier mit Schlapphut und hohen Reiterstiefeln. Nach diesem kamen noch einige vornehme Herren, dann wurden sie immer geringer, Männer und Weibsbilder. Einige ritten auch auf Ziegenböcken und Kückelhähnen, auch waren welche dabei, die in einer Metze mitrutschten, andern war der Leib aufgeschlitzt und die schleppten ihre Gedärme hinter sich drein. Nach einem solchen Umzuge aber hat es jedesmal gesegnete Jahre gegeben. — Auch den wilden Jäger haben wir hier oft nach dem Dietrichsberg ziehen hören. Der ritt mit seiner Sippschaft hoch über einem in der Luft dahin. Man hörte ganz deutlich das Wiehern der Pferde, das Bellen der Hunde und das Hallo-Geschrei der Jäger.“

533. Die weißen Frauen in Deicheroda.

„Weiße Frauen haben wir auch hier,“ erzählte noch der alte Schäfer. „Eine derselben lehnt oft an einer Gartenthüre unterhalb Deicheroda; sie hat den Kopf auf die Hand gestützt und guckt traurig vor sich nieder. Weiter unten auf einer Wiese lassen sich ihrer zuweilen drei auf einmal sehen.

Es ist noch gar nicht so lange her, da ging ein Bauer von hier in der Frühe zum Mähen nach seiner Wiese. Als er näher kam, sah er dort eine Gestalt, die schneeweiße Wäsche angethan hatte. Der Bauer dachte, es sei der Schäfer und schämte sich

fast, daß er gegen diesen ein so schmutziges Hemd anhabe. Bald aber stand eine der weißen Jungfern vor ihm, die ihn eine Zeitlang ansah und dann verschwand."

*534. Von dem Wechselbalg bei Völkershausen.

Zu Völkershausen waren ihrer etliche am Kornschneiden in der Nähe des Waldes. Da legte eine ihr schlafendes Kind an eine sogenannte „Abwand". Darauf kamen die Erdgeister, nahmen das Kind weg und legten dafür einen Wechselbalg hin, der sofort zu schreien begann. Die Schnitterin horchte auf, warf die Sichel beiseite und war schon auf dem Sprung, als sie ihr Nebenmann noch zeitig genug am Rocke erwischte und mit den Worten zurückhielt: „Donnerwetter, hörst du denn nicht, wer schreit? Laß den Balg sich nur ausschreien. Wenn die Erdgeister des Schreiens überdrüssig sind, tauschen sie ihn von selbst wieder um. Wer wird aber auch sein Kind an eine Abwand legen? Mitten auf dem Acker konnten die Erdgeister dem Kinde nicht beikommen." Der Wechselbalg schrie aber noch lange, und je länger, je ärger. Als er endlich schwieg, sagte der Schnitter: „So, nun mach', daß Du hinkommst." Und wer war nun glücklicher, als die geängstigte Mutter, als sie ihr liebes Kind noch schlafend an der Abwand erblickte.

535. Vom Grundsteg bei Völkershausen.

Bei Völkershausen geht eine kleine Brücke über die Öchse, der Grundsteg. Hier ist's des Nachts nicht geheuer. Man hört dort häufig ein „Pfnischen" (Niesen). Mancher, der stehen blieb, hat Ohrfeigen bekommen.

Ein Völkershäuser Jude, der auch nachts über den Steg mußte und das „Pfnischen" hörte, frug keck: „Nu, was hast de da ze pfnische?" Das aber bekam ihm übel. Denn kaum hatte er das gesagt, so saß ihm auch schon der „Hockauf" auf dem Buckel. Der Jude mußte ihn bis vor seine Hausthür tragen. Unter Zittern und Zagen rief er seiner Frau: „Mach' auf, ich trag' den Teufel auf dem Rücken!" Seine Frau öffnete, und der Teufel sprang ab.

536. Von der gesühnten und ungesühnten Schuld.

In Völkershausen lebte vor Zeiten ein Amtmann, der hatte sein Dienstmädchen lieber, als es recht war. Als sie nun niedergekommen, tötete sie ihr Kind und vergrub es unter einer Stein-

platte in dem sogenannten Milchkeller. Die Hebamme hatte aber Wind davon und zeigte die Sache an. Die Kindesmörderin wurde eingezogen und gestand ihr Verbrechen.

Um dieselbe Zeit hatte ein Dorndorfer Junge den Hirten von Martinroda im Jähzorn totgeschlagen, er hatte bei ihm gedient und jener ihn arg mißhandelt; auch dieser wurde eingezogen und dann wie die erste zum Tode verurteilt, und zwar so, daß beide auf dem sogenannten Richtplatze bei Völkershausen durch das Schwert gleichzeitig enthauptet werden sollten.

Der Hirtenjunge hatte seine That bereut und hoffte auf einen gnädigen Richter im Jenseits; die Köchin jedoch war fröhlich und guter Dinge, klapperte während des Galgenmahles mutwillig mit ihren gestickten Pantoffeln und foppte sogar noch den Hirtenjungen, der nichts genießen wollte. — Der Amtmann hatte ihr ja heilig und teuer versprochen, daß es mit ihr nicht zur Hinrichtung kommen sollte, er würde sie vorher retten.

Es kam aber anders. Sie wurden beide hingerichtet und der Amtmann sah vom Dietrichsberge aus durch ein Fernrohr den Kopf der Buhlerin fallen.

Abends umflatterte lange eine weiße Taube die elterliche Wohnung des Hirtenjungen von Dorndorf; das Dienstmädchen aber und der Amtmann haben bis heutigen Tages keine Ruhe. In der Stube, wo jene das Kind bekommen, giebt's Ohrfeigen von unsichtbarer Hand und sonstigen Spuk; im Milchkeller hört man dann und wann das Wimmern eines kleinen Kindes und am Dietrichsberg steht nachts eine schwarze Gestalt, zielt mit dem Fernrohr nach dem Richtplatz und seufzt gar arg.

537. Vom Öchsenberge.

Westlich vom Beyer, nur in geringer Entfernung von diesem majestätischen Kegel, tragen noch zwei andere fast nicht minder hohe, von der Sachsenburg auslaufende Berge ihre umlaubten Basaltkronen zwischen der Felda und der Ulster. Es sind dies der vorerwähnte Dietrichsberg und der Öchsenberg, von denen der letztere bei dem Städtchen Vacha in dem Werrathale fußt und mit seinem etwas höheren breitgeschulterten Nachbar nach Süden hin durch einen tiefen kurzen Sattel, vor dem sich wieder ein kleiner Kegel, das Hahnköpfchen, erhebt, verbunden ist. Von dem Kulm des Öchsen- oder Ochsenberges, auf dem einst ein befestigtes römisches Lager gestanden haben soll, genießt man eine der herrlichsten Nah- und Fernsichten.

Die Sage erzählt, daß späterhin dort droben auch eine Ritterburg stand, deren Insassen sich jedoch durch allerlei Laster: Raub, Plünderung ꝛc. auszeichneten und große Schätze in ihren Kellern aufhäuften. Dafür wurden sie verdammt, den Berg, allwo ihr ungerechtes Gut bis auf den heutigen Tag noch ruhen soll, als Irrlichter so lange zu umschwärmen, bis jenes von einem Sündenfreien gehoben werde.

Eine andere Sage geht von dem Öchsenberge, daß vor langen Jahren einmal Venediger Bergleute so tief in denselben eingedrungen wären, daß sie bis an die mächtigen Goldstangen, die in dem Berge wie die Wellen von Mühlrädern aufgeschichtet lagerten, gekommen seien. Hier jedoch hätten die Geister des Berges die gewaltigen inneren Gewässer gegen sie losgelassen, und so hätten sie unverrichteter Sache wieder umkehren müssen.

538. Der „Keller" des verschwundenen Schlosses am Öchsenberge.

Unweit der Kuppe des Öchsenberges, in der Nähe des Hofes Poppenberg, wird eine Stelle an dem sich von Völkershausen hinauf windenden Fahrwege „im Keller" genannt. Sie ist durch mächtige Trümmer sechs- und achtkantiger Basaltsäulen, die sich von der nahen Felswand losgerissen, bezeichnet. Hier soll einst ein altes Schloß gestanden haben.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, so wird erzählt, hütete einmal der Schloßschäfer von Völkershausen seine Herde auf einer südwestlich gelegenen Waldwiese, welche von einer entsprudelnden Quelle, Jungfernborn, die Jungfer genannt wird. Es war ein heißer Mittag, und der Schäfer ging zum Born, um zu trinken. Da erblickte er in der Nähe eine schöne goldgelbe Blume, wie er noch keine gesehen, pflückte sie, steckte sie an seinen Hut und legte sich über die Quelle. Als er sich wieder erhob, sah er zu seinem Schrecken dicht neben sich eine gar prächtige, weißgekleidete Jungfrau, die ihren Krug jetzt ebenfalls an dem reichen Quell füllte.

Wie sie damit fertig war, wandte sie sich mit freundlichem Lächeln an den Schäfer und sprach: „Komm und folge mir!" Und da die Herde sich gerade gelagert hatte, so folgte der Schäfer der freundlichen Erscheinung auf dem nach der Kuppe führenden Eselspfade bis an jene Stelle, die „im Keller" genannt wird, wo er zu seinem Erstaunen eine noch nie gesehene und von einem großen schwarzen Hund*) bewachte Thür vor sich sieht. Auf Geheiß der Jungfrau hält der Schäfer die Blume an das Schloß,

*) Nach anderen sollen es riesige Rittergestalten mit blanken Schwertern in der Hand gewesen sein, die den Eingang zum „Keller" bewachten.

die Thür springt auf, und bald folgt er der Führerin in das Innere des Gewölbes. Hier erblickt er eine Menge teils aufgeschlagener, teils aufrechtstehender, noch fest verspundeter Fässer.

Gedankenlos legt er die Blume auf eins der ersteren, die mit allerlei Feldfrüchten von noch nie gesehener Größe und außerordentlichem Glanze angefüllt sind. Hierauf steckt er von jeder Sorte eine Handvoll zum Wahrzeichen für seine Nachbarn ein und wendet sich dann zum Fortgehen. Da vernimmt er von der seinen Augen entschwundenen Jungfrau noch die Worte: „Schäfer, vergiß das Beste nicht!“

Der aber denkt nicht an die Blume, eilt aus dem Gewölbe, dessen Thüre ihm hinter der Ferse zuschlägt, und springt, von dem schwarzen Hunde verfolgt, über Hals und Kopf nach seiner Herde zu, wo er bald, leider aber ohne das eingesteckte Wahrzeichen, ankam, denn die Körner waren ihm nach und nach aus den durchlöcherten Taschen gerieselt. Einige waren ihm in die Schuhe gefallen, und da sie ihn drückten, sah er nach, und siehe: es war das eitel Gold. Später ist der Schäfer noch oft nach dem Born und nach dem „Keller“ gegangen, hat aber weder die Jungfer noch die Thüre wieder gefunden.

In jenen verspundeten Fässern aber soll der köstliche Wein enthalten sein, der am Ende der Welt den aus den Gräbern Auferstandenen beim großen Abendmahl gereicht werden soll.

Pfister, S. 86.

539. Vom alten „Keller“ am Öchsenberge.

Ein andermal hütete auch ein Schäfer aus Völkershausen am Fuße des Öchsenberges. Da sah er viele Flämmchen und Irrlichter in den Öchsenberg verschwinden und hatte so seine eigenen Gedanken darüber.

Von einem alten Manne erfuhr er nun andern Tags, daß dies noch die Geister der erschlagenen Ritter und Knappen der dort in grauer Vorzeit zerstörten Burg seien, die jedesmal am Aller-Seelen- und Aller-Heiligen-Tage ihren Jahrestag bei den von ihnen vergrabenen Schätzen feierten, und daß zu dieser Zeit auch die alten Gewölbe dort droben aufgingen, aus denen ein mutiger Kerl, der sich um den Kuckuck und sein Gelichter nicht kümmere, sich auf Lebzeiten genug holen könnte.

Das ließ sich der junge kräftige Schäfer nicht zweimal sagen, und als er am Abend des Aller-Seelen-Tags seine Schafe am Hans-Möllers-Born in die Hürden gebracht hatte und die Flämmchen sich in ungewöhnlicher Zahl wieder zeigten und auch der Wald gar schaurig dazu rauschte, machte er sich mit seinem Hunde frisch

den Berg hinauf, erreichte glücklich den einen der sogenannten Eselspfade, der gerade nach dem „Keller“ führt, und stieg auf diesem unbekümmert um das schaurige Eulengeschrei, das ihn verfolgte, immer höher hinauf. An der Mitte des Berges jedoch springt der Schäfer erschrocken bei Seite. Ein mächtiger schwarzer Bullenbeißer mit feurigen Augen packt seinen treuen Hund, und beide stürzen unter schrecklichem Geheul den Berg hinunter. Der Schäfer aber denkt nur an die Schätze im Keller und geht vorwärts. Da winkt ihm von der Seite her ein kleines, graues Männchen freundlich zu. Er aber läßt sich nicht vom Wege verlocken und geht festen Schrittes unbekümmert weiter. Jetzt vertritt ihm der Kleine drohend den Weg; der Schäfer schlägt das Kreuz und murmelt: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn.“ Das Männchen weicht von ihm.

So gelangte er endlich an den „Keller“. Hier aber versucht eine Schar geharnischter Ritter, mit blanken Schwertern und Lanzen, ihm den Zutritt zu verwehren. — Der Schäfer aber kehrt sich an nichts, schreitet mutig durch die Geharnischten hindurch und gelangt in den offen stehenden „Keller“, der nur von einigen schwachen Flämmchen matt erleuchtet ist. Aus der Tiefe schallt ihm jetzt ein unheimliches Gelächter entgegen. Er sieht sich überall um, doch nirgends eine Spur von den ersehnten Schätzen. Vermoderte Bretter nur krachen unter seinem Tritt. Einen Augenblick schwankt der Schäfer, aber die Schätze ziehen ihn vorwärts. Durch einen langen, dunklen Gang gelangt er endlich zu einer lichten Flamme, bei deren Schein er in einer Kufe etwas blinken sieht. Es sind goldgelbe Erbsen. Jetzt beginnt es ihm endlich doch zu gruseln. — Um aber doch nicht leer abzuziehen, füllt er seinen Brotbeutel mit diesen Erbsen und tritt den mühsamen Rückweg wieder an. Da ihm jedoch der Beutel, der immer schwerer wurde, lästig zu werden beginnt, schüttet er den eben gesackten Inhalt wieder aus und dankt Gott, als er das Freie und endlich auch seine Schafhütte wieder erreicht hat. Am andern Morgen drückt es ihm in den Schuhen. Er glaubt, daß er Steinchen darin habe, zieht sie aus und entdeckt zu seiner Freude einige Goldstücke darin.

Wie der Wind eilte er jetzt zum zweitenmal nach dem alten Keller, um das dort ausgeschüttelte Gold wieder aufzuraffen. Doch die Thüre war verschüttet, und alles wie vorher. Die Flämmchen zeigen sich noch jährlich, das nächtliche Rauschen des Waldes fährt fort, aber keinem ist es von da an vergönnt gewesen, das Innere des geöffneten Berges zu betreten.

540. Spuk am Öchsenberge.

Der „Sünner Kurt" wurde einmal von seinem Bruder auf dem Luttershof zum Schlachtkraut eingeladen und machte sich gegen Abend über den Öchsenberg dorthin auf den Weg. Als er zum Hansmöllersborn kam, fiel er in einen Graben. Da fluchte er ganz martialisch und im Augenblick bekam er so derbe Ohrfeigen, daß er nicht wußte, wo ihm der Kopf stand. „Wart', das wöll ich dei schun intränk!" rief er, raffte sich auf und lief einer Laterne nach, die er jetzt dicht vor sich erblickte. So mochte er sie lange verfolgt haben, auf einmal war sie verschwunden. Mutterseelenallein stand er nun in finstrer Nacht da und wußte nicht, wo er war. Als der Tag aber zu grauen begann, sah er sich wieder jenseits hoch oben auf der Spitze des Ulsterberges.

541. Die weiße Jungfer am Öchsenberge.

Die weiße Jungfer vom Öchsenberg, die oft an der alten dicken Linde am Ebenweg im Walde ruhte, ehe sie wieder nach der Stelle des ehemaligen Schlosses zurückging, kam lange Zeit regelmäßig abends nach dem Hofe Poppenberg und setzte sich dort in der Pachterswohnung auf den Ofenstein. Die Leute hatten sich nach und nach an sie gewöhnt und ließen sie ruhig gehen. Da wurde die Pachterin schwanger und als sie niederkam, verlor die weiße Frau ihr stilles Wesen und zeigte sich überall gar rührig, trug das Kleine, wenn es weinte, und schlummerte es ein.

Am neunten Tage beugte sie sich über das Bett und bat die Frau um Erlaubnis, das Kleine dreimal küssen zu dürfen, sie würde dadurch erlöst, die Pachterin aber und das Kind glücklich werden. Die Mutter gab ihr die Erlaubnis, und als darauf die weiße Jungfer das Kind dreimal geküßt hatte, sagte sie noch der Frau, sie möchte ihr mit dem Kleinen nach dem Keller folgen. Dort aber sprach sie, sie wollte ihr jetzt einen reichen Schatz überliefern, da möge sie ihr vorher noch versprechen, das Getreide stets ordentlich zu messen und nicht zu streichen und auch sonst gegen die Armen wohlthätig zu sein. Hierauf verschwand die weiße Frau auf immer, an der Stelle aber, wo sie gestanden, stieg ein reicher Geldschatz in einem Kessel aus dem Boden. — Die Leute waren nun reich und glücklich, als sie aber ihr Gelübde vergaßen, kamen sie zurück.

Ein Schäfer von Völkershausen wußte den Schluß der Sage also: Als die weiße Frau das Kind dreimal geküßt, sagte sie der Mutter: „Noch bin ich nicht erlöst; komme aber mit deinem Kinde nach Jahresfrist in den „Keller"; dort werde ich dir als eine

häßliche Schlange wieder erscheinen, fürchte dich aber nicht und vertraue mir ganz. Lasse das Kind mit seinem Händchen mich dreimal auf den Kopf schlagen und wir sind alle glücklich."

Die Frau gelobte es und ging ein Jahr darauf mit dem Kinde auf dem Arm auch richtig in den „Keller". Hier sah sie die Schlange, und da sie fest auf das Wort der weißen Frau baute, so erfüllte sie, wenn auch mit innerem Grauen deren Wunsch.

Nach dem dritten Schlage ringelte sich die Schlange einigemal krampfhaft zusammen, und plötzlich sah die Pachterin statt des häßlichen Gewürms die weiße Frau wieder vor sich stehen, die nachdem sie ihr liebevoll gedankt, alsbald wieder verschwand. Da aber, wo sie gestanden, erhob sich ein mächtiger Geldkessel aus dem Boden.

Pfister, S. 79.

542. Die wilde Jagd am Öchsenberge.

Am Öchsenberg hatten sich einmal Schatzgräber, da die rechte Stunde noch nicht gekommen, um ein Feuer gelagert, als der wilde Jäger an ihnen vorüberbrauste. Die Leute waren etwas angetrunken und äfften das Heulen und Bellen der wilden Jagd nach. Da stürzte auf einmal das Hinterviertel eines Pferdes in den Kreis hinein, daß das Feuer weit umherflog. Zugleich hörten sie eine Stimme, die sprach: „Habt ihr mitgejagt, so nehmt auch euern Jagdanteil!"

543. Die Kräuterweiber am Öchsenberge.

Es waren ihrer noch zwei, die gingen einmal mit meiner Eller — ich glaube es wird wohl zu Johanni gewesen sein — nach dem Öchsenberg hinauf, um für den Apotheker in Vacha Kräuter zu suchen. Aber die kamen schön an. Sie hatten sich nämlich auf einen kantigen Trittstein oben am „Keller" hingesetzt, um ein wenig auszuruhen, und schwatzten von dem alten Schlosse und den bösen Leuten dadrin, die jetzt noch spuken müssen. Da ging, ehe sie sich's versahen, ein Herr mit verschimmeltem Gesicht und uraltväterischen Kleidern an ihnen vorüber. Meine Eller und die eine waren zum Tode erschrocken. Die dritte aber, die sein Gesicht nicht gesehen, verhöhnte ihn, weil er auf ihren Gruß nicht gedankt hatte, und nannte ihn einen alten Hanswursten.

Da war der Alte auf einmal verschwunden. Nun hieß es der Fersengeld geben, sie konnten nicht schnell genug den Berg hinunter, von allen Seiten wurde auf sie geworfen, und das klappte, wie mit blechernen oder kupfernen Töpfen.

544. Der alte Winter und der Geißbock am Öchsenberge.

Einem Manne von Völkershausen, Namens Winter, der abends nach einem frisch gefallenen Schnee von Sünn nach Hause wollte, begegnete an derselben Stelle ein schwarzer Geißbock. Der Völkershäuser dachte, der Bock sei irgendwo ausgerissen, zog ein Tuch aus der Tasche, schlang es ihm um den Hals und wollte ihn so nach Hause führen, wurde aber in dem Augenblick gewahr, daß der Geißbock nur drei Beine hatte, ließ ihn los und sah bald darauf den Bock in lustigen Sprüngen den Berg hinauf eilen. Als er am andern Tag an derselben Stelle vorüberging, sah er im Schnee nichts, als nur seine eigenen Fußtapfen.

545. Die zwei weißen Frauen am Öchsenberge.

Eine Frau aus Völkershausen, die gegen Abend von Sünn über den Öchsenberg heim wollte, sah, als sie die „Gölle Au" am roten Berg erreicht hatte, zwei weiße Frauen, die eine Strecke Wegs nebeneinander gingen, sich auf kurze Zeit trennten und dann wieder zusammenkamen. Die Völkershäuserin holte sie ein und bot den beiden freundlich „Guten Abend." In dem Augenblick verschwanden diese, und es erhob sich ein so mächtiger Sturm, daß die Völkershäuserin Mühe hatte, sich auf den Beinen zu erhalten.

546. Vom Rotemännerpfädchen am Öchsenberge.

Vom sogenannten „Keller" des Öchsenberges, wo das alte Schloß gestanden haben soll, sind sonst, wie die Völkershäuser erzählen, an gewissen Tagen zwei rote Männer bis an den über dem Dorfe gelegenen „Hans-Möllerborn" gegangen, haben aus der Quelle getrunken, sind dann langsam wieder den Pfad hinaufgestiegen und im „Keller" verschwunden. Der Pfad heißt heute noch das „Rotemännerpfädchen."

547. Die Schatzgräber am Öchsenberg.

Im sogenannten „Keller" wollten einige Völkershäuser einmal nach dem Schatz graben.

Als sie nun mit ihrer Arbeit im vollen Gange waren, sahen sie um die Mitternachtsstunde zu ihrem Schrecken drei Kutschen, jede mit vier Rappen ohne Köpfe bespannt, vorüberrennen. Dahinter aber kam nach einiger Zeit ein kleines, altes, graues Männchen auf Krücken herbeigehinkt und frug die Männer, ob es die Kutsche wohl noch einholen könne. Die Völkershäuser aber

lachten es deshalb aus und verhöhnten es. Auf einmal war das Männchen vor ihren Augen verschwunden. Da aber regnete es auf die Schatzgräber solche Hiebe, daß sie alles im Stich ließen und sich so schnell als möglich davon machten. Am andern Morgen war keine Spur von ihrer nächtlichen Arbeit zu sehen. Alles war wieder wie zuvor. Andere lassen das graue Männchen auf einem halben Gefäße hinter den Chaisen drein rutschen.

548. Unheimliche Männer am „alten Keller“ am Öchsenberge.

Die alte Anna Barbara Roth war an den „alten Keller" ins Gras gegangen; da sah sie zwei große Männer auf dem breiten Wege auf und ab spazieren gehen; sie trugen graue Röcke mit blanken Knöpfen, und Stiefel, die bis hoch über die Kniee hinauf reichten. Die alte Anna Bare dachte, es wären Fremde, die sich oben umsehen wollten, als sie aber ordentlich aufgeguckt und die verschimmelten Gesichter der beiden erblickte, erschrak sie bis zu Tode, ergriff ihre Kötze und machte sich auf und davon.

Ein andermal sah sie dort einen Herrn, der war ganz braun gekleidet von Kopf bis zu Füßen und winkte ihr, nach dem alten Keller zu folgen; sie that's.

Unterwegs wurde sie an dem Fremden so lange, dürre, weiße Finger gewahr, daß ihr ein gewaltiges Gruseln ankam und sie Gott im Himmel dankte, als der Spuk am Keller plötzlich verschwand. Sie aber lief den Berg hinunter, was sie nur laufen konnte.

549. Drei blaue Hunde am Öchsenberge.

Vor ohngefähr 18 Jahren ging zur Winterszeit der Schäfer Konrad Lorey vom Poppenberg an die Kuppe des Öchsenbergs, um sich dort einige Schöpfenstiele zu schneiden. Als er auf dem „Stickelpfad" in der Nähe des „alten Kellers" anlangte, sah er auf einmal drei blitzblaue, große Hunde mit kurzen Schwänzen und weißen Ringeln um den Hals auf sich zukommen. Dem Schäfer war nicht wohl zu Mute, er machte sich hurtig auf eine Buche und betrachtete von oben herab die drei, die sich unter dem Baum niedergelegt hatten. — Da ihm aber das Ding zu lange währte, so brach er einige Äste ab und warf sie damit. Da erhoben sich die Hunde, schauten ihn noch eine zeitlang fest an, gingen darauf Schritt für Schritt dem „alten Keller" zu, wo sie vor den Augen des geängstigten Schäfers verschwanden. Der aber dankte Gott, als er mit heiler Haut wieder daheim saß.

*550. Vom Finkennest am „alten Keller“ des Öchsenberges.

Der Schäfer von Herrmannsroda erzählte: „Mein Ellervater und noch einer dienten vor Jahren einmal auf einer der Pächtereien am Öchsenberge drunten als Schafknechte. Alle beide waren so ein paar echte „„Voilgesnarren““.*) Und da so einer sein Auge überallhin spazieren gehen läßt, so hatten sie beide auch bald ausgemacht, daß am „alten Keller“ droben am Öchsenberg ein Finkennest stehe, und da die Jungen auch bald „flöck“ **) waren, so guckten sie alle Tage nach den Kleinen, denn keiner gönnte sie dem andern. Mein Ellervater machte sich daher eines Tages, als er dachte, daß sie nunmehr zeitig wären, nach dem „alten Keller“ auf die Beine, um die Jungen zu holen. Wie er aber Anstalt machte, den Baum hinauf zu klettern, kriegte er von ungesehener Hand von rechts und links ein paar so räsonnable Maulschellen, daß er meinte Ostern und Pfingsten wären auf einen Tag gefallen. Als er wieder zu sich kam, ließ er Finken Finken sein und machte, daß er zu seiner Herde kam. Seinem Kameraden war es tags darauf nicht besser ergangen. Sie haben in ihrem Leben kein Vogelnest wieder ausgenommen.“

551. Schatzgräber auf dem Dietrichsberge.

Auf dem hohen und breiten Rücken des Dietrichsberges läßt die Sage auch ein Schloß oder Kloster gestanden haben. Schatzgräber, die dort lange Zeit nach verborgenem Golde suchten, fanden jeden Morgen ihre tiefen Gruben wieder zugeworfen und zwar so, daß sie auch nicht die Spur von ihrer früheren Arbeit erblicken konnten. Da beschlossen sie, einmal die Nacht über an dem Platze zu wachen. Doch kaum war es Mitternacht geworden, als mit einem argen Sturmwind eine mit sechs Rappen ohne Köpfe bespannte Kutsche angerollt kam. Aus dieser stieg ein schwarzer Mann und frug die Leute, was sie hier wollten. Den Schatzgräbern aber wurde bei dem Anblick so bange, daß sie ihr Werkzeug im Stiche ließen und Hals über Kopf den Berg hinunter stürzten.

Andern erging es nicht besser, sahen aber statt der Rappen Ziegenböcke vorgespannt.

552. Vom bösen Ritter am Dietrichsberge.

Am Dietrichsberg, so wird in Völkershausen erzählt, da hat auch einmal ein prächtiges Schloß gestanden, in welchem ein gar unmenschlich reicher und mächtiger Ritter wohnte.

*) Vogelnarr. **) flügge.

Der hatte sich schon vielmal verheiratet, seine Gemahlinnen aber waren alle nach kurzer Zeit wieder gestorben, so daß man über den Ritter in der Gegend allerlei Unheimliches munkelte. Allein ein so vornehmer und reicher Herr kriegte immer eher wieder zehn Weiber, als unser einer eine einzige. Und so kam es denn, daß er sich auch einmal um die bildschöne, älteste Tochter eines reichen Müllers drunten an der Werra bewarb und sie auch bald darauf als seine Gemahlin auf das Schloß führte, wo dann gar große Feste gegeben wurden.

So ging es nun eine Zeitlang ganz gut, da trat eines Morgens der Ritter zu seiner Frau, überreichte ihr die Schlüssel zu sämtlichen Gemächern des geräumigen Schlosses und sprach: „Liebes Gemahl, da ich auf einige Zeit mich von dir entfernen muß, so übergebe ich dir hiermit die Schlüssel zu den Gemächern, schalte nun darin ganz nach deinem Willen; nur um eins bitte ich dich, gelobe mir bei unserer Liebe, das eine Zimmer, zu dem dieser kleine Schlüssel paßt, in meiner Abwesenheit nicht zu betreten; es würde sonst ein großes Unglück über dich und mich kommen.“ Als darauf die Frau ihm das gelobt hatte, überreichte er ihr noch ein prächtiges goldenes Ei und sagte ihr dabei, daß sie dies ja gut bewahren möchte; würde er bei seiner Zurückkunft nur einen Flecken daran finden, so würde ihm dies ein Zeichen sein, daß sie das verbotene Zimmer betreten habe, und alsdann würde das Unglück unfehlbar über sie hereinbrechen.

Die Frau gelobte nochmals, gehorsam zu sein, und so reiste der Ritter ab. Doch kaum war der aus dem Gesichte der Frau verschwunden, so überkam sie eine solche Neugierde, daß sie sich nicht länger zu halten vermochte und sofort nach dem Orte des Verbots eilte. Als sie diesen erreichte, fand sie dort einen Schwan an einem seidenen Faden als Wächter angebunden, der sie nochmals warnte, das Zimmer zu betreten, denn es würde ihr das eigene Leben und Blut kosten, wenn sie die Schwelle überschritte. Aber die Neugierde hatte der Frau den Kopf verrückt, und bald stand sie, aber entsetzt und totenbleich, in dem schauerlichen Gemach. Vor ihr stand ein großer Kessel mit Menschenblut und neben diesem eine Tafel, auf der die blutigen Köpfe der sämtlichen Frauen des Ritters aufgestellt waren. In ihrer Angst hatte sie das goldene Ei fallen lassen. Sie raffte es auf und stürzte halbtot nach ihrem Gemach, und hier erst bemerkte sie zu ihrem neuem Schrecken die blutigen Flecken an dem Ei. Alle Versuche, die Blutspuren wegzuwischen, waren vergebens.

So sah sie mit Angst der Ankunft ihres Eheherrn entgegen. Und der kam bald genug. Seine erste Frage war nach dem

goldenen Ei, und als er die Blutspuren daran sah, geriet er in furchtbare Wut, faßte sein Gemahl an seinem schönen Haar, schleifte es nach jenem Schreckenszimmer, schlug ihm an dem Becken den Kopf ab, stellte den auf die Tafel zu den andern und ließ dann den Körper aufs feierlichste beerdigen. — Es dauerte aber nicht lange, so hatte er sich auch die zweite Schwester aus der Mühle geholt und der ging es nicht besser als der ersten.

Nun kam die Reihe an die jüngste. Die war bei eben so großer Neugierde pfiffiger als die andern, band das goldene Ei in ihr feines Sacktüchlein und befestigte dieses wieder an ihrem Gürtel, bevor sie das verbotene Zimmer betrat. Ihr Schrecken war ebenso groß, als der der beiden andern. Sie aber verlor die Besinnung nicht, griff nach den Köpfen der Schwestern, steckte diese in einen Sack und verbarg sie sorgfältig in dem Kasten ihrer prächtigen Kutsche, und als ihr Gemahl zurückkam und über das fleckenlose Ei große Freude äußerte und sie über die Maßen lobte, ließ sie sich nichts merken und bat ihn nun auch bei seiner Liebe, sie auf einem Besuch in der Mühle ihres Vaters zu begleiten. Der Ritter willigte sofort in ihr Begehr. Als sie nun dort angekommen, erzählte sie ihrem Vater heimlich alles, was geschehen und zeigte ihm zum Wahrzeichen die beiden Köpfe ihrer Schwestern.

Der Müller geriet in furchtbare Wut und wagte den schrecklichen Kampf mit dem Ritter, der sich zuletzt mit genauer Not auf sein Schloß flüchtete. Dort stürzte er sofort nach dem Schreckenszimmer, um nachzusehen, ob sein Gemahl auch wirklich die beiden Köpfe weggenommen. Hier aber stellte sich ihm der Schwan entgegen und der Ritter hatte nun einen Kampf mit diesem zu bestehen, in welchem der Schwan immer größer und stärker wurde, so daß der Ritter endlich unterlag. Da packte ihn der Schwan mit seinem Schnabel, schleifte ihn in das Zimmer und erstickte ihn in dem Blute seiner Frauen. Das Schloß aber wurde verflucht und verschwand vom Erdboden.

Ph. Hoffmeister, S. 1.

553. Vom Leck — — -Gärtchen am Dietrichsberge.

Am Dietrichsberg wird eine eben nicht gartenartige Stelle im Walde das „Leck — — -Gärtche" genannt. Dorthin hat ein Jesuit den bösen Geist des „hämiger" (hämbacher) Pachters in einem Sack getragen und gebannt. Der erste Jesuit, der ihn einfangen und bannen wollte, vermochte es nicht, weil ihm der Geist alle seine Sünden vorwarf. Da wurde ein zweiter gerufen, der

war rein und so frei von Schuld, daß er noch kein Fädchen zerzuckt hatte, dem gelang es, ihn in den Sack zu bringen. Da aber der Geist arg zappelte und immer schwerer wurde, so beging jener die Unvorsichtigkeit, bei Gehaus den Sack einmal niederzusetzen.

Durch die Berührung mit der Erde bekam der Geist seine frühere ganze Kraft wieder, begann auf das schrecklichste zu arbeiten und machte auch diesem Jesuiten gar arge Vorwürfe, es half ihm aber nichts, er mußte hinauf an den Dietrichsberg. Dort haben ihn viele gesehen, und erst vor ein paar Jahren schimpfte und zankte er einige Völkershäuser Weiber aus, die dort schwarze Beeren suchten, sprang auf sie zu und schrie: „Latt me mi Beer, latt me mi Beer!"

Allein geht dort niemand mehr hin, denn außer dem bösen Geist des Pachters läßt sich noch ein grüner Jäger mit Spinnewebengesicht sehen.

554. Von dem Werwolf zu Stadtlengsfeld.

Zu Lengsfeld lebte vor Zeiten eine alte Frau, die sich mittelst eines Gürtels von Menschenhaut in einen Wolf verwandeln konnte und dann den Schafherden großen Schaden zufügte. So hütete eines Tages ein Lengsfelder Schäfer hinter der Ölmühle; da kam auch die Frau an, grüßte und verschwand dann bald darauf dem Schäfer aus dem Gesicht. Aber es währte nicht lange, so brach auch von dort her, wo die Hexe hingegangen, ein gieriger Wolf in die Herde ein, und nur mit der größten Anstrengung gelang es dem Schäfer und den zur Hilfe herbeigerufenen Männern, den Werwolf wieder zu vertreiben.

Der Schäfer zeigte noch selbigen Tages den Vorfall bei Gericht an, worauf die Frau auch sofort eingezogen und ihr der Prozeß gemacht wurde.

555. Die fliegenden Knaben in Lengsfeld.

„An dem nach Dietlas sich hinziehenden Ausläufer des Beyer," so erzählt der 83jährige Häusler Hermann von der Aue auf Hohenwart, „weideten an einem schönen Herbstabend auf einer Waldblöße bei der Wustung Waldsachsen drei Knaben aus Lengsfeld ihre kleine Rinderherde. Als die Sonne nur noch den hohen Gipfel des Beyer beleuchtete, gedachten die Knaben, ein Feuer anzuzünden, und stachen zu diesem Zwecke den Rasen aus. Bei dieser Gelegenheit äußerte einer der Knaben: „„Ach, wenn wir doch nur ein solches Stück Eisenkuchen hätten, wie die Rasen da.""

Kaum war der Wunsch ausgesprochen, so trat ein fremder Mann zu den Knaben und sprach: „„Ihr habt Eisenkuchen gewollt, da habt ihr ihn!““ und gierig griffen die Kinder zu und verzehrten die leckere Gabe mit Wohlbehagen. Als der Fremde das sah, erbot er sich, ihnen jeden Abend solchen Eisenkuchen zu bringen, wenn sie ihm nur jedesmal den Hutplatz für den andern Tag sagten.

Die Kinder thaten das gerne, und der Unbekannte erschien auch am nächsten Abend und brachte ihnen wieder Kuchen, worauf er wie tags zuvor in dem nahen Gebüsch verschwand. Kaum hatten sie den Kuchen verzehrt, so trat eine alte Frau aus Lengsfeld, die in der Nähe dort in der Erde gekrabbelt hatte, zu ihnen und versprach, ihnen allerlei Kunststückchen zu lehren, wenn sie ihr nur bis zu dem unter der „„Liete““ im Thal gelegenen Brunnen folgen wollten. Sie thaten es, und die Alte taufte sie mit dem Wasser des Borns, während sie eine Reihe unverständlicher Worte dazu murmelte und ihnen darauf erklärte, daß sie von nun an allerlei Ungeziefer machen könnten.

Lachend kehrten die Kleinen zu ihrer Herde zurück und trieben sie nach Hause. Am andern Morgen, als sich die Knaben auf dem Schulwege begegneten, sagte der eine: „„Hört, ich fühle mich so federleicht, daß ich meine, ich müßte fliegen können, als wie ein Vogel!““ „„Ich auch, ich auch!““ riefen die beiden andern, und alsbald hoben alle drei die Arme empor und flogen auf der kleinen runden Mauer, die ehedem den Marktplatz von Lengsfeld umzog, hin und her. Auch in der Schule bewährten sie noch vor Ankunft des Lehrers ihre Kunst und machten auf Ersuchen ihrer Kameraden die ganze Schulstube voll Mäuse. Und als der Kantor, der bereits von dem Fliegen unterrichtet worden war, eintrat und die Knaben aufforderte, das Kunststück noch einmal zu wiederholen, flatterten sie auf und schwebten auf und nieder von einer Tafel zur andern.

Der erschrockene Kantor holt sofort den Oberpfarrer herbei, der sich denn auch von dem Vorgefallenen mit eignen Augen überzeugt und die Knaben zur Rede setzt. Diese beichten arglos und offen den ganzen Hergang und teilen dem geistlichen Herrn auch noch mit, daß sie am vorigen Abend sich zu dritt auf den in ihres Nachbars Scheune stehenden Schimmel gesetzt hätten; das Pferd hätte sich alsbald losgerissen und wäre gegen ihren Willen mit ihnen auf und davon getrabt und hätte sie zuletzt an einen Ort gebracht, wo es ihnen gar gut gefallen; und nachdem sie mit dem Schimmel wieder nach Hause gekommen wären, hätten sie sich so leicht gefühlt.

Der Geistliche, welcher Satans Hand vermutete, frug die Knaben weiter, ob sie auch Ungeziefer machen könnten. Sie bejahten es, und im Nu wimmelte das Kleid des Oberpfarrers von Läusen. Voll Entsetzen eilte der Herr zum Richter und meldete den Vorfall.

Mittlerweile waren die Knaben nach Hause gekommen, um den Ihrigen das Wunder, von dem dieselben bereits gehört hatten, zu bestätigen. Als aber Georg Friedrich, des Scharfrichters Michel Webers Sohn, diesem die Sache mitteilte, entsetzte sich derselbe so sehr, daß er sein Richtschwert ergriff und dem Teufelsbündner den Kopf abschlug. Darauf grub er seinem Kinde ein tiefes Grab in dem Stalle und bedeckte es mit schweren Steinen.

Die beiden andern Knaben, als sie solches vernahmen, flogen auf und davon, und niemand hat je wieder von ihnen gehört. — Jener Brunnen aber unter der „„Liete““ heißt bis auf den heutigen Tag der „„Hexenbrunnen““.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 59.

556. Vom gottlosen Pachter auf Hämbach.*)

Eine gute Stunde westlich von Salzungen an der Straße nach Lengsfeld liegt das Gut Hämbach, welches die Gräfin Abalrada von Banz dem heiligen Bonifacius geschenkt haben soll. Viele sprechen auch von einem Kloster, das dort gestanden. Ein Hügel im Garten wird noch als der Platz der Kapelle oder Kirche bezeichnet, von dem allerlei Unheimliches, wie die Erscheinung einer weißen Frau, eines Hundes mit großen, feurigen Telleraugen, eines Lichtes 2c. erzählt wird.

So lebte auch hier vor langen Jahren ein Pachter, der ein gar gottvergessenes Leben führte und sich zuletzt auch noch dem Bösen verschrieb. Der erschien plötzlich, als er seine gottlose Seele ausgehaucht hatte, im Fenster des zweiten Stocks und verhöhnte durch allerlei Fratzenschneiden das um seinen Sarg im Hofe versammelte Geleite. Auch hatten die Leute im Hofe fortan keine Ruhe mehr vor seinem Gepolter und sonstigem Spuk.

Sie ließen ihn daher durch einen Jesuiten in einen ledernen Sack einfangen und auf den über dem Gute liegenden Lindenberg tragen. Von dort droben kann er nun nicht wieder fort. Viele aber haben ihn als kleines graues Männchen da gesehen, wie er bald aus einem Busche, bald von einem Baume herab Gesichter schnitt.

*) Siehe die Sage vom Dietrichsberg.

557. Vom Hundskopf.

Ungefähr in der Mitte des Weges von Weilar nach Lengsfeld, wo ihn die Fischbach durchkreuzt, tritt am Fuße des Beyers ein kleiner bewaldeter Vorsprung auf, der „Hundskopf" genannt.

Eines Abends sehr spät zur Herbstzeit begegnete die alte Mädern dem Kreiser von Weilar. Sie erzählte ihm, daß sie zum Tod erschrocken sei, denn vor wenigen Minuten wären ihr vier Schimmel ohne Reiter begegnet und zum Hundskopf hineingetrabt, auch wären in demselben Augenblick eine große Zahl Raben dort herausgeflogen. Der Kreiser, der auch schon viel davon gehört hatte, machte nun lange Beine, um womöglich vor der Mitternachtsstunde an dem Kopf vorüber zu kommen, und sah auch richtig noch die Raben, den Hufschlag der Schimmel hörte er aber nur noch im Innern des Berges dröhnen.

558. Die weiße Frau am Brettenbach bei Weilar.

Von Weilar nach der „hohen Warte" zu liegen noch einige Teiche in dem Grunde vor dem Walde. Man heißt es da: „Im Brettenbach". Dort, sagt man, stand vor Zeiten ein mächtiger Turm. Eine weiße Jungfrau erscheint jetzt noch alle sieben Jahre an jener Stelle und bewacht einen brennenden Schatz. Es haben sie schon viele dort gesehen, und hätte nur eines den Mut gehabt, den Schuh oder einen Strumpf vom rechten Bein auszuziehen und über den Schatz wegzuwerfen, so wäre es unmenschlich reich geworden und die Jungfer erlöst.

Dicht am Walde steht noch eine mächtige Buche, unter der die Zigeuner, die sich dort viel umhertrieben, ihren beständigen Lagerplatz hatten. Sie wird daher die „Zigeunerbuche" genannt.

559. Von der Hexe zu Weilar.

„Ich zum Exempel," so erzählte die alte Marie vom Beyershofe, „glaube an derartiges nicht gern; was einem aber brave und rechtschaffene Leute erzählen, daß muß man ja doch glauben, und so einer war nun der verstorbene Polizeidiener drunten in Weilar. Der war auch einmal gerade um diese Zeit hier oben auf dem Beyershofe und brachte uns die Uhr in die Richt. Bei dieser Gelegenheit erzählte er, daß er in der „Walpersnacht" auf dem Kreuzwege hinter seinem Hause einen martialischen Lärm gehört habe, der bald darauf in ein gar klägliches Gewimmer übergegangen wäre, da sei er denn aufgestanden, habe gehorcht und ganz deutlich nun gehört, wie der Teufel eine Weilarsche beim

Schlaffittig gehabt und ihr das Fell windelweich gedroschen habe, weil sie zu spät zum Tanz gekommen sei. Die Hexe hätte immer ärger gejammert und gebarmt, allein der Böse habe nichts darnach gefragt und immer mehr zugeschlagen. Er, nämlich der Polizeidiener, habe die Hexe sofort an ihrer Stimme erkannt, auch hätte sie sich noch mehrere Tage vor den Leuten nicht sehen lassen können, und als sie wieder ausgegangen, da habe sie noch immer grün und gelb ausgesehen."

560. Von dem gespenstigen Schreiber am Stadtberge bei Weilar.

Am Stadtberge bei Weilar soll es nicht geheuer sein. Ein alter Weber erzählt: „Mein Urgroßvater ging einst mit seinem Sohne, der ein Güldenes-Sonntagskind war, eines Sonntags dort den Landweg hinauf, um Rotkehlchen zu fangen. Als sie in die Nähe des großen Grenzsteins auf den Hünn'schen Rasen kamen, fuhr der Knabe plötzlich zusammen, denn dicht vor ihm saß dort an einem altmodischen Tische ein gar alter Herr mit verschimmeltem Gesicht. Er hatte Akten vor sich und schrieb eifrig. Der Junge machte seinen Vater aufmerksam auf den unheimlichen Schreiber. Mein Urgroßvater sah aber nicht die Spur von alledem."

An demselben Platze soll ein kleines, gelbes Hühnchen die Leute vom Pfade ab in die Irre führen.

*561. Von den Knotten auf dem Schneckenberge bei Langenfeld.

„Auf dem Schneckenberge da drüben," erzählte der Straßenwärter Hoßfeld von Langenfeld, „stand sonst auch eine Kapelle und zwar, wie sie sagen, auf dem Christwieschen; und dort liegt auch das Kaisers- oder Knottenräschen. Da ist es einmal passiert, daß ein Taglöhner von Langenfeld mit seiner Frau einen Haufen Flachsknotten auf einem schneeweißen Tuche auf einmal vor sich liegen sah. Die beiden betrachteten einige Minuten kopfschüttelnd den Haufen, denn so was Stolzes von Knotten hatten sie noch nicht gesehen. Endlich bückte sich die Frau, nahm einige derselben in die Hand und wandte sich, während sie die Knotten in ihre Rocktasche steckte, mit den Worten an den Mann: „Na, wie wär's, ein solcher Lein ist in unserer Flur noch nicht in den Boden gekommen." Der Mann aber machte ein langes Gesicht, kraute sich hinter den Ohren und meinte dann, er traue dem Ding doch nicht recht. Es könnte leicht einer hinter einer Hecke stehen, der es gerade auf sie abgesehen habe, faßte hierauf seine Frau am Arm

und zog sie mit sich fort. Als die Frau darauf abends während dem Essen ihrer Schwiegermutter das Geschehene mitteilte und zur Bekräftigung ihrer Erzählung nach den Knotten in ihrem Sack langte und statt deren gerade so viele Goldstücke herausholte, da konnte man nicht sagen, wer von beiden, Mutter oder Tochter, am meisten überrascht war.

*562. Vom Sümmetskopf bei Langenfeld.

Wer hinter dem Dorfe Langenfeld den Weg zwischen der Urnshäuser Straße und dem Fußpfade nach Weilar einschlägt, erreicht bald eine unbedeutende Höhe, die dem Wanderer eine herrliche Fernsicht nach dem Thüringer Wald gewährt. Von dieser Höhe aus liegt rechts in der Langenfelder Gemeindewaldung resp. den wüsten Äckern ein kleiner Kopf, genannt das „Sümmetshaupt" oder auch der „Sümmetskopf."

Ein Greis in Langenfeld erzählt über diesen Hügel nachstehendes: Als Kind habe ich oft von alten Leuten gehört, auf dem Sümmetshaupt sei es nicht richtig, es gehe dort um. Auch sagten sie, daß vor alters dort droben unheimliche Feuer gelodert hätten und daß dort die Hexen mit dem Gottseibeiuns tanzten. Ich habe aber lang nichts mehr gehört.

*563. Wie der Teufel einen Schulzen noch im Grabe schindet.

„Wenn Sie mich und unser Dorf in Ihrem Buche nicht nennen wollen, so kann ich Ihnen auch eine Geschichte erzählen, die aber also gewiß wahr ist, als ich hier neben Ihnen sitze. Ich habe sie von meinem Ellervater, der hier noch in gar gutem Andenken ist," so begann ein Greis in einer Schenke am Fuße der Rhön. „Da unser Schäfer Kindtaufe halten wollte und es ihm am Geld dazu fehlte, so ging er zum Schulzen und sprach den um 10 Fl. an. Der Schulz besann sich und sagte dann zum Schäfer: Höre Kaspar, ich will dir 10 Fl. schenken, wenn du mir den Handschlag darauf giebst, nach meinem Tode die drei ersten Nächte mein Grab zu bewachen. Der Schäfer, der das Geld notwendig brauchte, besann sich nicht lange, sprach: „Herr Schulz, das will ich!" und schlug ein. Einige Jahre darauf starb der Schulz, und nun waren auf einmal die Zungen hier im Dorfe gelöst, die der reiche Mann so lange im Bann gehalten hatte, und darüber fiel dem Schäfer sein gegebenes Wort wieder ein. Und da es ihm gruselte, wenn er an die Nachtwachen dachte, so ging er zu dem Herrn Pfarrer und erzählte ihm die Geschichte mit dem Schulzen. Der Pfarrer aber,

der noch so ein Mann nach der alten Mode war, machte ein bedenkliches Gesicht und meinte, der Schäfer müßte sein einmal gegebenes Wort auch halten. Damit ihm aber nachts am Grabe nichts passieren könne, wolle er dort einen besonders geweihten Kreis ziehen und einen Stuhl hineinstellen. Auf diesem müsse der Schäfer ruhig sitzen bleiben, es komme, was da wolle, er bleibe ungefährdet. Der Schäfer zog nun richtig auf die Wache, und alles blieb ruhig, bis die Glocke auf dem Turme elf schlug. Da aber hörte er ein arges Brausen in der Luft, und ehe er sich noch recht umgesehen hatte, stand schon der leibhaftige Gottseibeiuns mit Hacke und Schaufel an dem Grabe und fing an zu arbeiten. Verteufelt schnell war der Sarg bloßgelegt und der Deckel herunter; dann nahm der Gottseibeiuns den Schulzen aus dem Sarge, riß ihm die Kleider ab und zog ihm das Fell vom Leibe. Dem Schäfer war's schrecklich dabei zu Mute; allein er verlor die Besinnung doch nicht, und zog, während der Teufel den Schulzen wieder in den Sarg warf, das abgeschnittene Fell unbemerkt mit dem Stock in den Kreis, den der Herr Pfarrer gezogen. Zu spät gewahrte der Teufel den Raub, lief einigemal wild um den Kreis herum, als er aber nicht ankommen konnte, so zog er mit einem schrecklichen Sausen und Brausen wieder ab. Der Schäfer legte dann das Schulzenfell in den Sarg und warf das Grab, so gut als es sich thun ließ, wieder zu. Am andern Morgen berichtete er den Vorfall ganz genau dem Pfarrer; der rieb sich die Hände, und bat den Schäfer, die andern zwei Nächte nur ebenso tapfer auszuharren. Sollte aber der Erzfeind in der nächsten Nacht wieder kommen, so möge er ihn von seinem Stuhle aus nur kühnlich fragen, was er denn eigentlich mit des Schulzen Haut vorhabe. Der Schäfer versprach alles zu besorgen und als Herr Urian um die zwölfte Stunde sein Werk wieder begann und ihm der Schäfer die Haut zum zweitenmal weggeschnappt hatte, that er, wie ihm der Pfarrer geheißen. Der Teufel, der vielleicht glaubte, auf diese Weise des Schulzen Fell eher zu erhalten, erzählte nun ganz aufrichtig, daß er dasselbe in so viele Stücke zerreißen wolle, als der Schulz deren bei Lebzeiten seinen armen Anliegern weggeackert und zu seinen Grundstücken geschlagen habe. Auf diese werde er dann die einzelnen Stücke vom Fell eingraben, so daß der Schulze auf jedem derselben als feuriger Mann „„wannern““ müsse, bis das unrechte Gut an die rechtmäßigen Eigentümer von den Erben abgetreten sei; bis dahin aber sei und bleibe der Tote in seiner Gewalt. Und nun möge er ihm aber auch das Fell zuwerfen. Das jedoch verweigerte der Schäfer standhaft, und der Teufel mußte zum zweitenmal unverrichteter

Sache abziehen. Der Pfarrer aber lobte den Schäfer über die Maßen ob seines Mutes und seiner Standhaftigkeit, ließ noch am selbigen Morgen die Erben des Schulzen zu sich kommen, teilte ihnen die schreckliche Geschichte mit, ermahnte sie ernstlich, das gestohlene Gut wieder herauszugeben, und da dies noch vor Einbruch der Nacht in Ordnung kam, so blieb auch der Schäfer ungestört bei seiner letzten Wache am Grabe des nunmehr erlösten Schulzen.

564. Vom „Kesselchen."

Vor Zeiten fuhr einer aus Weilar mit seinem Geschirr gegen Abend durch den Grafenstein nach Langenfeld und hörte, als er eben die Teiche passiert hatte, einen gar seltsamen hellen Klang, als sei dicht hinter ihm eine Glocke vom Himmel gefallen.

So sehr nun auch der Fuhrmann darüber erschrocken war, so faßte er sich doch bald ein Herz und sah nach, was geschehen. Da gewahrte er wenige Schritte vom Wege in dem Gestrüppe einen verschlossenen Kessel in der Erde sitzen. Der Fuhrmann trat näher und versuchte, den Deckel zu heben, und da er dazu nicht Kraft genug hatte, so spannte er eins seiner Pferde an den Henkel des Kessels, um diesen selbst aus der Erde herausziehen zu lassen, und da auch dieses trotz aller Anstrengung des Pferdes nicht gelang, so suchte er mit der Peitsche und einem herzhaften „Jü!" nachzuhelfen. Allein in dem Augenblicke, als er das unselige Wörtchen herausstieß, brach er den Henkel ab und der Kessel versank vor den Augen des erschrockenen Fuhrmanns in die Tiefe; den Henkel aber zeigte er dem Wirte von Langenfeld und erzählte ihm, was vorgefallen. Beide gingen hierauf mit Hacken und Schaufeln nach der vom Fuhrmann bezeichneten Stelle und gruben dort, ohne jedoch etwas zu finden, bis zum hellen Morgen. — So entstand das jetzt sogenannte „Kesselchen".

Manche jedoch behaupten, daß dort das alte Schloß „Grafenstein" gestanden habe, und daß das „Kesselchen" der eingestürzte Keller des Schlosses sei. In diesem lägen noch große Schätze, die der Teufel in Gestalt eines großen, schwarzen Hundes mit feurigen Augen bewache. Eben so wollen viele, die des Nachts vorübergingen, einen geisterhaften Leichenzug, andere wieder ein schwarzes Hündchen gesehen haben, welches bellend vom „Kesselchen" bis auf den Taubertsberg und von da wieder zurücklaufe.

565. Die weiße Frau im Grafenstein.

a. Hinter Langenfeld zeigt sich heute noch in dem Grafenstein, dem Walde zwischen den Wegen nach Weilar und Urnshausen, eine weiße Jungfer mit einem Schlüsselbund am Gürtel.

Sie hat schon vielen zugewinkt. Manche wollen wissen, sie sei die Tochter eines Grafen von Stein, dessen Schloß nahe an der neuen Straße nach Urnshausen gestanden und dessen Grundmauern noch jetzt zu sehen sind.

Vor nicht langer Zeit hütete die sogenannte „Ätsch" mit ihrer Mutter die Gänse im Grafensteiner Gründchen, man heißt es dort am „Erlicht."

Da sah die Ätsch am Erlichtsborn die weiße Jungfer stehen, zupfte ihre Mutter am Kittel, deutete nach dem Born hin und sagte: „Guck da doch, die wiß Jaoungfer!" Die Alte jedoch sah nichts. Jene aber zupfte so lange und deutete nach der Quelle, bis die weiße Jungfer verschwand.

Ein andermal schickte ein Holzhauer seinen kleinen Jungen mit einem Kruge nach der Quelle, um Erlichtsborn zu holen. Das Kind aber ging fehl. Da stand plötzlich die weiße Jungfer vor ihm, winkte ihm freundlich, ihr zu folgen, und führte es zu dem Brunnen. Da aber verschwand sie vor seinen Augen.

b. Ein Baron von Boyneburg aus Weilar fuhr eines Tages mit Frau und Kind aus dem Werrathale über Langenfeld heimwärts, und wählte, da es schon spät geworden war, den Weg über Urnshausen. Als man den Grafenstein erreicht hatte, scheuten plötzlich die Pferde und waren nicht vorwärts zu bringen; da steckte die Baronin, um nach der Ursache zu forschen, den Kopf aus dem Wagenfenster, fuhr aber gewaltig schnell zurück, zupfte ihren Gemahl ängstlich am Ärmel und deutete nach einer weiß verschleierten Frauengestalt, die aus dem ganz nahen Walde auf die Kutsche zuschritt, dicht am Schlage stehen blieb und durch Winke und heftige Geberden ihr Verlangen nach dem Kinde kundgab, welches auf dem Schoße der Baronin saß. Und beinahe hätte der Baron, der durch die weiße Frau große Reichtümer zu erlangen hoffte, ihrem Verlangen gehorcht, hätte nicht seine Frau einen Schrei des Entsetzens ausgestoßen und dadurch die Erscheinung verscheucht. Nun gingen die Pferde von selbst vorwärts und brachten die Herrschaft ungefährdet nach Hause. Doch vor Ablauf von drei Tagen war das Kind eine Leiche.

566. Der Hempferlingsmüller zu Nenchendorf.

Von Salzungen nach Langenfeld hin, nahe bei letzterem Dorfe links ab von der neuen Straße, lag der seit Jahrhunderten verschwundene Ort Nenchendorf. Die Mühle („Hempferlingsmölle")*) aber steht noch. Darin lebte nun vor langen Jahren ein wegen seiner strengen Redlichkeit weit und breit gar hochgeachteter Müller, über den, als er starb, die beiden Gemeinden von Langenfeld und Schneckinhusin**) in heftigen Streit entbrannten, da eine jede das Recht in Anspruch nahm, den toten Ehrenmann, ihren Stolz, auf dem eigenen Gottesacker begraben zu lassen.

Da nun keines der beiden in dieser Ehrensache dem andern nachgeben wollte, so brachten sie den Handel vor den Amtmann nach Salzungen. Diesem war ein solcher Fall noch nicht vorgekommen, und da er nicht wußte, was hier Rechtens, auch keiner der beiden Gemeinden zum Nachteil reden wollte, so schlug er ihnen vor, den Sarg mit dem toten Müller auf den Karren zu laden, dem Pferde die Augen zu verbinden, es durch Peitschenhiebe anzutreiben und dann den Leichnam dahin zu beerdigen, wohin ihn sein Gaul führen werde. So sei die Sache dem Willen des Himmels anheimgestellt, und der wisse am besten, wo der Ehrenmann hingehöre. Solches waren die Bauern auch gern zufrieden, gingen heim und thaten am andern Tage, wie ihnen der Amtmann geraten. Wie aber erstaunten die beiden versammelten Gemeinden, als der Klepper weder den gewohnten Weg nach Schneckinhusin, noch den nach Langenfeld, sondern den sogenannten alten Weg nach Salzungen einschlug und dann plötzlich grade unter dem am Wege stehenden Galgen mit der Leiche hielt. Versteinert und von Entsetzen ergriffen standen die Begleiter einen Augenblick still und sprachlos da, bald auf den Sarg, bald auf den Galgen blickend. Dann ließen sie den Müller Müller sein und gingen nach ihren Dörfern zurück mit dem trostlosen Bewußtsein, daß auch dem scheinbar ehrlichsten Müller der Schelm im Nacken sitzen könne.

567. Vom langen Fähndrich.

Im siebenjährigen Krieg lag ein Fähndrich mit einem Häuflein kaiserlicher Reiter in Salzungen, der war ein gar arges Großmaul und wußte sich gewaltig viel auf seinen ungewöhnlich langen Leib. So guckte er auch nie anders, als durch das obere Schubfenster in seinem Quartiere oder in der Schänke auf die Straße. Diesem

*) Hänflingsmühle.

**) Schneckinhusin lag auf dem Schneckenberge und ist seit dem dreißigjährigen Kriege Wustung.

Prahlhansen ward eines Tages gemeldet, daß sich preußische Jäger im Feldagrund gezeigt hätten. Er ließ sogleich aufsitzen, fluchte und wetterte und versprach, noch vor Nacht sämtliche Preußen wie einen Haufen gekoppelter Hunde nach der Stadt zu treiben, oder der Teufel solle ihn bei lebendigem Leibe holen. Und so sprengte er denn mit seinem Trosse in des Teufels Namen über Langenfeld nach Urnshausen zu. Doch kaum hatte er den waldigen Bergrücken erreicht, so knackten auch rechts und links schon die Hähne des Feindes in dem dichten Gehölze, und der Fähndrich stürzte, durchs Herz getroffen, mit einem gräßlichen Fluche vom hohen Gaul. Als seine Reiter solches gewahrten, machten sie schnell kehrt und suchten ihr Heil in der Flucht.

Ein unscheinbarer Leichenstein mit einigen halbverwitterten Buchstaben, nur wenige Schritte vom alten Weg nach Urnshausen, bezeichnet auf jener Höhe noch heute die Stelle, wo der Fähndrich fiel und auch begraben wurde.

Aber seit jener Zeit ist es dort droben nicht mehr geheuer, denn manchem sind dort des Nachts beim Anblick des langen Fähndrichs die Haare zu Berge gestiegen.

568. Von dem Wahrzeichen der Stadt Salzungen.

Von einem Wahrzeichen der Stadt weiß zwar jetzt niemand etwas Sicheres zu sagen, doch erzählt der Chronist Christian Junker folgendes darüber:

„An der Kirche St. Simplicii gegen die Burg zu hat man mir (1703) das Wahrzeichen der Stadt gewiesen. Es ist aber selbiges zwei steinerne Wappen, oben und unten stehet ein steinerner Kopf eingemauert mit der Schrift: Heinrich von Leymbach.*) Und hat man hievon diese Erzählung, daß bemeldeter Heinrich von Leymbach zur Strafe wegen begangenen Ehebruchs dieselbe Seite des Chors auf seine Kosten müssen bauen lassen. Der obere Kopf ist der seines Weibes, welcher nach dem untern, als ihres Mannes Haupt sich umsiehet.“**)

*) Die Sculptur wurde mit der Kirche bei dem Brande 1786 vernichtet.

**) Joh. Ludw. Heim, Hennebergische Chronika als ein zweiter Teil der Spangenberg-Hennebergischen Chronik, Meiningen 1767 S. 261, giebt zwar erst einen anderen Bericht über die Entstehung des fraglichen Bildwerkes, den daher Wucke mitgeteilt hatte, weist denselben aber in den „Zusätzen und Verbesserungen“, die Wucke übersehen hat, als irrig zurück und bestätigt den Bericht des Chronisten Junker. Der Herausgeber.

569. Von der Pest in Salzungen.

a. Nach dem dreißigjährigen Kriege forderte auch in Salzungen die Pest einigemal zahlreiche Opfer, die dann in die Nordwestecke des Friedhofes Husen beerdigt wurden, wo sie bis auf den heutigen Tag noch ungestört modern. Die Sage erzählt:

Als jene schreckliche Krankheit lange genug hier gewütet hatte, vernahm man mehrmals eine Stimme aus der Luft: „Kocht Bibernell, sonst müßt ihr alle sterben!“ Die Leute befolgten den freundlichen Rat, und bald darauf sahen die Nachtwächter in der Geisterstunde das Thor des am Markte gelegenen Gasthofes „zum goldenen Ochsen“ sich weit öffnen und einen langen Leichenzug aus dem Hause treten. Er bewegte sich langsam über den Marktplatz die Ratsgasse hinauf, schritt durch das von unsichtbarer Hand aufgerissene Oberthor die Straße hinunter und zog auf Husen ein. Dem Zuge folgte der schwarze Tod, in einen dunklen Mantel verhüllt, hoch zu Roß, dorthin auf dem Fuße nach. Nach diesem war auch die Pest aus der Stadt verschwunden.

b. Zwischen Salzungen und dem Dorfe Allendorf liegt ein kleiner Friedhof mit einer alten dem St. Wendel geweihten Kirche und neben dieser noch ein baufälliges Sondersiechenhaus,) an welchem früher auch ein Pastor pestilentiarius angestellt war. Hier soll es nun geschehen sein, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, während die Pest in der Stadt Salzungen und Umgegend wütete, ein schwarzer Vogel sich gegen Abend auf dem Dachfirste niedergelassen und von da aus die Worte: „Trinkt Baldrian und Bibernell, sonst sterbt ihr schnell“ den Vorübergehenden zugerufen habe.

570. Der heillose Ratsmeister von Salzungen.

„Vördesse“, also vor alten Zeiten, ist es geschehen, daß sie einen gar reichen und angesehenen Herrn in den Stadtrat wählten, weil er in diesem schon viele Vettern und außerdem noch gar einflußreiche Frau Basen in der Stadt hatte und dicht am Rathause wohnte. Derselbe aber war ein arger Sünder und Gottesleugner und trieb eine ärgerliche Wirtschaft in seinem Hause, gab keinem Armen ein Stücklein Brotes und frug nach niemand etwas, so daß er zuletzt, einige wenige Schmarotzer und Schlemmer abgerechnet, von jedermann gefürchtet und gemieden wurde. Dem fiel es eines Tages bei, mit einem seiner Spielgenossen ein Wettreiten nach dem Dorfe Langenfeld zu unternehmen. Dieser, so machten sie aus, sollte den Weg am Galgen vorüberreiten, er selbst aber den weiten über die „lange Maß“ einschlagen; und so geschah es.

*) Wurde 1874 abgebrochen.

Die beiden bestiegen ihre Rößlein und sprengten selbander zum oberen Thor hinaus, worauf sie sich bald trennten. Als hierauf der Kumpan an Ort und Stelle angelangt nichts von dem Ratsmeister gewahrte, auch lange genug auf ihn gewartet zu haben meinte, wandte er sein Roß wieder um, der „langen Maß" zu, und wollte jenem seine Schadenfreude ob der gewonnenen Wette kund thun, entsetzte sich aber gewaltig, als er dort seinen Gönner tot neben dem Rosse am Wege liegen sah und dann von Leuten, die auf dem Felde gearbeitet hatten, noch erfuhr, daß der böse Feind in einer Feuersäule auf den Ratsmeister herabgefahren, ihm den Hals umgedreht habe und dann mit dessen schuldbeladener Seele wieder durch die Lüfte davon gefahren sei. Von jenem Tage an aber spukte und rumorte der Ratsmeister so unerträglich in seinem Hause, daß sich seine hinterbliebene Schwester schon nach einer andern Wohnung umthun wollte, als sie noch zu rechter Zeit auf den Gedanken kam, an dem bevorstehenden Todestag ihres Bruders und so auch die folgenden Jahre eine Anzahl Brote an die Armen verteilen zu lassen, und das half. Nach jenem Tage hatte sie Ruhe; auch ihre Erben, denen sie bei ihrem Ableben jene Brotabgabe zur strengsten Pflicht gemacht, wurden nur dann noch von dem bösen Geiste geängstigt, wenn sie zufällig oder absichtlich jenen Tag und die Armen vergessen hatten.

Als aber das Haus später in fremde Hände kam, begann der Spuk aufs neue, und bei dem großen Brande im Jahr 1786 wollen viele ein graues Männlein zwischen den Flammen bemerkt haben, wie es auf dem Schornsteine gar lustig tanzte und dabei in die Hände klatschte, bis das Gebäude zusammenbrach. Kaum aber stand der Neubau da, als auch schon das Spuken und Rumoren in der Geisterstunde wieder losging, und da sich die Bewohner vor dem unheimlichen Treiben auf keine Weise retten konnten, so nahmen sie den guten Rat an, wandten sich an die Klosterbrüder zu Dermbach, und diese sandten ihnen auch bald darauf einige im Geistbannen wohlgeübte Jesuiten zu, die denn auch nach vielen Mühen den bösen Geist im Keller glücklich in einen ledernen Sack bannten, ihn sodann wohlverwahrt in ihre Kutsche brachten und mit fortnahmen.

Von jener Zeit an soll es lange ruhig in dem Haus gewesen sein. Später jedoch trat dieser böse Geist wieder in einem Seitenkeller auf.

Auch auf dem Rathause, selbst in neuerer Zeit noch, wollen ihn die Dienstleute der Herren dann und wann als grausiges Gespenst mit gar gewaltig großer Perücke und langem Zopfe umherschleichen sehen.

571. Wie ein Salzunger Beutler den Teufel prellt.

Ein armer, alter Beutler von Salzungen hatte für einen Leimbacher Bauern in einer schweren teuern Zeit eine alte Lederhose ausgeflickt und rechnete den ganzen Weg hin und her, wie er es am vorteilhaftesten anfangen wollte, um für seinen und seiner Familie hungrigen Magen ein Stück Brot einzutauschen. Da trat ihm plötzlich an den verrufenen drei Bäumen unter Husen ein feiner Herr entgegen, der ihn ganz teilnehmend ausforschte.

Der Beutler erzählte ihm seine Not, und der Fremde erbot sich, ihm zu helfen, zählte ihm auch eine ziemliche Anzahl Kronenthaler in die Hand, die der arme Kerl gierig in die Tasche steckte. Als er damit fertig war, frug ihn der Fremde: „Habt Ihr genug?“ zählte, als der Beutler mit den Achseln zuckte, ihm bereitwillig eine zweite Gabe in die aufgehaltene Hand, und so ging's fort. Endlich erklärte der Beutler, daß er es nunmehr bis zur nächsten Ernte aushalten könnte. Darauf griff der Fremde in die Brusttasche, holte ein kleines Buch heraus und hielt es dem Beutler mit den Worten hin: „So, dafür seid nun so gut und schreibt Euren Namen da hinein. Es hat nichts zu bedeuten, ich möchte Euch nur nicht vergessen.“

Dem aber wurde jetzt angst und bange, er vermutete, mit wem er sich eingelassen, und machte allerlei Ausflüchte, er habe keine Tinte und dergleichen mehr. Jener ritzte ihm darauf, ehe er sich's versah, die Hand blutig und reichte ihm eine Feder zur Unterschrift, aber der Beutler besann sich nun auch nicht lange, ergriff diese und schrieb mit fester Hand das Vaterunser in das Buch.

Wie der Teufel merkte, daß er betrogen, wurde er wütend und langte dem Beutler eine so derbe Ohrfeige hin, daß dieser mit dem Buche in der Hand bewußtlos zu Boden stürzte. Als er einige Zeit darauf mit Hilfe einiger Leimbacher Bauern wieder zu sich kam, war das Buch zum Teufel, nur das Blatt mit dem Vaterunser hielt er noch in der Hand.

Hastig griff er jetzt nach den Kronthalern; doch zu allem Glück waren sie noch da.

572. Die Braut in der Husenkirche.

Unterhalb Salzungen, zwischen der Straße nach Vacha uud der Werrabahn, liegt der städtische Friedhof Husen mit einer der ältesten Kirchen des Thüringer Landes. Das Dorf Husen, zu dem letztere einst gehörte, verschwand wahrscheinlich in oder nach dem Bauernkriege.

Diese Kirche soll den Chronisten nach um das Jahr 1161 erbaut und auf Begehren des Abtes Wilibald von Hersfeld durch einen Bischof von Schleswick zu Ehren des heiligen Georg eingeweiht worden und der letzte Pfarrer von Husen, Werner Ottwald, im Jahre 1551 als Pfarrer zu Salzungen gestorben sein.

Eines der besseren von den Gemälden, welche noch jetzt das alte Kirchlein schmücken, ist die „Braut", gleich rechts neben dem südlichen Haupteingange. In einem mit goldenen Bibelsprüchen verzierten Rahmen steht an einem rotbehangenen (wahrscheinlich) Altar eine zarte Jungfrau im bräutlichen Schmucke. Ein kleines goldenes Kränzchen ziert ihren Hinterkopf, während die reichen, lichtblonden Locken zu beiden Seiten des lieblichen Kopfes auf einen weißen, reich mit Spitzen besetzten und durch ein schwarzes Schleifchen zusammengehaltenen Kragen niederwallen, der Brust und Schulter verhüllt. Das Kleid ist lang und schwarz, die linke, mit dem Brautringe geschmückte Hand liegt auf ihrem Herzen, in der erhobenen Rechten hält sie ein Herz, aus welchem ein Rosmarinstengel hervorkommt. Auch auf dem Altar liegt Rosmarin, sowie ein aufgeschlagenes und nach alter Weise mit Schloß versehenes Gebetbuch, neben welchem ein flammendes Herz mit einem Kreuz sich erhebt, von dem Blutstropfen niederfallen, deren Bedeutung noch durch Bibelsprüche ausgedrückt ist. Links oben in der Ecke des Bildes erscheint über Wolken, von Engelsköpfen umgeben, Christus, die Krone des ewigen Lebens und Worte des Trostes dem Herzen der Jungfrau darreichend. Gegenüber in der rechten Ecke steht ebenso Gott der Vater mit seinem Gnadenspruche. In der Mitte zwischen beiden schwebt über Lichtstrahlen die Taube als Symbol des heiligen Geistes. In einem unter dem Rahmen des Gemäldes angebrachten verzierten Schilde ist folgendes zu lesen:

„Got zu Ehren und christlichem Gedächtniß der vieltugendreichen Jungfrau Anna Margaretha Antonia, Ernst Cyriaci, Antony Diacony allhier und Frau Margaretha, geb. Fuldin ältesten Tochter, so in diese Welt geboren A. 1640 den 16. July und an. 1655 den 31. August wiederumb aus derselben mit ihrem in letzten Zügen inständig begehrten und in den Händen habenden Rosmarin-Zweiglein als eine wohlgeschmückte Braut zu ihrem himmlischen Bräutigam Ihres Alters 15 Jahre 6 Wochen 5 Tage, Selig hingeschieden. Mit dem sie auch nunmehr in steter Liebe wallet, singet, springet, jubilieret, triumphieret und dankt dem Herrn, dem großen König der Ehren 2c.

Aufgerichtet

Von obvermelten, hochbetrübten Eltern im Jahre 1656."

Mündliche Überlieferung berichtet: „Des Pfarrers Töchterlein war nicht nur noch weit schöner, als wie sie der Maler auf der Leinwand hinterlassen, sondern auch ungewöhnlich reich, und so konnte es denn nicht fehlen, daß sich trotz des Mädchens großer Jugend mancher reiche und annehmbare Freier bei ihr einfand. Jungfrau Anna Margarethe aber wies alle zurück mit dem Bedeuten, daß sie sich ihrem Herrn und Heiland als Braut verlobt habe und keinem irdischen Manne ihr Herz je zuwenden könne. Solches aber betrübte ihre Eltern und Freunde gar sehr. Und da sich bald darauf wieder ein angesehener Freier einfand, so brachten es die Eltern durch Überredung so weit, daß sie endlich unter Thränen einwilligte. Doch sagte sie dabei, daß dies ihr Tod sein würde, ihr einziger selbstgewählter Bräutigam könne und werde sie in der Stunde der Entscheidung nicht verlassen.

Anders aber dachten die Eltern und der ihr aufgedrungene Bräutigam; es wurde eine große Hochzeitfeier zugerüstet. Endlich kam der festgesetzte Tag, und die Braut, welche immer stiller und ergebener geworden war, trat an der Seite ihres Bräutigams zum Altar. Doch in dem Augenblick, als ihr Vater, der die Trauung selbst vollzog, ihr das bedeutungsvolle Ja abforderte, stürzte sie tot zu seinen Füßen nieder."

Von andern wird der Vorfall so mitgeteilt: „Jungfrau Anna Margarethe habe sich nicht, wie oben erzählt, ihrem himmlischen Heiland, sondern einem irdischen, recht hübschen, aber vermögenslosen jungen Manne verlobt. Dies sei jedoch gegen den Willen ihrer Eltern und Verwandten geschehen, welche ihr deshalb so lange zugesetzt, bis sie nicht allein ihren Selbsterwählten wieder verabschiedet, sondern auch dem ihr von den ihrigen bestimmten reichen und angesehenen Freier ihre Hand zugesagt habe. Am Hochzeitsmorgen aber hätte ihr früherer Verlobter ihr einen prächtigen Strauß mit einem vergifteten Rosmarinstengel zugeschickt, welchen sie auch mit an den Altar genommen und an dem sie, während der Traurede unwohl geworden, gerochen habe worauf sie tot zu den Füßen des Diakonus niedergestürzt sei."

573. Die Christmette in der Husenkirche.

Da bei dem großen Brande im Jahre 1786 in Salzungen auch die Stadtkirche in Asche gelegt war, wurde der Gottesdienst nothalber in der Gottesackerkirche Husen abgehalten. Damals geschah es, daß eine Frau von Hermannsroda in die Christmette zum Abendmahl gehen wollte. Um sich nicht zu verschlafen, ging sie frühzeitig zu Bette. Als sie in der Nacht erwachte und ans

Fenster trat, kam es ihr schon so tageshell vor, daß sie, weil sie keine Uhr hatte, sich schnell aufraffte und auf den Weg nach Husen machte. Und richtig, als sie durch das Thor auf den Friedhof trat, sah sie die Fenster der kleinen Kirche schon hell erleuchtet, und eben verklangen die letzten Akkorde des Chorals.

Raschen Schrittes eilte sie zwischen den Gräbern nach der Kirchthüre, wo es ihr erst auffiel, daß nirgends Fußtapfen, ihre abgerechnet, in dem frischgefallenen Schnee zu bemerken waren. Doch als sie in dem Augenblick die Stimme des Geistlichen vernahm, so dachte sie nicht weiter darüber nach und trat ungesäumt durch die nur angelehnte Thür in die Kirche. Diese war gedrückt voll von Menschen, und schon stand der Pfarrer am Altare. Mit Mühe bekam sie noch einen Platz. Kaum hatte sie sich ordentlich niedergesetzt, als ihr auch schon die fremde unbekannte Stimme des Geistlichen auffiel. Sie betrachtete ihn genauer, allein wo sie den hinthun sollte, das wußte sie nicht. Es überlief sie ein Frösteln, denn alles hier kam ihr heute sonderbar vor. Sie wandte sich an ihre Nachbarin zur Rechten, allein fast zu Tode erschrak sie, als sie derselben in das grauenhafte wie mit Spinnweben überzogene Gesicht blickte. In der Angst griff sie nach der Hand ihrer Nachbarin zur Linken, die aber war kalt wie Stein. Rasch wollte sie die ihrige zurückziehen, doch sie wurde von der Nachbarin festgehalten. In diesem Augenblick tönte von der Stadt her das helle Glöckchen auf dem Turme des „neuen Thores.“ Es schlug 1 Uhr. Neuer Schrecken, neues Entsetzen der Frau! Ihre Nachbarin, in der sie nun eine längst verstorbene Bekannte erblickte, ließ ihre Hand los und mit einem gellenden Schrei stürzte die von Hermannsroda bewußtlos zu Boden.

So fanden die Frau einige Stunden später der Küster und seine Leute. Mit Mühe brachte sie der Arzt in ihrem Hause wieder zum Bewußtsein. Doch starb sie noch selbigen Tages an den Folgen des gehabten Schreckens, nachdem sie ihrem Beichtvater das eben erzählte Erlebnis mitgeteilt hatte.

Andere teilen den Vorfall so mit:

Als die Frau durch die nur angelehnte Thüre in die hellerleuchtete Kirche trat, fand sie diese bereits von Leuten beiderlei Geschlechts überfüllt und die Kommunion im Gange. Ohne etwas Schlimmes zu ahnen, versuchte jetzt die Hermannsröderin durch den dichten Haufen nach dem Altar sich durchzuwinden. Doch in dem nämlichen Augenblick vertraten ihr einige Frauen den Weg; verwundert schaute die Bäuerin auf, um sich nach der Ursache dieses unfreundlichen Benehmens zu erkundigen. Allein Schrecken und Grauen erstickten ihr das Wort, dicht vor ihr standen zwei längst

verstorbene Nachbarinnen, die ihr beide aufs deutlichste zu verstehen gaben, das Haus so schnell als möglich zu verlassen, was sie sich denn auch nicht zweimal heißen ließ. In der Thür jedoch wurde sie noch von den ihr nacheilenden Geistern am Mantel ergriffen und dieser ihr in Fetzen vom Leibe gerissen. Die Fetzen fanden sich denn auch am andern Morgen an den Kreuzen einer großen Anzahl von Gräbern aufgehangen.

Die Frau aber wäre, nachdem sie alles ihrem Pfarrer gebeichtet, am neunten Tage nach jenem Vorfall gestorben.

574. Feurige Männer bei Husen.

Eine der früheren Salzhöken ging, als es schon dunkel geworden war, von Lengsfeld über Leimbach zurück nach Salzungen. Im Leimbacher Wirtshause, wo sie noch einmal einkehrte, traf sie einen alten guten Bekannten, den Badergesellen Zippel, und beide verabredeten, den Rückweg nach der Stadt gemeinsam zu machen, denn der war zu jener Zeit gefährlich und unheimlich. Da jedoch der Bader im Dorfe noch etwas zu besorgen hatte, so hieß er die Frau einstweilen langsam vorausgehen.

Doch kaum hatte diese die drei Bäume erreicht, als sie zu ihrem Entsetzen auch schon einen feurigen Mann von der Wiese her schnurstracks auf sich zuschreiten sah, der sie, sie mochte rasch oder langsam gehen, bis an die Ecke der Gottesackermauer von Husen begleitete. Hier aber stürzte die in Angstschweiß gebadete Frau erschöpft nieder, und der Spuk, ein feuriges Totengerippe, huschte über die Mauer.

Fast schlimmer noch war es dem Badergesellen ergangen. Den hatte ein anderer feuriger Mann die ganze Nacht über Äcker und sumpfige Wiesen in der Irre herumgeführt, bis er sich gegen Morgen auf den südlich von Husen gelegenen Äckern, „in den Beeten", wieder zurechtgefunden.

575. Von der gläsernen Kutsche in Husen.

Ein alter, angesehener Bürger in Salzungen ging zu seiner Erholung jeden Tag bis vor das nahe Dorf Leimbach spazieren. Das that er denn auch einmal mittags zwischen 11 und 12 Uhr. Als er in die Nähe von Husen kam, sah er, wie sich hier plötzlich das frühere alte Bretterthor weit aufthat und eine große, mit schwarzen Pferden bespannte gläserne Kutsche heraus und ihm entgegen fuhr. Der alte Mann trat bei Seite, schüttelte über das seltsame Ereignis bedenklich den Kopf und dachte: „Nun das

mag der liebe Gott wissen, wie die auf dem schlechten Pflaster in der Stadt ganz bleiben will.“ Inzwischen war die Kutsche näher gekommen, so daß er die darin Sitzenden erkennen konnte. Es waren lauter längst Verstorbene. Entsetzt sah der alte Mann dem Fuhrwerke nach. An dem zwischen dem Friedhof und der Stadt gelegenenen sogenannten „Husenbrückchen“ machte die Kutsche kehrt, fuhr wieder an dem Alten vorüber und verschwand bald darauf dahin, von wo sie gekommen.

Als der Alte seine Wohnung erreichte, teilte er seiner Frau den Vorfall mit, blieb am andern Morgen im Bette liegen und war am dritten Tage eine Leiche.

576. Die Hexenschau am Husenbrückchen bei Salzungen.

Es war am Abend vor Walpurgis, als Barthel, der in allerlei geheimer Kunst wohlerfahrene Fallmeister in Salzungen, vor der Thüre seines Nachbars, eines Siedeknechts, wie gewöhnlich sein Pfeifchen schmauchte, wobei das Gespräch zwischen beiden auf die Hexen kam und ersterer den letzteren fragte: „Willst du sie sehen, wenn sie heute Nacht heimkehren?“ Der Siedeknecht zauderte anfangs zwar, versprach aber auf Barthels Zureden, sich bei ihm einzufinden, und hielt Wort.

So wanderten denn die beiden selbander zu der bestimmten Stunde die alte „Meistereihohle“ hinunter. Als sie an dem Kreuzweg beim „Husenbrückchen“ anlangten, blieb der Fallmeister stehen, beschrieb hier einen Kreis und winkte dem Siedeknecht mit den Worten: „So, da drinnen kann uns nun keine etwas anhaben“, mit einzutreten. Der aber war ein gottesfürchtiger Mann, glaubte dadurch sein Seelenheil zu gefährden und zog es vor, sich hinter einem nahen Gartenzaune zu verbergen, von wo aus er die vorüberziehenden Hexen ebenso gut beobachten konnte. Barthel hatte ihm eben nochmals zugerufen, ja keinen Laut von sich zu geben und vor allem nicht zu lachen, als er ihm auch schon wieder zuwinkte, daß die Hexen im Anzuge wären.

Gleich darauf erschien wirklich die erste, auf einem Besen reitend und zugleich mit diesem die Straße fegend. Hinter dieser wieder ein ganzer Trupp, gleichfalls den Besen oder eine Ofengabel zwischen den Beinen. Dann kam eine auf einem Fuder Heu, dem eine Herde Gänse vorgespannt war. Hinter dem Heuwagen ein anderer, welcher mit Speck und Würsten beladen war und von Ziegenböcken gezogen wurde. Hierauf noch eine Menge derartiger Fuhrwerke, vor einem sogar ein Gespann Flöhe. Es waren bis daher fast lauter „schöne“ Frauen gewesen. Als nun

endlich auch eine aus der „Freundschaft“ des Siedeknechts erschien und dieser sich vergessend mit den Worten: „So dåu Schöngleich*) bist au då d'rbei?“ losplatzte, da ging der Kuckuck los. Der ganze Haufe drang auf den armen Teufel ein.

Die Angst gab ihm ungewöhnliche Kraft, er setzte mit Leichtigkeit über Zäune und Hecken; das Hexenzeug war aber noch flinker hinter ihm drein. Endlich erreichte er mit der größten Not und windelweich geschlagen, sein Häuschen, wohin ihm das Gesindel wegen der vorher schon angeschriebenen drei Kreuze nicht folgen konnte. —

Barthel blieb unterdessen ganz ungefährdet in seinem Kreise sitzen, ging, als der ganze Spektakel vorbei war, ruhig nach Hause und hatte späterhin noch lange an dem bösen Beine zu kurieren, welches sein Nachbar auf der Hexenschau davon getragen.

*) Schindluder.

577. Der weise Mann und der Erdspiegel in Salzungen.

Vor einer Reihe von Jahren lebte in Salzungen ein sogenannter weiser Mann, namens Adam, der vielerlei geheime Künste übte, aber noch keinen Erdspiegel hatte. Er beschloß daher, sich einen solchen zu verschaffen, kaufte sich einen kleinen Spiegel mit einem Schieber, und zwar nach Vorschrift, d. h. ohne bei dessen Einkauf mit dem Krämer zu mäkeln, und bewahrte ihn bis zu dem günstigen Zeitpunkte auf. Endlich starb auch eine Wöchnerin, die am Charfreitag beerdigt wurde. Jetzt konnte unser Adam ans Werk gehen. Nachts mit dem Glockenschlag elf stand er an der Kirchhofsmauer, zog die nackten Füße aus den Pantoffeln, ließ den Mantel zur Erde fallen und schwang sich nun im Kostüm seines Stammvaters, den Spiegel in der Hand, darüber hinweg. Scheu um sich blickend erreichte er das frische Grab der Wöchnerin und arbeitete hierauf den Spiegel im Namen des dreieinigen Gottes hinein und zwar so, daß die Seite des Glases dem Sarge zugekehrt war. Mühseliger jedoch war sein Rückweg, da Adam nach Vorschrift beim Gehen das Grab immer im Gesicht behalten mußte, doch erreichte er glücklich wieder die Mauer und bald darauf auch seine Wohnung. Als er aber am dritten Abend wieder beim hellsten Mondschein den Kirchhof in derselben Stunde und in demselben Kostüm betrat, umhüllte ihn plötzlich schwarze, dann und wann von grellen Blitzen durchzuckte Nacht, desgleichen vernahm er ein unheimliches Geräusch, als ob jemand vor ihm mit einem Besen den Erdboden fege, um ihn von dem Grabe der Wöchnerin abzuleiten. Adam jedoch ließ sich durch das alles nicht irre machen,

fand nach einer Weile das bewußte Grab und zog diesmal aber „ins dreiteufels Namen" den Spiegel wieder heraus, drückte ihn sorgfältig mit dem Glas auf seinen Leib und trat in der vorigen Weise den Rückweg an. Doch kaum war dies begonnen, als auch der Böse erschien und den Spiegel zu vernichten trachtete. Braun und blau gehauen dankte Adam dem Himmel, als er jenseits der Kirchhofsmauer stand. Aber er hatte ja nun einen Erdspiegel und wurde durch denselben bald einer der gesuchtesten weisen Männer der Gegend. Keine Hexe, kein Dieb war sicher vor seiner Kunst. Alles und noch viel mehr konnte er in dem Erdspiegel erblicken.

578. Wie in Salzungen eine Mutter ihrem Kinde die Ruhe im Grabe raubt. *)

Eine Bürgersfrau an der Silge hatte ein wunderschönes Kind, das sie über alles liebte und jedesmal beim Melken mit in den Stall nahm, um es mit euterwarmer Milch zu erlaben. Dieser Frau raubte plötzlich der Tod den Liebling. Sie that wie unsinnig, lief jeden Tag nach dem Gottesacker, warf sich auf das Grab und schrie vor Schmerz laut auf. Alle Bitten und Warnungen der Freundschaft halfen nichts. Eines Tages saß die Frau unter der Kuh und melkte wieder laut schluchzend. Da stand plötzlich ihr Liebling mit einem Krüglein in der Hand an seinem früheren Platze, sah die Mutter so traurig und bittend an, daß sie sich ihrer Sünde sofort bewußt wurde, die Hände faltete und gelobte, nie mehr zu weinen. Hierauf verschwand das Gesicht.

579. Das Besprechen des Feuers.

Bei dem erwähnten großen Brande in Salzungen ist auch folgende gar seltsame Geschichte vorgekommen.

Als nämlich fast die ganze Vorstadt vor dem oberen Thore in Flammen stand, da schien auch die Fallmeisterei unrettbar verloren zu sein, denn schon brannten die zunächst gelegenen Häuser lichterloh. Da trat auf einmal ein Unbekannter mit einem Laib Brot in der Hand aus dem Haufen, sprang, ohne sich an das Feuer zu kehren, durch das Thor der Fallmeisterei, umging das Haus, schrieb, während er unverständliche Worte murmelte, mit dem Finger allerlei seltsame Zeichen auf das Brot und warf dieses zuletzt in die hellen Flammen, die sich auch augenblicklich wie erschrocken legten, dann aber mit erneuter Wut erhoben und

*) Fast dieselbe Sage wird auch noch von der Frau eines Salzunger Kuhhirten erzählt.

dem Fremden nachzischten, der jedoch bereits nach Husen zu Reißaus genommen hatte. Darauf hatte das Feuer das Gebäude übersprungen und die wenigen unterhalb desselben gelegenen Häuschen noch in Asche gelegt. Und bis auf den heutigen Tag hat der Wasenmeisterei kein Feuer mehr etwas anhaben können. Den fremden Mann aber hat niemand wieder gesehen.

*580. Von dem gespenstigen Nachtwandler des ehemaligen Friedhofes.

Der Wächter auf dem Turme der am 5. November 1786 abgebrannten St. Simplicii Kirche in Salzungen muß ein geselliger Mann gewesen sein, denn er sah alle Abend einen Kreis Nachbarn, jung und alt, in seinem Turmstübchen bei sich. Als diese nun eines Abends einmal ungewöhnlich lange bei ihm geblieben waren und sich eben zum Gehen schickten, blickte der Türmer zuerst etwas ängstlich nach der Uhr und trat dann mit den Worten ans Fenster: „Es ist sogleich 11 Uhr. Wartet noch eine Weile, bis er erst fort ist, sonst möchtet ihr ihm gerade in die Barte laufen.“

Einige der ältern Leute nickten beistimmend, die jüngeren jedoch verlangten zu wissen, wer der „Er“ sei. „Das weiß ich selbst nicht genau,“ antwortete der Türmer ernst. „So viel jedoch habe ich gesehen, daß er jeden Abend mit dem Schlage elf aus einem der alten Gräber dort steigt, wo die Wildprechtröder Herrschaften sonst hin begraben wurden, als der Gottesacker hier noch um die Kirche herum war. Den langen Mantel, oder was es sonst für ein Ding ist, das sie ihm mitgegeben, läßt er jedesmal am Grabe zurück und geht dann am See hin in der Richtung nach Wildprechtroda. Schlag 12 Uhr steht er wieder an seinem Grabe, wickelt sich in den Mantel und verschwindet. Während der Zeit soll es dann in einer der Stuben des Schlosses zu Wildprechtroda gar arg zugehen. Er ist auch schon vielen auf dem Hin- und Herwege begegnet, hat sich aber, wenn man ihm ausweicht, bis heute noch um keinen bekümmert.“ Als der Türmer so gesprochen, macht einer der jüngeren „Spillgäste,“ der wie er sagte, sich selbst vor dem Teufel nicht fürchtete, den Vorschlag, wenn der Spuk fort sei, hinunter an das Grab zu gehen, den zurückgelassenen Mantel von dort wegzunehmen und einstweilen auf dem Turme in Sicherheit zu bringen. Der Türmer wollte zuerst durchaus nichts davon wissen, gab aber zuletzt dem Drängen nach, als die Leute die zu dem Stübchen des Turmes führende eiserne Fallthüre gehörig zu verrammeln und von außen mit dicken † † † zu bemalen versprachen.

Mit dem Glockenschlag 11 erschien unten richtig der Spuk, verließ den Kirchhof und schlug seinen gewöhnlichen Weg nach Wildprechtroda ein. Nun eilten auch die vom Turme die Treppe hinunter und brachten nach einiger Zeit den bewußten halbvermoderten Lumpen in Sicherheit, verrammelten die nach außen mit † † † beschriebene Thür aufs sorgfältigste und erwarteten nicht ohne Grauen den nächsten Schlag der Glocke. Mit diesem begann aber zugleich auch ein so furchtbares Lärmen und ängstliches Stöhnen im Turme unter ihnen und dann ein so arges Krachen und Knarren der eisernen Thüre, daß allen die Haare zu Berge stiegen, bis der Türmer in seiner Angst nach dem alten Lumpen griff und ihn zum Fenster hinaus auf den Kirchhof warf. Von diesem Augenblick war alles wieder totenstill. Seit jener Nacht will niemand mehr das Gespenst bemerkt haben. Der Türmer wenigstens hat es nicht wieder vom Fenster aus beobachten mögen.

581. Der feurige Mann an der Silge.

In einem der an der Silge, dem Abfluß des Sees, gelegenen Häuschen in Salzungen waren eines Abends zur Adventszeit junge Leute in einer Spinnstube bei einander. Da gewahrten sie durch das Fenster einen ungewöhnlich hellen Schein. Das Mädchen, das zunächst dem Fenster saß, schob dies auf, guckte hinaus und prallte bleich und entsetzt zurück. Und da kein Wort aus ihr zu bringen war, so eilten die andern an das offene Fenster. Da sahen sie denn, wie ein feuriger Mann die Silge hinauf schwebte, und als sie sich von dem ersten Schrecken wieder erholt hatten, da war ein loses Stück unter ihnen so keck, den feurigen Mann noch zu foppen und ihm zuzurufen: „Örrwiesch! Fläderwiesch! Gaalbein! wist de haim!" Der aber verstand keinen Spaß, machte rasch kehrt und schoß wie ein Pfeil auf das Fenster zu, so daß den mutwilligen Dirnen kaum so viel Zeit blieb, den Laden vor das Fenster zu schieben. Am andern Morgen sahen sie die Bescherung. Der Feurige hatte seine beiden Hände, als er nach der kecken Dirne greifen wollte, in den Fensterladen tief eingebrannt. Dort waren sie noch lange als Wahrzeichen zu sehen.

582. Das „Hockeldeink".

Am Stege über dem Urnsbacher Graben, unterhalb Husen bei Salzungen, hielt sich, ehe die jetzige Chaussee noch gebaut war, ein Hockauf, das „Hockeldeink" genannt, auf, welches den Leuten, die nachts über den Steg mußten, auf den Nacken sprang und von

Schritt zu Schritt durch seine zunehmende Last in die größte Todesangst versetzte, bis sie das sogenannte „Husenbrückchen" erreichten, wo es dann jedesmal von ihnen absprang und verschwand.

583. Der Teufel als Kartenspieler.

J. Ch. Schwarz, cand. theol. Salzunger Chronik. Handschriftlich.

Im Jahre 1630 spielten drei Salzunger Bürger spät am heiligen Christabend noch Karten, wozu sich der vierte ungebetene Gast gesellt haben soll, so daß keiner wußte, wer der sei, außer daß ihrer vier waren. Sie sahen sich einander an, erstaunten und warfen vor Grauen die Karten auf den Tisch, gingen zur Stube hinaus, und es waren ihrer wieder nur drei. Sie verschworen von da an das Kartenspiel auf ewig.

584. Der Blitzstrahl als Strafe Gottes.

J. Ch. Schwarz, a. a. O.

Im Jahre 1632 schlug der Blitz in die Orgel der Stadtkirche, als vorher ein Tanz auf ihr gespielt war.

585. Wie ein Zweifler wieder zum Glauben geführt wird.

J. Ch. Schwarz, a. a. O.

Ungefähr 1620 war allhier zu Salzungen ein Goldschmied, Namens Daniel Vogel, der ein Weib von Fulda hatte. Als er nun zu verschiedenen Malen in Fulda gewesen und die Papisten dort ihren Glauben gerühmt, daß er der älteste und der rechte sei, wurde der Goldschmied ganz „dubiös" gemacht, zumal sie ihm dort versprochen, sie wollten ihn, wenn er sich zu ihrer Religion bequeme, zu einem vornehmen Manne machen. Wegen dieser zweifelhaften Gedanken hat der benannte bitterlich geweint und den lieben Gott herzinniglich gebeten, er solle ihm durch ein Zeichen entdecken, welches der rechte Glaube sei. Als er nun einmal in der Apostelgeschichte gelesen und den lieben Gott mit Thränen gebeten, er wolle ihm doch den rechten Glauben zeigen, auch wenn es der lutherische wäre, und ihm ein Zeichen geben: da fielen zwei Blutstropfen auf die Bibel. Er sah nun oben nach dem Balken, konnte aber nichts erblicken. Der Goldschmied hielt daher dieses Zeichen für eine göttliche Offenbarung, dankte Gott dafür und sagte, er wolle nun beständig beim lutherischen Glauben bleiben.

586. Vom wütenden Heer.

J. Ch. Schwarz, a. a. O.

Im Jahre 1518 ist das wütende Heer auf den Mühlberg gezogen und ist auch von ihm der Spittelsberg angesteckt worden, welchen die Schützen löschen mußten. Auch ist es oft in den hohlen Berg, auf den Bleß und sonst in den Waldungen gestreift, um die Handwerksleute und die Fuhrleute, so auf die Märkte zogen, zu geleiten.

587. Weshalb die Diakonen der Stadt Salzungen, wenn sie in Langenfeld zu predigen haben, fünf Batzen Wegegeld erhalten.

Eines Sonntags früh trat ein Archidiakonus aus Salzungen in der größten Aufregung mit seinem spanischen Rohre unter die versammelte Gemeinde zu Langenfeld und erzählte ihr, daß, als er den sogenannten „Hexenrasen" unter der Lohmühle, jetzt „oberer Saurasen" genannt, passiert habe, ihm plötzlich drei ungewöhnlich große schwarze Katzen den Weg vertreten hätten. Er habe gleich Unrat gemerkt und sei deshalb den Bestien ausgewichen; doch diese hätten nicht von ihm abgelassen und ihm, als er auf sie losgeschlagen, den Rohrstock, wie sich die Gemeinde hier überzeugen könne, gänzlich zerbissen; zufällig sei ihm endlich in der Hitze des Gefechts einer seiner Handschuhe über die Unholde hingeflogen, wodurch diese gezwungen worden seien, sich nunmehr in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Er habe sie auch sofort erkannt und sehe sie leider hier wieder in der Versammlung; denn sie wären wie der Wind vor ihm nach Langenfeld hingeeilt. Und da die Gemeinde nicht verlangen könne, daß er sich nochmals einer solchen Gefahr aussetze, so erkläre er hiermit, daß dies das letzte Mal sei, daß er hier predige, sofern sie ihn nicht jedesmal durch einen Boten mit einem Pferde in der Stadt abholen ließe. Dies wirkte, die Gemeinde bewilligte das Begehren. Da es aber später dort an Pferden zu mangeln begann, so zahlte die Gemeinde statt des Pferdes fünf Batzen Wegegeld an den jedesmaligen Prediger.

588. Der gebannte Geist auf dem Sorghofe in Salzungen.

Vor vielen vielen Jahren starb auf dem Sorghofe bei Salzungen eine bitterböse Frau. Die hatte keine Ruhe im Grabe und wanderte von dem Friedhof Husen bald in der hellen Mittagsstunde, bald zur Mitternachtszeit über das Feld nach ihrer alten Wohnung, wo sie ihre Hinterbliebenen gar arg ängstigte. Sie reichte auch ihrer Schwiegertochter einmal die Hand; die aber er=

schrak und hielt ihr das Rührbrett, mit welchem sie eben das Viehfutter gemengt hatte, entgegen. Sofort griff die Alte zu und drückte ihre glühenden Finger in das Brett ein. Ein „Jesuwitter“ soll endlich den irrenden Geist in einen ledernen Sack eingefangen, auf den Bleß getragen und dort in einen der alten Baumstämme, die in den wilden Löchern stehen, gebannt haben.

589. Wie roter Dost den Teufel vertreibt.

Eine alte Hexe, so erzählen sie in Salzungen, hatte eine junge Pate, der wollte sie ihre Kunst lehren und bestellte sie deshalb oft zu sich. Da aber auch der „Hans“ dabei sein sollte, so bereitete die Alte das junge Mädchen auf dessen Besuch vor. Das aber war ängstlich und teilte die Sache ihrer Mutter mit, und da die keinen Gefallen an dergleichen Treiben hatte, so ließ sie das Mädchen zwar zur bestellten Stunde zu ihrer Pate gehen, räucherte es aber vorher mit allerlei Kräutern gehörig aus und steckte ihm noch die Taschen voll roten Dost. Als nun der Teufel mit dem Pferdefuß über die Schwelle schritt, schnüffelte er gewaltig, blickte erbost das Mädchen an, und sprach:

„Roter Dost,
Hätt' ich dich gewoſt,
Hätt' ich dich vernomme,
Wär' ich net daher gekomme.“

und verschwand alsbald wieder mit einem fürchterlichen Schwefelgestank. Die Hexe aber wollte nun auch nichts mehr von ihrer Pate wissen.

590. Salzungen und sein See.

In einer der schönsten Gegenden des Werrathales, da, wo die südwestlichen Terrassen des Thüringer Waldes und die nordöstlichen Vorberge der Rhön in der Thalsohle fußen, liegt das Städtchen Salzungen mit seinem kleinen, aber tiefen See. Um die reichen Salzquellen, von denen das Städtchen seinen Namen hat, sollen sich bereits die Katten und Hermunduren arg befehdet haben.*) Vom See trägt man sich im Volke noch mit mancherlei Sagen.

Ein Taucher sagte einst aus, daß der See bis unter die Hälfte der Stadt reiche, und nach einer Prophezeiung der sterbenden letzten Äbtissin des Klosters Allendorf soll dieser Teil derselben einst vom See verschlungen werden, der andere dagegen in Feuer aufgehen. — Der See verlangt jedes Jahr sein Opfer, sonst braust er auf.

*) cf. Tacitus annal. XIII, 57.

Vor alten Zeiten wohnten auch drei Wasserjungfern im See, die in die nahegelegene Kemnate, den Haun'schen Hof, „spill“ gingen. Hier tanzten sie gern bei den Festlichkeiten der Burgherren. Sie waren von „unmenschlicher“ Schönheit, hatten grünliche Haare und trugen lange grüne Schleppkleider, die aber am Saume immer naß waren. Da sie einmal über die Zeit dort zurückgehalten wurden, jammerten sie arg und sagten, sie würden nun nie mehr wiederkommen können, und als sie die große Treppe in den See hinunter gestiegen waren und der See über dieser zusammenschlug, da färbte er sich rot; die Wasserjungfern aber sah man nie wieder.

Einst brachte auch eine Nixe ihr neugebornes Kind nach den Fleischbänken, allwo sie gar gut bekannt war, zum Aufziehen. Als das Kind das Alter erreicht hatte, daß es gefirmelt werden sollte, — denn damals war hierherum noch alles hart katholisch, — da kam die schöne Wasserjungfer und verlangte ihr Kind zurück; die Metzgersleute aber verweigerten ihr's. Als bald darauf das Kind sich im See badete, wurde es von unsichtbarer Hand in die Tiefe gezogen. —

Eine andere Wasserjungfer, die sich in einen der jungen Metzger verliebt hatte, besuchte diesen täglich in seiner Fleischbank, und als er deshalb von seinen Kameraden gefoppt wurde, so hieb er eines Tages der Wasserjungfer, da sie nach dem Fleisch griff, wie aus Versehen einen ihrer zarten Finger ab, um sie dadurch für immer los zu werden. Von Stund an faulte ihm alles Fleisch in der Bank, so daß es niemand mehr in der Nähe aushalten konnte. Er selbst aber verarmte dadurch, zehrte sichtlich ab und wurde eines Morgens tot im See gefunden.

Bechstein, IV. S. 147.
Bechstein, Thür. Sagen, Nr. 59.

591. Der Wassermann im Salzunger See.

Unter dem hohen Sandsteinfelsen, auf dem sich die Schnepfenburg erhebt, steht in der Tiefe des Sees das gläserne Schloß eines Nix oder Wassermannes. Der war, so erzählen sie, ein gar hübscher Bursche und war, obschon niemand wußte, woher er kam und wer seine Hühner und Gänse gewesen, auf dem Tanzboden von den jungen Mädchen gar wohl gelitten, da keiner Worte und Füße so zierlich zu setzen wußte, als er. Und so geschah es denn auch einmal, daß der Wassermann einer gar bildschönen und sittsamen Magd zu tief in die klaren Augen guckte und sein Herz dabei so arg Feuer fing, daß er es mit dem ganzen Wasser im See nicht wieder zu löschen vermochte. Von da an sah man den

Wassermann jeden Morgen, wenn die Magd frische Semmeln für ihre Herrschaft holte, an einer Ecke am Markte stehen, das Mädchen grüßen und dann wieder durch die „Seepforte“ verschwinden.

Das aber war nur Öl ins Feuer gegossen. Der Nix vertrat daher eines Morgens seiner Geliebten den Weg und bat sie nur um ein paar Worte unter vier Augen an dem wenige Schritte vom Markte gelegenen See. Die Jungfer aber wich höflich aus und erzählte, als ihr der Wassermann am andern Morgen den Antrag wiederholte, den Vorfall ihrer Herrschaft. Da nun diese meinte, man könne ja nicht wissen, ob der Fremde nicht vielleicht ihr Glück wolle und die „Seepforte“ nicht aus der Welt liege, da ließ sich am dritten Morgen das Mädchen breitschlagen und ging mit. Dort hob sie der Wassermann, eh' sie sich's versah, mit einem Ruck auf seinen Arm und verschwand mit der vor Schrecken Besinnungslosen in dem See. Keine Seele hatte die That bemerkt, und so erfuhr auch niemand, wie und wohin sie verschwunden.

Ein Jahr nach diesem Vorfalle badete sich ein hübscher Knabe im See, da fühlte er sich plötzlich am Fuße gefaßt und in die Tiefe gezogen. Der Schreck hatte ihm die Besinnung geraubt. Als er bald darauf in dem gläsernen Palaste erwachte und erschrocken um sich schaute, wußte er nicht, ob er wache oder träume. Vor seinem weichen Lager saß auf einem prächtigen Polster seine längst tot geglaubte Schwester, wie sie leibte und lebte. Auf ihrem Schoße schlief ein wunderschönes Kind. Die sprach ihm jetzt gar freundlich zu und meinte, er sollte sich nur nicht fürchten und ihr verzeihen, daß sie ihn durch ihren Mann, den Nix, habe herunter holen lassen; allein sie habe der Sehnsucht nicht mehr widerstehen können und eins der Ihrigen wieder einmal sprechen müssen. In einer Stunde würde ihr Mann ihn ganz ungefährdet nach oben bringen.

Sie erzählte ihm nun, wie sie hierher gekommen und wie gut sie es habe; daß sie auch fast jeden Sonntag in die Stadt zur Kirche gehe, aber von niemand gesehen werde, und noch gar vieles mehr. Als er ihr nun auch alles, was sie wissen wollte, mitgeteilt und von ihr reich bewirtet und beschenkt worden war, fiel er in einen tiefen Schlaf und erwachte bald darauf frisch und gesund droben am grünen Ufer des Sees. Den Wassermann und seine Frau hat aber niemand wieder zu sehen bekommen.

592. Die kreißende Nixe im Salzunger See.

„Es kommen manchmal gar wunderliche Geschichten in der Welt vor,“ so begann gewöhnlich die Lindemanns Kathrin, wenn

sie im Kreise ihrer Bekannten bei guter Laune war, eine alte Sage vom See. —

„Ihr wißt doch, daß meine Urgroßmutter selig eine gar geschickte Hebamme war und daß sie all die vornehmen Weiber hatte. Die wurde nun auch einmal in einer gewissen Nacht von einem vornehmen Herrn herausgeklopft, und da der gar zu pressiert that, raffte sie sich hurtig auf und stand auch bald vor ihm. Es war ein landfremder Herr, der ihr aber durchaus nicht sagte, wo es hingehen sollte. Er meinte, eine Kreißende verlange nach ihrer Hilfe, sie möchte ihm nur getrost folgen, es geschehe ihr kein Leid, auf ein gut Stück Geld könne sie dabei rechnen. Mittlerweile waren sie schon ein gut Ende vorwärts gekommen, da blieb plötzlich der fremde Herr stehen, zog ein feines Tuch aus seiner Tasche und verband ihr, ehe sie sich's versehen, die Augen. Die Alte dachte: „„Hm, das wird immer vornehmer““, und ließ sich auch das gefallen. Der Fremde drehte sie darauf noch ein paarmal rum und num, und dann ging's weiter. Sie aber, die nicht von gestern war, hatte es bald weg, daß sie am See hingeführt wurde, und als sie über ein kleines Brückchen hingingen, da wußte sie erst recht wo sie war. Gleich darauf machte der Fremde Halt. Es war an der Stelle, wo sonst die Ratsherrn ihre Fischkästen hatten.

„„Was nun?““ frug jetzt meine Urgroßmutter. Statt der Antwort hockte sie der Herr auf seinen Arm, beteuerte nochmals daß ihr kein Leid geschehe, und dann ging's mit ihr „„treppab““.

Die „„Tieffening““ (Tiefe) wollte aber gar kein Ende nehmen. Endlich waren sie am Platz, und als meiner Urgroßmutter das Tuch abgenommen war, stand sie in einer prächtigen Stube und vor ihr lag eine bildschöne junge Frau, die ihrer Hilfe bedurfte. Es war die höchste Zeit.

Als alles glücklich vorüber war, da wurde meine Urgroßmutter reich beschenkt. Der Herr verband ihr abermals die Augen, hob sie auf seinen Arm, und so ging's die Treppe hinauf. Droben setzte er sie auf die Beine, führte sie noch eine Strecke weit bis an den Fleck, wo er ihr zuerst die Augen verbunden, nahm ihr hier das Tuch wieder ab und geleitete sie noch bis vor ihre Thüre.“

593. Von dem im Salzunger See versenkten Silberglöckchen.

Damals, als Salzungen noch das „Silberstädtchen“ geheißen wurde, soll einmal der Rat der Stadt sich versammelt haben, um in einer hochwichtigen Sache zu beschließen, wie nämlich bei dem

herannahenden Kriegsvolke, welches die Stadt bedrohe, das über dem Rathause hängende silberne Glöckchen am besten vor räuberischen Händen zu verbergen sei.

Da aber die Herren zu keinem Entschlusse gelangen konnten, so kam es ihnen höchst gelegen, daß der Thorschreiber einen soeben einpassierten, weisen und hochgelehrten Herrn auf dem Rathause anmeldete. Sie wurden daher bald eins, diesen in der erwähnten Sache um seine Meinung zu bitten. Und der wies sie auf ihren See hin, in welchem sie die Glocke am besten bergen könnten, und da sie diese Ansicht für gut fanden, so wurde die Glocke abgenommen, in einen Nachen geladen, in Begleitung des Rates in See gestochen und dieselbe dort versenkt. Als jedoch darauf die Herren — so wird weiter erzählt — wieder festen Boden unter sich hatten und lange Gesichter machten, weil sie die Stelle im See, an der sie die Glocke versenkt, nicht bezeichnet hätten, da trat einer lächelnd hervor und bemerkte, daß er dies vorher wohl erwogen und deshalb an der Stelle des Kahns, an der sie die Glocke in den See gesenkt, einen tiefen Einschnitt gemacht habe; worauf dann die Herren, sich befriedigt die Hände schüttelnd, nach Hause gingen. Der Fremde wurde jedoch auf Stadtkosten in seinem „Logemente" köstlich bewirtet und zog dann, sich in sein Fäustchen lachend, thalaufwärts nach der guten Stadt Wasungen, allwo kurz vorher der Bürgermeister gestorben und wegen eines neuen große Not war. Da der Fremde dieser Sache wegen auch hier um seinen hochweisen Rat gebeten wurde, so schlug er ihnen den Ratsherrn von Salzungen, der den Einschnitt in den Nachen gemacht hatte, zu der erledigten Stelle vor, worauf dieser allda zum Bürgermeister erwählet und als solcher bald darauf auch installiert wurde. Jener Fremde, der nach diesem seine Reise weiter aufwärts fortsetzte, soll kein anderer als Eulenspiegel, der Schalksnarr, gewesen sein.

594. Die weiße Jungfer im Gartenhause der „kleinen Stete."

In der „kleinen Stete", links nach dem Bahnhofe zu, steht ein Gartenhaus mit einer großen steinernen Treppe. Es soll von einem ehemaligen Patrizier Salzungens, einem gewissen Fulda, einem steinreichen Herrn, dem dort sämmtliche Gärten gehörten, erbaut worden sein.

Hier zeigt sich alle sieben Jahre in der Mitternachtsstunde ein weißes Fräulein, das mit einem großen blitzenden Schlüsselbunde nach dem Keller geht. Oft hat sie den zu jener Stunde sich im Garten Befindenden freundlichst gewinkt, ihr zu folgen,

um den reichen Schatz, der dort vergraben liegt, zu heben. Bis jetzt jedoch soll es noch niemand gewagt haben.

Im Herbst 1860 waren drei Taglöhner dort beschäftigt, eine Ernte weißer Rüben in den dortigen Keller zu bringen. Plötzlich stürzte der jüngste der drei totenbleich aus dem Keller heraus und an dem auf der Treppe beschäftigten Vater vorüber und erklärte diesem rund heraus, daß ihn keine Macht der Welt wieder hinunter bringen könne, denn da unten, setzte er am ganzen Leibe zitternd und bebend hinzu, stehe die weiße Frau mit dem Schlüsselbunde und einem großen Hund zur Seite.

595. Von der Teufelskutte bei Salzungen.

Kaum hundert Schritte südlich vom See, in den Parkanlagen eines mächtigen Steinbruchs, „die Grube", liegt noch ein ähnlicher Erdfall, jedoch von unbedeutendem Flächengehalt, „die Teufelskutte" genannt. Die Sage giebt auch sie als unergründlich an. Vor freilich sehr langen Jahren, als dort noch kein Steinbruch angelegt war und die Kutte einen drei- bis viermal größeren Umfang hatte, sei, so wird erzählt, einmal des Nachts eine vornehme, aber gottlose Herrschaft, deren Kutscher vom Teufel geblendet worden, mit Schiff und Geschirr in den Kessel gerollt und bis heute noch nicht wieder zum Vorschein gekommen. Auch soll der böse Feind in Gestalt eines feurigen Drachens sich dann und wann des Nachts in dem Tümpfel baden.

Bechstein IV. S. 148.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 59.

Anmerkung des Herausgebers: Die früher an dieser Stelle gestandene Sage „Vom thörichten See bei Salzungen" mußte ausgeschieden werden, weil sich beim Zurückgehen auf Wucke's Quelle (Christian Lehmann's Historischer Schauplatz der natürlichen Merckwürdigkeiten in dem Meißnischen Ober-Ertzgebirge. Leipzig 1699. Kapitel VII.) herausstellte, daß der Sammler einem sonderbaren Irrtum insofern anheimgefallen war, als es sich in seiner Quelle gar nicht um Salzungen, sondern um Satzung, einen kleinen erzgebirgischen Ort der jetzigen Kreishauptmannschaft Zwickau handelt.

596. Vom Otternkönig im Grundhof.

Eine Viertelstunde unterhalb Salzungen windet sich am rechten Ufer der Werra nach dem Moorgrund hinauf ein liebliches Thal. Am Ende der vorderen Wiesen in der Nähe des Grundhofs steigt rechts vom Wege dicht neben einer süßen Quelle ein Säuerling aus dem Fuße des Berges. — Hier trinkt und badet

der Otternkönig. Wer vor der Ankunft desselben ein weißes Tüchlein, das jedoch in einer der heiligen Nächte gebleicht sein muß, dorthin ausbreitet, dem legt der Otternkönig ein güldenes Krönlein darauf, dessen Besitz keinen verarmen läßt, da das Gold, welches man abschabt, sich immer wieder von selbst ersetzt.

* 597. Der schwarze Mann auf dem Heckenwege am Mühlberg bei Salzungen.

Im Walde auf dem Mühlberg, da, wo der aus dem Bohnengrund heraufführende Weg den nach der Hecke durchschneidet, wurden sonst zur Nachtzeit viele durch einen schwarzen Mann in Angst und Schrecken gesetzt. Es soll ein gar arger Sünder gewesen sein, dem die weltlichen Richter nicht beikommen konnten. Da wurde eines Tages spät noch der Fallmeister von Salzungen nach Möhra gerufen, um ein dort gefallenes Schwein abzuholen. Es war Nacht geworden, als er auf dem Rückwege die bezeichnete Stelle im Walde erreichte. Sein Pferd scheute plötzlich und wollte nicht von der Stelle. Da gewahrte denn auch der Fallmeister den Schwarzen, der sich quer über den Weg gelegt hatte. Der Fallmeister saß ab, zog sein langes Messer, ging herzhaft auf den Spuk los und gab ihm einen solchen Fußtritt, daß die Funken weit umherflogen. Als der Schwarze jedoch immer noch nicht weichen wollte, besann sich der Fallmeister kurz und trennte ihm mit einem kräftigen Schnitt den Kopf vom Rumpfe. Im Nu war jetzt der Spuk verschwunden. Durch den Scharfrichter war ihm noch nachträglich sein Recht angethan worden. Seitdem hat er keinen wieder geängstigt.

598. Der feurige Mann und die alte Schwarz von Leimbach.

Auf den Wiesen des Werragrundes haben sich sonst oft feurige Männer sehen lassen. Einer derselben trieb sich zur Adventszeit in der Nähe des sogenannten Kehnlochs umher und setzte die Leute in Schrecken.

Eine Leimbacherin, Namens Schwarz, sah ihn dort fast jeden Abend von ihrem Fenster aus, wie er sich dem Dorfe bald näherte, bald sich wieder entfernte. Da nun die Frau einen solchen Gast in der Nähe noch nicht beschaut hatte und neugierig war, so rief sie ihm von ihrem Fenster aus zu: „Gahlbein, Gahlbein, ich wollt', daß du hier auf uns'rer Miste säßest!“ Kaum aber hatte die Schwarz die Worte über die Zunge gebracht, als auch schon der Feurige wie ein Pfeil auf das Häuschen zuschoß und dicht vor

der Frau auf der Miste stand. Entsetzt schob diese rasch das Fenster zu, damit er sie nicht packe. Doch leer war sie bei dem Frevel nicht davongekommmen. Sie erhielt auf der Stelle das ganze Gesicht voll Blasen und mußte gegen vierzehn Tage das Bett hüten.

599. Der Umgänger von Leimbach am Lengsfelder Weg.

Ein Leimbacher war Vormund über ein Waisenkind und brachte durch allerlei Kniffe während der Vermögensverwaltung desselben ein dem Mündel zugehöriges Stück Wald am Lengsfelder Weg an sich, ohne daß man ihn deshalb fassen konnte. Dafür muß er nun nach seinem Tode ruhelos sich droben im Walde umher treiben. Er mißt dort mit einem langen Stabe bald hier, bald da, trifft aber nie das rechte Stück und wird dies auch nicht eher finden, als bis seine Erben das unrechtmäßige Gut an die rechtmäßigen Eigentümer wieder abgetreten haben. Dann erst wird auch der Umgänger wieder zu Gnaden angenommen werden.

600. Der Schatz auf dem Schneidersberge bei Wildprechtroda.

Zwischen Wildprechtroda und Kaltenborn, östlich vom untern Sorghof am rechten Ufer der Fitze, erhebt sich ein an der Thalseite mit Kiefern bewachsener Hügel, „der Schneidersberg" genannt, auf dessen wüstem Plateau noch große Schätze vergraben liegen sollen, welche um die Zeit des Christfestes in der Geisterstunde, wie sich von selbst versteht, stillschweigend gehoben werden können. Um die genannte Zeit brennt dort oben ein helles Feuer, von einem Funken sprühenden Rade umkreist, welches hierauf den Berg hinunterrollt. Herzhafte Weiber von den beiden Sorghöfen wagten mehrmals, in jener Stunde sich dem Berg zu nahen, um den Schatz zu heben, konnten jedoch das Plappern nicht lassen und mußten darum die Flamme vor ihren Augen verschwinden sehen.

601. Das „verwunschene" Schloß im Büchensee.

Ungefähr eine halbe Stunde südöstlich von Salzungen, bei dem Dorfe Wildprechtroda, liegt inmitten der Saatfelder ein etwa 100 Schritt im Geviert haltender tiefer Kessel. Er hat weder Ab- noch Zufluß; beim Volke gilt er für unergründlich. Es ist dies der Büchensee.

Der alte Kantor Röder von Wildprechtroda erzählte: „Vor uralten Zeiten stand dort ein gar prächtiges Schloß; darin war

aber statt dem lieben Gott der böse Feind zu Hause. Der alte Schloßherr führte mit seinen drei Fräuleins ein gar heillos liederliches Leben. Durch allerlei Teufelskünste lockten sie die schönsten Burschen und Mädchen zu sich, und dann war's um sie geschehen. Lange Zeit hatte das so gut gethan. Da trat einstmals ein kleines graues Männchen in das Schloß, bat um Speise, Trank und Herberge, weil die Nacht vor der Thür war. Das kam aber gut an. Der Hausherr hetzte es mit Hunden und obendrein wurde es von ihm noch gar arg verhöhnt und gescholten. Und so sprach es einen schweren Fluch über Haus und Hof und alles was darinnen.

Am andern Morgen sah man an der Stelle des Schlosses den tiefen Kessel mit seinem unheimlichen Wasser. Die drei Fräuleins aber hat man nach dieser Zeit noch oft gesehen; ihnen war es gestattet, den Kirmestanz in Wildprechtroda zu besuchen, wo sie durch ihre wunderbare Schönheit den Herzen der jungen Burschen, die gar gerne mit ihnen tanzten, viel zu schaffen machten; doch sah man sie jedesmal nachts vor 12 Uhr das Gelage eiligst verlassen.

Einstmals ereignete es sich, daß ein junger Bursche, der der schönsten von ihnen zu tief ins Auge geguckt, die Uhr zurückgestellt hatte. Zwei der Nixen kehrten sich jedoch nicht daran und hielten ihre Zeit. Die dritte ließ sich täuschen und blieb. Da krähte der Hahn und mit einem Schrei riß sich die Nixe los und stürzte laut jammernd dem See zu, der erschrockene Bursche ihr nach; der sah aber nichts mehr, als den aufgeregten Kessel, aus dem bald darauf ein starker Blutstrahl emporstieg. Der arme Kerl soll bald darauf vor Herzeleid gestorben sein. Die Nixen hat seitdem keiner wieder gesehen.

Es vergingen viele Jahre, ein neuer Herr hatte sich in Wildprechtroda angesiedelt; da kam einmal ein Taucher in das Dorf und badete sich im Büchensee und erzählte dann, daß er gar wunderbare Dinge dort unten gesehen; was aber, das dürfe er keinem Menschen sagen, denn er habe einen schrecklichen Eid dort geleistet. Das erfuhr auch der neue Schloßherr, er ließ den Taucher zu sich kommen und wollte ihn ausfragen, der aber wollte nicht Farbe bekennen. Da sprach jener: „„Gut, dort mein Ofen ist kein Mensch, erzähle nun dem, was du gesehen, so brichst du deinen Eid nicht!““ Der Taucher stutzte, that jedoch, wie ihm geheißen und erzählte: „„Als ich den Grund des Sees erreicht zu haben glaubte, wurde ich immer noch tiefer und tiefer hinuntergezogen. Da sah ich auf einmal ein gar herrliches Schloß, aus dem trat ein alter Ritter mit ein paar bildschönen Jungfrauen

und nötigte mich einzutreten. Ich that's. Sie führten mich durch alle ihre Gemächer; aber so viele Schätze und Reichtümer habe ich nie beisammen gesehen. Man setzte mir auch Wein und köstliche Speisen vor, ich wollte aber nicht verzaubert werden, ließ alles ruhig stehen und dachte nur, wie ich mich wieder losmachen könnte. Davon wollten sie aber nichts wissen, bis ich ihnen versprochen, wieder zu kommen und einen schrecklichen Eid geleistet hatte, hier oben keinem Menschen zu erzählen, was ich in der Tiefe gesehen.""

Der Schloßherr, der während der Erzählung gar nachdenklich geworden war, ließ jetzt den Taucher, als er sich zum Weggehen anschickte, einstecken und sorgsam bewachen, denn die Schätze ließen ihn nicht mehr ruhen. Endlich dachte er, es gefunden zu haben. Er rief den Taucher wieder zu sich und befahl ihm unter Drohungen, in den See hinabzusteigen und dort auszukundschaften, wie die Schätze, aber ohne die Sippschaft, heraufgebracht werden könnten. Der Taucher wollte nicht, es half ihm aber nichts, er mußte abermals hinunter. An das Tageslicht ist er aber nicht wieder gekommen."

Bechstein, IV, S. 149.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 59.

---

602. Die Geisterkutsche am Büchensee.

a. Einstmals, wie die Sage erzählt, soll der Jäger des Edelmanns von Wildprechtroda nachts von der Jagd nach Hause gegangen sein. Da habe er drei bildschöne Fräuleins in einer altmodischen Kutsche an sich vorbeifahren sehen. In der Meinung, die fremden Herrschaften wollten seine eigene Herrschaft besuchen und hätten sich etwas verirrt, sprang er rasch hinten auf, um ihnen den richtigen Weg zu zeigen. Doch in dem Augenblicke, als er das letztere thun wollte, rollte auch schon die Kutsche in den Büchensee, und der Jäger hatte Mühe, mit nasser Haut davon zu kommen.

Bechstein, IV, S. 150.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 59.

b. Von Langenfeld gingen einst in einer mondhellen Sommernacht drei junge Bauernburschen nach dem Büchensee, um sich dort ein Gericht Fische zu holen. Als sie den See erreicht, ließen sie sich an dem tiefen Rande des Kessels nieder, warfen hier ihre Angeln aus und schauten gespannt in den glitzernden Spiegel. So hatten sie eine geraume Zeit gesessen, als sie auf einmal eine innere Aufregung und ein eigentümliches Leben in der Tiefe des Sees bemerkten. Die Langenfelder schauten sich erstaunt an, doch ehe

es zum Fragen kam, warf der eine die Angel ins Wasser und stürzte mit einem Schrei des Entsetzens auf und davon. Die andern beiden sahen sich bestürzt an und blieben wie an die Stelle gebannt. — Denn siehe! Langsam und geräuschlos näherte sich von Wildprechtroda her die berüchtigte Geisterkutsche mit den Pferden ohne Köpfe. Bald hatte sie das Ufer erreicht. Die Flut that sich weit auseinander und die gespenstige Kutsche verschwand in der Tiefe.

Die Langenfelder aber sollen nie wieder Appetit nach Fischen aus dem Büchensee bekommen haben.

603. Des Löwenwirts Magd und die Nixe aus dem Büchensee.

In dem Gasthof zum Löwen in Salzungen diente vorzeiten ein junges, frisches Mädchen aus Wildprechtroda, Namens Margarete, die ganz besonders begabt war und wie die Kinder des „Güldenen Sonntags“ Geister sehen konnte, weil sie von ihrer Mutter unter freiem Himmel geboren worden. Im Löwen mußte sie oft spät abends noch für die Gäste aus dem nach dem Markte hin gelegenen Keller Bier holen. Dabei passierte es ihr eines Abends, daß, als sie kaum den Fuß von der Treppe auf die Straße gesetzt hatte, dicht vor ihr ein verschleiertes Frauenzimmer stand, welches sie also ansprach: „Margarete! ich habe nur noch drei Tage vor mir und brauche dann Hilfe, willst du mir nach dem Büchensee folgen und dort meiner pflegen, wenn ich einkomme? Es wird dein Glück sein.“ Die Magd, die in der Verschleierten sofort eine der Nixen aus dem Büchensee erkannte, trat einen Schritt beiseite und erwiderte kurz: „Da wird nichts draus, mit Ihr will ich nichts zu thun haben,“ wandte sich ab und ging eiligst in das Haus. Hier erzählte sie den Wirtsleuten den Vorfall. Diese redeten ihr zu, den Gang zu wagen. Jedoch das Mädchen wollte nun einmal mit der Art nichts zu thun haben. Am andern Abend stand die Verschleierte wieder vor dem Keller und stellte ihren Antrag. Margarete wies sie von neuem ab, und nun drohte ihr die Fremde: „Dann werde ich dich leider mit Gewalt dorthin bringen lassen, bedenke jedoch, daß es dein Unglück sein wird!“ Am dritten Abend ging's wieder grade so. Als jedoch Margarete sich zum Gehen wandte, fühlte sie sich plötzlich wie von kräftigen Armen umfaßt und emporgehoben. Und nun ging's Hals über Kopf mit der Widerspenstigen nach dem Büchensee und in die Tiefe des unheimlichen Kessels. Was dort unten geschehen, das weiß man nicht. Drei Tage später jedoch schwamm die Leiche der Margarete mitten auf dem See.

604. Woher der „Moscheweg“ seinen Namen hat.

„Es ist schon sehr lange her, noch vor dem großen Brande,“ so erzählte ein alter Mann in Salzungen, „da ist es einmal geschehen, daß ein Knecht von dem Sorghof, von dem man schon allerlei munkelte, sich spät abends auf dem jetzt sogenannten „Moscheweg“ im Felde umhertrieb und plötzlich ein arges Rauschen über sich vernahm. Es war eine dichte schwarze Wolke mit einem langen Schwanze. Als sie in seine Nähe gekommen, blieb der Knecht stehen und rief: „Na, wohin so eilig, Hans?“ Da schallte es von oben herab: „„Du weißt's ja, daß morgen in Fambach Hochzeit ist und ich vollauf zu thun habe, wenn ich denen dort die Mäuler stopfen soll!““ — „„Nun, da kannst du mir auch gleich ein Stück Hochzeitskuchen herunterwerfen!““ — „„Laß mich, ich hab' schwer und alles gut verpackt!““ Der Knecht aber ließ keine Ruhe und plagte den Teufel so lange, bis er seinen Bündel aufriß und ihm ein Stück fetten Rosinenkuchen herunterwarf, dabei verlor er aber auch, ohne daß er's merkte, eine ganze Partie Schweinefleisch auf dem Wege. Diesen Fund machte am andern Tage ein Lengsfelder Jude, der nach Barchfeld wollte. Er zeigte es sofort in der Stadt an, und nun lief alles Volk nach dem Wege. Das Fleisch gab aber einen solchen gräßlichen Moschusgestank von sich, daß es niemand in dessen Nähe aushalten konnte. Und da sich der Teufel jedesmal, wenn er zur Hochzeit zieht, mit dem stinkenden Zeuge einschmiert, so wußte man auch, wer das Fleisch verloren. Es wurde daher an Ort und Stelle tief eingegraben. Der Flurweg stank aber noch lange nachher nach Moschus und bekam daher den Namen „„Moscheweg.““

Die Gelehrten wollen freilich von dieser Erklärung nichts wissen und weisen vielmehr darauf hin, daß der genannte Weg von den „Mausche“ (Juden) seinen Namen haben müsse, die von Lengsfeld nach Barchfeld wandern.“

605. Vom Schafhofe zu Dorf-Allendorf.

Auf dem linken Ufer der Werra, dem Kloster Allendorf und dem Frankenstein gegenüber, lag das Vorwerk des ersteren, der Schafhof, am Westende des Dorfes Allendorf.

Über einem Pfeiler des den Schafhof schließenden Thores sah man vor wenigen Jahren noch ein Bildwerk, welches einen Engel, der mit beiden Händen ein Wappen hielt, vorstellte. Über und unter demselben standen die Jahreszahl „1580“ und die Worte:

DAS HAUS STEHT IN
GOTTES HAND
ZUM CLOSTER SCHAAF
HOF IST ES GENANNT.

Unter den Gebäulichkeiten sind noch große Kellerräume vorhanden und in einem derselben der verschüttete Eingang zu dem, wie die Sage erzählt, nach dem Kloster Allendorf führenden unterirdischen Wege. Auch sollen hier noch große Schätze verborgen liegen, zu denen sich bis heute die rechten Schatzgräber noch nicht gefunden haben.

Versucht haben's freilich schon viele, jene Reichtümer zu heben. Einstmals waren auch drei dieser Leute dort eifrig mit Graben beschäftigt, als der eine plötzlich erbleichte und das Werkzeug aus der zitternden Hand fallen ließ. Und als darob die anderen aufschauten, erging es ihnen nicht besser als ihrem Kameraden. Und alle drei stierten entsetzt nach dem zürnenden Antlitz und der drohend aufgehobenen Rechten eines Mönchs, der unbemerkt dicht an die drei herangetreten war. Natürlich besannen sich die Schatzgräber nicht lange, ließen Laterne und Werkzeuge im Stich und eilten von dannen.

606. Kloster Allendorf und Schloß Frankenstein.

Eine Viertelstunde von Salzungen jenseits der Werra, unter dem Frankenstein, lag das Cistercienser Nonnen-Kloster Allendorf, über dessen Gründung nichts Sicheres vorliegt. — Es wurde 1518, weil die Nonnen lange Jahre ein gar liederliches Leben geführt hatten, durch Abt Hermann von Fulda nach der Regel des heiligen Benediktus reformiert, im Bauernkrieg 1525 überfallen und ausgeplündert — der letzte Propst und die Äbtissin (Dorothea) mit ihren Nonnen hatten in Salzungen Schutz gefunden — und dann 1528 säkularisiert. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts sah man die Ruinen des Chors der Klosterkirche. Das Schiff derselben war bereits in das früher denen v. Reckrode zugehörige Schlößchen umgewandelt.

In diesem wollen die Dienstleute dann und wann nachts Frauen traurig umherschleichen gesehen, ebenso in dem anliegenden Klostergarten das Wimmern kleiner Kinder deutlich vernommen haben. Von einem der verfallenen Keller sagt man, daß er unter der Werra bis zu dem im Dorfe Allendorf gestandenen Ökonomiegebäude des Klosters, dem Schafhof, geführt habe. Ein anderer Gang soll seine Richtung hinauf nach der Burg Frankenstein genommen haben.

Dorthin führt noch heute vom Kloster aus der sog. „Kutschenweg". Über den Ursprung der Burg und des verschollenen Dynastengeschlechts derer von Frankenstein schwebt gleichfalls ein Dunkel. Die Sage erzählt nur, daß König Merowäus das Besitztum einem Edlen aus Frankenstein geschenkt. Das Schloß wurde durch Abt Berthous von Fulda 1266 zerstört. Später wieder aufgebaut, wurde es 1295 durch Kaiser Adolf von Nassau abermals in eine Ruine verwandelt.

Pfister, S. 69.

607. Die Tulipan am Frankenstein.

Von Barchfeld ging einmal eine nach Kloster Allendorf zum Begräbnis einer Nonne, die zu ihrer Freundschaft gehörte. Der Tag war heiß, und da die Frau wußte, daß sie bei dem Leichenbegängnis lange zu stehen hatte, so ließ sie sich an der Quelle hinter der Klostermühle am Fuße des Frankensteins erst ein wenig nieder. Kaum aber hatte sie sich gesetzt, so schoß dicht neben ihr eine prächtige Tulipan aus dem Boden.

Die Frau war ganz überrascht, griff aber doch zu, brach die Blume ab und hielt ganz erschrocken statt der Tulipan einen mächtigen Schlüssel in ihrer Hand. Sie blickte sich darauf scheu nach allen Seiten um und gewahrte nun auch eine verschlossene Thüre hinter ihrem Rücken. Unentschlossen blieb sie einen Augenblick stehen, dann aber faßte sie sich ein Herz, steckte den Schlüssel ins Schloß, und die Thüre sprang auf. Die Neugier trieb sie bald in das Innere. Hier sah sie einen großen Kessel voll blinkender Geldstücke. Vorsichtig nahm sie einige Hände voll in ihre Schürze; da kam es ihr vor, als ob ihr der Kessel durch eine unsichtbare Hand entgegengeschoben würde, und nun fing es an ihr zu gruseln. Sie eilte daher rasch ins Freie und als sie sich umsah, war die Thüre verschwunden. Ihr Schleier aber, den sie beim Eintreten an diese gehangen hatte, hing jetzt auf einem wilden Rosenstrauche.

Hätte es der Frau nicht gegruselt und sie den Kessel mutig angefaßt, so hätte sie ihn samt dem ganzen Schatze ans Tageslicht ziehen können. So blieb ihr nichts als das, was sie in die Schürze gerafft.

608. Der Schatz am Frankenstein.

Auf einem Acker an der Westseite des Frankensteins wollen mehrere in der Mittagsstunde ein helles Feuer gesehen haben. Dort, sagen sie, liegt noch der Schatz der Dynasten von Franken-

stein oder vielleicht auch der des alten Nonnen-Klosters vergraben. Einige Knechte aus Neuendorf, die so glücklich waren, beim Ackern mit der Schar den Henkel des Kessels aufzuwühlen, machten den ihnen so überraschend dargebotenen Schatz durch freudiges „Ohä", welches sie den Pferden zuriefen, plötzlich wieder verschwinden.

Einen anderen Schatz soll eine weiße Jungfrau auf dem Schloßplatze bewahren.

Bechstein, IV. S. 143.

609. Vom spukenden Bauer am Frankenstein.

Zu Witzelroda lebte ein reicher „hachiger" Bauer, der hatte droben auf dem Frankenstein einem seiner Anlieger nach und nach ein ganzes Teil seines Ackers weg- und sich zugepflügt; dafür mußte er nach seinem Tode büßen.

„Ich habe ihn oft gesehen und gehört," so erzählte ein Witzelröder Schäfer. „Wenn die Gespensterstunde drunten auf dem Turme geschlagen, stand der alte „„Hach"" jedesmal pünktlich auf der früheren richtigen Grenze der beiden Äcker und versuchte mit einem Besen in der Hand den gestohlenen Erdboden längs des ganzen Stücks wieder hinüber auf den seines Nachbars zu fegen. Man hörte ganz deutlich das Kratzen. Einmal hatten wir, mein Junge und ich, es versehen und unsere Schafhütte ihm gerade in den Weg gestellt. Wir hörten es auch ganz gut, als er wieder angekratzt kam, blieben jedoch ruhig liegen. Aber Donner und Wetter, wie flogen wir auf einmal mit der Hütte bei Seite! Wir haben's nicht wieder probiert. Seinem Sohne wurde der Spektakel im Dorfe endlich doch zu arg; er ackerte seinem Nachbar das gestohlene Eigentum wieder zu, und seitdem hat auch der Alte Ruhe im Grabe gefunden."

610. Der tolle Fuhrmann.

Eine ähnliche Erscheinung wie das „wieselige" (wütende) Heer ist in der Nähe von Salzungen „der tolle Fuhrmann"; beide nehmen ihren Weg vom Bleß auf den Sorggrund, früher Otten- oder Ottinfurt genannt, über Wildprechtroda, Dorf- und Kloster-Allendorf und ziehen hoch in der Luft dem Moorgrunde zu. Den „tollen Fuhrmann" erkennt man gleich an dem Rollen der Räder, dem Knallen der Peitsche und an: „Ju! hot! haar!" während es bei dem wilden Jäger in der Luft mehr braust und saust. Auch hört man noch vielseitig in hiesiger Gegend die Redensart, wenn sich auf schlechtem Wege ein Bauer festgefahren hat: „Der ist in des „„tollen Fuhrmanns"" Geleise gekommen."

611. Von der Ettmarshäuser Gartenthür.*)

Von dem eine halbe Stunde von Salzungen an der Straße nach Barchfeld gelegenen Orte Ettmarshausen erzählt man sich folgendes:

Ein Bauer von da bestellte eine Gartenthür bei einem Steinmetzen, der dann die Arbeit seinem Lehrjungen übertrug. Als nun die Thür zur Zufriedenheit des Bauern dastand, schrieb der Meister folgende Worte darauf: „Diese Thür hab ich gemacht A. D. 1584" und setzte seinen Namen darunter. Der über diese Unwahrheit erboste Lehrjunge setzte hierauf

WER WEIS OBS WAHR IST

unter den Spruch des Meisters.

Seit jener Zeit wurde die Ettmarshäuser Gartenthür zum Sprichwort, und die Lügner müssen sich auf den Spruch: An der Ettmarshäuser Gartenthür steht: Wer weiß, ob's wahr ist! oder: Denk' an die Ettmarshäuser Gartenthür! stets gefaßt machen. Sie soll in der Nähe des Borns gestanden haben.

Bechstein, IV. S. 142.

612. Von dem Wirtshause zum weißen Roß in Immelborn und dem Gute Kraimer.

Von beiden wird nachfolgende gleichlautende Sage erzählt. Vor langen Jahren habe sich dort zur Zeit des Melkens eine weiße Frau bei den Mägden in dem Kuhstalle eingefunden, sich der Magd gegenüber niedergelassen und dieser beim Melken fleißig geholfen, sei jedoch jedesmal, während die Magd den Melkschemel an dem hölzernen Nagel im Stalle wieder aufgehangen, ohne auch nur ein Wörtchen fallen zu lassen, durch die Stallthür verschwunden. Woher diese freundliche Frau gekommen und wohin sie gegangen, das habe niemand erfahren können.

An den beiden Orten soll sie ausgeblieben sein, als ein Neubau mit den Stallungen vorgenommen worden.

*613. Vom Exempel in der Immelborner Flur.

Unter der Hunawaldung, westlich von Übelroda, liegt ein gegen zwölf Acker großes Grundstück, welches das „Exempel" genannt wird und seinen Namen von nachstehendem Ereignisse erhalten haben soll:

*) Siehe den Aufsatz von L. Bechstein im Museum für Geschichte, Litteratur, Kunst und Altertumsforschung. Bd. II, 301—308: „Wer weiß ob's wahr ist? Volksspruch, Sage, Töpferschrift, Holzschnitt, Münze." (Der Herausgeber.)

Einst pflügte dort oben ein jähzorniger Bauer aus Immelborn mit zwei Pferden, einem Schimmel und einem Fuchs, und da der letztere ihm nicht nach Willen ging und weder Zurufen noch Fluchen bei demselben half, flog dem Bauer im Zorne die Thüre seines Dachstübchens auf und der Narr, der bei den meisten Menschen dort immer auf der Lauer steht, sprang hinein; und nun ergriff der tollgewordene Bauer rasch einen starken Knüttel und schlug den Fuchs mit solcher Kraft auf den Kopf, daß das arme Tier sofort tot zu Boden stürzte. Hierauf wandte sich der Bauer mit den Worten an seinen Schimmel: „Siehst du's! Nimm ein Exempel daran."

Seit jener Zeit wird jener Acker das „Exempel" genannt.

614. Von dem Knoten bei dem Hauhof.

In der Nähe des Hauhofs zieht sich hinter dem nach Breitungen zu gelegenen kleinen Teiche ein Fußpfad links von dem Fahrwege ab durch das Gebüsch. Hier kann man jedes Jahr seit Menschengedenken einen frischen Knoten in eine der grünen Hecken geknüpft sehen. Das Volk erzählt darüber also:

Einst ging ein Breitunger Holzhändler nach Salzungen, um Geld zu holen und hatte davon bei andern geschwatzt. Als er auf dem Heimwege die oben bezeichnete Stelle erreicht hatte, wurde er unvermutet von einigen geschwärzten Gesellen überfallen, niedergeworfen und seines Geldes, und wie andere behaupten, auch seines Lebens beraubt. Die Familie des Holzhändlers kannte nun zwar die Thäter, konnte ihnen jedoch nichts beweisen. Um sich an denselben zu rächen, knüpften sie an jener Stelle einen dicken Knoten als ein Zeichen der Erinnerung an die Schandthat in einen der grünen Büsche. Und noch alljährlich wird von den Nachkommen des Holzhändlers bis auf den heutigen Tag der Knoten an jener Stelle frisch geknüpft.

615. Vom Gespenst beim Gottesacker zu Breitungen.

Leuten, die zur Adventszeit bei Nacht an dem Gottesacker bei Altenbreitungen vorüber müssen, erscheint oft ein Spuk in der Gestalt einer weißen Ziege. Das Gespenst wird der „Mönch" genannt, warum? weiß niemand mehr. Es begleitet die Leute eine Strecke Wegs oder springt ihnen auch manchmal auf den Rücken und läßt sich so eine Zeitlang forttragen. Oft geht der

Spuk auch neben oder vor den Leuten her, ohne daß sie es selbst sehen, und begleitet sie durch Frauenbreitungen hindurch bis an die Lache in der Nähe des Sees.

616. Von der weißen Frau in Breitungen.

In dem sogenannten „steinernen Hause", über dessen Eingang das vereinigte Wappen des Hans Philipp v. Rußwurm († 1657) und seiner Gemahlin Margarete von Urff noch prangt, ließ sich eine weiße Frau sehen. Die Bewohner des Hauses waren jedoch so an die Erscheinung gewöhnt, daß sie sich nicht mehr vor ihr scheuten. Selbst die Mägde, denen sie zum Melken in den Kuhstall folgte, kümmerten sich nicht mehr um dieselbe, sie kam gewöhnlich die Kellertreppe herauf, und dahin sah man sie auch meistens wieder verschwinden. Seitdem jedoch einige Jesuiten in dem Keller gruben, ihre Pferde dann mit dem aufgefundenen Schatz beluden und sich bei Nacht und Nebel eilig davon machten, hat sich die weiße Frau nicht wieder in dem Hause blicken lassen.

617. Die Kroaten in Frauenbreitungen.

Als im dreißigjährigen Kriege die Kroaten unter ihrem Kriegsobristen, dem Grafen Isolani, nach Frauenbreitungen kamen und es allda an der nötigen Stallung fehlte, machte einer der Leute des Grafen diesen auf die dortige Kirche aufmerksam, in der, wenn man den Ketzern die Stände herausreißen ließe, noch eine gute Anzahl Pferde untergebracht werden könnte. — Der Graf fand den Vorschlag für gut und machte sich sofort auf die Beine, um dort in eigener Person den Befehl zur Ausräumung zu erteilen. Als er aber in die Kirche trat und hier an den Feldern der Emporstände die vielen wundersamen Bilder, Scenen aus dem alten und neuen Testamente vorstellend, gewahrte und eine gute Weile betrachtet hatte, da überkam den grausamen Mann ein solches Bangen, daß er nicht nur von dem frevelhaften Beginnen abstand, sondern auch den strengen Befehl gab, Kirche und Dorf zu schonen. Auf diese Weise wurde der Ort und die Kirche von dem Untergang durch die wilden Kroaten gerettet.

Und so knüpft sich noch bis heute an die unscheinbaren Malereien eine dankbare Erinnerung der dortigen Bewohner.

618. Glitt- oder Kroatenstein in Frauenbreitungen.*)

Auf dem Marktplatze in Frauenbreitungen zwischen dem Forsthause und der Schule, in der Nähe des Ziehbrunnnens, ragt ein mächtiger, ungefähr 3 Fuß im Durchmesser haltender Basaltblock, der „Glittstein", 1 bis $1^1/_2$ Fuß hoch aus der Erde hervor.

Diesen Stein, so berichtet die Sage, wollte vor unvordenklichen Zeiten ein Leineweber zur Sühne eines begangenen Verbrechens von der etwa 2 Stunden Wegs entfernten Bleßkuppe vor die Kirche in Frauenbreitungen in seiner Schürze tragen, und fast hatte er das Ziel erreicht, als der Stein dem erschöpften Weber aus der kurzen Schürze an oben genanntem Platze zu Boden glitt. Alle Bemühungen des Webers, ihn nach der kaum noch 200 Schritt entfernten Kirche zu bringen, waren vergebens; so liegt er denn als Wahrzeichen Frauenbreitungens noch bis auf den heutigen Tag an der nämlichen Stelle.

Nach einer andern Sage soll der Stein vom Himmel gefallen sein.

Bechstein, IV. S. 136.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 56.

619. Die drei Mönche zu Frauenbreitungen.

Ein Mönch in dem Kloster zu Frauenbreitungen war gestorben, und der Sitte nach waren zwei seiner Brüder zum Wachen und Beten an die Seite des Toten gestellt worden. Nun wollte es das Unglück, daß der Dienst gerade zwei der ärgsten Zecher traf, die es lieber mit dem Weinkrug als mit dem Brevier hielten. Als nun im Kloster alles zur Ruhe gegangen war, sagte der eine zum andern, er möge in den Keller gehen und einen Krug Wein heraufholen, das Beten wollte er unterdessen für ihn besorgen. Das ließ sich der andere nicht zweimal heißen und machte sich sofort auf die Beine. Inzwischen nahm der Zurückgebliebene das linnene Laken von dem Toten, hob diesen aus dem Sarge, setzte ihn statt seiner auf die Bank, schlüpfte hierauf in den Sarg und zog das Tuch über den Kopf. Kaum damit fertig, trat auch sein Kamerad mit einem vollen Kruge ein. Da sah er zu seinem Schrecken den Toten im Sarge zappeln. In seiner Angst flüchtete er sich zu dem auf die Bank. Der aber war kalt und steif. In diesem Augenblicke erhob sich der andere und stieg aus dem Sarge. Vor Entsetzen ließ der Mönch den Krug fallen und stürzte zu Boden. Der Kamerad wollte jetzt beispringen, brach jedoch in

*) Früher als Besitz Heinrich I. auch Königsbreitungen genannt.

demselben Augenblick ebenfalls zusammen. Der Tote auf der Bank aber schlug die Augen auf, erhob sich, öffnete die Thür und rief um Hilfe. Der den Wein geholt hatte, kam nach und nach wieder zu sich; den Schalk aber hatte das Strafgericht ereilt. Er war und blieb tot. Doch jener, der zuerst im Sarge lag, soll noch lange gelebt haben.

620. Von der Hexe und ihrem Balge in Frauenbreitungen.

In Frauenbreitungen lebte eine Hexe, zu der der Teufel des Nachts oft durch den Schornstein fuhr. Da aber nun der Teufel „kein Guter" ist, so merkte die Hexe bald, daß sie von ihm „angeschmiert" war. Bald darauf kam sie mit einem gar scheußlichen Balg „ein", der glich seinem Vater auf ein Haar, hatte Hörner, feurige Augen, einen Pferdehuf, war am ganzen Körper mit pechschwarzen Haaren bedeckt und kaum einen Fuß lang. Die Hexe, als sie den Unhold erblickte, besann sich nicht lange, packte ihn in eine Schachtel und eilte mit dieser nach den abgelegenen Gärten hinter dem sogenannten „steinernen Hause", allwo sie die Schachtel unter einem alten Baume eingrub. Nun aber hatte dieses ein Arbeiter vom „steinernen Hause" aus zufällig gesehen. In der Meinung, daß die Frau dort einen Schatz vergraben, eilte jener, sobald er Feierabend hatte, unter den Baum, grub die Schachtel wieder aus, öffnete sie gierig und stand wie vom Blitz gerührt, als er den scheußlichen Inhalt erblickte. Der aber war mit einem Satze aus seinem Behälter, tanzte einige Male um den bis zum Tode Erschrockenen und sprang dann mit gellendem Gelächter auf und davon und dem großen See zu, allwo er noch lange die Vorübergehenden foppte. Der Arbeiter aber hatte sich so entsetzt, daß er kurze Zeit darauf starb.

Bechstein IV. S. 137.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 57.

621. Vom roten Dost gegen Hexen und Teufel.

Im Werragrund und dessen Umgegend darf eine Wöchnerin innerhalb der ersten 9 Tage nicht in den Keller gehen, sonst bricht ihr der Teufel das Genick.

In Breitungen hat es aber dennoch eine Bäuerin probiert, hatte aber aus Vorsicht roten Dost zu sich gesteckt. Da trat der Teufel zu ihr und sprach: „Du bist eine schlaue Frau, hast roten Dost zu dir gesteckt; das war dein Glück, sonst hätte ich dir das Genick gebrochen."

622. Von den beiden Herrenbreitunger Mönchen und der Frauenbreitunger Nonne.

In der ersten Zeit des ehemaligen Klosters zu Königs- jetzt Frauenbreitungen lebten Augustinermönche und -Nonnen so einig unter einem Dache, daß sie bald getrennt und die Mönche nach dem gegenüberliegenden Kloster zu Herrenbreitungen gebracht werden mußten. Darauf aber sollen sie sich einen gewölbten Gang unter der die beiden Orte scheidenden Werra durchgearbeitet und so den Zweck der Trennung vereitelt haben.

Da ist es denn nun vorgekommen, daß zwei Mönche zu einer Nonne in Liebe entbrannten, die Nonne aber den einen zurückwies und mit dem andern die Flucht verabredete. Als jedoch der erstere von ihrem Vorhaben Kenntnis erhielt und gerade zu jener Zeit in einer kleinen Kapelle außerhalb des Ortes, wo man es noch am „Frühmeßchen" heißt, Messe zu lesen hatte, so stellte er sich, als die Flüchtigen dem Walde zueilten, in den Hinterhalt und erstach sie dort mit einem langen Messer. Weil nun die beiden so ohne Beichte und Absolution in ihrem sündhaften Wesen dahin fuhren, so müssen sie bis auf den heutigen Tag noch umgehen, ohne zu einander gelangen zu können, und zwar die Nonne im Abtswalde und der Mönch da, wo er seinen Geist ausgehaucht.

Aber auch der Mörder hat noch keine Ruhe im Grabe, denn, lassen sich die beiden blicken, so tritt er immer noch zürnend zwischen seine Opfer.

Bechstein IV. S. 134.
Bechstein, Thür. Sag. Nr. 54.

623. Der Popposaal im Schlosse zu Burg- oder Herrenbreitungen.

Das im Jahre 1640 von den Schweden zerstörte gräfl. hennebergische Schloß, welches von der Landgräfin Hedwig Sophie auf einer Terrasse des rechten Werra-Ufers an der Stelle des berühmten Mönchsklosters wieder erbaut wurde, schließt einen Saal in sich, der heute noch den Namen Popposaal führt und in welchem noch vor etlichen vierzig Jahren das Sterbebett des Grafen Poppo XII., Bruders des letzten Hennebergischen Grafen, zu sehen war. An diesem Bette standen die Worte: „Von Gottes Gnad' Poppo ꝛc." Wer es wagte, diese Schrift mit dem Finger zu berühren, bekam von unsichtbarer Hand Ohrfeigen. Wurde das Bett aber von seiner Stelle gerückt, so vernahm man ein so heftiges Krachen und Donnern, als würden Kanonen in dem Saale abgefeuert, und zwar so lange, bis das Bett wieder auf seinen alten Platz zurückgebracht wurde. Einst vermaß sich jemand, eine Nacht in

diesem Bette zuzubringen. Der kam aber schlecht an. In der Mitternachtsstunde erschien der Graf, faßte den Verwegenen und schleuderte ihn von dem Lager.

624. Vom Hexenbiß bei Herrenbreitungen.

In Herrenbreitungen auf dem Gottesacker steht noch ein altes eisernes Kachelkreuz, d. h. ein Kreuz, dessen Inschrift mit einem Lide zugeklappt werden kann. Die Zeit hat hier zwar die Schrift verwischt, doch in der Erinnerung des Volkes ist sie noch stehen geblieben. Dieses erzählt: „Hier ruht ein ehemaliger Besitzer des hiesigen Klostergutes, dem eines Sommers auf seinen Feldern gar arg und so gestohlen wurde, daß er trotz aufgestellter Wachen des Diebes nicht habhaft werden konnte. Endlich erblickte er ihn auf einem seiner besten Kleeäcker, als er zufällig dort vorüber auf die Jagd ging. Doch auch der Dieb, ein als Hexe im Dorfe berüchtigtes Weibsbild, hatte ihn erkannt und verschwand vor seinen Augen. Ärgerlich darüber stieß der Gutsherr die zurückgelassene Kötze um, aus der jetzt die Hexe in der Gestalt eines kleinen Hundes so bissig auf ihn eindrang, daß er im Zorn das Gewehr von der Schulter riß und es auf sie losbrannte. Der Schuß fehlte, die Hexe aber fuhr zu und biß den Gutsherrn so giftig in die Beine, daß er Mühe hatte, nach Hause zu kommen und am dritten Tage bereits seine Seele aushauchte."

625. Von der Dornhecke oberhalb Herrenbreitungen.

Über Herrenbreitungen nach dem Trusenthal hin, dicht an der Höhe, passiert man einen Kreuzweg; er wird „die Dornhecke" genannt.

In mitternächtlicher Stunde haben viele dort unheimliche Gestalten gesehen. Ein Schimmelreiter, dem, wie seinem Rosse, der Kopf fehlt, treibt da sein Wesen; ebenso taucht ein schwarzer Mann auf, geht still an den Leuten vorüber und verschwindet thalwärts.

* 626. Von den Baumeistern der früheren Kirche zu Arnshausen.*)

„Zwei Brüder waren es", — so erzählte ein Alter aus Arnshausen, „die unsere Kirche aufbauten. Die beiden aber hatten sich so lieb, daß der eine ohne den andern nicht zu leben gedachte. Deshalb ging auch der Kirchenbau in der größten Eintracht vor-

*) Seit dem Niederschreiben dieser Sage wurde die Kirche mit einem Teile des Dorfes ein Raub der Flammen.

wärts. Als derselbe beendigt war und die beiden fürchteten, auseinander gehen zu müssen, sagte der eine zu dem andern: „Lieber Bruder, laß uns einmal sehen, ob wir auch ferner bei einander bleiben oder hier scheiden müssen.“ Mit diesen Worten griff er in einen Kasten, nahm zwei starke, vom Bau übrig gebliebene Nägel, reichte den einen dem Bruder und warf den andern mit solcher Kraft und solchem Geschick an die gewölbte Decke der Kirche daß er dort sofort festsaß. Darauf sprach er zum Bruder: „So, nun thue du desgleichen. Bleibt dein Nagel auch dort haften, dann ist es ein Zeichen, daß wir uns nie trennen sollen. Fällt er jedoch zu Boden, dann will es das Schicksal, daß wir scheiden müssen. Nun flog auch der zweite Nagel nach oben. Erbleichend sahen sich die Brüder an, der Nagel rollte gleich darauf zu ihren Füßen. Als sie ihre Bündel schnürten, ging der eine nach Ost, der andere nach West, und sie sahen sich nie wieder. Das Loch aber, aus dem der Nagel später herausgerostet, ist bis heute noch über dem Taufstein am Himmel der Kirche zu sehen.

*627. Von dem Kirchenmaler und dem Teufel in Urnshausen.

Als der stattliche Neubau der Kirche zu Urnshausen zu jedermanns Freude fertig dastand, da beschloß die Gemeinde nun auch das Innere derselben mit allerlei köstlichen Malereien herrichten zu lassen. Sie gewann auch einen gar geschickten Meister, und der gelobte, das ganze alte und neue Testament, Himmel und Erde, Engel und Teufel, in fein zierlichen Schildereien darzustellen. Wie aber die Urnshäuser während der Arbeit immer noch mehr verlangten, und diese sich dadurch immer weiter hinauszog, so wurden sie bald ungeduldig und drängten den ohnehin fleißigen Meister mit harten Worten, daß er ganz trübsinnig wurde. Als er nun endlich mit seinem Werke fertig war, auch die bestellten Teufel in gar abschreckender Gestalt angebracht hatte, da kamen diese zur Nachtzeit an sein Bett, warfen ihm vor, daß er sie so häßlich abkonterfeit und an einem verkehrten Platze angebracht habe und peinigten und folterten den armen Maler dermaßen, daß er es nicht mehr auszuhalten vermochte, aus dem Bette sprang und von den höllischen Geistern gehetzt sich in einer tiefen Stelle der nahen Felda ertränkte. Nach einer andern Aussage stürzten die Teufel den Meister, als er mit seinem Deckengemälde just fertig geworden, vom hohen Gerüste, daß er das Genick brach. Und so bewährt sich auch hier das Sprichwort: „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen.“

628. Auf dem Schloßplatze zu Urnshausen.

Vor uralten Zeiten sollen drei Brüder drei prächtige Schlösser bewohnt haben, von denen das eine zu Urnshausen, das andere oben am Beyer und das dritte über dem weißen und schwarzen Born oberhalb Dermbach stand. Es ist nichts mehr von ihnen vorhanden, nur zu Urnshausen und bei Dermbach heißt man heute noch einen Hügel „den Schloßplatz", eine Stelle bei dem ersten „den Hundestall" und in dessen Nähe eine „den Schloßgarten," unter welchem man zu Zeiten unterirdische Wasser rauschen hören soll, sowie eine Quelle dort noch „der Schloßborn" genannt wird.

Einst ging eine Frau in der Mitternachtsstunde von Urnshausen nach dem obenbezeichneten Hügel, als sie auf dem „Schloßplatze" eine große Schüssel gewahrte, um welche in einem Kreise noch eine Menge kleinerer aufgestellt waren, die alle in der Sonne wie blinkendes Zinn oder Silber glitzerten. Sie wollte erst zugreifen und einpacken, allein es befiel sie in dem Augenblicke eine solche Angst, daß sie ins Dorf zurückeilte, um Leute herbeizuholen. Als sie mit diesen nach dem „Schloßplatze" zurückkam, war alles wieder verschwunden.

Auch soll oben über dem Wege nach Bernshausen im „Huhne" ein altes Schloß gestanden haben. Dieses soll nach Aussage anderer das ältere und zwar eins von den oben erwähnten dreien gewesen sein. Das Geschlecht habe „von Huhne" geheißen. Am Fuße des Hügels sprudelt ein starker Quell, der „Huhneborn."

*629. Vom Hasenbühl.

Zwischen der Urnshäuser Straße und dem Dorfe Weilar tritt an der südlichen Seite am sogenannten „Salzunger Berg" aus dem Walde ein Vorsprung in das freie Feld, der „Hasenbühl" genannt, ein unheimlicher Ort, wo sich nachts allerlei sehen läßt und an dem niemand gerne vorüber mag. Vor noch nicht so langer Zeit sah ein Urnshäuser dort die große alte Kutsche mit den zwei Rappen ohne Köpfe. Sie kam, wie gewöhnlich, von Weilar her und verschwand, wie es immer geschehen, im Nu auf dem „Hasenbühl" und zwar vor den Augen des zum Tode erschrockenen Mannes.

630. Von dem verwünschten Schloß und der Jungfer im Schön-See bei Urnshausen.

An der Stelle des Schönsees (das Volk spricht „Schörnsee") stand einst ein gar prachtvolles, großes Schloß, dessen Bewohner seit langer Zeit ein wildes, liederliches Leben führten und keinen

Wanderer ungeplündert vorüber ziehen ließen. So überfielen sie auch einst einen frommen Mönch, der aus dem gelobten Lande kommend an ihrer Burg vorbei mußte. Da sie bei ihm nichts von Wert vorfanden, so schleppten sie ihn mit sich und warfen ihn trotz seines Bittens und Flehens und trotz der Warnung, daß, wenn sie ihn nicht ziehen ließen, Gott sie für diesen Frevel strafen und das Schloß mit allem, was drinnen sei, binnen zwölf Stunden von der Erde vertilgen werde, in das tiefste Verließ. Der Ritter und seine Kumpane aber lachten ob dieser Rede und setzten ihr unterbrochenes Zechgelage nur noch ärger fort. Aber als jene Frist abgelaufen, hatte Gott das Gebet des Mönches erhört. Unter fürchterlichem Krachen versank das Schloß samt allem, was darinnen war.

Noch heute kann man am Jahrestage jenes Strafgerichts das versunkene Schloß durch den Spiegel des Sees in der Tiefe erblicken und das wilde Geschrei und Bechergeklirr der Zecher vernehmen. Nur dem schönen Burgfräulein, das keinen Teil an der bösen That ihres Vaters hatte, ist es an einem Tage gestattet, aus der schauerlichen Tiefe des Wasserkessels zu steigen. Dann irrt sie um den See herum und hofft auf die Begegnung eines frommen Christen, der den Bann zu brechen vermag. So traf sie einst dort einen jungen Bauernburschen aus Bernshausen. Dieser erwiderte freundlich den Gruß des Fräuleins und rief ihr, als sie recht herzhaft nieste, ein frisches „Gott helf' euch!" zu. Und als sie zum zweitenmal nieste, wiederholte er auch seinen Spruch. Beim drittenmal jedoch war er des „Gott helf euch"-Sagens müde und brummte leichtfertig hin: „Ei, so hol' Euch der Kuckuck mit Eurem Geniese." Kaum waren die Worte seinem Munde entwischt, als die Jungfrau einen gellenden Schrei ausstieß und sich händeringend und jammernd in den See stürzte. Zu spät nun merkte es der erschrockene Bauer, mit wem er's eben zu thun gehabt und bereute jetzt bitterlich, daß er nicht auch zum drittenmal das „Gott helf euch!" ausgesprochen; dann wäre die Jungfrau von dem Banne erlöst gewesen und er ein reicher, glücklicher Mann geworden. So oft auch der Bursche von nun an wieder nach dem See ging, das Fräulein hat er nie wieder erblickt; aber die Hirten sahen sie dann und wann noch auf der Eller am See.

631. Auf der „Weckemilch"*) am Schönsee.

Einst ging eine Frau aus Urnshausen mit ihrem Kinde nach dem Walde am „Schönsee". Während die Mutter dort Kräuter suchte, spielte das Kind mit den Blumen auf der „Weckemilch", einem Wiesengründchen unfern des „Schönsee". Da stand plötzlich eine gar liebliche Jungfrau vor ihm, die hatte ein schönes, weißes Kleid an, um den Leib aber eine rote Schnur geschlungen, an der ein schwerer Schlüssel hing. Die Jungfrau sah freundlich nach dem Kinde und winkte ihm, ihr zu folgen. Das aber fürchtete sich, begann arg zu weinen, eilte nach seiner Mutter und erzählte dieser was es gesehen. Da sprach die Mutter: „Das war die weiße Jungfer vom „Schönsee", die hätte dir kein Leids angethan."

Auch am „Schönsee" wiederholt sich in der bekannten Weise die Sage von den drei jungfräulichen Schwestern, nur setzen sie in Urnshausen noch dazu, daß die Kleider der Nixen, wenn diese dorthin zum Kirmestanze gekommen, auf der linken Seite immer naß gewesen sein.

632. Vom weißen Reh am Hornberg.

Auf dem „langen Rain," der sich zwischen Roßdorf und Urnshausen hinzieht, ist es nicht geheuer. Viele haben dort tanzende Butterwecke gesehen, andern wurden dort die Pferde scheu und wollten nicht vorwärts, bis sie dieselben auf den Rat des Schmieds von Urnshausen umspannten. Noch andere sahen dort ein weißes Reh.

Einst wollte einer von Bernshausen noch spät in der Nacht über den langen Rain nach Hause reiten, da sah er am Fuße des Hornberges das weiße Reh am Wege liegen. Er wollte rasch vorüber, allein das Reh sprang dem Pferd auf den Rücken, legt seine Vorderläufe dem Bauer auf die Schultern, den Kopf auf den Nacken und ließ sich so von ihm weiterführen. Dabei hauchte es ihm fortwährend auf Nacken und Hinterkopf. Als er endlich voller Angst seine Wohnung erreicht hatte, war das Reh weg. Die Haare aber, die das Tier angehaucht hatte, waren und blieben schneeweiß.

633. Vom „Erlicht" am Hornberg.

Am Horn, man heißt's dort „im Erlicht", sollen sich oft die bösen Geister gar schrecklich bekämpfen.

*) Schmetterling in specie Kohlweißling, wird auch Molkenstern und Milchdieb genannt.

Dann hört man von dort es weithin sausen und brausen. Gesehen hat aber noch niemand etwas.

634. Der alte Thomas bei der Klippe am Hornberg.

So ging auch einst der alte Thomas von Urnshausen am Hornberg, wo es die „Klippe" heißt, vorüber. Da sah er auf einem der schwarzen Steine ein helles Licht brennen; neben diesem aber saß ein schwarzer Vogel, der den Thomas gar finster anguckte.

Der aber war so bange nicht und griff nach der Kerze; doch der Vogel hackte mit dem Schnabel nach seiner Hand, sodaß der Alte sie wieder zurückzog. Da wurde es dem Thomas aber doch gruselig ums Herz, er ließ das Licht Licht sein und machte, daß er davon kam.

Von dieser Stelle aus sollen die Vorübergehenden oft eine lange Strecke von einem verdächtigen Fuchse begleitet werden.

635. Bei der Eisgrube am Hornberg.

Am Hornberge, an dem Wege von Urnshausen nach Wiesenthal, heißt eine Stelle unter der Klippe „die Eisgrube". Dort graste eines Tages ein hübsches Bauernmädchen von Urnshausen. Während ihrer Arbeit wurde dreimal hinter einander mit einem schwarzen, von goldenen Adern durchzogenen Steine nach ihr geworfen, und da sie dachte, es sei ihr Schatz, der Kreiser, der sie necken wollte, so erhob sie sich und rief: „Na, du alter Narr! laß mich mit dem Werfen in Ruh'!" und schaute sich dabei nach allen Seiten hin um. Aber ihr Liebster war nirgends zu sehen. Da fiel ihr auf einmal bei, daß es hier nicht geheuer sei, denn manchem schon war an dieser Stelle ein alter, verschimmelter Jäger erschienen. Und da es ihr zu gruseln begann, so hockte sie rasch ihre Kötze auf und eilte, ohne sich um die schwarzen Steine zu kümmern, nach Urnshausen.

Hätte sie die Steine mitgenommen, so wär' sie auf zeitlebens glücklich gewesen; denn der Hornberg wie der Beyer sind reich an unterirdischen Schätzen, die aber alle von Geistern bewacht werden.

636. Das Heer in Bernshausen.

Im Felda- und Rosagrund läßt sich bisweilen eine Schar feiner luftiger Wesen, so eine Art von Nixen, Elfen oder dergl. sehen, vom Volke „das Heer" genannt. Es ist gutartiger Natur und thut niemand was zuleide. Necken darf man es freilich

auf seinen Zügen nicht, die es bei Nacht regelmäßig und zwar nur durch diejenigen Häuser hält, in denen drei aufeinander stoßende Thüren aus Liederlichkeit oder Versehen offen gelassen sind. Der Durchzug des „Heeres“ wird dann für das Haus als glückbringend betrachtet.

So war in Bernshausen eine fromme und fleißige Bäuerin, in deren Hause grade auch drei Thüren zufällig aufeinander stießen, die hatte eines Abends spät noch alle drei sperrangelweit offen stehen lassen, und da sie noch zum Brotbacken für den folgenden Tag einsäuern wollte, so ging sie in die Küche, um das Wasser vom Feuer zu holen. Die gute Frau dachte an nichts weniger als an das „Heer“; sie erschrak daher gar arg, als sie mit dem Säuerwasser wieder in den Hausern trat und dort schon die ersten des Zuges durch die Vorderthür einschlüpfen sah. Die Frau hatte nichts Eiligeres zu thun, als beiseite zu springen, sich an die Wand zu drücken und das „Heer“ ruhig vorüberziehen zu lassen. So huschten sie, ohne dieselbe zu beachten, still durch das Haus. Nur eins der luftigen Wesen hatte, wie die Bäuerin deutlich gesehen, seine zarten Finger in das warme Wasser getaucht. Allein da die Frau nichts Übeles in dem Gefäß bemerkte, so säuerte sie getrost mit dem Wasser, und sie hatte noch nie so köstliches und wohlschmeckendes Brot aus dem Ofen gebracht. Sie trug die Laibe zum Aufbewahren in den Keller, von wo sie dann einen um den andern zum Gebrauch wieder heraufholte. Eines Tages fiel es ihr auf, daß das Brot so ungewöhnlich lange ausreiche, sie zählte nach und fand nun, daß sie weit mehr aus dem Keller geholt, als sie beim letzten Gebäcke hinunter getragen, und doch standen immer noch etliche Laibe auf dem Gerüste. Da fiel es ihr ein, daß dieser Segen wohl von dem Säuerwasser, in welches die eine von dem „Heere“ ihre Finger getaucht, herrühren müsse, dankte im stillen dem gütigen Wesen und verschwieg auf lange Zeit ihr Glück. Endlich aber konnte sie es nicht über sich gewinnen und verplapperte alles an ihre Nachbarin. Als nun die Bäuerin am folgenden Tag wieder in den Keller hinabstieg, um Brot zu holen, da fand sie das Gerüste leer, und das hatte sie ihrer Schwatzhaftigkeit zu verdanken.

637. Der Schatz des alten Witzel aus Bernshausen.

An der Bernshäuser Kutte stehen dicht am Wege nach Rosa einige Eichen. An einer starken Wurzel des ersten und mächtigsten dieser Bäume hängt ein Kessel in der Erde mit unermeßlich viel Geld, das der alte Witzel aus Bernshausen nach und nach hinein-

getragen. Viele haben schon versucht, den Schatz zu heben; keiner jedoch wußte bis heute den rechten Spruch zu finden. Mancher aber, der dort am hellen Tage von dem Alten und seinem vergrabenen Schatze sprach, hat schon von ungesehener Hand ein paar derbe Ohrfeigen einstecken und nach Hause tragen müssen.

638. Von der Bernshäuser Kutte „Gründschloch“*) genannt.

Die Bernshäuser Kutte soll etliche 80 Klafter tief sein und einen Flächengehalt von 10—12 Morgen haben. Sie liegt ungefähr einen Büchsenschuß weit von Bernshausen am Wege nach Roßdorf, ziemlich gleich entfernt von der im Osten hoch aufgegipfelten Stoffelskuppe und dem Hornberge im Westen. Es ist ein schauerlich schönes, dunkelgrün gefärbtes Wasser. Fast steil, amphitheatralisch steigen die in der Tiefe mit einem dunkelgrünen Kranze von Erlen und, höher hinauf, mit wilden Kirschen, Birken und Eichen geschmückten Wände empor. Das Wasser in diesem Becken ist so kalt, daß sich, der Angabe nach, nur Hechte darin aufhalten können. Alle sieben Jahre jedoch zeigt sich dort (so spricht die Sage) ein gewaltiger Riesenfisch.

Die Kutte soll vordem die schönste Wiese gewesen sein. Eine alte Bauersfrau von Bernshausen wollte einst das Grundstück an ihre drei Söhne abtreten; diese konnten oder wollten darüber nicht eins werden, indem die beiden ältesten den jüngsten zu übervorteilen suchten, fingen arge Händel untereinander an, und so verwünschte und verfluchte die Mutter das Grundstück.

Darauf versanken die Wiesen über Nacht in den Abgrund der Hölle, und es entstand die Bernshäuser Kutte.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 55.

639. Die Kobolde in der Bernshäuser Kutte.

In der Bernshäuser Kutte sollen sich kleine, neckische Kobolde aufhalten. Eines Tages ging ein Bauer von Bernshausen nach Roßdorf. Da sah er am Raine der Ostseite der Kutte einige kleine schwarze Männchen spielen. Verwundert trat er näher auf sie zu und wollte sich die Kleinen genauer betrachten. Da aber sprangen diese Hals über Kopf in den tiefen Wasserkessel und verschwanden mit einem schrecklichen Gepolter.

Ein andermal ging ein alter Kreiser mit seinem Jungen an dem „Gründschloche“ vorüber, da sprach der Kleine: „Vater, guck, dort! Sind denn die Schlotfeger schon wieder da?“ Der Kreiser

*) Grundloses Loch.

aber, der die am Rande der Kutte spielenden kleinen schwarzen Männchen schon längst kannte, faßte die Hand seines Kindes und zog so rasch als möglich mit ihm vorüber.

640. Von dem schwarzen Schafe in der Bernshäuser Kutte.

In der Bernshäuser Kutte ertränkte sich vor langen Jahren ein Schäfer. Seit jener Zeit tauchte jede Nacht um 12 Uhr ein schwarzes Schaf aus dem dunklen Kessel auf und wartet, zitternd am ganzen Leibe, so lange am Ufer, bis der Teufel von der Stoffelskuppe herabkommt, der es dann so lange dort hinauf und wieder herunterhetzt, bis es erschöpft am Rande der Kutte niederstürzt. Dann faßt es der Teufel am Fell und schleudert es hohnlachend zurück in den Kessel.

In der Charfreitagsnacht muß man vor allem den Platz dort meiden, denn dann stößt das Schaf jeden, der ihm in den Weg kommt, in die Kutte.

641. Von der Quelle der Rosa.

Zu Roßdorf entspringt auf einem kleinen Hügel eines Gartens in ungewöhnlicher Stärke der Seidenquell, der sich sofort in das Räderwerk der Seidenmühle stürzt und dann, vereinigt mit dem Kohlbach und dem Ausflusse der Roßdorfer Kutte, das Flüßchen Rosa bildet. Ist das Wasser der Seidenquelle in dem ungefähr 2 Quadratruten haltenden Bassin nach langem Regen trübe, so wird das Wetter wieder heiter.

642. Von den Wichteln in Roßdorf.

In dem jetzt abgerissenen Teile des Geysoschen Schlosses zu Roßdorf führte aus einem der Keller eine Treppe in die mit Steinen geplättete Gesindestube. Auf dieser kamen die Wichtelmännchen mit ihren Weibchen herauf, um dem Gesinde, dem sie wohlwollten, bei der Arbeit zu helfen, und oft schon, ehe dieses sich von seinem Lager erhob, war das Haus bereits blank aufgeputzt, das Vieh gefüttert, die Küche besorgt und alles für den Tag in Ordnung gebracht. Das Gesinde ließ ihnen dafür gern den Rest seines Abendbrotes, und stellte es den Kleinen noch einen Napf mit Milch dabei, so zeigten sich diese dafür jedesmal noch besonders dankbar. Mitunter kamen sie auch des Nachts die Treppe herauf und führten die zierlichsten Tänze auf. Die Männchen trugen kleine Dreimaster, rote Röckchen, kurze weite Hosen, lange

Strümpfe, und Schuhe mit gewaltig hohen Absätzen; die Weibchen dagegen eine kleine zweiteilige Schnepphaube und weiße Röckchen. — Ein altes Fräulein von Geyso soll diese Kleinen den Segen des Hauses Geyso genannt und dabei bemerkt haben, so lange sie sich im Schlosse zeigten, würde die Familie glücklich sein. Seitdem jedoch dieser Teil des Schlosses eingelegt wurde, weiß niemand, wo das kleine Völkchen hingekommen ist.

643. Von dem Jungen aus der Seidenmühle.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, als die Kaiserlichen, und besonders die Kroaten, in die Vorberge der Rhön sengend und brennend eindrangen und auch Roßdorf teilweise zerstörten und alles niedermetzelten, soll sich ein einziges Menschenkind von da, ein Junge aus der Seidenmühle, mit einem Topfe gekochter Erbsen in den Nesselgraben auf dem Nebel, einer südlich von Roßdorf gelegenen und stark bewaldeten Höhe gerettet haben. Hier lebte er verborgen von den Erbsen und Waldbeeren so lange, bis das scheußliche Kriegsvolk wieder abgezogen war. Er wurde später der Stammvater der jetzigen Roßdorfer Einwohner.

Vom Nebel geht noch die Sage, daß es jedesmal vor einem Gewitter in seinem Innern arg brausen und toben soll.

644. Vom Quirinsküppel bei Roßdorf.

Unter dem Hügel im Schloßgarten zu Roßdorf, auf welchem eine dem heiligen Quirinus geweihte Kapelle gestanden haben soll, ist noch ein Keller, aus dem dann und wann eine weißverschleierte Jungfrau hervortritt, die einen breiten, schwarzen Gürtel um ihre Hüften trägt.

Sie geht langsam eine Strecke im Garten vor bis in die Nähe des Teiches, wo sonst zwei Silberpappeln standen, wartet hier bis die Turmglocke eins schlägt, seufzet und kehrt dann betrübt in den Keller zurück.

Einstmals schlich sich der sogenannte Stottermüller aus der Eckenmühle, die im Garten steht und mit der Loreys-Mühle das Wasser teilen muß, in nächtlicher Stunde an den Bach, um sich unrechtmäßiger Weise das volle Wasser zuzueignen. Als er dorthin kam, stand die weiße Jungfrau vor ihm und zeigte ein solch ernstes, strenges Gesicht, daß er sich vor Entsetzen in dem Garten nicht wieder zurechtzufinden wußte, in der Angst über die hohe Mauer stieg und bleich und am ganzen Leibe zitternd in der Wohnung des Verwalters ankam.

645. Vom Hexenmeister zu Roßdorf.

„Meine Mutter,“ begann einer aus Roßdorf, „hat uns Kindern gar vielmal erzählt, daß in unserm Orte ehemals einer lebte, der mehr konnte als Brot essen, denn er machte, wenn er es wollte, sich und andere unsichtbar und die Diebe, die ihn bestehlen wollten, fest. Das ist freilich schon lange her, denn meine Mutter war in der vergangenen Schneidernte 82 Jahre alt und zu jener Zeit war sie noch ein blutjunges Mädchen. Sie und noch fünf bis sechs ihrer Kameraden nahm der Hexenmeister einmal mit ins Holz in den Wiesenthaler Forst. Dort stellte er eins der Mädchen nach dem Förster auf die Lauer. Dann ging's an die Arbeit. Es war eine wahre Lust, wie die dicksten Äste krachten und stürzten. Sie hatten bald dicksatt Reisig und wollten eben ihre Hockeln zusammenbinden. Da kam die Kleine vom Posten her und rief: „„Der Förster! der Förster!““ Der Hexenmeister aber lachte dazu, hieß sie um ihn herumtreten und verbot ihnen, auch nur einen Mucks zu thun, der Förster möchte machen, was er wollte.

Darauf reckte der Hexenmeister die Arme über sie aus und brummte allerlei unverständliche Worte. So standen sie mäuschenstill, als der Förster kam. Aber da hätte einmal ein Mensch hören sollen, wie die Flüche und Donnerwetter regneten, als er die Verwüstung gewahr wurde. Ich glaube, er hätte sie alle massakriert, wenn der Alte sich und die Mädchen nicht unsichtbar gemacht hätte. So aber mußte er, obgleich sie ihm dicht vor der Nase standen, mit dem Ranzen voll Ärger wieder abziehen, und sie trugen die schönsten Hockel dann heim.

Einmal hat der Alte aber auch die Mädchen getückt. Sie waren ihm in die Kirschen geraten, doch kaum saßen sie auf den Bäumen, so merkten sie auch schon, daß sie fest waren, und so mußten sie die ganze Nacht hindurch unter Heulen und Jammern auf einem Fleck sitzen, bis der Alte am andern Morgen kam und die Kirschendiebe entdeckte.

Zuerst that er gar nicht, as ob er sie sähe, und wie er sie noch eine Weile hatte zappeln lassen, löste er den Bann und schickte sie darauf mit einem gehörigen Schelter und den Worten: „„Wäret ihr's nicht, so hätte ich euch bis zum jüngsten Tag da droben sitzen lassen““, nach Hause. Ein Glück für die Mädchen aber war es, daß er grade noch dieselben Kleider trug, die er damals auf dem Leib hatte, als er den Bann aussprach, sonst hätten sie noch lange warten müssen, bis er die wieder angezogen hatte, denn in andern Kleidern kann so einer den Bann nicht lösen.“

646. Vom „Totenkeller“ zu Roßdorf.

Einer der Keller unter dem jetzt von Geyso’schen Schlosse zu Roßdorf wird heute noch der „Totenkeller“ genannt.

In dem erwähnten Schlosse lebten zur Zeit, als die Familie von Eschwege in Roßdorf noch begütert war, zwei Schwestern dieses Geschlechts, die sich so innig liebten, daß sie einander gelobten, im Leben und Tode sich nicht verlassen zu wollen. Als nun eine von den beiden starb, ließ die andere den Sarg ihrer Schwester in einem der Keller, dem daher benannten „Totenkeller“, an zwei starken eisernen Haken aufhängen, besuchte hier täglich die geliebte Tote und erzählte ihr von ihrer fortdauernden Liebe, bis auch sie endlich abgerufen und mit der Schwester in der Kirche zu Roßdorf beigesetzt wurde.

647. Vom Federhänschen, von dem Schmiede und der Hexe zu Roßdorf.

Es lebte zu Roßdorf, wo es heutigen Tages noch häufig „wannern“ und eine Menge von Hexen geben soll, ein Weibsbild, welches auf einmal steinreich wurde. Man munkelte allerlei. Endlich kam’s heraus, daß sie sich dem Bösen als Liebste in die Arme geworfen hatte. Und der und jener hatte auch schon gesehen, wie „Federhänschen,“ denn so heißen sie sich drüben, des Nachts zu der Hexe durch den Schornstein gefahren. Aber der Teufel müßte ja der Teufel nicht sein, wenn er die Hexe so ungerupft davon kommen ließe. Um sich einen Spaß zu machen, soll er sie gar oft peinigen. Und so ging es auch unsrer alten Hexe. Diese bestellte er eines Tages zu sich hinaus ins Feld. Dort verwandelte er sie, ehe sie sich’s versah, in einen Schimmel mit Sattel und Zeug, setzte sich auf und ritt als vornehmer Kavalier nach Roßdorf vor die Schmiede, wo er den Schimmel anband und den Meister, der ihm grüßend entgegentrat, ersuchte, dem „Klepper“ vier neue Eisen aufzulegen. Als dies der Schimmel hörte, ließ er die Ohren hängen, klemmte den Schwanz ein, schwitzte und zitterte am ganzen Leibe, kurz es schien eine gewaltige Angst über das arme Tier gekommen zu sein. Dem Schmied, dem so etwas noch nicht vorgekommen war und der große Augen machte und zauderte, befahl der Kavalier, rasch ans Werk zu gehen. Doch als der Meister dem Schimmel das erste Eisen auflegen wollte, stutzte und zauderte er aufs neue, denn solch einen sonderbaren Huf hatte er gleichfalls noch nicht gesehen. Er schüttelte bedenklich den Kopf und nahm den vornehmen Gesellen fest ins Auge. Der aber lachte wie der leibhafte Teufel und befahl dem

Schmied, nur fortzufahren. Dieser aber hatte nun genug und that, was ihm befohlen.

Als er aber mit der Arbeit fertig war, und Federhänschen ihm einen vollen Geldbeutel in die Hand drücken wollte, wies er denselben ernst mit den Worten zurück: „Will kein Handgeld von Euch, hab' das Werk umsonst gethan.“ Federhänschen steckte sein Geld lachend wieder ein, band den Schimmel los, setzte sich auf und sprengte durch das Dorf, daß die Funken flogen. So ging es Gasse auf, Gasse ab, bis die Nacht hereingebrochen, das letzte Eisen wieder davon geflogen war und der Schimmel zusammenbrach.

Federhänschen hatte sich lachend aus dem Staube gemacht. Die Alte aber fand man den andern Morgen todkrank und wie zerschlagen in ihrem Bette, die blutigen, vernagelten Hände und Füße wollte sie sich des Nachts in dem Hofe geholt haben. Die Leute aber wußten's besser, was da für Dornen drin gesteckt hatten.

648. Vom „Trolldeink“*) bei Roßdorf.

Unter der Stoffelskuppe, ebenso an dem Rosabache in und bei Roßdorf, treibt sich ein Spuk herum, „das Trolldeink“ genannt. Es ist von der Größe eines Kalbes, hat zottiges Haar und große feurige Augen. Es erschreckt die Leute und springt ihnen in der Adventszeit auf den Rücken, läßt sich eine Strecke weit tragen und nimmt dabei an Gewicht immer mehr zu.

649. Vom Wechselgeld, welches eine Roßdorferin erhalten.

Ein Mädchen von Roßdorf war auf Schwallungen gegangen und hatte dort bei ihrem Vetter Geld für ihre Mutter geholt. Der Alte hatte es ihr richtig hingezählt. Als sie es darauf ihrer Mutter wieder vorzählte, glaubte sie sich geirrt zu haben, da sie einen Groschen zu viel hatte. Und als sie noch einmal durchzählte, hatte sie schon wieder einen mehr. Jetzt nahm die Alte das Geld und sah es selbst durch und siehe, die Summe hatte sich wieder um einen Groschen vermehrt. Da guckten sich beide bedenklich an, strichen das Geld in den Beutel und ließen es von einem Nachbar zählen, und der brachte vier Groschen drüber heraus. Mutter und Tochter wußten nun, wie sie dran waren; sie wollten kein Handgeld von Federhänschen und brachten es so schnell als möglich nach Schwallungen zurück. Der Vetter aber lachte und war froh, daß er das Teufelshandgeld wieder in seine Hände bekommen.

*) Trollding.

Einer alten Botenfrau von Salzungen ging es grade so. Die aber zählte länger und hatte nach und nach fünf Gulden über. Da ihr aber doch zuletzt angst wurde, schaffte sie das ganze Geld aus dem Hause und bezahlte vorgegessenes Brot bei einem Bäcker damit. Den Wechselgroschen hatte sie von einem alten Geizhals in Schweina mit untergezahlt erhalten.

650. Von dem Spuk im Schlosse und dem Wirtshause zu Rosa.

Auf dem Rittergute zu Rosa erschien in gewissen Nächten ein langer, hagerer, grauer Mann, trat in das sogenannte Schloß ein und stellte sich dann eine volle Stunde lang an dem Stock in der Wohnstube auf. Als sich endlich einer der Hausbewohner ein Herz faßte und ihn nach seinem Begehr fragte, teilte der Graue diesem mit, daß er vor vielen, vielen Jahren unrechtes Gut an sich gebracht und deshalb so lange keine Ruhe im Grabe habe, bis der Eigentümer des Gutes das Unrecht, welches von hier ausgegangen, durch eine Getreideabgabe an die Armen sühnen werde.

Und da dieser, um den unheimlichen Gast los zu werden, auf die Sache gern einging, hat seit jener Zeit niemand den Grauen wieder gesehen.

Ebenso wird von dem Wirtshause zu Rosa erzählt, daß sich dort früher eine ähnliche Erscheinung gezeigt, welche nachdem sie den Hof und die Ställe durchwandert, sich dann und wann zum Schrecken der noch anwesenden Zecher stille hinter dem Ofen niedergelassen habe.

651. Der feurige Mann und die Mädchen von Rosa.

Eines Abends gingen Mädchen von Rosa aus der Spinnstube nach Hause. Da sahen sie, jenseits des Flüßchens Rosa, von Georgenzella herauf einen feurigen Mann auf das Dorf zuschreiten. Die Mädchen waren lustig und guter Dinge und lachten über den feurigen Popanz. Der aber kam immer näher. Da neckten sie ihn und riefen: „Allè Kütche!“ Allè Kütche!“*) Da kam der Feurige immer schneller herbei, die Mädchen aber sprangen ins nächste Haus und verriegelten hinter sich die Thüre. Dorthin konnte er ihnen nicht folgen; aber er sah durchs Fenster und sprach mit dumpfer Stimme:

„Wär't ihr net unter Dach und Fach
So müßten jetzt eure Hälse krach!“

*) „Allè Kütche“ ist in jener Gegend ein Lockruf für das Hühnervolk.

652. Der alte Pfarrer von Rosa.

Ein alter Pfarrer von Rosa ging eines Abends spät von seiner Filiale Helmers nach Hause, als sich unbemerkt ein unheimlicher Wanderer zu ihm gesellte und ihn mit allerlei spitzfindigen theologischen Fragen belästigte. Der Pfarrer hatte ihm diese lange geduldig beantwortet, da aber der Geselle immer dreister wurde und ihn sogar fragte, wie er als Geistlicher es vor seinem Gewissen verantworten könne, einst eine Rübe von einem fremden Acker gestohlen zu haben, sagte der Pfarrer zornig, daß er dieses wegen allzugroßen Durstes gethan, jedoch dafür an die Stelle der Rübe sogleich einen Kreuzer in das Loch gelegt habe.

Als er hierauf den frechen Burschen genauer ins Auge faßte und nun erst erkannte, in wessen Gesellschaft er bisher gegangen, so rief er mit lauter Stimme: „Hebe dich weg von mir, Satanas!“ Und alsbald verschwand der Teufel mit einem furchtbaren Knall, ließ aber einen solchen argen Schwefeldampf zurück, daß der Pfarrer fast erstickte.

653. Der böse Jäger von Rosa.

Vor langen Jahren lebte in Rosa ein Jäger, der war ein gar wüster und bösartiger Mensch, aber ein Schütze, wie weit und breit keiner mehr zu finden. Er sagte „Heut abend oder morgen, kurz, wenn man es nur verlangt, will ich auf dem oder jenem Flecke einen Hirsch schießen“, ohne daß er wußte, ob dort wirklich ein Stück Wild stand.

Auch schoß er oft weit ins Blaue hinein, wie er sagte, nach einem Hirsche, und jedesmal lag, wie er voraus angegeben, das Stück Wild dort am Platze. Kurz der Mensch war ein unheimlicher Geselle und hatte, wie es hieß, mit dem Teufel einen Pakt geschlossen.

Es kam auch bald heraus, daß er mit Freikugeln schoß, die er sich auf folgende Art verschafft hatte. Als er nämlich zum letztenmal zum heiligen Abendmahl ging, hat der Geselle die geweihte Hostie wieder aus dem Mund genommen, diese dann an einen Baum geklebt und mit der Büchse darauf geschossen; und als hierauf drei Blutstropfen aus der Hostie auf ein unter den Baum gebreitetes, weißes Tüchlein fielen, raffte er dieses vorsichtig auf und verbrannte es in einem irdenen Topf; die Asche aber rührte er unter das geschmolzene Blei zum Kugelgießen.

Von dieser Stunde an war seine Seele dem Bösen verfallen. Und als sie nun den Jäger nach seinem Tode begruben und mit dem Gesichte nach Sonnenaufgang einsenken wollten, hat sich alle-

mal, ohne daß man wußte, wie es zuging, der Sarg nach der entgegengesetzten Richtung gedreht. Man hob ihn ein=, zwei=, drei= und mehrmals wieder aus dem Grabe, vergebens, der Sarg drehte sich jedesmal so, daß die Füße nach Westen kamen. Da wurde er dann auch so eingesenkt und das Grab zugeworfen.

654. Das „Aap“ (Alp) in Rosa.

In Rosa lebte vor Zeiten ein junger hübscher Bursche, zu dem kam fast jede Nacht das „Aap“ und drückte ihn so arg, daß er es fast nicht mehr aushalten konnte. Da wurde ihm geraten, wenn er wieder gedrückt würde, einmal fest zuzugreifen und das, was er erwischte, gut zu bewahren. So griff er denn in der nächsten Nacht auch fest zu, bekam eine Feder in die Hand, die auf ihm gelegen und verschloß diese in seine Lade. Am andern Morgen wurde ihm angemeldet, daß seine Braut in der Nacht gestorben sei.

Der Bursche, der nichts ahnte, that gar arg um sie und ging zu der Zeit, als seine Liebste beerdigt werden sollte, auf den Boden an seine Lade, um sein schwarzes Zeug heraus zu thun, und da er über dem Leid gar nicht mehr an die Feder gedacht hatte, so erhob sich diese vor seinen Augen und schwebte aus der Lade zum Bodenloch hinaus.

Als er bald darauf angekleidet in seiner Hausthüre stand, um nach dem Leichenhause zu gehen, da kam auf einmal ein Bote angerannt und meldete, daß die Braut vor einer halben Stunde wieder ins Leben zurückgekehrt sei. Und nun wußte er erst, daß er eine „Dröckersche“ zur Liebsten hatte.

Aus der Heirat aber wurde es nun nichts.

655. Das Diebsmelken der Hexen.

„Lange vorher, ehe der Franzos unter dem alten Bonopartel ins Land kam“, — so erzählen sie zu Rosa — „durchstreifte und plünderte auch einmal fremdes Kriegsvolk unsern Grund, schlachtete vieles Vieh und nahm den Rest vollends mit fort. So war Schmalhans Küchenmeister im Ort, als ein Trupp Nachzügler hier einbrach, und da sie nichts als einige Laibe Brot noch vorfanden, so nahm einer der Gesellen, die sich in das Schloß eingelegt hatten, dort eine Art Axt, hieb sie in den in der Stube stehenden Pfeiler, wickelte ein Handtuch um den Helm, drehte dieses fest zusammen, dachte an eine bestimmte Kuh oder Ziege und melkte so vor aller Augen einen ganzen Eimer voll Milch. Darauf brockte das lose

Gesinde das geraubte Brot hinein und ließ es sich herrlich schmecken. Seitdem mußte Federhänschen oder der Böse diese Art zu melken auch seiner hiesigen Sippschaft lehren."

656. Die Frau am Röhrberge bei Rosa.

So ging einst eine Frau über den Röhrberg. Da vernahm sie ein gar schreckliches Sausen und Brausen in den Lüften, das immer näher kam. Als es dicht über ihr war, da fiel es ihr plötzlich centnerschwer in die Kötze, so daß sie zu Boden stürzte und nicht wieder aufkommen konnte. Nachdem sie sich eine Zeitlang abgearbeitet hatte, flehte sie zu Gott im Himmel, daß er sie erlöse aus den Klauen des Teufels. Sie bekam auf der Stelle Kraft, sich loszureißen und aufzurichten, stürzte die Kötze um, und der böse Feind fuhr brausend und sausend von dannen.

657. Der ungeheure Acker auf dem Röhrberge.

Auf dem Wege von Rosa über den Röhrberg nach Zillbach liegt dicht am Wege ein Acker, auf dem es nicht geheuer sein soll. Der alte Gemeindeschäfer, der nie mehr dazu vermocht werden konnte, des Nachts seinen Pferch dort aufzuschlagen, ja, der selbst bei Tage nicht gern dort hütete, erzählte, daß ihn einigemal dort oben die Hunde durch ihr Geheul und Gewinsel in seiner Hütte aus dem Schlafe geweckt hätten, und daß er gesehen, wie ein abscheuliches Nachtgespenst die Hürde zerrissen und die Schafe aus dem Pferche gejagt und weit umher auf die Felder zerstreut hätte.

658. Das Wolfshaupt über der Klosterpforte zu Georgenzella.

Östlich von Rosa, da, wo der liebliche Grund durch die Berge am meisten beengt ist, liegt das Dörfchen Georgenzella. Hier stand vor alten Zeiten ein Kloster; ob es Cisterciensermönche waren, die dort lebten, ob es schon im Jahre 996 oder später durch einen Berthold von Wildprechtroda ums Jahr 1310 gestiftet und im Bauernkriege wieder zerstört worden, das kümmert die Leute hier nicht. Aber das erzählen sie hier noch, daß das Kloster früher Wolfszell geheißen habe, und das sei so gekommen:

Zu der Zeit, als das Kloster erbaut wurde, folgten mehrere ungewöhnlich harte Winter aufeinander, und die Not im Lande, da es fast nichts zu beißen und zu brechen gab, war so groß, daß die wilden und reißenden Tiere aus dem Walde sich in Dörfer und Gehöfte wagten. So kam auch ein Wolf täglich zu den

Maurern und Zimmerleuten, die mit dem Aufbau des Klosters beschäftigt waren. Der that zuletzt so zahm, daß er das Handwerkszeug und alles Baumaterial für die Arbeiter treulichst bewachte. Aus Dankbarkeit und zum ewigen Gedächtnis an das getreue Tier meißelten dann die Steinmetzen eine Wolfshaut über der Klosterpforte ein, und davon erhielt das Kloster den Namen Wolfszell.

Bechstein, S. d. Rhön. S. 46.

659. Die alte Koblenzer von Georgenzella an der Kirschau.

Die alte Koblenzer von Georgenzell hatte seit mehreren Tagen mit ihrem Kinde keinen Bissen Brot über die Lippen gebracht, und da man sie nirgends gern sah, so war sie überall, in Rosa und Eckardts, kurz, wo sie sich nur ein Stückchen Brot erbetteln wollte, mit harten Worten von den Leuten abgewiesen worden. Ihre einzige Hoffnung blieb noch Bernshausen. Als sie nun auf dem Wege dorthin unter der Stoffelskuppe weg über die Kirschau geht, kommt ihr der Gedanke bei, ihren Jungen, den sie in der Kötze trug, in die Bernshäuser Kutte zu werfen, um so wenigstens doch ein hungriges Maul los zu werden. Kaum hat sie den schrecklichen Gedanken gefaßt, als auch schon ein gar fein in Schwarz gekleideter Herr mit dunkler Gesichtsfarbe, schönen roten Backen und kohlschwarzen feurigen Augen vor ihr steht und sie fragt, was sie soeben gedacht habe. Die Koblenzer erschrickt und gesteht ihm denn verlegen, daß sie in großer Not sei und ihren Jungen, da sie sich und ihn nicht mehr zu ernähren vermöge, in die Bernshäuser Kutte habe werfen wollen. Da lächelte der Fremde und lobte sie um ihr Vorhaben. Sie aber erklärte ihm, daß sie es nicht thun werde, weil es sie wieder gereut habe und der liebe Gott ihr gewiß noch helfen werde. Der Fremde lacht darüber und sagt, der würde es wohl bleiben lassen, sie solle ihm lieber das Kind geben, er wolle es gut halten und sie solle fortan vollauf Geld und keine Not mehr zu leiden haben. Auch würde sie ihren Jungen nach neun Jahren wieder zurückerhalten, und da der Fremde sieht, daß die Koblenzer in ihrem Entschluß noch hin und her wankt, zieht er ein Buch aus der Brusttasche und fordert sie auf, ihren und des Jungen Namen hinein zu zeichnen, und als die Frau ihm nun gesteht, daß sie nicht schreiben könne und dafür drei Kreuze in das Buch kritzeln wolle, zieht er das Buch wieder zurück. Die Koblenzer aber gewahrt in dem Augenblick den versteckten Pferdefuß des Fremden und ruft zum Tode erschreckt: „Allmächtiger Gott, hilf mir!" Da schlug der Fremde das Buch

grimmig zu, wendete sich ab und hinkte schnell der Stoffelskuppe zu, wo er plötzlich verschwand. Die Koblenzer aber eilte nach Bernshausen und kehrte von dort reich beschenkt nach Georgenzell zurück.

660. Der Holzhauer an der Kirschau.

Ein Holzhauer hörte einst an der Kirschau ein gar arges Brausen und Lärmen, und als er sich umschaute, da rasselte eine prächtige, aber altmodische Kutsche, mit vier Pferden bespannt, die Stoffelskuppe herunter über die Kirschau und stürzte sich in die Bernshäuser Kutte. Der Holzhauer war zum Tode erschrocken, denn weder an den Leuten in der Kutsche, noch an den vier Pferden hatte er Köpfe bemerkt.

661. Der reuige Mörder auf der Kirschau.

Zwei Bursche von Roßdorf gerieten während des Tanzes über ein Mädchen in so heftigen Streit, daß der eine den andern erschlug. Erschrocken über diese That, flüchtete er ins Weite, trieb sich lange Zeit umher, konnte aber nirgends die verlorene Ruhe wieder finden. Da beschloß er, sich selbst den Tod zu geben und ging deshalb über die Kirschau der Bernshäuser Kutte zu. Hier aber vertrat ihm plötzlich ein stolzer Jäger den Weg und frug ihn, was er vorhabe. Als nun der Roßdorfer dem fremden Herrn alles gebeichtet hatte, lachte dieser und reichte ihm seine Doppelbüchse mit den Worten: „Den Weg kannst du dir ersparen, nimm, eh dich's wieder gereut, sie ist scharf geladen, und mach's kurz!“ Der Roßdorfer erschrak, sah dem Fremden scharf ins Gesicht, erkannte zu seinem Schrecken den Teufel, lief, so schnell er konnte, zurück nach Roßdorf und lieferte sich dem Gericht aus.

662. Der Kreiser von Bernshausen an der Kirschau.

Auf der Kirschau hausen bei Tag und Nacht böse Geister. Dorthin ging einst ein Kreiser von Bernshausen und tappte, obgleich er allda jeden Tritt und Schritt wie seine eigene Tasche kannte, fast den ganzen Tag in der Irre umher, bis er endlich merkte, daß er von einem neckischen Geiste geleitet wurde. Er wechselte deshalb seine Schuhe und sogleich wußte er, wo er hielt.

663. Von der Jungfrau auf der Stoffelskuppe.

In der Neujahrsnacht öffnet sich der mächtige Basaltblock auf der Stoffelskuppe. Eine weiße Jungfrau tritt heraus, schaut

sich sehnsüchtig nach allen Seiten um, ob sie nicht einen frommen Sterblichen erblickt, der sie aus dem mächtigen Banne, in dem sie schon lange schmachtet, erlöst und kehrt dann mit dem Glockenschlag eins, der vom Turme in Roßdorf zu ihr hinauf hallt, seufzend in den Kerker zurück, dann schließt sich wieder krachend der Stein.

664. Das „wüteninge“ Heer von der Stoffelskuppe.

Wenn die Geisterkutsche von der Stoffelskuppe aus ihre nächtliche Fahrt durch das Töllfeld macht, dann wird sie zuweilen auch von dem wilden Heer begleitet.

So hörte sie einer von Eckardts einstmals ganz deutlich durch das Dorf nach Hümpfershausen zu rollen. Vor ihr her zog der wilde Jäger mit schauerlicher Musik und sonstigem argen Spektakel, daß kein Hund im ganzen Dorf zu bellen wagte.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 57.
Bavaria, IV. 1. S. 197.

665. Der liederliche Geselle von Rosa an der Stoffelskuppe.

Eines Tages ging einer von Rosa, der ein gar liederliches und gottloses Leben führte, nach der Stoffelskuppe. Da vernahm er ein gewaltiges Brausen in den Lüften, und als er in die Höhe blickte, ließ sich eben der schwarze Geselle auf einer starken Eiche nieder. Da ihn der von Rosa sogleich erkannte, rief er: „Hans, gieb Geld her!“ Doch in demselben Augenblick hört er ein furchtbares Krachen, so daß er vor Schrecken in Ohnmacht fiel. Als er sich wieder erholt hatte, lag die Eiche zersplittert um ihn herum und weithin stank es gewaltig nach Schwefel. Von dem Schwarzen aber war nichts mehr zu sehen. Der liederliche Geselle ging in sich und führte von Stund an ein gottgefälliges Leben.

666. Die Roßdorfer Knaben an der Stoffelskuppe.

Es gingen einmal einige Knaben von Roßdorf nach der Stoffelskuppe in die Erdbeeren. Als sie nun eine Weile in dem Basaltgebröckel herumgeklettert waren, sah der eine auf einmal ein großes, tiefes Loch zwischen dem Gestein, rief die andern herbei und, wie's die Jungen nun einmal machen, sie besannen sich nicht lange und krochen in den dunklen Gang.

So kamen sie bald auch in eine gar nette, aber altväterlich eingerichtete Stube, guckten durch die buntgemalten Fensterscheiben in einen gar wunderschönen Garten, betrachteten dann das Spinn-

rad, das mit goldenem Flachs am Rocken in einer Ecke des Zimmers stand, gingen dann zu den glitzernden Flachsknotten, die in der andern aufgehäuft waren, sahen sich ängstlich nach der Thür um, und da sie niemand bemerkten, so griffen sie zu. Der eine that eine Handvoll in seine Mütze und setzte sie wieder auf. Die anderen füllten ihre Taschen damit und machten, daß sie davon kamen.

Als sie aber das Freie erreicht hatten, wurden sie von einem kleinen bösartigen Hündchen verfolgt, so daß sie über Stock und Stein heimwärts eilten und die Knotten den Jungen beim Springen wieder aus der Tasche fielen.

Der eine aber war seinem Vater zu lange ausgeblieben und erhielt von diesem eine so derbe Ohrfeige, daß ihm die Mütze vom Kopf flog und die Knotten, die er noch darunter stecken hatte, als lauter Goldstücke in der Stube herumrollten. Nun mußte der Kleine erzählen. Das hatte sich aber bald ausgeschwatzt, und am andern Tage machte sich das ganze Dorf nach der Stoffelskuppe auf die Beine. Das Loch aber sollen sie bis heute noch wiederfinden.

667. Der verirrte Knabe an der Stoffelskuppe.

Ein kleiner Knabe aus Rosa hatte droben im Walde Erdbeeren für seine kranke Mutter gesucht, sich dabei verirrt und war von dem langen Herumlaufen todmüde unter einer hohen Buche in der Nähe der Stoffelskuppe fest eingeschlafen. Als er wieder erwachte, hatte sich die Sonne längst schon hinter den hessischen Bergen verkrochen, und der Mond guckte ihm durch das luftige Gezweige der Buche in die großen blauen Augen.

Darob aber war der Kleine so arg erschrocken, daß er zu weinen begann und nach seiner Mutter um Hilfe schrie, die aber lag unten im Dorfe hart danieder und konnte ihm nicht helfen, ängstigte sich aber desto mehr um ihn, als er immer noch nicht nach Hause kam, und betete zu Gott, und der half.

Zu dem Knaben trat eine gar prächtige weiße Jungfer, die streichelte ihm die Wangen und redete freundliche Worte zu ihm. Dann rief sie einen großen zottigen Hund herbei, der glitzerte goldgelb im Mondschein und war stark wie ein Löwe. Auf den setzte die schöne Jungfrau den Knaben, sagte ihm, daß er sich festhalten und nicht fürchten solle. Und ehe der Kleine das alles überlegen konnte, stürzte das Tier mit ihm wie der Wind die Bergwand hinunter und brachte ihn glücklich vor die Hütte seiner Mutter. Als das Kind sich nach dem Hunde umsah, war derselbe wieder verschwunden.

668. Der Schäfer von Rosa und die Jungfrau auf der Stoffelskuppe.

Da war auch ein Schäfer von Rosa, der einst, als er droben auf der Eller die Schafe hütete, eine gar wunderliche Musik von der Kuppe her hörte. Der Schäfer war neugierig, wollte näheres erkunden, ging hinauf und stand vor einer bildschönen, weißgekleideten Jungfrau mit goldgelbem Haar.

Die that gar freundlich mit ihm, schenkte ihm eine ganze Tasche voll Knotten und sagte ihm dabei, sie würde ihm noch gar oft die Taschen füllen, wenn er davon einen guten Gebrauch machen und einen rechtschaffenen, frommen Lebenswandel führen wollte, denn dadurch könnte auch sie wieder zu ewiger Ruhe gelangen, die sie schon so lange wegen früherer sündhafter Neigungen verloren hätte. Der Schäfer bedankte sich, gelobte ihr alles, ging sodann zu seiner Herde zurück und griff hier in die unterdessen immer schwerer gewordene Tasche, um zu sehen, was ihm das Kuppenfräulein doch eigentlich geschenkt habe, und siehe, da brachte er eine Hand voll Gold um die andere heraus. Der Schäfer lachte, freute sich darüber und trieb seine Herde nach Hause, that aber nicht wie ihm das Fräulein befohlen, wurde vielmehr ein arger Schlemmer und liederlicher Geselle.

Als er nun sein Gold bis auf den letzten Heller durchgebracht, gedachte er sich neues droben auf der Stoffelskuppe zu holen, ging auch hinauf und hörte wieder von oben herab eine liebliche Musik, die aber diesmal gar traurig klang. Als er oben auf der Kuppe angelangt war, stand richtig auch wieder das Fräulein vor ihm, doch diesmal in einem schwarzen Kleide und mit gar wehmütigem Angesicht. Sie beschenkte ihn zum zweitenmal, aber nicht mit Knotten, sondern mit blanken Goldstücken.

Wer war jetzt froher als der Schäfer. Er konnte vor Freude kaum einige Worte des Dankes hervorbringen; doch als er auf dem Heimwege in die Tasche griff, um die Goldstücke zu überzählen, da gewahrte er zu seinem Schrecken, daß er für seinen liederlichen Lebenswandel von dem Kuppenfräulein bestraft worden sei; denn die blanken Goldstücke hatten sich in taube Knotten verwandelt.

669. Die Männlein auf der Stoffelskuppe.

Ein Mann von Roßdorf ging noch eines Abends spät von Salzungen wieder nach Hause. Die Geisterstunde überraschte ihn in der Nähe der Stoffelskuppe. Da gewahrte er dicht vor sich auf dem Pfade einen Basaltblock, den er dort auf dem Hinwege nicht bemerkt hatte, dachte sich jedoch nichts Arges dabei und ging einen Schritt seitwärts, um den Block zu umgehen. Allein im

nämlichen Augenblick hüpfte ihm auch der Stein dorthin vor die Füße. Der Roßdorfer stutzte, glaubte sich vielleicht beim Sternenlicht getäuscht zu haben und betrat wieder den Pfad. Bevor er jedoch auch hier wieder einen Schritt zu thun vermochte, hüpfte ihm aufs neue der Block vor die Füße. Dem Roßdorfer stiegen die Haare zu Berge. In seiner Angst wollte er das Weite suchen. Er sprang bald rechts, bald links; jedoch wohin er sich auch wandte, überall kam ihm das ungeheuerliche Ding zuvor. Da blieb er stehen, faßte sich ein Herz und rief: „Wer du auch sein magst, ich habe dir nichts zuleide gethan, darum laß mich in Gottes Namen meines Weges ziehen, denn du hast doch keinen Teil an mir."

Als der Roßdorfer solches gesprochen, hörte er zu seiner Rechten ein helles Gelächter, wie von vielen hundert Kinderstimmen herrührend. Vor Schrecken wagte er sich nicht umzublicken, denn in selbigem Augenblick erschien ihm an der Stelle des Blocks ein gar zierliches, schwarzes Männlein, auf dessen Haupt ein mit Edelsteinen geschmücktes goldenes Krönlein hell im Sternenlicht funkelte.

Dieses maß den Geängstigten einen Augenblick mit seinen Äuglein von Kopf bis zu den Füßen und sprach also zu ihm: „Du irrst, wenn du glaubst, ich habe keinen Teil an dir; wisse, daß ich der König dieser Berge und ihrer Geister bin. Dort die Stoffelskuppe ist mein Schloß, und jeder Sterbliche, der zu dieser Stunde im Jahre hier vorüber zu ziehen gedenkt, ist mir verfallen und dienstbar; mache also keine Umstände und folge mir hinauf nach meinem Schlosse."

Als das Männlein so gesprochen, hörte der Roßdorfer von dorther aufs neue das Gelächter, das sich aber bald in einen gar lieblichen Kindergesang umwandelte. Als er unwillkürlich den Blick dorthin wandte, da „wiebelt und wabelt" die ganze Kuppe wie ein Ameisenhaufen von lauter kleinen, schwarzen Männlein, von denen jedes ein Lichtlein auf dem Kopfe trug.

Dem Roßdorfer wurde immer banger. Noch einmal wollte er versuchen, seitwärts in den Wald zu flüchten, allein seine Beine waren so schwer wie Blei. Da faltete er in seiner Herzensangst die Hände, betete inbrünstig zu Gott, daß er ihm in seiner Not seinen Beistand nicht versagen möge, und plötzlich fühlte er sich federleicht. Mit einem Satze erreichte er das Dickicht und eilte unter dem abermaligen Gelächter der Kleinen jetzt unangefochten durch dick und dünn auf dem kürzesten Wege nach Hause.

670. Der Schäfer an der Stoffelskuppe.

Vor vielen Jahren, als alles noch katholisch war, hütete ein Schäfer die Schafe für das Kloster Georgenzell. Er hielt grade oben auf der Waldwiese unter der Stoffelskuppe, man heißt es dort die „Eller,“ seinen Mittag und kletterte über die Basaltstücke nach dem Steine oben auf der Spitze. Da sah er einen Eingang in den Berg. Glücklicherweise fehlte es ihm nicht an Mut, er schlug sein Kreuz und ging in den Berg hinein. Da gewahrte er drei große Fässer mit Erbsen, goldgelbe in dem einen, weiße in dem andern und blaue in dem dritten. Er betrachtete sie einen Augenblick staunend und dachte dabei in seiner Einfalt: „Ei, da kannst du ja aus jedem Fasse eine Hand voll als Wahrzeichen mitnehmen, denn wenn du zu Hause die Geschichte erzählst, wird dir am Ende niemand glauben wollen.“ Gedacht, gethan, und bald stand der Schäfer wieder unversehens im Freien. Da fiel ihm bei, daß er neben den Fässern auch einen Schlüssel gesehen, den er wohl hätte zu sich stecken sollen. Er wollte zurück, allein alles war verschwunden. Vor ihm aber stand ein zottiger, schwarzer Hund, der gar gewaltig die Zähne fletschte und den Schäfer nicht von der Stelle lassen wollte. Da kam dieser in seiner Angst auf den Gedanken, daß ihm der Hund die eingesteckten Erbsen wieder abjagen wolle. Er griff in die Tasche, warf eine um die andere hin und entkam, während der Hund gierig nach den Erbsen suchte, ohne Schaden zu seiner Herde. Als nun der Schäfer des Abends seiner Frau die wunderbare Geschichte erzählte und diese meinte, er wolle ihr etwas aufbinden, fuhr er ärgerlich in die Tasche, um ihr den Rest der Erbsen zu zeigen; aber wie groß war jetzt sein Erstaunen, als er statt der gelben, weißen und blauen Erbsen die schönsten Gold-, Silber- und Kupfermünzen hervorbrachte. Da wußte der Schäfer nun, daß ihm das schöne Fräulein der Stoffelskuppe, die er so oft von Ferne betrachtet hatte, wenn sie ihre blendend weiße Wäsche trocknete, so reich beschenkt hatte.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 54.

671. Die Geisterkutsche an der Stoffelskuppe.

Von der Stoffelskuppe fährt eine Geisterkutsche über Georgenzell, bei den zehn Buchen auf dem Hengstberge vorbei, durch das Schwarzbacher Thal nach dem Mehmelser Grunde, über den Solzer Weg beim roten Stein im Schnelter, von da nach den zehn Buchen auf dem Ruppberge und wendet sich beim Knoppholze über die Werra nach der hohen Straße. Viele wollen sie bald hier, bald da gesehen haben.

Einem Schuster von Wasungen, der Arbeit nach Solz getragen und sich verspätet hatte, begegnete sie in einer hellen Mondnacht gegen 12 Uhr hin auf der Höhe beim roten Stein. Der Schuster sah deutlich, daß Kutscher und Pferde keine Köpfe, die Damen in der Kutsche aber ganz verschimmelte Gesichter hatten.

672. Von der gottvergessenen Beere an der Stoffelskuppe.

Als der liebe Gott hier herum, so erzählen sie in Roßdorf, Berg und Thal und Wald und Weide erschaffen hatte, da gab er auch einem jeden Gewächse sein Salz (Würze) und dem und jenem noch besondere geheime Kraft, wie z. B. der Eibe, dem Richhüh (Rosa rubiginosa) und dem roten „Doost" (Origanum vulgare), vor denen die Hexen und Unreinen weichen müssen.

Einen einzigen Strauch nur hatte der liebe Gott damals vergessen, die wilde Johannisbeere (Ribes alpina), welche droben auf der Stoffelskuppe wächst, allwo vom Anbeginn der Welt der Böse sein Wesen getrieben.

Diese Beere ist daher geschmacklos und wird noch heute die gottvergessene Beere genannt.

673. Das „Flates" (Flattich.)

An dem südöstlichen Bergabhange unter der Stoffelskuppe und dem Bleß heißt eine Fläche „das Flates". Dort wurde der Sage nach die große Schlacht zwischen Kaiser Heinrich VI. und Otto von Nordheim, dem Feldobersten der Sachsen und Thüringer, geschlagen.

Von jener Zeit her sollen dort noch große Schätze auf dem „Flates" vergraben liegen. So sah einst hier der Junge des Hirten von Rosa, als er mit seinem Vater die Kühe weidete, einen Haufen glühender Kohlen. Da er sich aber nicht allein getraute, diese dort wegzunehmen, so lief er zu seinem Vater und erzählte, was er gesehen. Als darauf die beiden an den bezeichneten Platz kamen, war nichts mehr zu sehen.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 74.

674. Von der verwünschten Gräfin von Eckardts auf der Stoffelskuppe.

Ein Bernshäuser wollte in einer Neujahrsnacht nach Rosa. Als er die Kirschau erreicht hatte, vernahm er einen wunderlichen Gesang, und plötzlich stand dicht vor ihm eine gar freundliche Jungfrau, angethan mit einem weißen Kleide, einer schweren

goldenen Halskette, einem gleichen Gürtel und mit Armspangen, die bat den Bernshäuser so dringend, mit hinauf nach der Stoffelskuppe zu gehen, um dort die verwünschte Gräfin von Eckardts aus ihrem Banne zu erlösen, daß der Bernshäuser dem Gesuche nicht widerstreben konnte. Als die beiden nun den Fuß der Kuppe erreicht hatten, verweilte der Bursche einen Augenblick bei der prachtvollen feinen Wäsche, die hier zum Bleichen ausgebreitet lag, und schritt dann auf einen Wink seiner Begleiterin mutig vorwärts. Oben angekommen, stieß er bei dem Anblick eines riesengroßen, zottigen Hundes, der die Farbe eines Löwen und glühende Telleraugen hatte, einen lauten Angstschrei aus. Auf einmal war alles verschwunden, und der Bauer stand wieder auf der Kirschau an der Stelle, wo ihm die weiße Jungfrau erschienen.

675. Auf der Kuheller unweit der Stoffelskuppe.

Unweit der Stoffelskuppe nach dem Bleß hin ist die Kuheller. Dort konnten es noch vor wenig Jahren die Kuhhirten von Roßdorf und Rosa nicht mehr aushalten. Jeden Mittag, wenn sie dachten, ihr Vieh sei in der schönsten Ruhe, sprang dieses plötzlich auf, reckte die Schwänze in die Höhe und schoß rechts und links zum Walde hinein, sodaß die Hirten eine andere Heide aufsuchen mußten. Seit einigen Jahren ist es aber dort wieder ruhig.

676. Die Schwerbeladenen an der Stoffelskuppe.

Zwischen dem Bleß und der Stoffelskuppe schleichen zu gewissen Zeiten in der mitternächtlichen Stunde zwei hohe, dunkle Männergestalten tiefgebeugt unter der schweren Last eines langen, dicken Balkens, den sie auf den Schultern tragen, dahin. Fragt man sie: „Woher und wohin?“ dann seufzen sie, daß sich ein Stein erbarmen möchte, antworten mit dumpfer Klagestimme: „Von Ungnadhausen nach Gnadenthal!“ und ziehen seufzend ihres Weges.

Solche Antwort gaben sie einst auch einem aus Roßdorf. Der aber ließ sich damit nicht zufrieden stellen und frug weiter, denn er war ein gar kecker Geselle, der sich selbst vor dem leibhaftigen Federhänschen nicht fürchtete. Da erfuhr er denn, daß die beiden vor langen Zeiten hier oben ein gar sündhaftes Leben geführt und so einst auch ihre Nachbarn auf dem Bleß, die ihnen stets nur liebes und gutes erwiesen, räuberisch überfallen, sie ermordet und dann deren Schloß niedergebrannt hätten. Dafür aber seien sie verflucht und verdammt, die schwere Last bis zum

jüngsten Tage nach dem Bleß und wieder zurück zu tragen, es sei denn, daß ein unschuldiger Bursche zufällig des Wegs daher käme, der sich ihrer erbarme und den Balken vor dem Hahnenschrei zerhaue und klein spalte. Solches aber konnte der Roßdorfer nicht vollbringen, und dies mochten die armen Sünder wohl wissen, denn als sie ihre Rede geendet, seufzten sie so kläglich, daß es dem Roßdorfer durch Mark und Bein ging und setzten dann ihren Weg nach dem Bleß fort.

In einer sternenhellen Nacht begegneten die Schwerbeladenen einem von Rosa droben auf der Ausspann. Auch ihm antworteten sie auf die Fragen: „Woher und wohinaus?" wie immer: „Von Ungnadhausen nach Gnadenthal!" und setzten, unter der schweren Last seufzend, ihren Weg nach der Bleßkuppe fort. Solch schreckliches Abmühen aber ging dem Bauer so zu Herzen, daß er sich ihnen sofort zur Hilfeleistung anbot. Die beiden aber wiesen dies zurück und baten ihn nur, seinen frommen Pfarrer zu ersuchen, daß er recht fleißig für Erlösung zweier schwerbelasteten Sünderseelen beten möge.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 58.

677. Von der breiten Eiche und den „wölle Lechern" am Bleß.

Die breite Eiche auf dem Bleß steht nicht mehr, soll aber die mächtigste auf dem ganzen Forste gewesen sein. Als sie hohl wurde, trugen die Jesuiten manchen Poltergeist in dieselbe. Leute die an ihr vorübergingen, hörten die Geister darinnen rumoren.

Nicht weit von der genannten Eiche und dem Bleßhause liegen die „wölle Lecher", enge Schluchten mit dicht belaubten steilen Wänden. Auch hierher wurden sonst die Poltergeister getragen und festgebannt, und fast aus jeder Hecke und jedem Stock guckt heutigen Tages noch ein Spukgesicht heraus und erschreckt die armen Leute, die dort Leseholz suchen.

Ein Taglöhner aus Salzungen, der hier Stöcke gerodet hatte und dieselben unter seinem Fenster vor dem neuen Thore spaltete, sah, als er eben den Keil eintrieb, aus dem Stocke plötzlich ein kleines graues Männlein heraus und durch die Thüre in das Haus schlüpfen, und ehe der Taglöhner sich noch von seinem Schrecken erholt hatte, guckte der kleine Mann auch schon durch die runden Scheiben der Wohnstube, schnitt ihm allerlei Gesichter und trieb im Hause so lange Unfug, bis er ihn durch einen Geisterbanner einfangen und wieder in die „„wölle Lecher"" bannen ließ.

*678. Der Bauer von Rosa und der Spuk an den „wölle Lechern“ am Bleß.

Ein Salzunger Bürger bestellte bei seinem Holzlieferanten, einem Bauern von Rosa, seinen Winterbedarf. Nach dieser Rücksprache starb der Bürger, und da er viel auf dem Gewissen und deshalb keine Ruhe im Grab hatte, so konnten es seine Hinterbliebenen vor ihm im Hause bald nicht mehr aushalten. Sie ließen daher einen Geisterbanner kommen, und der hatte ihn richtig auch bald in seinem ledernen Sacke, trug ihn hinauf auf den Bleß und bannte ihn dort in die „wilden Löcher“. Der Bauer, der nichts von dem Tode des Mannes erfahren, führte einige Monate später die bedungene Holzlieferung aus. Als er mit seinen beiden Wagen auf den Bleß kam, trat ihm plötzlich jener Bürger entgegen, schritt, ohne auf die Entschuldigungen des Bauern, warum die Lieferung etwas spät erfolge, zu achten, an diesem vorüber nach dem Wagen, betrachtete sorgfältig die Ladung, nickte auf die Frage des Bauern, ob ihm das Holz gefalle und verschwand auf ungebahntem Wege in dem Dickicht. Der Bauer wußte nicht, was er sagen sollte, trieb sein Vieh an und lud einige Stunden später das Holz vor dem ihm wohlbekannten Hause in Salzungen ab. Als er sich bei der Hausfrau über das sonderbare Benehmen ihres Mannes bei der Begegnung auf dem Bleß beklagte, erschrak diese sichtlich und erwiderte ihm ziemlich schnippisch, er möge ein andermal seine Augen besser aufthun und nicht so dummes Zeug schwatzen, denn ihr Mann sei kurz nach Bestellung des Holzes gestorben und ruhe seit vier Monaten bereits im Grabe. Der Bauer wußte wieder nicht, was er sagen sollte, strich verlegen lächelnd und kopfschüttelnd sein Geld ein, hörte aber dann überall in der Stadt, wo er nachfragte, daß der Bürger wirklich gestorben sei. Als er auf seinem Rückwege jene Stelle auf dem Bleß wieder erreicht hatte, trat, diesmal jedoch zu seinem Entsetzen, jener Bürger abermals aus dem Dickicht, umging die leeren Wagen, nickte dem geängsteten Bauer zu und verschwand nach derselben Richtung. Der Bauer ist nie wieder über den Bleß zu bringen gewesen.

*679. Anderer Spuk an den „wölle Löchern“ am Bleß.

a. Saustöffels Thies ging auch einmal nach den „wölle Lechern“ am Bleß in die Dornen. Da sah er eine mächtige Hecke stehen und dachte so bei sich: „du bist mir gerade recht“, holte sein Hackding vom Schubkarren und fing an zu „kippen“. Aber kaum hatte der Thies ein paar Dinger abgekippt, so stieg auch

schon vor seinen Augen ein gar gräulicher Kerl in der Hecke auf, schnitt ihm ein ganz miserables Gesicht, und als der Thies noch ganz verdutzt stehen blieb, so hauchte ihn der Kerl noch obendrein an. Nun aber ließ Thies Dornen Dornen sein und lief, was er laufen konnte. Doch ehe er noch das freie Feld erreichte, hatte er schon das ganze Gesicht voll Blasen, mit denen er sich fünf bis sechs Wochen lang zu plagen hatte.

b. So ging auch einmal einer, der an der Silge wohnte — seinen Namen habe ich vergessen — auf den Bleß in die Stöcke. Als er seine Ladung vollständig hatte und aus den wilden Löchern abfuhr, da rief es auf einmal aus dem Holze auf seinem Schubkarren: „Na! wann willst du mich wieder zurückfahren?“ Der Mann erschrak, dachte aber dann doch, er habe sich getäuscht; allein er mußte es gar bald wieder und immer wieder hören, und zwar bis in seinen Hof hinein. Da wurde ihm doch bange. Er wendete wieder mit dem Schubkarren und fuhr das Holz mit dem unheimlichen Gesellen wieder hin, wo er es geholt hatte.

680. Die Hexentanzplätze auf dem Höhenzuge des Bleß.

Einer der westlichen Hochpunkte des Gebirgszuges, der den Feldagrund von dem Werrathal scheidet, wird der „Lindenberg“ genannt und zwar wegen der majestätischen Linde, die sonst seinen Rücken schmückte. Unter ihr versammelten sich am Walpurgis-Abend die benachbarten Hexen, schlachteten dort einen schwarzen Bock und schmausten und tanzten mit Herrn Urian bis zum ersten Hahnenschrei. Allerlei Tierknochen dienten dabei den Musikanten als Instrumente.

Ein zweiter Tanzplatz der Hexen liegt in einem kleinen Thale, die „Hunnberge“ genannt, südlich über dem Dorfe Immelborn. Es ist dies der neben der Eselspfütze gelegene Eselsrasen. Ein Knecht von Übelroda sah ein dortiges Mädchen gern und wurde, wenn er sie abends besuchte, jedesmal mit den Worten: „Komm morn widder!“ auf den folgenden Abend eingeladen. Am Abend des vorletzten April geschah dies nicht. Das fiel dem Burschen auf, zumal er schon allerlei verdächtige Reden über das Haus hatte hören müssen. Und da er sich von der Wahrheit des Geredes überzeugen wollte, so sprach er ungeladen am Walpurgisabend bei seinem Mädchen ein und bemerkte auch sofort die Unruhe der Leute. Er stellte sich daher sehr müde und schläfrig, streckte sich auf die Bank und begann bald zu schnarchen. Da sah er denn gegen Mitternacht, wie Mutter und Tochter, die ihn fest einge-

schlafen wähnten, erst sich selbst und dann die Besen und eine Ofengabel mit einer Salbe einschmierten und bald darauf aus dem offenen Fenster durch die Luft nach dem Eselsrasen hinritten. Der Bursch hatte nun genug und verließ von Stund an das Haus und das Hexengesindel.

681. Der Geißbock auf dem Bleß.

Nicht weit vom Bleßhaus am Weg nach Rosa erhing sich aus Liebesgram eines Tages einer aus Roßdorf, der seines Zeichens ein Schneider gewesen sein soll, an einer gar mächtigen Eiche und wurde an Ort und Stelle begraben. Seit jener That erschien regelmäßig am Sterbetag des Erhängten um die Mitternachtsstunde ein Ziegenbock unter dem Baume und versuchte mit allerlei Kapriolen diesen zu erklettern.

Da ihm dieses nie gelang, so stieß er in seinem Zorne mit seinen mächtigen Hörnern gegen den mächtigen Baum, daß es weithin dröhnte. — Nach einigen soll die Seele des armen Schneiders, als der Baum gefällt wurde, zur Ruhe gekommen sein. Nach andern jedoch lärmt und stößt der Geißbock noch bis auf den heutigen Tag in den jungen Fichten, die jetzt an der Stelle, wo die Eiche gestanden, in den blauen Himmel hineinwachsen.

682. Die drei Ritter vom Bleß.

Einst ging ein junges und schönes, aber leichtsinniges Mädchen auf den Bleß in die Beeren. Da kamen plötzlich drei geharnischte Ritter ohne Kopf auf sie zugesprengt. Der mittelste faßte sie und hob sie vor sich auf das Pferd. Dann sprengten sie mit ihr die Bleßkuppe zu. Da aber bekehrte sie sich in ihrer Angst, wandte ihr Herz wieder Gott zu und betete laut. Sogleich hielten die Ritter an, und eben so plötzlich stand sie wieder allein mitten im Walde.

683. Der nächtliche Leichenzug auf dem Bleß.

Zwei Brüder von Roßdorf mußten einst des Nachts über den Bleß. Da sahen sie in geringer Entfernung von sich einen großen Leichenzug still vorüber nach der Bleßkuppe zu ziehen. Voran ging der Chorknabe mit dem Kreuze. Hierauf kamen die Schulkinder, der Pfarrer und die Chorsänger, dann die Leiche und hinterdrein ein langer Zug Männer und Frauen. Ein andermal sahen sie um dieselbe Zeit ganz dasselbe Schauspiel.

684. Die weiße Frau am Bädelesbrunnen auf dem Bleß.

Ein Bauer von Rosa ging mit seinen Kindern an die Bleßwand, um Eckern zu schütteln und zu sammeln. Da gewahrte er von einer der Buchen herab in der Nähe des Bädelesbrunnens auf einem Baumstamme eine weißgekleidete Weibsperson. Auch einer seiner Jungen wurde sie gewahr und beide dachten, es wäre die alte Schulrös von Helmers, die sich dann und wann ein wenig vornehm kleidete.

Als aber der Junge sie näher betrachtete, da erschrak er gar sehr, denn die sah noch viel bleicher aus und guckte noch trauriger in die Welt, als jene.

Der Junge aber schrie vor Schreck: „Herr Jeses! Vater, wer ist denn die da?“ Aber kaum war der Ruf ihm über die Zunge, als das Weibsbild auch alsbald verschwunden war.

685. Der Wanderer am Bädelesbrunnen auf dem Bleß.

Einst ging ein Wanderer über den Bleß und ließ sich, um auszuruhen, auf einem Baumstamme nieder. Gleich darauf kam eine weißgekleidete, schöne Jungfrau, setzte sich eine Zeitlang ihm gegenüber, erhob sich aber bald wieder und winkte ihm, ihr zu folgen. Bald darauf hielten sie am Bädelesborn. Die Jungfrau zog einen Schlüssel hervor, öffnete eine Pforte und winkte abermals dem Wanderer, der ihr nun in ein großes Gewölbe folgte.

Hier sah er unermeßliche Schätze Goldes und Silbers, bei deren Anblick er vor freudigem Schrecken sich vergaß und „Ei, Herrje!“ ausrief. Da aber war alsbald alles verschwunden, und der arme Mann saß wieder einsam auf seinem Baumstamme an dem Wege.

686. Schloß Frankenstein bei Helmers.

Auf der südlichen Stirn des Beidebergs erhebt sich aus einem Kranze junger Buchen der alte, majestätische, viereckige Turm der Ruine Frankenberg, zu dessen Füßen unten im Rosagrund sich das Dorf Helmers in einem Walde von Kirschbäumen lagert.

Über dem alten Turme schwebte noch vor kurzem in spiralförmigen Windungen der letzte Edle von Frankenberg, ein Wanderfalke. Seit undenklichen Jahren horstete er dort oben, sicher vor der Kugel des Jägers; denn die Helmerser behaupten, daß er ihnen noch nie ein Huhn oder eine Taube entführt habe.

Zwischen dem eigentlichen Schloßberge und dem Beideberg liegt in dem kleinen Gründchen der Eselsbrunnen, von dem die

Burg mittelst Eseln ihr Wasser erhielt. An dem von dem Brunnen zum Schlosse führenden Fußsteige werden dann und wann auch noch kleine Hufeisen aufgefunden. So fand auch vor vielen Jahren ein Mädchen, welches droben an den Ruinen kleine Schneckenhäuschen, „Wickelkindchen“, suchte, etwas Glitzerndes in dem Schutte, es war eine starke, goldene Kette. Seine Eltern handelten von einem Juden ein vollständiges Abendmahlskleid dafür ein.

Auch sollen die beiden Frankenherzoge Helmerich und Marcomir in der Nähe des Schlosses begraben liegen.

687. Die Zerstörung von Frankenberg und der Jungfernstein.

Vor alten Zeiten lebte dort oben auf dem alten Schlosse ein ebenso reicher als mächtiger Graf, der weit und breit hin zu befehlen hatte. Und wirklich hat er auch gar gewaltig geherrscht; denn es konnte ihm keiner widerstehen. Da wurde der liebe Herrgott endlich doch seiner satt und sandte einen noch mächtigeren Feind ins Land und über den Grafen, die Heiden, die man auch Hunnen nannte. Die belagerten das Schloß und warfen Feuer hinein. Als nun der Graf sah, daß er sich nicht mehr lange halten und dem Feinde in die Hände fallen würde, so beschloß er, wenigstens sein einziges, gar bildschönes Töchterlein zu retten und es mit einer Zofe durch einen unterirdischen Gang nach dem Kloster Frauenbreitungen zu schicken. Die beiden erreichten auch glücklich den nahen Wald. Als ihnen hier jedoch das Kriegsgeschrei der Feinde immer näher zu kommen schien, flüchteten sie sich auf eine alte Eiche. Zum Unglück war ihnen ein kleines Hündchen aus dem Schlosse gefolgt, welches sie durch sein Bellen an den herankommenden Feind verriet. Sie mußten von ihrem Versteck herunter, wurden geschändet und dann ermordet. Der Graf aber, als er alles verloren sah, setzte sich geharnischt auf seinen Streithengst und sprengte aus dem obersten Fenster des Turmes herab in den tiefen Graben, wo er das Genick brach. Dort aber, wo das Fräulein mit ihrer Zofe so schändlich ermordet worden, haben sie zum ewigen Gedächtnis einen Stein gesetzt, der noch bis heutigen Tags der Jungfernstein genannt wird. Er steht an der Stelle, wo der sogenannte „alte Kutschenweg“ von dem Schlosse in den nach Frauenbreitungen führenden Fahrweg einmündet.

Nach einer andern Sage wurde der Graf unten im Thal besiegt, sprengte nach der Burg zurück und stürzte hier, da die Zugbrücke aufgezogen war, in den tiefen Wallgraben und brach das Genick.

Bechstein, IV. S. 132.

688. Vom gespenstigen Grafen von Frankenberg.

„Die alte Kräuterev' ging eines Morgens in aller Frühe — ich glaube, es war Pfingsten — nach dem Schloßberge hinauf, um Heilkräuter zu suchen," erzählte ein Holzhauer. „Da hörte sie plötzlich einen unheimlichen Schrei oder Pfiff hoch über sich in der Luft. Im ersten Schreck dachte sie, daß dies von dem Wanderfalken, der schon seit undenkbaren Jahren droben auf dem Turme horstet, herkomme. Sie raffte ihre Schürze mit den Kräutern zusammen und schaute nach der Höhe. Wer aber schildert ihren Schreck, als sie droben in dem Fensterloche den alten Grafen stehen sieht, der ihr jetzt eine Menge goldgelbschimmerndes Zeug herunterwirft und ihr dann gar freundlich winkt, zuzulangen. Die Ev' aber stand wie versteinert auf dem Platze und konnte kein Auge von dem vornehmen Herrn verwenden; denn daß er das war, das zeigte deutlich sein Anzug und das stolze, vornehme, dabei aber immer freundliche Benehmen. Er trug, so erzählte sie mir, ein prächtiges, kurzes, grünes Jagdkleid mit vielen dicken Knöpfen, die wie die lieben Sternlein am Nachthimmel glitzerten, um den Leib einen Gürtel mit einem prächtigen Jagdmesser, hohe Reiterstiefel und einen breitkrämpigen Hut mit einer weißen Feder. Die Ev' mochte lange gestanden haben, aber immer noch winkte ihr die Gestalt, näher zu treten und zuzulangen. Da überlief es sie auf einmal wieder eiskalt. Ja, dachte sie, es kann nicht anders sein, das ist ein Blendwerk der Hölle. Der Böse will dich in Versuchung führen. Schnell riß sie sich von der Erscheinung los und lief, was sie nur laufen konnte, den Schloßberg hinunter und betete ein Vaterunser in ihrer Kammer. Aber nie ist sie wieder allein hinauf nach dem alten Schlosse gegangen."

Ein andermal erschien der alte Graf von Frankenberg dort droben in der Fensteröffnung zwei andern Frauen aus Helmers, die in der Nähe des Turmes graseten. Diesen winkte der Burgherr, näher zu kommen. Die aber hatten keine Lust, reckten die Zunge gegen ihn heraus und wünschten ihn zum Kuckuck und seiner Großmutter. Darüber wurde der alte Herr zornig und stampfte mit dem bespornten Fuß so heftig auf, daß es klirrte, der Turm in seinen Grundfesten erbebte und ein mächtiger Stein bis zu den Füßen der erschrockenen Weiber herabrollte.

689. Vom bösen Ritter auf dem Frankenberg.

Auf dem Frankenberge bei Helmers hauste vor Zeiten ein bösartiger Raubritter, vor dem selbst das Kalb in der Kuh nicht mehr sicher war. Der überfiel einmal in dem Walde zwischen

Helmers und Wernshausen eine brave Jungfrau, schändete sie, übergab sie hierauf seinen Knechten und ließ sie von diesen zuletzt an dem Platze seiner Schandthat lebendig begraben. Seit jener Zeit wurde der Frankenberger verdammt, in jenem Walde auf ewige Zeiten als ein scheußlicher Hund von der Größe eines Fohlens des Nachts umzugehen, und mancher, dem er mit seinen feurigen Telleraugen entgegentrat, hat sich seiner nur durch ein kräftiges Gebet entledigen können.

690. Was die Genslersjungen auf dem Frankenberg gesehen.

Die Genslersjungen erzählten vor einiger Zeit auch einmal etwas, von dem man nicht recht weiß, was man denken soll. Sie sagten, sie hätten einmal droben auf dem alten Schlosse Beeren gesucht, da hätten sie an der Ostseite des Gemäuers den oberen Teil einer gewölbten Pforte oder doch etwas aus der Erde herausgucken sehen, was vorher niemals dagewesen sei. Sie hätten es gleich darauf dem vorigen Herrn Förster gemeldet, und dieser sei auch alsbald wieder mit ihnen hinaufgegangen, allein das, was sie gesehen, hätte sich nicht wiederfinden lassen.

* 691. Vom feurigen Reiter in Wernshausen.

In Frauenbreitungen lebte vor einigen Jahrhunderten ein gar aufgeblasener Metzgermeister, der jedermann über die Schultern ansah, wenn derselbe nicht wenigstens ebensoviel in der Tasche hatte, als er, auch keinem auf sein: „Gott grüß Euch“ danken wollte, dabei aber doch nicht verschmähte, falsch Gewicht zu führen. So wurde er von allen verflucht und verwünscht und mußte nach seinem Tode als feuriger Reiter zwischen Frauenbreitungen und Wernshausen auf und ab traben. Wer in seine Nähe kam, hörte ihn dann gar kläglich die Worte rufen: „Wer hilft, wer hilft? drei Viertel für ein Pfund!“ „Eines Abends,“ so erzählt eine Salzungerin, „waren einige Mädchen bei meiner Großmutter, die aus Wernshausen stammte, „„spill gegangen““, da sahen sie den feurigen Reiter auf das Dorf zu geritten kommen. Und wie nun das junge Volk einmal ist, kurz, eine reißt das Fenster auf und ruft so laut, als sie nur kann: „„Gahlbein, Gahlbein!““ und im Nu schießt der Reiter vor das Fenster und weicht und wankt nicht eher, bis meiner Großmutter ihr Vater durch das Geschrei der Mädchen herbeigerufen an das Fenster tritt und laut das Vaterunser betet. Als er das Amen gesagt, war auch der Reiter vor seinen Augen verschwunden. Es hat ihn auch niemand dort

in der Gegend wieder gesehen. Vielleicht war er durch das Vaterunser erlöst. Die Mädchen aber hatten ihre Strafe schon weg: sie bekamen das ganze Gesicht voll Blasen und wurden todkrank."

692. Von der Eselsmühle und der schönen Müllerin bei Zillbach.

Vor dem Dorfe Zillbach liegt nach Schwallungen hin die sogenannte „Eselsmühle", die ihren Namen einem im dreißigjährigen Krieg hier vorgefallenen Ereignis verdanken soll.

Es wird erzählt: Damals lebte dort eine junge Müllerin von so wunderbarer Schönheit, daß sie selbst der roheste und wildeste der Kroaten nicht anzutasten wagte, wenn sie, wie das wohl täglich geschah, ihnen auf ihrem Esel Mehl oder sonstige Lebensmittel in das im Werragrund aufgeschlagene Feldlager brachte.

Nun aber kam es, daß einer der Kroatenführer in leidenschaftlicher Liebe zu der schönen Müllerin entbrannte, und da es ihn nicht mehr ruhen ließ, sich eines Tages mit einem seiner Reiter nach der Mühle in aller Stille auf den Weg machte. Hier saßen sie ab, ließen die Rosse grasen und begehrten Einlaß. Die Mühle aber war und blieb verschlossen, ebenso das Ohr der Müllerin. Da der Heißentbrannte sah, daß ihm hier weder Bitten noch Drohungen Einlaß verschafften, so versuchte er auf dem gerade stillstehenden Mühlrad durch ein Fenster in das Haus zu gelangen. Aber die Müllerin war auf ihrer Hut. Sie ließ im Nu die Mühle an, der freche Geselle bekam seinen Lohn und wurde von dem Mühlenrade zermalmt. — Als das der Knecht sah, schwur er Rache und setzte sofort den roten Hahn auf das Dach der Müllerin, und bald stand alles in vollen Flammen. Noch weidete sich der Knecht an seinem Werke, da hörte er von Zillbach her Pferdegetrappel. In seiner Angst, von der herbeieilenden Hilfe auf der That ertappt zu werden, springt er nach seinen Pferden, erwischte aber in der Dunkelheit den ebenfalls im Walde grasenden Esel der Müllerin, schwingt sich auf und will von dannen. Der Esel aber rennt, als er seinen Reiter spürte, in vollem Laufe nach der Mühle zu und stürzt sich mit seinem Kroaten in die Flammen.

Seit jener Zeit soll sich an der dortigen Bergwand mitunter der riesengroße Schatten des Esels oder auch er selbst sehen lassen.

693. Das wandernde Licht von Ales.

Zwischen Zillbach und Schwallungen soll auf dem rechten Ufer des Baches, einige hundert Schritte waldeinwärts, vor alten

Zeiten ein Nonnenkloster gestanden haben, dessen Stätte das Volk mit dem Namen „Ales“ bezeichnet.

Von hier geht zu gewissen Zeiten noch ein verwünschtes Klosterfräulein mit einer Laterne durch den Finstergraben nach dem Schöngraben über den Teichdamm, steigt dann den Kallenberg hinauf nach der Klimpertsecke, wandert über die Mannshöhe in den Rosagrund und verschwindet auf den wenigen noch vorhandenen Trümmern des Mönchsklosters Georgenzell, oder wie andere gesehen haben wollen, auf dem alten Klosterkirchhofe.

* 694. Von dem Teufelsstrick an den „Zehn Buchen“.

Ein heilloser Bauer von Rosa, der einen langen und kostspieligen Prozeß gegen seine Eltern bei dem Gericht in Wasungen geführt und diesen verloren hatte und auf dem Rückwege von Wasungen, wo ihm der letzte Bescheid eröffnet worden war, bald sich, bald seine Eltern und bald das Gericht verfluchte, wünschte sich, bei den „zehn Buchen“ angelangt, einen Strick, um sich an einem der Stämme selbst aufknüpfen zu können. Und kaum hatte er den Gedanken gefaßt, als er auch schon, nur wenige Schritte vor sich, einen ganz neuen, geeigneten Strick am Boden erblickte. Darüber entsetzte sich der Bauer jedoch dermaßen, daß er einen weiten Bogen um des Seilers Tochter herum machte und, noch am ganzen Leibe zitternd, mit dem Vorsatze, ein anderer Mensch zu werden, zu Rosa anlangte.

695. Von dem Walde ohne Wipfel bei Eckardts.

Ein Teil des zwischen den Dörfern Schwarzbach und Eckardts im Amt Sand gelegenen Waldes heißt der „Schillbachswald“ Noch vor nicht langer Zeit vertrieb auch hier die Kiefer die Buche aus ihrem uralten Besitztume. Hohe und mächtige Stämme zwar erhoben sich dort aus dem Boden, ihre Kronen aber verdorrten alle, sobald sie eine gewisse Höhe erreicht hatten. Das war sonst anders, erzählte eine zwiefache Sage.

Nach der einen geriet der Herr des Waldes wegen der Eigentums- und Jagdrechte in dem Walde mit einem andern in Streit; er verlor beides durch falsche Zeugen und schlechte Richter. Da verfluchte er den Wald, und die Wipfel verdorrten.

Nach der andern Sage war ein junges Mädchen der Zauberei angeklagt, durch die Folter zum Geständnis gezwungen und von dem Centgericht in Friedelshausen als Hexe zum Feuertod verurteilt worden. Aber immer wieder hatte die Unglückliche be-

teuert, daß sie keine Hexe sei. Als sie nun auf ihrem letzten Gang jenen Wald passierte, flehte sie zu Gott, daß er zum sichtbaren Zeugnis ihrer Unschuld die Wipfel des Waldes verdorren und nie wieder grünen lassen möge. Und so ist es geworden.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 52.

Bavaria, IV. 1, S. 201.

696. Vom Lachs.

Zwischen Eckardts und Kloster Sinnershausen liegt eine Wiese, „das Lachs" genannt. Hier soll vor uralten Zeiten ein großer, unergründlicher Sumpf gewesen sein, in dem einst ein ganzes Regiment Reiter, das aus dem Bayernland herübergezogen war, versank, so daß niemand wieder einen von denselben zu Gesicht bekam.

Auch heißt noch eine Stelle am alten Wege von Rosa nach Eckardts „der Bayerstall", eine andere, rechts von der Straße von Roßdorf nach dem letztgenannten Orte, „die Rütterecke."

697. Die drei schwarzen Männer im Eckardtser Thal.

Dort, wo das Eckardtser Thal zwischen Helmers und Georgenzell in den lieblichen Rosagrund mündet, hat schon mancher des Nachts ungeheuerliche Gestalten hin und her huschen sehen. So begegneten hier auch einst in der Geisterstunde dem Pfarrer von Rosa drei riesengroße, schwarze Männer, die dem Pfarrer auf seine Frage: „wo hinaus?" mit dumpfer, schauerlicher Stimme: „nach Ungnadenhausen!" antworteten und dann rasch an ihm vorübereilten. Der Pfarrer aber mußte darauf die ganze Nacht hindurch in der Unschirr herumtappen, obgleich er den Weg nach Rosa wie seine eigene Tasche kannte.

*698. Von der Otternkönigin im Schwarzbacher Grund.

Wenn man von Wasungen nach Schwarzbach zu die Straße verläßt und den näheren Pfad über den Geißberg nach dem letzteren Orte einschlägt, so erblickt man jenseits am Fuße des Berges, da wo der Pfad die Straße wieder berührt, eine starke, alte, halbausgebrannte Eiche. Hier stand sonst eine Lache, das Bad der Otternkönigin. Wer nun dort auf dem grünen Rasen in der Mittagsstunde ein weißes Tüchlein ausbreitete, der konnte ungeheuer reich werden, denn die Otternkönigin ging jedesmal um diese Zeit hier ins Bad und legte dann gewiß ihre Krone auf das Tuch.

Und wer die Krone erwischen konnte, — aber flink mußte er sein — der hatte genug. Denn wenn er auch noch so viel Gold abschabte, es wuchs immer wieder nach; und wenn er die Krone in sein Getreide steckte, so brauchte er auch keins wieder auszusäen, die Frucht auf dem Boden nahm nicht ab. Wer aber keine flinken Beine hatte und sich nicht tummelte, daß er mit dem Raub durch die Schwarzbach aufs jenseitige Ufer kam, dem war auch sein letztes Brot gebacken. Dann machte die Otternkönigin erst einen Teller und sprang ihm auf den Leib, dann war er verloren.

699. Der Spuk bei Schwarzbach.

In der Münzbach, zwischen Schwarzbach und Eckardts am Wege in der Nähe eines kleinen Teiches, wurde von vielen, unter diesen auch von dem Kreiser zu Schwarzbach, mehrmals ein Schimmelreiter ohne Kopf gesehen. Derselbe Kreiser wurde auch oft von unsichtbarer Hand am Sandgraben unter den „zehn Buchen" nach Zillbach zu mit Steinen geworfen und sonst gefoppt. Und wenn man ihm auch noch etwas anderes verspräche, dorthin ginge er des Nachts doch nicht wieder.

Ebenso ist es nicht geheuer an dem Wege von Schwarzbach nach Wahns. Dort liegt noch ein mächtiger Stein, in welchen ein Kreuz eingehauen ist. Im dreißigjährigen Krieg soll ein Offizier allda erschossen und begraben worden sein, der bis heutigen Tages noch keine Ruhe gefunden hat.

700. Kloster Sinnershausen oder Syndershausen.

Die Sage erzählt, daß einst ein Graf von Henneberg zu Eckardts mit einem Ritter Fuchs von Lemnitz aus Friedelshausen über die Jagd in heftigem Streit entbrannt sei und darauf den von Friedelshausen erschlagen habe. Deshalb sei der von Eckardts nach Rom zu Fuße gewandert, allwo ihm vom Papste auferlegt worden, an einer alten Linde, der Stelle, wo er den Fuchs von Lemnitz getötet, ein Wilhelmiterkloster zur Sühne zu bauen, desgleichen auch den ersten Stein zu dem Bau von Rom an Ort und Stelle zu tragen. Der Graf habe darauf gethan, wie ihm befohlen, das Kloster Sünderhaus genannt und als Mönch sein Leben darin beschlossen. In der Klosterkirche rechts am Eingange der Sakristei stand früher ein steinernes Bild, welches den Grafen angeblich als Mönch mit jenem Steine auf der Brust vorstellen sollte.

Ferner erzählt die Sage, daß von jenem Grafen auch das

Dorf Eckardts seinen Namen erhalten und dessen Burg auf der Stelle des sogenannten Bauhofes gestanden hätte. Ein Weg, der nach diesem führt, heißt heute noch der „Grafenweg.“

Bechstein, S. d. Rhön, S. 45.
Witzschel II. Nr. 46 (nach Brückner, das Kloster Rosenthal oder Sinnershausen. Programm. Meiningen 1855).

701. Von der weißen Jungfer am Klasberg bei Friedelshausen.

Nahe bei Friedelshausen erhebt sich ziemlich steil der Klasberg. Hier soll sich zu gewissen Zeiten eine weiße Jungfrau sehen lassen. Ein Hirtenknabe ging einst in der Mittagsstunde dorthin, um in einem Kruge Brunnen zu holen; da fand er die weiße Jungfer an der Quelle sitzend, und da er sich vor ihr fürchtete, umwandte und von der Erscheinung seinem Vater erzählte, sprach ihm dieser Mut ein und riet ihm, sofern sie ihm vorkomme, die Jungfer nur dreist nach ihrem Begehr zu fragen. Dies that auch der Knabe schon am andern Tage. Und so erfuhr er denn von ihr, daß sie verwünscht sei und er sie erlösen könne, was, wenn er es wolle, sein Schaden nicht sein würde. Und als sie der Knabe fragte, wie er dies zu beginnen habe, sagte ihm die Jungfrau, daß er sich andern Tages gerade in der Mittagsstunde mit einem weißen Tuche hier einfinden solle, dann wolle sie auch hier sein, aber freilich nicht in ihrer jetzigen Gestalt; doch solle er nicht den Mut verlieren und sich von ihrem Äußern nicht abschrecken lassen, sondern sie nur dreist mit dem weißen Tuche bedecken und dann dreimal küssen, es würde ihm kein Leid widerfahren. Der Knabe versprach, alles aufs beste zu besorgen. Als er aber am andern Tage um die bestimmte Stunde sich wieder an der Quelle einstellte, da sah er eine scheußliche Natter an der Stelle, wo die Jungfrau gesessen, und wandte mit Abscheu dem Untier den Rücken. Als er sich aber noch einmal umblickte, da gewahrte er wieder die Jungfrau in ihrer vorigen Gestalt, die ihm nun mit klagender Stimme die Worte nachsandte: „Thörichter Knabe, hättest du die Schlange geküßt, so wäre ich jetzt erlöst und du der reichste und glücklichste auf Erden.“

702. Der feurige Mann in Friedelshausen.

Sonst kam in der Adventszeit droben von der sogenannten „Hut“ herab regelmäßig jeden Abend ein riesengroßer feuriger Mann, an dem man ganz deutlich die glühenden Rippen zählen konnte. Er ging an der „Burgmühle“ und an der „Aumühle“ vorüber hinter dem Pfarrgarten von Friedelshausen hin und verschwand nach und nach aus dem Gesicht.

Nun lebte vor etwa 60 bis 70 Jahren ein ehrbarer Pfarrer zu Friedelshausen, der hatte auch von dem Feurigen gehört und befahl seinem Knechte „Hannjörg", es ihm zu melden, sobald sich die Erscheinung zeigte.

Dies geschah denn auch noch am nämlichen Abend. — Darauf ergriff der Pfarrer die Peitsche, hieß den „Hannjörg" ihm in den Garten folgen und erwartete das Gespenst, welches er gehörig zu bearbeiten im Sinne hatte. Als dieses jedoch näher und immer näher herankam, schüttelte sich der alte Herr vor Grausen, reichte dem Knechte die Peitsche und sprach: „Hannjörg, den wollen wir laufen lassen!" eilte zurück ins Haus und hat sich nie wieder nach dem Feurigen umgesehen.

703. Die schwarzen Katzen und der Pfarrer von Friedelshausen.

Es geschah, als der Pfarrer von Friedelshausen in Schwarzbach heiliges Abendmahl gehalten, daß ihm auf dem Nachhauseweg zwei schwarze Katzen aus dem Korn entgegensprangen, sodaß sein Pferd scheu wurde und sich bäumte, auch nicht wieder zur Ruhe gebracht werden konnte, weil die Katzen immer an ihm in die Höhe hüpften und riefen: „Ga es ons Bichtkrützer wier" (d. h. gieb uns unsere Beichtkreuzer wieder). Da der Pfarrer die gottlosen Hexen nicht anders los werden konnte, so griff er endlich in die Tasche uud warf jeder den Beichtkreuzer wieder hin. Hätte er ein sogenanntes „Dreikreuzmesser" bei sich geführt und dieses, wie einst ein Pfarrer zu Unterkatza, über die unheimlichen Tiere weggeworfen, so hätte er die Hexen in ihrer natürlichen Gestalt vor sich sehen können.

704. Vom Wolfszähl bei Öpfershausen.

Von Öpfershausen nach Schwarzbach hin wird ein Stück Flur der „Wolfszähl" genannt. Über die Entstehung dieses Namens erzählen sie dort nachstehendes:

Zur Zeit, als es hier herum noch Wölfe gab, war dieses Vieh so dreist, daß es mitunter selbst in die Dörfer hinein sich wagte. So kam auch einer zu dem jetzt in Wiesen umgewandelten Teich in Öpfershausen, um sich hier ein Gericht Fische zu holen, und steckte zu diesem Zweck seinen „Zähl" (Schwanz) in das Wasser. Das that er denn auch an einem Wintertag bei ungewöhnlich strenger Kälte, ohne zu merken, daß ihm der „Zähl" in das Eis festfror. Als er nun auf einmal einige Leute mit Knütteln vom Dorfe her auf sich zulaufen sah, wollte er aus-

reißen. Das ging aber nicht mehr, denn der „Zähl" saß fest. Da that das Vieh einen mächtigen Ruck, riß sich dabei den Schwanz vom Leibe ab und eilte dem Walde zu.

705. Vom General von Auerochs zu Öpfershausen.

Im Jahre 1731 starb zu Öpfershausen der hessische General von Auerochs, der letzte seines Geschlechts. Er liegt dort in der Kirche begraben, wo auch noch sein Brustbild in einem sehr kunstfertig geschnitzten ovalen Holzrahmen zu sehen ist. Die Leute wissen noch viel von ihm zu erzählen. Er soll ein tapferer, aber unbarmherziger Kriegsoberst gewesen sein, der sich viel Schätze erpreßt und dabei auch das Kind im Mutterleibe nicht geschont habe. Die Sage nennt ihn kugelfest. Ritt er an der Spitze seiner Dragoner in die Schlacht, so rief er ihnen zu: „Fürchtet euch nicht vor den kleinen Kugeln, die fange ich alle auf, duckt euch nur vor den großen!" Und so war es auch; denn nach der Schlacht lüftete er jedesmal seine Hosen und schüttelte mehrere Schock Gewehrkugeln aus denselben. Dabei brummte er aber: „Die Hallunken haben ihre Erbsen wieder einmal nicht weich gekocht, der Pelz brennt mir gewaltig davon." Als er sich auf seine Güter zurückgezogen, hielt er sein unmenschliches Geld in einem Keller verschlossen, der auch später immer noch der „Geldkeller" genannt wurde. Der Haufen der dort aufgeschütteten hessischen Schillinge soll so groß gewesen sein, daß er seinem besten Knechte gestattete, drei Griffe in denselben zu thun, wenn er von morgens sechs bis abends sechs Uhr eine gleich große Menge Häckerling zusammenschneiden würde. Der Knecht wollte es versuchen; als jedoch der General am Abend in der Scheune erschien, in der der Knecht wie ein Teufel gearbeitet hatte, lächelte der Herr, führte ihn in den Keller und überzeugte ihn bald, daß er sich vergeblich abgemüht habe. Da jedoch der General guter Laune war, so gestattete er dem Knechte dennoch einen Griff in die Schillinge. Als aber der Knecht dabei sich tappig benahm und von oben in den Geldhaufen hinein griff, versetzte ihm sein Herr eine Ohrfeige mit der Bemerkung, daß man in einen Geldhaufen von unten nach oben und zwar mit hohler Hand hineingreifen müsse, und bewilligte ihm auch noch einen zweiten Griff als Entschädigung für die erhaltene Zurechtweisung.

Nach dem Tode des Generals — so erzählt die Sage weiter — erschienen die Staatsbeamten, um unter den üblichen Formalitäten vom Nachlasse Besitz zu ergreifen. Dieselben benahmen sich jedoch so knickerig, daß sie der alten Magd des Verstorbenen nicht

einmal so viel überließen, um sich ein Trauerkleid anschaffen zu können. Die Magd schnitt daher heimlich ihrem auf dem Paradebett liegenden Herrn das Rückteil aus seinem schwarzen Rocke und ließ sich aus demselben eine „Trauerbezze" (Trauerhaube) machen. Dieses Stückchen soll ihr aber der General so übel genommen haben, daß es ihn im Grabe nicht ruhen ließ und er fast jede Nacht auf das Schloß kam, wo ihn viele in dem des Rückteils beraubten Gewande gesehen haben wollen. Das Schloß wurde später abgebrochen, die Keller ausgefüllt und an jener Stelle ein Garten angelegt.

Auch erzählen sie noch in Öpfershausen von einem spukenden Mönch, der sonst vom Kloster Sinnershausen dorthin kam, die Kötzegasse (Götzengasse) hinauf schritt und an der Stelle, wo sonst ein Bildstock gestanden, durch eine Thür eintrat, den ehemaligen Pferdestall, jetzt die Försterwohnung, durchwanderte und im Schloßgarten verschwand.

706. Das Kuppenmännchen bei Mehmels.

Am Wege von Mehmels nach Schwarzbach erhebt sich äa der Trift eine kleine Basaltkuppe, dort haust ein graues Mnnnlein mit Spinnewebengesicht. Der Kuhhirt von Mehmels hat es oft gesehen. Die Erscheinung bringt Glück und Segen. Dem Hirten aber war es doch jedesmal gar gruselig dabei. Auch sein Vieh wurde scheu und unruhig.

„Ich lag, mein jüngstes Kind an der Brust, im Bette," so erzählte eine Frau aus Mehmels, „da hörte ich etwas aus der Stube in die Schlafkammer huschen. Als ich mich umdrehen wollte, stand das graue Männchen dicht neben mir und beugte sich über meine Schulter nach dem Kinde. Der Mond schien hell, ich konnte es deutlich erkennen: das Männchen hatte ein Spinnwebengesicht; aber um Hilfe konnte ich nicht rufen, mir schien die Kehle zugeschnürt. Da rief meine älteste Tochter: „Mutter, was steht dort und beugt sich über die Kleine?"" In dem Augenblick wich das Männchen zurück und trat zu Füßen an das Bett. „„Mache Licht!"" konnte ich jetzt herausbringen. Das Mädchen hatte Courage, stand auf und brachte bald Licht aus der Stube. Da aber war von dem Spuk nichts mehr zu hören und zu sehen." — Viele andere wollen das graue Männchen auf der Trift an der Kuppe gesehen haben.

707. Vom „Träbes“ bei Mehmels.

Eine ehemals sehr dichte Waldung, die sich nach Mehmels zu links von Katza nach dem oberen Wege, der von Wasungen nach Solz führt, hinaufzieht, wird das „Träbes“ genannt. Der Wald ist bis auf den heutigen Tag noch sehr verrufen. Er wimmelt von bösen Geistern. Denn Jesuiten und „Pöpelträger“ wenn sie nach Wasungen kamen, fingen die dort in den Häusern rumorenden Geister durch allerhand Hokuspokus in ledernen Säcken ein, banden diese fest zu und trugen sie in das „Träbes“. Hier prügelten sie den Spuk tüchtig durch, öffneten den Sack, ließen den Geist heraus und bannten ihn in die Waldung. Dadurch wurde diese so unsicher, daß selbst die Holzdiebe sie nicht einmal bei Tag betraten.

708. Spukgestalten u. Erscheinungen in der Nähe von Kaltenlengsfeld.

„Nicht allen Menschen ist's gegeben, Erscheinungen zu sehen, sondern nur denen, die im Zeichen geboren sind“ — sagt der Volksmund. Auf dem Weg von Kaltenlengsfeld nach Hümpfershausen, im sogenannten „First,“ einem großen Walde auf dem Hahnberg, ist es nicht geheuer.

Viele haben dort ein Sprechen im Walde gehört und doch niemand gesehen; andere haben einen Reiter auf einem Schimmel wahrgenommen, in dessen Begleitung ein schwarzer Mann daherschritt, der dann auf dem Kreuzweg feurig wurde.

Einst gingen zwei Kaltenlengsfelder Männer nach Oberweid. Der eine davon gewahrte unterwegs einen schwarzen Mann mit feurigen Knöpfen und erschrak auf das heftigste, während der andere nichts gesehen hatte. Der Schäfer von Oberweid meinte, andere hätten den auch schon gesehen.

Auf dem Tagstein, einem hohen Kalksteinfelsen zwischen Kaltenlengsfeld und Kaltennordheim, erschien ehedem ein kleines Männchen mit grünem Rock, grauem Hut nebst einer Feder auf demselben, welcher rauchte, dabei aber die Pfeife verkehrt im Munde hatte und alle, die ihn sahen, zum Tode erschreckte.

Auf dem Heimwege von Aschenhausen nach Kaltenlengsfeld hatte der alte Windmüller eine sonderbare Erscheinung. Dort vor dem Niederholz, wo man es am „Sonnenhof“ heißt, sah er neben dem alten Gemäuer einen herrlichen Garten mit prachtvollen Blumen. Es war am hellen Mittag; die Sonne schien brennend heiß. Dem Alten stiegen die Haare zu Berge, denn er kannte den Platz genau, dort hatte er in seinem Leben keinen Garten gesehen. Aber er lag doch da.

Im Niederholz suchten Kinder in der Mittagsstunde Beeren.

Da vernahmen sie ein arges Krachen und Rascheln. Eine prächtige Kutsche, von schwarzen Pferden gezogen, und ein bellendes Hündchen voraus, kam dahergefahren, wo doch sonst kein Mensch herumfährt. Den Kindern wurde es angst und bange, und sie machten sich schnell auf und davon.

709. Von der „Stillmich“ bei Kaltenlengsfeld.

Nach Untergang der Sonne begiebt sich ein Friedelshäuser Fuhrmann trotz der Einladung des Müllers, lieber zu bleiben, mit Mehl aus der Einödsmühle bei Kaltennordheim über den Hahnberg auf den Rückweg. Dort, wo das Niederholz mit dem Naßgehege zusammenstößt, ist ein stilles und unheimliches Plätzchen zwischen hochragenden und finsteren Fichten, die „Stillmich“ genannt. Hier bleiben die Pferde des Fuhrmanns plötzlich stehen. Der Fuhrmann gewahrt dicht vor ihnen einen baumhohen schwarzen Mann. Nach dem ersten Schrecken treibt der Fuhrmann die Pferde an und bewegt so den Schwarzen, auf die Seite zu treten. Dieser begleitet jedoch den Wagen bis zum großen Stein in der Nähe von Friedelshausen. Hier durch den Anblick seiner Heimat wieder ermutigt, beginnt der Fuhrmann zu fluchen und zu schimpfen, worauf der Schwarze sich langsam wieder zurückbegiebt.

710. Wie in Kaltenlengsfeld eine Frau ihrem verstorbenen Manne die Ruhe im Grabe raubt.

Zu Kaltenlengsfeld erzählen sie folgendes: Des alten Wehners Base weinte unaufhörlich über den Verlust ihres Mannes, daß sie gar kein Ende finden konnte. Als sie nun auch einmal auf ihrem Acker beim Mistbreiten wieder so recht ins „Flennen“ geraten war, sah sie ihren Verstorbenen plötzlich auf einem Misthaufen vor sich sitzen. Nun wurde sie gewahr, was sie gemacht hatte, und weinte nicht mehr.

711. Von den schwarzen Katzen am Hainrain bei Kaltenlengsfeld.

Der Roßdorfer Kreiser ging eines Tages, als es schon zu dämmern begann, mit einem aus Kaltenlengsfeld, der noch etwas mit ihm zu schwatzen hatte, von da nach Hause. Als die beiden den „Hairain“ (Heiderain) erreicht hatten, sprangen auf einmal zwei mächtige schwarze Katzen um sie herum, und sie mochten auch anfangen, was sie wollten, die Katzen wichen und wankten nicht von ihnen.

Da wurde der Kreiser, der ein guter Schütze war, endlich wild, riß das Gewehr von der Schulter und pfefferte auf die Katzen los. Die aber stießen ein schreckliches Hohngelächter aus und sprangen, als sei nichts geschehen, immer wieder vor den beiden her, sodaß der Kreiser alles zusammenfluchte. Da sprach der von Kaltenlengsfeld: „Wie wär's, wenn wir die Luder einfingen?" Und richtig, als sie oben am „Heierts" angelangt waren, hatten sie die Katzen beim „Kröps". Der Kreiser machte kurzen Prozeß und nagelte sie an der ersten starken Buche an.

Als der Kaltenlengsfelder sich bald darauf umwandte, war von den angenagelten Katzen auch keine Spur mehr zu sehen.

712. Petrus und der Teufel bei Kaltenlengsfeld.

Petrus und der Teufel stritten sich um eine Menschenseele, die zwischen Himmel und Hölle herumirrte, und da sie nicht einig werden konnten, so beschlossen sie, es auf den Ausgang eines Wettkampfes ankommen zu lassen. Da aber der Teufel ein gewaltiger Mähder war, so schlug er dem Petrus vor, eine Wiese in der Strut auf dem Hahnberge mit ihm zu mähen. Wer nun auf seiner Seite zuerst zu Ende sei, dem sollte die Seele verfallen sein. Und das war Petrus gern zufrieden, jedoch unter der Bedingung, daß ihm der Teufel, dem er nicht traute, sechs Hiebe vorausgeben möchte, damit er ihn nicht in die Ferse haue. Der Teufel lachte und nickte zu.

Als nun Petrus die sechs Hiebe gethan, zog er einen Stein aus seinem Gurt heraus und wetzte. Der Teufel, der mit mächtigen Hieben hinter ihm drein fegte und das Wetzen der Sensen noch nicht kannte, dachte, wenn Petrus lange so stehen bleibt, um an der Sense zu „klingeln", so will ich ihn bald überholt haben.

Als aber Petrus, nachdem er frisch gewetzt, mit raschen Hieben vorwärts kam, da wurde dem Teufel angst und bange und er rief: „He Petrus, klingele doch noch einmal!" Aber Petrus klingelte nur, wenn es nötig war und blieb dem Teufel, dessen Sense stumpf und immer stumpfer wurde, stets voraus, bis der letzte Grashalm unter seinen scharfen Hieben gefallen war. Petrus hatte die Wette und damit die Seele gewonnen, und der Teufel hatte das Nachsehen.

713. Von der weißen Frau bei Kaltenlengsfeld und dem Volke- oder Fockenberge.

Von Kaltenlengsfeld südwärts erstreckt sich ein enges, tiefes Thal, der „Grund" genannt. Links am Eingang liegt der Ochs-

berg und am linken Bergabhang, nahe dem Ende des Thales, die Kittelwiese. Dieser gegenüber, nach Kaltennordheim hin, wölbt sich der Volke- oder Fockenberg, auf dem eine Burg der Herren von Lengisfeld gestanden haben soll. Das Volk läßt sie durch einen unterirdischen Gang mit dem Schloß Meerlins in Kaltennordheim verbunden sein. Vom Fockenberg nach Kaltenlengsfeld führt ein Weg, der noch heutzutage der „Burgweg“ heißt. An diesem liegt im „Grunde“ die untere Mühle.

Dort auf der Kittelwiese, wo seit langer Zeit ein reicher Schatz verborgen war, hat sich die weiße Frau oft sehen lassen. Einst weideten Leute ihr Vieh daselbst und riefen: „Wiß Fraiche, geh rü!“ (gehe herüber). Darauf erschien die weiße Frau wirklich und kam auch auf die Leute zugegangen. Doch als diese solches wahrnahmen, ließen sie ihr Vieh im Stich und liefen, was sie nur laufen konnten.

Auf dem Ochsberg stand sonst ein Häuschen, darinnen führte die alte Barlies ein einsiedlerisches Leben. Zu der ist die weiße Frau von der Kittelwiese bei Nacht gar oft gekommen. Sie hatte einen großen Bund Schlüssel am Arm und winkte freundlich, daß ihr die alte Barlies folgen sollte. Der aber gruselte es jedesmal so sehr, daß sie sich zu dem Gange nicht entschließen konnte.

Auch auf dem Volke- oder Fockenberg muß die weiße Frau von der Kittelwiese einen Schatz so lange hüten, bis sie erlöst wird.

Ein Schäfer, der seine Herde dort droben weidete, sah einst das weiße Fräulein von der Ferne Knotten klengen, oder wie sie hier sagen, „keinen“. Bald verschwand das Fräulein. Da ging der Schäfer nach dem Platze, nahm eine Schöpfe voll Knotten von dem weißen Tuche und steckte sie, da sie schön glitzerten, in die Tasche. Auf dem Heimweg verfolgte ihn ein großer schwarzer Hund. Um ihn los zu werden, warf er ihm die Knotten einzeln entgegen, und der Hund verschlang gierig eine um die andere. Nur eine einzige brachte der Schäfer mit nach Hause. Sie hatte sich in ein Goldstück umgewandelt.

Ein anderer Schäfer sah an den Zäunen des Fockenbergs schöne Wäsche hängen.

Einige aus Kaltennordheim erzählten so: „Auf dem Volkenberge hat sonst ein stolzes Schloß gestanden. Die aber dort hausten, wurden immer gottloser und schlechter, so daß es der liebe Herrgott endlich selbst satt hatte und das Schloß mit Mann und Maus und allem, was drinnen, in den Erdboden versinken ließ, so daß man noch heutigen Tags an der Gestalt des Berges erkennen kann, wo der Turm und die übrigen Gebäude in dem Erdboden stehen. Der Schatz aber, der sich dort alle sieben Jahre

noch emporheben und den Menschen zeigen soll, hat die alte Heimin von Kaltennordheim schon längst weggeschnappt. Die ging eines Tages zur glücklichen Stunde dort hinauf, sah das Kesselchen mit dem funkelnden Golde stehen, griff rasch zu und trug es auf ihrem Rücken heim. Doch ganz ungerupft ist sie auch nicht davon gekommen, denn seit jenem Tage hat ihr der böse Feind einen barbarischen Buckel angemacht."

714. Wie der Kreiser zu Kaltenlengsfeld mit der Hexe fertig wird.

„Zur Zeit, als ich hier in Kaltenlengsfeld Kreiser war," so erzählt einer von da, „lebte eine Frau, von der wußten sie im ganzen Dorf, daß sie eine Hexe sei. Da passierte es nun, daß sie einen Ärger auf mich kriegte. Weil sie aber nicht an mich kommen konnte, so machte sie sich an meinen Vater, und der wurde auch getreten voll Läuse. Wir probierten nun zwar alles, aber das Ungeziefer war nicht fortzubringen. Ich ging also zu der alten Zigeunerin in Gehaus nach Rat. Wie ich den hatte, so nahm ich meine Flinte — das beste Gewehr von der Welt, das mich im Leben noch nicht gestoßen hatte, lud sie mit sieben Stück von den Läusen, ging — aber alles stillschweigend — nach dem Dreiherrenstein, nahm ungefähr fünfzehn Schritt Abstand, legte an, zielte, drückte ab und kriegte doch meiner Seel' einen Schlag, daß ich besinnungslos zu Boden stürzte. Als ich wieder zu mir kam und mich besann, was vorgefallen, da lag ich ein ganz End' von meinem Stand, ein Stück davon meine Mütze und wieder ein End' weiter die Flinte. Und ehe ich heim kam, hatte ich einen Backen so dick wie eine Metze; die Läuse aber waren auf und davon.

Wenn ich aber an der ihrem Hause vorbei mußte, da hätte einmal ein Mensch das Gesicht sehen sollen: wie eine richtige Feuerkatze. Sie machte dann, daß sie zur Thür hineinkam oder schlug das Fenster zu, daß die Scheiben klirrten. — Mein gutes Gewehr aber war und blieb durch jenen Schuß für immer verdorben.

715. Die weiße Jungfer in den „föllische" Bergen.

Es muß so zur Kirmeszeit gewesen sein, denn wenn auch noch einige „Molkensterne"*) da und dort herumflatterten, so rieselte doch schon lange das buntgefärbte Laub im Walde, — als sich ein Korbmacher von Kaltenlengsfeld in der Mittagsstunde von seinem Vieh, das er zur Weide getrieben, entfernte, um in dem

*) Schmetterlinge.

nahen Dickicht — man heißt's dort in den „föllische" Bergen*) — Ahorn zu seinen Korbflechtereien zu schneiden. Da erblickte er auf einmal gar nicht weit von sich unter einer alten Buche eine weiße Jungfer, die ihm mit einem weißen Tüchlein winkte, das ihr weit über dem Kopf hing.

Der Korbmacher blieb stehen und betrachtete mit Grausen — und er war doch eben kein Furchthase — die Erscheinung, deren Angesicht wie mit puren Spinnweben überzogen schien.

Einen Augenblick dachte er bei sich selbst: „Sollst du auf sie zugehen und sie anreden, oder ausreißen und den Jungen herbeirufen, weil sie so garstig aussieht!" Er that das letztere.

Als er bald darauf mit dem Jungen wieder an den Platz kam, war aber die Jungfer verschwunden. Der Korbmacher, hätte er's anders gemacht, wäre vielleicht ein reicher Mann geworden; so mußte er sich das Maul vor dem Essen abwischen.

716. Vom wilden Heer bei Kaltenlengsfeld.

Wenn man von Kaltenlengsfeld nach Wiesenthal geht, so hat man rechts vom Wege mehrere zum Teil mit Wasser ausgefüllte Erdfälle. Der größte und höchstgelegene heißt die „Donnergrube" und befindet sich am nordöstlichen Abhange des Hochrains. In diese zieht der wilde Jäger mit seinem Gefolge, dem „wüteninge Heer." Während des Zuges, der vom Loh aus durch die fuldaischen Berge über den hohen Rain hinbraust, ist in den Wäldern ein furchtbares Krachen und Geheul zu hören, als wollten Bäume, Blätter und Äste in den Boden sinken, und als sollte unter der Erde alles mit fortgerissen werden.

Oft tobt auch der Zug in der Nähe des Dorfes vorbei nach der Donnergrube hinauf. Seine Spuren werden von den Kaltenlengsfeldern auf dem Flachsfeld wahrgenommen und zeichnen sich durch besonders fette Streifen aus, die sich über das ganze Feld hin erstrecken und jedes Jahr selbst beim sorgfältigsten Bearbeiten des Bodens sichtbar werden.

Nähert sich das wütende Heer dem Roßhofe, so schweigen die Hunde, selbst wenn sie vorher noch so arg lärmten.

717. Das Heer in Hümpfershausen.

Einst zog das Heer durch die Kleienmühle zu Hümpfershausen, wo drei aufeinandergehende Thüren gerade offen standen. Da

*) in den fuldaischen Bergen.

berührt es das frischgebackene Brot, welches eben in der Hausflur aufgestellt war.

Von Stund an war ein solcher Segen in dem Brot, daß es gar nicht zu Ende gehen wollte, bis die Müllerin eines Tages ärgerlich ausrief: „Wenn doch nur das Brot endlich einmal all würde!" Und sofort wurde ihr Wunsch erfüllt.

*718. Von der Wahniser Buche.

In der Nähe von Herpf steht eine alte Buche, die dort unter dem Namen: „Die Wahniser Buche" allgemein bekannt ist. Man erzählt: Ein Landjäger Namens Wahnis hatte in Seeba eine Bande frecher Zigeuner mit Beihilfe einiger Ausschösser aus Herpf aufgehoben, um sie nach Maßfeld in Haft zu bringen. Unterwegs bat der Zigeunerhäuptling den Wahnis, einen kleinen angeblich ermüdeten Knaben der Bande doch hinter sich mit aufs Pferd zu nehmen. Und der gutmütige Landjäger willfahrte der Bitte. Doch kaum hatten sie den Wald erreicht, so rief auch der Zigeuner dem Knaben zu: „Johann, blos' mir einmal eins!" Und im Nu zog der Kleine unbemerkt eine Pistole aus der Tasche und drückte sie rücklings auf seinen Vormann ab, so daß dieser an der erwähnten Buche alsbald tot getroffen vom Pferde stürzte. Im nämlichen Augenblick blitzte auch schon in der Faust eines jeden der Bande ein blankes Messer. Die Ausschösser wurden überfallen und konnten, aus vielen Wunden blutend, kaum ihr Dorf wieder erreichen. Seit dieser Zeit ist es an der Wahniser Buche nicht geheuer.

719. Weshalb die Rippershäuser ihre Kirmes verloren haben.

In Rippershausen soll sonst eine gar fröhliche Kirmes gefeiert worden sein. Der dortige Schloßherr jedoch hatte eine sehr ausgebreitete und arme Verwandtschaft, welche eingeladen oder uneingeladen mit Kind und Kegel ihre Beine unter den Tisch des reichen Herrn Vetters steckten, so daß derselbe, der Schmarotzerei müde, die Kirmes im Dorfe ganz aufhob.

Nach andern erschlugen drei Rippershäuser einen ihrer Junker, der sie an die Würzburger Pfaffen verhandeln wollte, und verloren so ihr Kirmesrecht.

*720. Von der schwarzen Katze in Stepfershausen.

Eine aus Stepfershausen erzählte: „Sehn Sie, vor Jahren kam sonst zur Adventszeit jeden Abend, den Gott werden ließ,

eine große schwarze Katze über die Kirchhofsmauer, schlich eine Strecke an dieser hin, kam dann das Gäßchen herunter, ruhte eine Zeitlang auf der Straße und verschwand endlich mitten im Dorfe auf einem Platze, auf dem vor Zeiten ein Haus gestanden. Wer der Katze begegnete, trat ängstlich beiseite und ließ sie ruhig vorüberziehen, da jedermann wußte, daß es eine Hexe war, die bis dahin keine Ruhe im Grabe gefunden, und daß derjenige, der der Katze etwas in den Weg legte, derbe Ohrfeigen bekam.

Eines Abends standen mehrere Bauernburschen noch im Gespräche auf der Straße, da flüsterte einer: „die schwarze Katz!“ Und alle traten beiseite und machten ihr Platz. Als sie sich eine Strecke von ihnen niedergesetzt hatte, sagte der Hölzerhans, indem er einen Stein aufhob: „Ich will doch einmal sehen, ob ich der nicht eins versetzen kann.“ „„Thu's nicht, Hans, du weißt ja!““ riefen ängstlich die andern. Der Hölzerhans aber hatte Courage und warf. Und klitsch, klatsch hatte er alsbald ein paar gehörige Ohrfeigen. Am andern Morgen war ihm sein Kopf so aufgeschwollen, daß er fast aus keinem Auge mehr sehen konnte. Er hat die Katze nie wieder geneckt.“

*721. Vom Spuk beim oberen Thore in Stepfershausen.

Vorm oberen Thore in Stepfershausen wurde in die letzte Scheune zur Linken vor langen Jahren ein böser Geist getragen. Seit jener Zeit fährt dort kein „Zöllwagen“*) mehr über das Katzwasser, weil der Geist den jungen Eheleuten immer zurief: „Wille mit, wille mit!“ und ihnen Unglück brachte. Meist starb das eine oder das andere innerhalb eines Jahres.

*722. Wie der Teufel das ihm versprochene von der Hochzeit weghołt.

„Es ist nunmehr schon lange her, denn meine Mutter ist jetzt über 10 Jahre lang tot, und die trug doch schon lange vorher keine Kütze mehr, als wir von Wiesenthal wieder einmal mit Gerstunger Ware da droben herum auf dem Handel waren, da trafen wir's in Stepfershausen, daß gerade eine große Hochzeit war. Es waren reiche Bauersleute, und es ging hoch her. Nur hörten wir, daß der Braut ihre Mutter keinen guten Namen im Dorfe habe. Man munkelte, sie sei eine Hexe und hielte es mit dem Bösen und habe dem ihre Tochter schon zugesagt, als sie das Kind noch unterm Herzen getragen. Und das muß richtig so

*) Der Wagen, der die Ausstattung der jungen Frau abfährt.

gewesen sein; denn als sie bei der Hochzeit gerade über dem Essen saßen, wurde die Braut auf einmal käseweiß, stand auf und ging aus der Stube. Und da sie lange ausblieb, so dachten die Leute, sie sei einmal ins Dorf gegangen und habe einigen armen Leuten Essen gebracht. Ihre Mutter aber mochte es besser wissen, die konnte vor Angst nicht mehr bleiben und ging ein und aus. Endlich fiel es den Leuten doch auf; sie standen auf und suchten nach der Braut. Und — du großer Gott! — man denke sich den Schrecken: da lag sie in der Scheune mausetot. Der Teufel hatte sie dort die lange Leiter mit hinaufgenommen, hatte ihr droben das Genick gebrochen und sie dann in die Tenne herunter geworfen. Sehen Sie, das habe ich nun selbst in Stepfershausen erlebt.“ So schloß die alte Gerstunger Topfhändlerin aus Wiesenthal.

723. Von der Hexe zu Geba.

Zu Geba kam eine Frau in die Wochen. Da ihre Leute den Besuch einer Hexe aus dem Dorfe fürchteten, so hatte man vorsorglich die Schwelle mit † † † versehen, daß die Hexe hier keinen Zutritt haben konnte. Diese verwandelte sich daher nachts in eine schwarze Katze und kratzte jämmerlich miauend an dem Fenster, um so vielleicht durch dieses doch noch ins Haus zu kommen. Die Wöchnerin aber wurde dadurch gewaltig geängstigt, bat ihren Mann, ihr Ruhe zu verschaffen, und dieser eilte nun hinaus, ergriff die Mistgabel und stach der Katze drei Löcher in den Leib. Am andern Morgen lag die Hexe krank zu Bette und mußte den Feldscher rufen und sich von dem die Wunden kurieren lassen. Dem freilich erzählte sie, daß sie nachts vorher in etwas Spitziges gefallen sei.

*724. Von dem Spuke unterhalb Seeba.

Unterhalb Seeba an dem Abflusse des ehemaligen Sees lag vor Zeiten eine Mühle, an deren Stelle jetzt der Pflug geht. Hier geht zur Nachtzeit niemand gern vorüber, weil man dort allerlei Spuk begegnet. Bald erscheint ein riesiger Reiter ohne Kopf, bald begegnet man einem schwarzen Mann, bald wird man von einem großen schwarzen Hund verfolgt, oder es klappert, kracht und lärmt so arg, als ob die Mühle noch dort stünde und in tausend Splitter zerspringe. Der Maurer B., der sich in Meiningen verspätet hatte und dort noch vorüber mußte, hörte den gräulichen Spektakel; es war aber, als wenn alles unter der

Erde vor sich ginge. Zuletzt schien's, als ob dort sämtliche Äcker in eine Untiefe stürzten. Am andern Morgen sah man aber nicht die Spur von so etwas.

*725. Von dem Spuke im Wirtshause zu Seeba.

Im Wirtshause zu Seeba soll es gar arg spuken, und daran, sagen sie, sei ein Meineidiger, der dort gewohnt, allein schuld. Denn so einer hat keine Ruhe im Grabe und regt noch andere böse Geister auf, erscheint auch nicht immer in ein und derselben Gestalt. So der im Wirtshause zu Seeba, der alle sieben Jahre bald als kleiner scheckiger Hund, bald als schwarzer Mann mit einem Spinnwebengesicht spukt. Dort läßt sich aber auch noch eine schwarz gekleidete Frauengestalt ebenfalls alle sieben Jahre blicken. Sie sagen, es sei eine Nonne aus dem Kloster, das einst zu Seeba gestanden. Die beste mag sie bei ihren Lebzeiten auch nicht gewesen sein. Denn wenn sie durch die Wirtsstube schleicht, dann hat sie jedesmal die Arme in die Seiten gestemmt und hat das letzte Mal die Kinder so scharf angeguckt, daß diese geradehinaus schrieen und ihre Mutter aus der Küche herbeiriefen. Als die aber kam, hatte sie sich schon aus dem Staube gemacht.

*726. Vom „Seeb" bei Seeba und dem Träbeser Loche.

Von dem bei dem Dörfchen Seeba gelegenen 1831 in Wiese umgewandelten großen, wasserreichen Teiche, im Volke das „Seeb" genannt, sowie von dem tiefen, trichterförmigen, mit Bäumen und Sträuchern bewachsenen Erdfall auf dem Sattel der großen und kleinen Geba, dem Träbeser Loche, geht nachstehende Sage:

Eine sterbende reiche Witwe verteilte ihre Habe unter ihre beiden Söhne. Als man bei der Auseinandersetzung an eine große Wiesenfläche kam, wollten sich beide Brüder dem Willen der Mutter nicht fügen und gerieten so heftig aneinander, daß sich die sterbende Mutter darüber gar arg entsetzte und das Grundstück in der Weise verfluchte, daß sich das zu jener Zeit mit Wasser gefüllte Träbeser Loch noch in selbiger Nacht entleeren und die Wiese in Grund und Boden hinein verderben möchte. Am andern Morgen lag die Mutter auf dem Stroh, der tiefe Träbeser Trichter war leer und die verfluchte Wiese in das „Seeb" verwandelt.

Bechstein, III. S. 124.
Witzschel, II. Nr. 48.

*727. Von dem Feuermann zwischen den Ölbergen bei Seeba.

Oberhalb des Dorfes Seeba liegen zwei Kalkkegel, der große und der kleine Ölberg, in deren Nähe sah mein Großvater, der Kreiser war, als er noch einmal spät vom Anstand kam, einen riesengroßen Feuermann, der einen schweren Grenzstein auf der Schulter trug. Der Kerl kam gerade auf ihn los und frug mit ganz hohler, Stimme: „Wo setz' ich ihn nur hin?" Und als mein Großvater ihm antwortete: „An seinen alten Platz!" da seufzte der Feurige tief auf, sagte Gott Dank und reichte meinem Großvater die Hand hin. Der aber war klug genug und legte ihm statt der Hand das Gewehr in die glühende Pfote. Am andern Morgen sah er ganz deutlich die Fingermale tief in den Schaft hineingebrannt. Seit jener Zeit hat sich der Feuermann dort nicht wieder sehen lassen.

* 728. Von dem Dorfe Herpf.

Einer der ältesten Orte Meiningens mag wohl das Dorf Herpf sein. Es kommt bereits um das Jahr 788 in alten Urkunden vor und ist mit einer Ringmauer umgeben. Vor dem Orte liegt der Kirchhög, auf dem, der Sage nach, die erste Kapelle oder Kirche gestanden. Sie wurde dann in Folge von allerlei unheimlichen Erscheinungen, welche hier vorkamen, auf ihren jetzigen erhöhten Platz im Dorfe verlegt, auf dem, wie die Sage weiter berichtet, vorher ein wohlbefestigtes Mönchskloster gestanden hatte.

*729. Vom „Mönchsbrunnen", der „Mönchswässerung", dem „Holler-Busch" und dem spukenden Fuhrmann.

Zur Zeit, als das Kloster noch in Herpf stand, bestahl ein Mönch die schwere Klosterkasse. Er wurde jedoch mit dem Fuhrmann, den er zur Wegschaffung des vielen Geldes gedungen, vor dem Dorfe eingeholt, zurückgebracht und unfern des Dorfes auf dem rechten Ufer der Herpf in der Nähe einer Quelle gerichtet. Hier muß er zur Strafe bis auf den heutigen Tag noch umgehen und hat schon viele erschreckt. Der Brunnen führt seit jener Zeit den Namen „Mönchsbrunnen" und eine nahe Stelle heißt die „Mönchswässerung," weil der Spuk eine von den Herpfern später dort angelegte Wässerung nicht duldete und die des Tages ausgeführte Arbeit jedesmal in der Nacht wieder zerstörte. Ein hier befindlicher Hollerstrauch, bis zu dem der Mönch wandert und der seitdem jedes Jahr von den Bauern ausgeackert wurde, grünt in jedem Lenze aufs neue.

Aber auch der Fuhrmann, der samt seinen Pferden ohne Kopf ist, wurde mit seinem Wagen auf dem links von der Herpf gelegenen alten Wege gar vielfach gesehen.

* 730. Von dem Grabenbocke und dem Grabenlichte in Herpf.

In Herpf in der Nähe der Kirche und Schule war am Ende des sogenannten „Graben" abends eine Spinnstube. Gegen neun Uhr gingen die Mädchen weg, um frischen Brunnen zu holen. Das benutzten ihre Bursche, holten schnell eine Waschbank herbei, hüllten einen derselben in ein weißes, leinenes Tuch, legten ihren Kameraden anscheinend als Leiche auf die Bank und versteckten sich dann, die Mädchen erwartend. Als diese zurückkehrten und die scheinbare Leiche erblickten, brach eine derselben mit einem lauten Schrei auf der Stelle tot zusammen. Entsetzt stürzten die Bursche aus ihrem Verstecke herbei. Und da sie bemerkten, daß auch ihr Kamerad auf der Bank kein Glied rührte, enthüllten sie ihn angstvoll. Das Gericht hatte ihn erreicht, auch er war tot.

Seit jener Zeit muß der Frevler jeden Abend zur Adventszeit von dem nahegelegenen Spritzenhause aus in der Gestalt eines großen Stieres mit breitem Kopfe, gewaltigen Zähnen, gewundenen Bockshörnern und einem Löwenschwanze auf dem Graben umgehen. Man nennt den Spuk den „Grabenbock."

Vom Graben zu Herpf geht zur Adventszeit auch zuweilen noch ein blaues Licht durch das sogenannte „Stinkgäßchen" nach dem weiland unteren Thore. Hier bleibt es eine Zeitlang sitzen, worauf es dann in einem Keller unter einer gegenüberliegenden Scheune verschwindet.

* 731. Von der Pest in Herpf.

Zur Zeit der Pest war in Herpf ein so arges Sterben, daß es keine Hände mehr gab, um den reichen Erntesegen einzuheimsen. Man sah sich daher gezwungen, aus dem nahen katholischen Gebiet Arbeiter dazu zu dingen und, um diese nicht scheu zu machen, die Leichen des Nachts, während jene auf dem Felde lagerten, in Massen zu beerdigen. Das Sterben muß aber gewiß arg gewesen sein, denn ein Weibsbild, welches den Arbeitern das Essen zur Nachtzeit hinaustrug, wurde von diesen befragt, was denn das nur für ein fortwährendes Hin- und Herfahren im Dorfe sei; sie hätten es nun fast alle Nächte hindurch hören müssen und sähen doch nicht, daß auch nur ein einziger Getreidehaufen von dem Felde abgefahren wäre. Auch vernähmen sie jede Nacht einen gar seltsamen Gesang und endlich die Worte: „Eßt Bibernell, sonst sterbt ihr schnell!" Dem Weibe aber blieb keine Zeit zur Beantwortung dieser Frage, denn kaum hatte sie dieselbe vernommen, als auch sie tot zu Boden stürzte. Endlich schwebte die Pest

hinter einem der Leiterwagen in der Gestalt eines blauen Wölkchens nach dem Friedhofe hin und verkroch sich in eine der Mauerritzen, wo man sie auf der Stelle sorgfältig verpflöckte. Von Stund an starb in Herpf keiner mehr an der Pest.

*732. Von der weißen Jungfer im „Straß“- oder „Jungfernbrunnen“ bei Herpf.

Von Herpf nach dem nahen Seeba liegt dicht am Wege ein Brunnen, welcher der Straß-, seltener der Jungfernbrunnen genannt wird. In demselben hat eine weiße Jungfer ihren Sitz aufgeschlagen. Man erzählt sich dort folgendes: Vor langen Jahren besuchte eine weiße Jungfer die Spinnstube in der oberen Mühle, wo sie, ohne jedoch ein Wörtchen zu sprechen, gegen jedermann gar freundlich und zuthunlich that. Schlug es zehn, so erhob sie sich von ihrem Sitz und verließ das Haus. Eines Abends wurde sie aber über die Zeit zurückgehalten. Da wurde sie traurig und schied mit wehmütigen Blicken von der heiteren Gesellschaft. Einige junge Bursche schlichen ihr nach und sahen auch ganz deutlich, wie sie in dem „Straßbrunnen“ verschwand. Und als sie näher traten, da gewahrten sie zu ihrem Schrecken, daß auf einmal Blut statt Wasser floß. Seit jenem Abende hat sich die weiße Jungfer nicht wieder in der oberen Mühle blicken lassen.

An dem „Straßbrunnen“ fährt auch schon seit undenklicher Zeit kein „Zöllwagen“ von Seeba mehr vorüber. Einige, die es vor langen Jahren dennoch wagten, hörten aus der Tiefe des Brunnens die Worte rufen: „Heut am Altar, übers Jahr auf der Totenbahr!“ und es traf jedesmal zu.

*733. Der „Jungfernstein“ bei Herpf.

Von Herpf am Wege nach Meiningen liegt ein halb verwitterter, länglich rechteckiger Stein, auf dem in früherer Zeit ein Totenkopf in erhabener Arbeit zu sehen war. Die Platte wird der „Jungfernstein“ genannt, und es wird jedes Jahr um sie herum aufgeräumt. Die freundliche thätige Hand aber kennt niemand. Über dieses sonst nur wenig beachtete Denkmal berichtet die mündliche, wie die schriftliche Überlieferung nachstehendes:

Das Dorf Herpf war im dreißigjährigen Kriege von den Kaiserlichen besetzt. Zu dieser Zeit begleitete das schönste und tugendhafteste Mädchen des Dorfes, Namens Brigitta, ihren Liebsten, den Maurer Memmler ein Stück Wegs nach Meiningen; dies hatte ein Rittmeister der böhmischen Reiter, der ein Auge auf das

Mädchen geworfen, bemerkt und überfiel es auf dem Rückwege, nahe beim Dorfe, in sündhafter Lust. Das Mädchen wehrte sich verzweifelt gegen den Räuber, sodaß er dasselbe in blinder Wut durch einen Degenstich in die Brust tötete und den Leichnam auf jener Stelle liegen ließ. So fand ihn der heimkehrende Liebste und schwur, die Blutthat zu rächen; er grub ihr auf jener Stelle ein Grab, meißelte noch mit eigener Hand den Denkstein und eilte sofort racheburstig ins schwedische Lager.

Seine Heimat hat er nie wieder betreten, an dem Steine aber soll sich bis heute noch an gewissen Tagen eine nackte Jungfer, die von einem schwarzen Pudel umkreist wird, sehen lassen.

*734. Vom Hackmännchen im „Eutel“.

Im Walde zwischen Herpf und Merkers, dem „Eutel“, spukt ein kleines graues Männchen mit Spinnwebegesicht, das „Hackmännchen.“ Leute, die dort in das Leseholz gehen, haben es so gut gesehen und hacken hören, wie die Holzmacher, in deren Nähe es sich oft mit seinem Spinnewebengesicht auf einem der gefällten Stämme niederläßt.

Es hackt und hackt immer zu und muß dort bis zum jüngsten Tage noch hacken, ohne daß auch nur ein einziger Stamm von dem Hacken fällt, zur Strafe dafür, daß es einmal an einem Sonntage ging, in dem „Eutel“ Holz zu stehlen.

*735. Von dem Schwarzen zwischen Bettenhausen und Herpf.

Zwischen Bettenhausen und Herpf hat sich nachts schon manches unheimliche Wesen sehen lassen. Ein Meininger Metzger, der sich auf dem Heimwege in Helmershausen verspätet hatte und über Bettenhausen nach Herpf zu fuhr, sah an dem kleinen Hölzchen an der Straße plötzlich einen dunklen Mann, der sich mit der einen Hand an seinem Fuhrwerke festhielt. Der Metzger, der an nichts Arges dachte, frug: „Wollt Ihr vielleicht mitfahren?“ und im Nu saß auch schon der Schwarze an seiner Seite. Und das war so schnell und leise geschehen, daß ihn der Metzger ganz erschrocken scharf ins Auge faßte und nun erst gewahrte, wen er zum Mitfahren eingeladen. Aber auch der Gaul mochte es merken, denn der lief, was er nur laufen konnte. Vor dem Dorfe Herpf war der Schwarze, ohne daß es der Metzger bemerkt hatte, an seiner Seite verschwunden. Ganz in Schweiß gebadet kam der Mann in Meiningen an und mußte lange Doktor und Apotheker gebrauchen.

736. Von dem steinernen Kreuze an der Brücke zu Walldorf.

Nur wenige Schritte oberhalb der Walldorfer Brücke steht am rechten Ufer der Werra noch ein gegen zwei Fuß hohes, steinernes Kreuz, von dem erzählen die Leute: Als im dreißigjährigen Kriege der kaiserliche General Aldringer mit seinem raubenden, sengenden Kriegsvolke von Walldorf hier die Brücke passierte, ertrank hier einer der Offiziere samt dem Pferd, dem hierauf die Seinigen obiges Kreuz setzen ließen.

Ein Feldweg, der von hier aus zwischen den Straßen nach Wasungen und Wallbach sich aufwärts nach der sogenannten „Hochstraße“ zieht und den der erwähnte General damals auf seinem Zuge nach Schmalkalden einschlug, heißt seit jener Zeit die „Aldringer Straße.“

737. Der Aldringer Stein.

Dort, wo sich die Hochstraße in der Gegend von Walldorf nach dem Werrathal zu senkt, steht ein unansehnlicher, einige Fuß hoher Stein am Wege. Das Volk heißt ihn den „Aldringer Stein“, und sagt, daß hier der kaiserliche General Aldringer im 30jährigen Kriege gefallen sei.*) Es geht dort um.

738. Vom Kroatenglöckchen zu Walldorf.

Von einem Glöckchen in Walldorf, welches früher an der südöstlichen Seite des Turmes hing, geht folgende Sage:

Als die gefürchteten Kroaten im dreißigjährigen Kriege dem Dorfe sich näherten, begann das erwähnte Glöckchen, obgleich es keinen Klöppel mehr hatte, heftig zu läuten. Durch dieses Wunder wurde die Gemeinde gewarnt und hatte gerade noch Zeit, sich vor der heranstürmenden Rotte mit ihrer besten fahrenden Habe zu retten, worauf dann die Kroaten den Ort ausplünderten und bis auf den besagten Turm niederbrannten.

Nach einer andern Überlieferung sollen freilich die Walldorfer selbst das Warnungszeichen gegeben und die Kroaten dann erst, um dies zu verhindern, den Klöppel herausgeschnitten haben.

Das Glöckchen, welches im Jahr 1821 umgegossen wurde, hängt jetzt in Walldorf bei den Kirchenglocken und trägt unter anderm auch folgenden Reimspruch:

Unverstand schlug mich entzwei,
Und Jakob Bittorf goß mich neu.

Bechstein, IV, S. 115.

---

*) Die Geschichte läßt ihn 1634 auf der Landshuter Brücke fallen.

739. Vom Umgänger im „Weingartenthal."

Unterhalb Welkershausen in der Nähe von Walldorf liegt nach der Werra zu das sogenannte „Weingartenthal". Hier geht einer um, „der Gottbehüt". Er kam mit seiner jungen Frau vom Altare, setzte sich mit derselben in einen Wagen und fuhr toll drauf los. Die junge geängstigte Frau bat flehentlich, von dem Treiben abzulassen. Er aber lachte und trieb die Pferde desto toller an. So geschah es denn, daß diese, als sie am „Weingartenthal" dicht an der Werra anlangten, scheuten, mit dem Wagen in den Fluß stürzten und samt den Insassen ertranken. Der übermütige Fuhrmann, der „Gottbehüt", hat bis heute noch kein Ruhe im Grabe.

*740. Vom Schatze auf dem Landsberge zwischen Meiningen und Walldorf.

Ungefähr eine halbe Stunde unterhalb Meiningen springt ein Bergrücken in das Wiesenthal der Werra vor, den bis zum Bauernkriege die Burg Landwehr, später Landsberg, krönte und von der nur noch der Rest eines gesprengten Turmes und weniges Mauerwerk vorhanden war, als Herzog Bernhard von Meiningen im Jahre 1836 dort oben den Neubau der jetzt zur Zierde der Gegend gewordenen Burg Landsberg begann. Die Sage erzählt:

a. Lange bevor die neue Burg dort oben stand, kam einmal ein Jägersmann während der Jagd in die Nähe des verfallenen Turmes, da trat ihm plötzlich ein winzigkleiner Zwerg freundlich entgegen und überreichte ihm eine prächtige Schlüsselblume, an deren Wurzel ein Schlüssel hing; zugleich forderte der Zwerg den Jäger auf, sich mit Hilfe des Schlüssels in den Besitz des dort oben vergrabenen reichen Schatzes zu setzen; doch in dem Augenblick, wo sich der Jäger dazu anschickte, rief ihn das Jagdhorn seines gestrengen Herrn an dessen Seite. Als der Jäger später nach dem Platze zurückeilte, um den Schatz zu heben, war der Eingang verschwunden und alles Suchen nach demselben vergeblich.

Bechstein, III. S. 211.

b. Viele wollen auch dort oben die weiße Jungfer mit dem Schlüsselbunde am Gürtel, die sich in der nahegelegenen Haßfurt zu gewissen Zeiten blicken läßt, gesehen haben.

Ein Walldorfer erzählte: „Meine selige Mutter arbeitete eines Tages gerade in der Mittagsstunde in dem an der neuen Brücke gelegenen „Flurschützengärtle", da sah sie zu ihrem größten Schrecken die weiße Jungfer mit dem Schlüsselbunde am Gürtel am Schlosse

Landsberg über den sogenannten roten Berg her auf sich zukommen. Als die Jungfer das „Gärtle" erreicht hatte, bog sie sich über den Zaun und winkte meiner Mutter in einem fort; diese aber hatte sich so entsetzt, daß sie vollständig die Besinnung verlor; hätte sie sich ein Herz gefaßt und wäre mitgegangen, so wär' ich jetzt vielleicht ein reicher Mann."

*741. Von der Habichtsburg bei Meiningen.

Unfern der Burg Landsberg liegen in südlicher Richtung in einem einsamen Waldthale, die „Haßfurt", dicht über der früheren Hoch- oder Weinstraße auf einem steil in das Thal abfallenden Kalkfelsen, die Reste der alten Habichts- oder Haßburg, die der Sage nach schon zu Anfang des zehnten Jahrhunderts gegen die Einfälle der Hunnen erbaut worden sein soll. In Urkunden kommt sie zuerst um das Jahr 1100 vor.

Der Sage nach zeigt sich auch hier die weiße Jungfer, gewöhnlich die „Haßfurtsjungfer" genannt. Auf der Burg bewacht sie noch reiche Schätze in Silber und Gold. Einer aus Walldorf war so glücklich, die Schätze dort offen ausgestellt zu finden, nahm einen blinkenden Teller mit nach Hause, der war von gediegenem Silber, und viele haben ihn gesehen.

Manche wurden auf der Burg, wie in dem Walde, von einem großen schwarzen Hunde mit feurigen Telleraugen erschreckt; andere sind von unsichtbaren Geistern stark mit Steinwürfen traktiert worden. Es thun dies die in früherer Zeit von den Minoritenmönchen in Meiningen nach der „Haßfurt" getragenen und dann hierher gebannten bösen Poltergeister.

Bechstein, III. S. 209.

*742. Vom Drachenberge bei Meiningen.

Der Sage nach soll der bei Meiningen gen Osten sich erhebende Drachenberg von einem schrecklichen Drachen, der auf ihm hauste, seinen Namen erhalten haben. Auch stand hier, unfern des jetzigen Bahnhofs, in sehr früher Zeit ein Ordenshaus der Tempelherren. Einst ging ein Handwerksbursche über den Drachenberg nach Meiningen; als er an die Stelle gekommen war, wo einst das Ordenshaus gestanden, stieß er plötzlich auf eine breite und tiefe Bergspalte, trat neugierig näher und sah zu seinem Schrecken an einem mächtigen Tische zwölf Ordensritter, in ihre weißen Mäntel mit den roten Kreuzen gehüllt, in schlafender Stellung sitzen. In seiner Angst rief der Bursche: „Gelobt sei Jesus

Christ!“ und im Augenblick erhoben sich die zwölf und sprachen alle zusammen das: „In Ewigkeit, Amen! Auf diesen Gruß haben wir nun über 500 Jahre lang gewartet,“ und ehe es sich der Handwerksbursche versah, war alles wieder vor seinen Augen verschwunden.

* 743. Was sich während der ersten evangelischen Predigt in der Meininger Kirche zugetragen.

Als der Graf von Henneberg die Stadt Meiningen von dem Bischofe von Würzburg eingetauscht hatte, befahl er, die erste evangelische Predigt in der Pfarrkirche zu Meiningen abzuhalten. Bei dieser Gelegenheit soll es sich nun zugetragen haben, daß mitten in der Predigt, gerade wie das Volk am andächtigsten gewesen, auf Anstiften des Satans eine helle Stimme überlaut gehört worden sei, die gerufen habe: „Feuer! Feuer! Feuer zur Gans!“ worauf das Volk arg erschrocken und zu Haufen aus der Kirche geeilt sei. Als die Leute jedoch zur Herberge gekommen, kein Feuer entdeckt und sich beim Gottesdienst wieder eingestellt hätten, da habe der Pfarrer sie ermahnt und gesagt, sie sollten sich nicht an solches Teufelsgespenst kehren, denn es verdrösse den Teufel, daß er nun Christi Wortes, des Evangeliums, wegen aus seinem Tempel und Neste, welches er lange Zeit friedlich inne gehabt, weichen sollte. Kaum jedoch habe der Pfarrer dies gesprochen, sei jener Ruf von neuem erschollen, und das Volk habe sich abermals aus der Kirche gedrängt, so daß sogar dabei eine ohnmächtig geworden. Wie nun das Volk wiederum getäuscht in die Kirche zurückgekehrt sei, da hätte sie der Pfarrer strenger als zuvor ermahnt und ihnen bemerkt, daß sie an dem Gespenste eigentlich erkennen sollten, wie ungern der Satan diesen seinen innegehabten Palast räume.

Als nun der Teufel eingesehen, daß er hiermit nichts habe erreichen können, da sei er in ein altes Weib gefahren, welche einen Arm in die Höhe gereckt und mit heller Stimme aufgejauchzt. Hierauf hätte der Rat einen seiner Diener abgeschickt, der sie aus der Kirche nach dem Hundehause abgeführt, allwo sie nach einigen Arresttagen wieder zu sich selbst gekommen.

Bechstein, III. S. 208.

* 744. Von der „Ganß“ in Meiningen.

Güth, Poligraphia Meiningensis, das ist, Gründliche Beschreibung der uralten Stadt Meiningen; neu herausgegeben von E. Schaubach. Meiningen 1861, 4. S. 31.

Das Schau-Hauß und Fleisch-Bäncke, so in einem Bau von

zweyen Stockwercken hoch, eins von Steinen, das andere von Holtz, bestehet, liegt an einem Orth, die „Ganß“ genannt, von dem man davon hält, daß er umb deßwillen also sey benannt worden, weil die Gänse daselbst einen flüchtigen Hertzog aus Franken, so sich in der Flucht daselbst auffgehalten, des nachts aufgeweckt, daß er erwachet und seinem nachjagenden Feind entgangen.

*745. Von dem Birnbaum im Zwinger.

Güth, Poligraphia Meiningensis, herausgeg. von E. Schaubach 1861, S. 267.

Den 5. Augusti (1642) trug sich zu, als Lieutenant Balthasar, die Mauern und Gelegenheit des Orts zu besehen, mit etlichen Officiren umb die Stadt spatzierte, wird er unter andern eines Birn-Baumes in dem Zwinger gewahr, so zwar voller Früchte gehangen, aber, seinem Bedünken nach, der Stadt etwas schädlich gewesen, drümb er Befehl gethan, daß man denselben umbhauen sollte, welches ihn aber so bald gereuet, und verhofft, weil er so fruchtbar, er würde der Stadt nichts Böses bringen. In dem aber solcher gestalt über den Baum gerathschlaget ward, und der Obriste Lieutenant kaum außgeredet hatte, wendet sich der Baum von sich selbsten, drehet sich, wie eine Weide, in die Krümme, und fällt auff das kleine Mäuerlein nieder.

*746. Von einer seltsamen Erscheinung während der Belagerung der Stadt Meiningen im dreißigjährigen Kriege.

Güth, Poligraphia Meiningensis ꝛc. S. 268 ff

Als im Jahre 1645 die kleine schwedische Besatzung unter dem Obrist-Lieutenant Balthasar Rudiger von Meiningen aus den Würzburgern vielen Schaden zufügte, rückte der Bayrische Oberst Sporck, dem später noch das de Lavoix'sche Regiment nebst anderen Truppen Zuzug leisteten, vor die Stadt, berannten sie und warfen Feuer hinein. Da ist es geschehen, daß ein Engel in der Gestalt eines weißen Mannes, der hart bedrängten Stadt zu Hilfe gekommen. Als dies die Belagerer gewahrten und sogar wahrnahmen, wie eine in die Stadt geworfene Granate wieder zurück in ihre Reihen flog und diesen großen Schaden zufügte, da hoben sie sofort die Belagerung auf und zogen in großer Eile ab.

*747. Von dem Wechselbalg in der Neußengasse zu Meiningen.

In der Neußengasse wohnte einst eine arme, aber fromme Frau, die ein bildschönes kleines Kind hatte. Auf dergleichen

Leute aber hat der Teufel und sein Gelichter, die Hexen, es immer abgesehen, deshalb stahlen sie der Frau in der Reußengasse eines Tages das Kind und legten ihr dafür einen gar gräulichen Balg in die Wiege, der den ganzen Tag schrie, dabei nicht satt zu machen war und sich unaufhörlich besudelte. Die arme Frau war untröstlich, und da sie selbst keinen Rat wußte, so ging sie in das Minoritenkloster zu dem Guardian. Der half. Er gab der Frau den Rat, Eierschalen zu sieden und den Wechselbalg neben den Kessel niederzusetzen. Als die Frau des Guardian Rat befolgte, frug plötzlich der Wechselbalg, der bis dahin noch nicht gesprochen hatte: „Mutter, was machst du da?" Die Frau antwortete: „ich koche Eierschalen", da lachte der Balg hellauf und sprach: „Ich bin so alt, wie der Thüringerwald, habe aber noch nicht erlebt, daß man Eierschalen kocht," und verschwand. Als die Frau darauf nach ihrem Kämmerlein eilte, lag ihr Kind ruhig schlafend in der Wiege.

*748. Vom Kutschebart in Meiningen.

Es kann nunmehr wohl über ein Jahrhundert her sein, vielleicht ist's auch noch etwas länger, daß bei uns hier in Meiningen mal einer Namens Kutschebart lebte. Was der eigentlich gewesen, weiß keiner mehr so recht. Die einen sagen, er war ein Stallmeister, die andern, er war nur ein Kutscher oder ein Reitknecht, wieder andere wollen wissen, der Kutschebart habe zur Jägerei gehört, alle aber sagen, er sei ein Teufelskerl gewesen, und das steht fest, denn er hatte wirllich einen Pakt mit dem Gottseibeiuns geschlossen, daher weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe, und ritt fast jeden Tag auf seinem Schimmel zur Mitternachtszeit auf den Spittelsberg hinauf, wo ihn dann der Böse in allerlei schwarzer Kunst unterrichtet haben soll. So hatte er unter anderm auch sein Haus gegen Feuerschaden gefeit, denn beim Niederreißen einer Wand des Hintergebäudes seiner in der oberen Marktstraße, dem Kapellenplatze gegenüber, gelegenen Wohnung fand ein späterer Besitzer unter einem Balkenriegel eine Papierrolle mit der Aufschrift:

„Ich gebiete Dir, mein Haus und Hof,
Mein Weib und Kind vom Feuer zu verschonen!
Kutschebart."

Die hiesigen Ratsherrn wollten, als sie die Schrift gelesen, diese auf dem Rathause aufbewahren, der Besitzer des Hauses jedoch wollte das nicht und ließ sie an ihrem alten Platz wieder anbringen. Und das war gut, denn als mehrere Jahre darauf ein dicht an jene Wand stoßendes Haus niederbrannte, blieb das

Hintergebäude vom Feuer verschont. Dem Kutschebart aber, als seine Zeit um war, soll der Teufel droben auf dem Spittelsberge den Hals umgedreht haben, man fand ihn dort eines Tages, wo der alte Birnbaum am Wege nach Grimmenthal steht, und dort soll er auch bis heute dem einen und dem andern zur Nachtzeit erschienen sein.

*749. Woher der Name „Dreißigacker".

Als jenes Bergplateau, auf welchem sich später die Forstakademie Dreißigacker erhob, noch öde und wüste dalag, da soll sich zuerst der Scharfrichter dort oben angebaut haben, um in der Nähe des hier aufgerichteten Galgens zu wohnen. Nun sei es einmal vorgekommen, daß, als er einem armen Sünder den Kopf abgeschlagen hatte, der kopflose Kerl plötzlich wieder aufgesprungen und noch über dreißig Äcker hinweggelaufen sei, ehe er zusammengebrochen wäre. Von diesem Ereignisse habe nun das später hier entstandene Dorf seinen Namen erhalten.

*750. Von dem Hexenberge bei Maßfeld.

Vor einigen hundert Jahren wurde einmal der Wundarzt Gmälin zur Nachtzeit von Meiningen nach Maßfeld zu einer Wöchnerin gerufen. Als er in die Nähe des Hexenbergs kam, sah er dort, wie sich drei Hexen auf einem Rasenplatze einen Gegenstand mit den Worten: „Schick mir's zu!" zuwarfen. Der Doktor hielt sein Rößlein an, sah dem Treiben eine Weile zu und rief dann: „In Gottes Namen, schickt mir's zu!" Und plötzlich lag auch schon ein Wickelkind in seinen Armen, die Hexen aber waren verschwunden. Als der Doktor das Haus der Wöchnerin betrat, fand er alles in der größten Bestürzung, denn ihr Kind war gegen einen scheußlichen Balg vertauscht worden. In dem Augenblick jedoch als der Doktor mit dem rechten Kinde an das Lager der Wöchnerin trat, war auch vom Wechselbalg nichts mehr zu sehen.

*751. Von dem vermeintlichen Hexenmeister Hans Schau und der Buche im Köhlerberge bei Maßfeld.

In der Nähe der Brücke von Untermaßfeld liegt ein Berggarten, der Köhlersberg. In diesem steht eine kräftige Buche, von der geht nachstehende Sage:

Vor langen Jahren wurde ein gewisser Hans Schau aus Leutersdorf der Hexerei angeklagt, durch die Tortur zum Ge-

ständnis gezwungen und darauf als Hexenmeister zum Feuertode verurteilt. Als darauf die Prozession durch den Köhlersberg nach dem Hexenberge zog, deutete der vermeintliche Verbrecher auf einen dürren Pfahl und sprach: „Leute, ich bin so unschuldig, wie dieser Pfahl, Gott wird ein Zeichen an ihm thun.“ Als hierauf nach der Exekution die Menge dort wieder vorüber wanderte, sahen sie zu ihrem Entsetzen, daß der Pfahl inzwischen Wurzel geschlagen und frische grüne Blätter getrieben hatte.

Bechstein, III, S. 49.

Bechstein, Thür. Sag. Nr. 49.

*752. Von der Kapelle, das „Wähäusle“ genannt, an der Brücke zu Obermaßfeld.

Neben der Brücke zu Obermaßfeld steht noch eine kleine 1501 aus Stein gebaute Betkapelle. Sie wurde für die nach Grimmenthal Wallfahrenden errichtet und ist an der Frontseite mit einem Hennebergischen Wappen verziert. Ebenso trägt das Innere noch die Spuren ehemaligen Bildwerks. Im Munde des Volkes wird die kleine Kapelle schlechthin das „Wähäusle“ (Häuslein am Wege) genannt, und folgende Sage über dieselbe erzählt: Ein Graf von Henneberg folgte dem deutschen Kaiser auf einem Kreuzzuge ins gelobte Land. Hier gewann er die Liebe einer Sarazenen-Tochter aus fürstlichem Blute, gelobte ihr ewige Treue und versprach, sie als sein Gemahl nach Schloß Henneberg heimzuführen. Sie verabredeten sich, daß der Graf einstweilen vorausgehen und sie ihm dann später mit ihren Schätzen nachfolgen sollte, und so geschah es. Als nun die Braut mit einem stattlichen Gefolge und mit Dienern und Schätzen beladenen Kamelen sich dem heißersehnten Ziele ihrer Reise nahet, vernimmt sie plötzlich aller Orten feierliches Glockengeläute, das ihr Herz gar wundersam erregt. Es erfaßt sie bald freudig, bald bangend, sie muß wissen, was die Feierklänge bedeuten. Da verkünden ihr Leute, aus der Nähe hergerufen, daß dieses das Hochzeitsgeläute ihres Herrn, des jungen Grafen von Henneberg sei. Ein schreckliches Weh drang in das getäuschte Herz der Sarazenen-Tochter über den so heißgeliebten Ungetreuen. Krampfhaft greift sie in die prachtvollen, seidenen Flechten und reißt sich in der Verzweiflung den herrlichen Schmuck vom Haupte. In ihre Heimat zurückzukehren war ihr zu schimpflich, sie beschloß daher, hier in der Nähe des Ungetreuen zu bleiben, gründete darauf das Kloster Trostadt, ihre Troststätte, nahm in diesem selbst den Schleier, baute noch an jener Unglücksstätte, wo sie das Hochzeitsgeläute zuerst vernommen, die Kapelle,

späterhin auch die steinernen Brücken zu Einhausen, Ober- und Untermaßfeld und ließ zum Wahrzeichen überall das Wappenschild, eine Jungfrau mit einem Zopfe enthaltend, einmeißeln.

Andere erzählen die Sage also: Zwei junge Grafen von Henneberg wären beim Kegelspiel so heftig aneinandergeraten, daß der eine den Bruder zum Tode verwundet. Aus Furcht vor dem Vater sei der eine darauf nach der Stadt Frankfurt geflüchtet, wo er dann mit einem reichen Kaufmann in dessen Heimat nach Moskau gekommen; sich mit der schönen Tochter des Moskowiters verlobt und sie dann nach seiner Heimat abzuholen versprochen habe. Der Henneberger hätte jedoch nicht Wort gehalten. Darauf sei ihm seine Braut mit großen Schätzen nachgereist, worauf die Sache den oben mitgeteilten Verlauf genommen. Nur setzt die Sage noch hinzu, daß der Graf seine Untreue sehr bereut und eine Jungfrau mit langem Zopf zum ewigen Gedächtnis in sein Wappen aufgenommen habe.

*753. Vom Spuke an der Reimleser Brücke.

„Es ist noch nicht so sehr lange her, daß ich," so erzählt eine junge Frau aus Meiningen, „mit einer Gesellschaft spät abends von der Amalienruh den Rückweg nach Meiningen antrat. Als wir an die Reimleser Brücke kamen, gewahrten wir an der Straße einen anfangs unbestimmt aussehenden dunklen Gegenstand, der sich jedoch bald als sechs schwarze Männer entpuppte, die einen Sarg auf ihre Schultern genommen und dann langsam und schweigend ganz nahe an uns vorüberschritten.

Wir waren natürlich nicht wenig darüber erschrocken und eiligst beiseite getreten. Es kam mir sonderbar vor, daß die in der Walkmühle einen der Ihrigen zu dieser Stunde beerdigen ließen. Einige Tage später sprach ich mich gegen eine dortige Frau verwundert über das Ereignis aus und erfuhr von ihr, daß sich das von uns Gesehene alljährlich zu derselben Stunde dort ereigne. Im dreißigjährigen Kriege sei an jener Stelle ein Dörfchen Namens Reimles durch die Wut der Kroaten vom Boden verschwunden. Die Einwohner seien damals alle niedergemetzelt worden. Da die Reimleser jedoch so fromme und gottesfürchtige Leute gewesen, so sei den Dahingeschiedenen erlaubt worden, seit jener Zeit jedes Jahr zu der bestimmten Stunde einen der Ihrigen durch die sechs Schwarzen aufheben und auf dem ehemaligen Gottesacker des Dorfes beerdigen zu lassen."

*754. Von den zwei nach dem Bauernkriege Begnadigten aus Sülzfeld.

Als der Bauernaufstand auch im Hennebergischen, wo die Bursche arg gewirtschaftet hatten, gedämpft war, wurden viele derselben durch den Scharfrichter von Dreißigacker nach dem Jenseits befördert. Unter den Aufgegriffenen befanden sich auch zwei aus dem Dorfe Sülzfeld. Wie nun der erste der beiden nach der Richtstätte geführt wurde, begann er jämmerlich zu weinen. Und da dies dem Richter auffiel, so fragte ihn dieser nach der Ursache seines feigen Benehmens. „Ich weine nicht um mein Leben, das ich lassen soll," sagte der Sülzfelder, „ich weine aber über die Schlösser und Häuser meiner hohen Herrschaft und weiß nicht, was aus diesen werden soll, da sie künftighin von keinem wieder mit so vortrefflichen Ziegeln werden versehen werden, wie ich sie zu jeder Zeit geliefert habe." Wie der Richter dieses vernahm, begnadigte er den Ziegelbrenner. Der zweite, der nun an die Reihe kam, begann auf dem Wege herzlich zu lachen. Und als auch ihn der Richter nach dem Grunde seiner Heiterkeit fragte, antwortete er keck: „Es lächert mich arg, daß mir der Kopf abgeschlagen werden soll; weiß ich doch nicht, wo ich hernach meinen Hut hinsetzen kann." Über diese Äußerung wurde der Richter so gut gelaunt, daß er auch ihm Gnade angedeihen ließ.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 299.

*755. Vom Schatze an der „Kimmete".

Unweit Stedtlingen liegt am Haselwasser der Hof Haselbach, auch „Kemenate" oder, wie das Volk spricht, „Kimmete" genannt. Hier stand früher ein großes Dorf und in demselben eine Burg, die 1398 durch den Grafen Heinrich von Henneberg als arges Raubnest zerstört wurde. Die Sage läßt dort noch viele Schätze begraben sein, die sich alle sieben Jahre den Glückskindern zeigen. So ging einmal von Stedtlingen einer dorthin; als er in das „Fichtig" kam, wie sie dort einen Platz nennen, gewahrte er in seiner Nähe einen ganzen Haufen Roßäpfel. Der Stedtlinger wunderte sich wie der Pferdemist dahin gekommen, stieß einige der Knollen mit dem Fuße von dem Haufen beiseite und ging dann seines Weges weiter. Als er später wieder an jener Stelle anlangte und sich nach dem Haufen umsah, war er verschwunden. Die wenigen Roßäpfel, die er mit dem Fuße weggestoßen, hatten sich dagegen in blanke Goldstücke verwandelt.

*756. Von der weißen Jungfer am Reinhardtsberge.

„An dem nach Gleimershausen zu gelegenen Reinhardsberge", so erzählte ein Stedtlinger, „ist schon mancherlei Wunderbares gesehen worden. So ging einst mein Vetter, der ein Sonntagskind ist, als Junge an den Reinhardsberg in die Beeren. Da war es ihm, als rege sich etwas in seiner Nähe. Wie er aufsieht, steht eine weiße Jungfer mit einem Spinnwebengesichte und einem Schlüsselbund am Gürtel nur ein paar Schritte von ihm. Vor Schrecken über das garstige Gesicht schreit er um Hilfe, da aber verschwindet auch alsbald die Jungfer.

*757. Vom Schatze am Meininger Brünnele.

„Eine alte Kräuterfrau", das gab ein andrer aus Stedtlingen zum besten, „ging einmal mit noch ein paar Weibern von hier nach Meiningen zu in den Wald, um Beeren zu suchen. Die Alte war den andern etwas voraus. Wie sie nun an dem dicht vor dem Walde gelegenen „Meininger Brünnle" anlangte, wo sich sonst immer das Zigeuner- und Bettelgesindel unter dem alten Birnbaum lagerte, bleibt sie verwundert stehen. Wohl eine ganze Metze der schönsten Erbsen lagen dicht vor ihr am Boden ausgeschüttet. Sie bückt sich und hebt einige auf. Während sie die Erbsen betrachtet, sind die anderen Weiber näher gekommen. Da ruft sie diesen zu: „Da sieh nur e Mensch emal a!" und im Nu waren die Erbsen verschwunden. In ihrer Hand jedoch hielt sie so viel Goldstücke, als sie Erbsen aufgehoben hatte."

*758. Vom singenden „wüsele" Heer bei Stedtlingen.

a. Ein Stedtlinger stand eines Abends droben links von der Straße nach Bettenhausen im sogenannten „Fichtig" auf dem Schnepfenstrich. Da hörte er von der Wüstung Öttenhausen her in der Luft einen so herrlichen Gesang, wie er ihn in seinem Leben noch nicht vernommen hatte. Da dem Bauer unheimlich wurde, nahm er das Gewehr und machte sich auf den Heimweg. Hier begegneten ihm zwei Männer von Willmars; auch sie hatten den Gesang gehört. Die meinten: „Das ist für uns nichts Neues; es ist das „wüsele" Heer, das kommt immer von dort her und zieht dann über den Heftenhof nach dem alten Hutsberger Schlosse."

b. So kam auch einmal einer von Stedtlingen mit einem Sack Mehl aus der Mühle von Bettenhausen, da zog das „wüsele" Heer über ihn hin. Und das Mehl wurde von da an nicht alle; er mochte noch so viel backen, wie er nur wollte. Und das

währte auch wieder so lange, bis die Frau, die das Glück nicht ertragen konnte, davon schwatzte.

c. Das „wüsele" Heer zog auch einmal mit prächtigem Gesang hier in Stedlingen ein. Und da die droben im Staudehanse-Haus die drei aufeinanderstoßenden Thüren offen gelassen hatten, so zog es dort durch. Eine aus dem Heer griff dabei nach einem Ölkruge und nahm einen Schluck. Von da an war der Ölkrug gesegnet; er wurde nie leer, bis die Leute die Sache ausschwatzten. Seitdem sagt man hier in Stedlingen, wenn etwas nicht all werden will, man meint, da hätte das „wüsele" Heer davon gegegessen oder getrunken.

* 759. Vom Wolfgang bei Hermannsfeld.

Dicht am Dorfe Hermannsfeld breitet sich nach Westen hin eine weite Wiesenfläche aus, die einst den großen und kleinen Hermannsfelder See bildete. Im letzteren lag eine durch einen Steindamm mit dem Ufer verbundene Insel, und auf dieser stand eine sehr alte, dem heiligen Wolfgang geweihte Wallfahrtskapelle, die nach ihrem Verfall durch den Grafen Wilhelm III. von Henneberg wieder aufgebaut und von weit und breit her stark besucht wurde. Jetzt steht an ihrer Stelle eine Försterwohnung. Ein Teil der Umfangsmauer mit dem durch zwei runde Türme geschmückten Eingang sind von der alten Kapelle noch zu sehen. Ein Greis aus Stedtlingen erzählte nachstehendes:

„Man sagt, als Graf Wilhelm die Kapelle wiederherstellen wollte, zog er, um sich zu seinem Vorhaben zu weihen, nebst Priester und Hausaltar nach dem gelobten Lande. Auf dem Rückwege nahm er dann im Lande Italien einen tüchtigen Baumeister und geschickten Maler mit in seine Heimat, begann den Bau und trug den ersten Eichenstamm zu dem Wallfahrtskirchlein aus dem Walde auf seiner eigenen Schulter nach der Insel."

* 760. Ursprung des gräflichen Hauses Henneberg.

(J. A. Wagner, Geschichte der Stadt und Herrschaft Schmalkalden nebst einer kurzen Übersicht der Geschichte der ehemaligen gefürsteten Grafschaft Henneberg. Marburg und Leipzig 1849. 8. S. 23.)

Über den Ursprung der Grafen von Henneberg besteht folgende Sage: Um das Jahr 455 nach Christi Geburt habe ein reicher edler Römer, aus dem Geschlecht der Columneser, Poppo genannt, unzufrieden mit den damaligen Zuständen in seiner Heimat, den Entschluß gefaßt, heimlich Italien zu verlassen und sich in Deutschland niederzulassen. In dieser Absicht habe er seine Schlösser

und Güter verkauft, mit dem Erlöse einen Maulesel beladen und sei damit, in Begleitung der Seinigen, durch das heutige Baiern und Schwaben nach Franken gezogen. Hier habe ihm diejenige Gegend, in welcher dermalen noch die Ruinen des Schlosses Henneberg gelegen, so gut gefallen, daß er auf einem Berge einen Platz zur Erbauung einer Burg aufräumen lassen und als bei dieser Gelegenheit eine Berg-Henne (Feldhuhn) mit ihren Jungen aufgeflogen sei, so habe er davon Veranlassung genommen, das hier erbaute Schloß „Henneberg" zu nennen, auch sein Familienwappen, nämlich eine weiße Säule mit einer goldenen Krone im roten Felde, aufzugeben und dafür eine schwarze Henne, mit rotem Kamm und Bart, im goldenen Felde, auf einem dreihügeligen Berge stehend, zum Familienwappen anzunehmen.

Gottschalck, V., S. 218 ff.
Bechstein, Sag. d. Rhön. S. 163.
Witzschel I. Nr. 89.

* 761. Die Erbauung der Burg Henneberg.

Am Eingange der Burg Henneberg rechts in der Mauer befindet sich eine Blende, über welche die Sage folgendes berichtet:

Der bei dem Bau beschäftigte Maurer überredete den Grafen, ein Kind in den Bau lebendig einmauern zu lassen, um die Burg unüberwindlich zu machen, und bot zu diesem Zweck sein eigenes Kind für ein großes Stück Geld an. Der Graf ging darauf ein, befahl aber dem unnatürlichen Vater, das grauenhafte Werk selbst zu verrichten. Und so geschah es. Als aber beim Einsetzen des letzten Steines das geängstigte Kind sehr zu jammern begann und ihm zurief: „Ach, Vater, wie wird es so finster!" da schnitt dies dem grausamen Manne doch so sehr in das Herz, daß ihm die Sinne schwanden und er von der Leiter stürzte und das Genick brach.

Nach einer anderen Erzählung soll der Maurer, der aus dem nahegelegenen Dorfe Hermannsfeld stammte, dem Grafen geraten haben, zur Erlangung des zum Einmauern bestimmten Kindes ein Fest für die Kinder der Umgegend auf der Burg zu veranstalten und das Kind zu nehmen, auf welches das Los fallen würde an der Spitze des Zuges zu gehen. Zweimal sei nun das Los auf das eigene Kind des Maurers gefallen, letzterer aber habe es beidemal auf listige Weise verhindert. Aber auch zum drittenmale hat das Los sein eigen Kind getroffen, und nun war dessen Geschick nicht abzuwenden. Das Kind will man noch bis in die neueste

Zeit wimmern gehört haben, und die weiße Jungfrau, die sich im Sommer in dem alten Gemäuer des Schlosses zeigt, soll jenes Maurers Töchterlein sein.

Bechstein, S. d. Rhön. S. 249.
Witzschel, I. Nr. 89.

*762. Vom Hexenmeister Neumann in Henneberg.

Vor etwa hundert Jahren lebte in Henneberg einer, der hieß Neumann. Er hatte sich in vieler Herren Ländern umgesehen und unter dem fremden Kriegsvolke, bei dem er lange gestanden, gar mancherlei geheime Künste erlernt, und zwar gutes und schlimmes; sollte auch, wie manche behaupten, geheimen Umgang mit dem bösen Feinde gehabt haben. Man nannte ihn nur den weisen Mann oder den Hexenmeister von Henneberg und erzählt sich noch gar manches Stücklein von ihm.

So saß er einmal zur Zeit des siebenjährigen Krieges in einem Bauernhause zu Harles, als gerade eine Schar Kriegsvolk auf den Hof angeritten kam. Als die Bäuerin nun arg darüber jammerte und meinte, daß es auf nichts als eine abermalige Ausplünderung abgesehen sei, stand Neumann auf, tröstete die Frau und versicherte, daß ihr auch nicht eines Deutes Wert geraubt werden sollte, ging durch die Thür nach dem Hofe und umschritt hier, vor sich murmelnd, dreimal die eingedrungenen Reiter, die nun auf einmal „steckensteif“, ohne ein Glied rühren zu können, auf ihren Rossen dasaßen. So ließ er sie eine Stunde lang unbeweglich sitzen; dann sagte er zu der Frau: So, nun haben sie lange genug gesessen, das Plündern wird ihnen nunmehr vergangen sein, ihr braucht euch deshalb nicht mehr zu ängstigen. Sprach's, ging wieder nach dem Hofe und umschritt dreimal, jedoch jetzt in entgegengesetzter Richtung die Reiter, die nun plötzlich wieder Leben und Bewegung bekamen, dann aber auch so schnell als möglich aus dem gefährlichen Hofe davon jagten.

Auch konnte er Diebe auf Obstbäumen durch vorheriges dreimaliges Umgehen und Versprechen der Bäume so lange festmachen, bis er kam und sie wieder befreite.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 296.

*763. Von der ausgewühlten Glocke zu Helmershausen.

Da, wo die Flurgrenzen der beiden weimarischen Orte Wohlmuthhausen und Helmershausen nach der Disburg hin zusammenstoßen, wurde vor vielen Jahrhunderten einmal von den Schweinen

eine Glocke ausgewühlt. Als dies die beiden Dörfer erfuhren, gab es zwischen ihnen einen argen Streit darüber, wem die Glocke angehören sollte. Der Streit wurde endlich dadurch entschieden, daß beide Dörfer auf den Rat eines alten pfiffigen Bauern aus Helmershausen übereinkamen, die Glocke auf einen Wagen zu laden, ein paar blinde Ochsen vorzuspannen und das weitere dann dem lieben Herrgott zu überlassen. Und so geschah es, daß die Ochsen, welche der Bauer von Helmershausen hatte herbeischaffen lassen, die Glocke auch richtig nach diesem Orte brachten, allwo sie bis heute noch auf dem Kirchturme hängen soll.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 49.

*764. Von der Burg Hutsberg.

Über dem Dorfe Helmershausen erheben sich noch auf der Höhe des Berges über dem Heftenhofe Ruinen der alten Burg Hutsberg aus dem üppigen Grün des Laubholzes. Sie bilden ein aus Basaltsteinen gebautes Rechteck mit halbverschütteten Kellern, von außen mit Resten einer doppelten Ringmauer und zwiefachen Wallgräben umgeben. Nach einem alten Meisterlied soll die Burg von einem Frankenkönig Priamus erbaut worden sein; andere bringen sie mit Hedan und Helmerich in Verbindung und setzen ihr Alter über das der Burg Henneberg. 1274 wurde das Schloß Hutsberg als Raubburg gebrochen, 1379 durch Hans von der Kehr wieder aufgebaut und am 14. Mai 1525 durch die aufrührerischen Bauern abermals zerstört.

In der Burg, erzählt die Sage, liegen noch große Schätze verborgen. Einen Teil derselben hütet die weiße Jungfrau, die sie dann an bestimmten Tagen den Auserwählten in Gestalt von goldgelben Flachsknotten auf einem Tuche ausgebreitet anbietet.

*765. Von den Schatzgräbern auf dem Hutsberg.

a. „Vor längeren Jahren geschah es", so wußte es einer in der Filke, „daß ein gelehrter Jesuit aus Würzburg nach Fladungen kam und sich gar angelegentlich nach dem alten Schlosse auf dem Hutsberge erkundigte. Als man ihm darüber Bescheid gegeben, frug er weiter nach einem Manne, der keine Furcht kenne. Man nannte ihm einen gewissen Packan, der aber eigentlich Pasang geheißen haben soll, und sagte ihm, das sei ein Mann, der fürchte sich selbst vor dem Teufel nicht und ginge, wenn er sein Gewehr mitnehmen dürfe, mit dem Herrn Pater zu Meister Hans in die Hölle. Das gefiel dem Herrn Jesuiten, und er ließ den Packan

zu sich kommen, und die beiden wurden bald eins. Der Herr Jesuit hatte aber nichts anders im Sinne, als den großen Schatz auf dem Hutsberge zu heben.

Daß ich's kurz mache, um Punkt 11 Uhr in der Nacht stehen unsere beiden auch richtig droben in dem alten Gemäuer und der Herr Pater macht seine Firfarereien und liest und betet gar fleißig aus seinem mitgebrachten Buche, und schon knittert und knattert der Fußboden. Da tritt auf einmal ein gar schauerliches Frauensbild in aschgrauer Kleidung und einem Spinnwebengesicht aus dem Gemäuer auf die beiden zu. Und wie die der Herr Pater gewahr wird, erbebt er am ganzen Leibe und läuft was er laufen kann auf und davon. Aber auch unserm Packan steigen bei dem Anblicke die Haare zu Berge. Fix hat er die Büchse in der Hand und die Mündung derselben auf das schauerliche Gespenst gerichtet, macht er nun auch, daß er so schnell als möglich aus dem Gemäuer kommt. So langten die beiden unverrichteter Sache wieder in Fladungen an. Am andern Morgen hatte sich der Herr Pater schon frühzeitig aus dem Staube gemacht. Der Packan aber trug ein Wahrzeichen davon. Sein dichtes, kohlschwarzes Haar war in jener Nacht von dem Schrecken schneeweiß geworden."

b. Der alte „Märte", ein 96jähriger Forstläufer in Gerthausen, erzählt:

„Auf dem alten Schlosse Hutsberg wollten sie auch einmal den Schatz heben. Sie dungen daher einen Jesuiten, der sich gut auf das Geisterbannen verstand, der ließ erst die Wünschelrute schlagen, und als er den richtigen Fleck hatte, zog er den Kreis, ließ die andern hereintreten und frug nun, wie er den Geist citieren sollte, in seiner wahren Gestalt oder als schwarzes Huhn. Die Leute entschlossen sich für das letztere. Und so kam er denn auch in dieser Gestalt angetrippelt, lief aber immer, während der Pfaff in seinem Buche fortlas, mit den Worten: „„Werd' ich denn einen der Kerle kriegen?"" um den Kreis herum. Als sich endlich das Geldfäßchen zeigte, rief der Geist: „„Ja, ja, der dort mit dem roten Leib wird mein!"" Als der das hörte, fing er vor Angst laut zu schreien an, lief spornstreichs aus dem alten Gemäuer, und die andern Hals über Kopf ihm nach.

„Was wollte ich machen?" schloß der alte Mann, der mir das Stücklein in meiner Jugend erzählte, „das Geldfäßchen war nun einmal bei dem Schreien verschwunden, und so lief ich denn auch mit."

*766. Von der Disburg.

Zur Rechten des Weges von Ober-Katz nach Helmershausen steigt an der „Lühr" am Fuße der Geba ein schöner bewaldeter Basaltkegel, die Disburg, zu bedeutender Höhe empor, deren Namen den Geschichtsforschern zu vielen Streitigkeiten Veranlassung gegegeben, indem einige hierher das alte Dispargum, den Sitz des fränkischen Königs Clodio oder Chlodwigs, verlegen. Spuren von einer bewohnten Burg lassen sich auf dem gegen 1500 Schritte im Umfang haltenden Plateau nirgends vorfinden; es scheint vielmehr ein durch einen Ringwall aus Basaltbrocken geschützter Zufluchtsort unserer Vorfahren in Kriegszeiten gewesen zu sein. Das Volk freilich erzählt noch immer von einer dort vorhanden gewesenen Königsburg, deren Beherrscher über große Länderstriche, über gar viele Fürsten und Grafen und über ein mächtiges Heer geboten habe. Ob er selbst auf der Disburg begraben liege, wisse man nicht bestimmt. Daß sich übrigens die alten Geister dort zuweilen noch regten, das sei ganz gewiß und das geschehe vor einem Kriege, in den Deutschland verwickelt werde. Dann lasse sich auf der Disburg jedesmal kriegerische Musik vernehmen. Sie wurde schon von vielen gehört. Die Musikanten aber hat noch niemand gesehen.

Auch verdient hier oben noch ein alter, ungewöhnlich großer Grenzstein erwähnt zu werden, in dessen Scheitel eine schüsselartige Vertiefung, desgleichen drei Löffel eingemeißelt sind, und aus welcher die Amtsleute der drei hier aneinanderstoßenden Ämter Lichtenberg, Kaltennordheim und Sands bei Grenzbegehungen eine Suppe mit einander verzehrt haben sollen.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 49.
Witzschel, II. Nr. 49.

*767. Von dem Traume des Gutsknechtes zu Harles.

In der Nähe von Harles waren vor langen Jahren in einem Wiesengrunde, der heute noch Altharles genannt wird, die Reste eines alten Schlosses zu sehen. Von diesem träumte einst ein Gutsknecht von Harles drei Nächte hintereinander, er sähe dort eine Steinplatte liegen, schaffe diese bei Seite und gehe eine kleine steinerne Treppe hinunter, träte in ein kleines Gewölbe und fände hier ein verschlossenes eisernes Kästchen. Der Knecht hatte nicht versäumt, seinem Herrn, dem Pachter, den Traum mitzuteilen, dieser ihn aber das erste- und zweitemal ausgelacht. Das drittemal jedoch war er an der Seite des Knechts mit dem nötigen Werkzeuge nach den alten Mauerresten geeilt, hatte alles, so auch

das Kästchen aufgefunden, wie es der Knecht geträumt, darauf das Kästchen mit nach Hause genommen und es geöffnet, aber zu seinem und des Knechts nicht geringem Ärger nichts weiter darin vorgefunden, als eine Anzahl alter beschriebener Pergamente. Da nun der Fund für die beiden ganz wertlos war, so soll der Pachter den Schatz seinem Gutsherrn, einem Marschall von Ostheim, nach Waltershausen eingehändigt, und dieser die Dokumente als sehr wertvoll für seine Familie erachtet haben.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 295.

* 768. Vom Otternkönig an der Bettelküche bei Unterharles.

„Eines Tages, so erzählte eine aus Schwickershausen, fuhr ein Mühlbursche von Queinfeld her, wo er seinen Karren mit Frucht beladen hatte, auf dem Rückwege nach Unterharles. Es war gegen Mittagszeit als er an der sogenannten „Bettelküche" anlangte. Da sah er denn, wie sich der Otternkönig, von dem er schon viel gehört hatte, in dem klaren Wasser des Mühlbachs baden wollte. Der Knappe besann sich daher nicht lange, breitete seinen Kittel auf den Rasen hin und wartete nun ab, bis der sein goldenes Krönlein darauf gelegt und in das Bad gegangen war. Nun sprang er rasch zu, raffte den Kittel samt dem Krönlein zusammen, setzte sich auf den Wagen und hieb auf die Klepper los. Doch kaum war er eine Strecke von dem Platze entfernt, als er auch schon einen durchdringend hellen Pfiff hinter sich hörte. In dem Augenblick sitzt ihm auch schon der Otternkönig auf dem Wagen, reißt den Rachen auf und zischt gar arg nach dem Burschen. Der aber läßt sich noch nicht erschrecken und hält seinen Raub noch fest. Als jetzt aber von allen Seiten das Schlangenzeug herbeischießt, sich um die Beine der Pferde windet, diese zum Stehen bringt, auf den Wagen springt und die Säcke zerbeißt, so daß die Frucht auf den Boden rieselt, da steigen ihm doch vor Entsetzen die Haare zu Berge und weithin schleudert er das goldene Krönlein; blitzschnell schoß ihm der Otternkönig vom Wagen nach, setzte das Krönlein wieder auf und verschwand mit dem übrigen Gezücht. Der Mühlbursche aber hat das Stücklein in seinem Leben nicht wieder probiert.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 290.

* 769. Von dem alten Schlosse und dem Steine in dem Schafstall zu Huflar.

An dem südlichen Abhange des Stellbergs liegt das Gut Huflar mit einem neuen, jetzt wieder abgebrochenen, und einem

alten, halbverfallenen Schlosse. Einer aus Frankenheim erzählte: — „In dem alten steinernen Schlosse zu Huflar ist es schon seit mehr als Menschengedenken nicht geheuer gewesen, denn die früheren Besitzer, die Herren von der Tann, haben dort einmal in Kriegszeiten ihr ganzes Geld vergraben, und da der Teufel den Schatz verrückt, so hat ihn bis auf den heutigen Tag noch keiner wieder auffinden können. Eine verwünschte weiße Jungfer giebt sich zwar alle Mühe, um die Leute an den Platz zu führen, aber es traut ihr keiner. Die Schatzgräber, die ihn dort mit der Wünschelrute suchten, wurden jedesmal von dem Teufel wieder weggejagt. Eine weiß ich, die könnte den Schatz heben, aber die thut's nicht; das ist die alte „Schröpfere", die Köhlern. Der hat der jetzige Eigentümer des Guts, der Graf von Boyneburg, eine Stube im alten Schlosse herrichten lassen, weil sie nicht mit den andern Häuslern nach Amerika abziehen wollte. Zu der nun kommt jede Woche die verwünschte weiße Jungfer mit einer Lampe in der Hand, die sie am Ofen ansteckt und auf den Tisch stellt. Dann geht sie einigemal um diesen und in der Stube herum. Zuletzt tritt sie zu der alten „Schröpfere" an das Bett, und da die nichts von ihr wissen will und sich nicht herumdreht, so thut sie einen argen „Grötzer", löscht die Lampe wieder aus und verschwindet.

Aber im Schafstall dort ist auch noch etwas, was seine Richtigkeit nicht hat. Dort liegt ein behauener Stein, von dem sie erzählen, daß er eigentlich zum Schlußsteine des alten Schlosses habe dienen sollen. Wie er in den Stall gekommen, weiß niemand mehr zu sagen. Genug, so lange er in dem Stall ist, legt sich kein Schaf auf den Stein, auch bleibt er immer rein und frei dastehen, und wenn der Dünger ellenhoch in dem Stall liegt

*770. Von dem „Mauerschädel" und der alten Stadt Filken.

Auf der meiningisch-bayrischen Grenze liegt, von Wiesen umgeben, einen guten Steinwurf von dem der Gemeinde Mittelstreu zugehörigen Walde, ein Mauerring von etwa 45 Fuß im Durchmesser, dicht mit Steinbrocken und Dornen bedeckt, aus deren Mitte sich ein viereckiger Turm erhebt. Er ist noch gegen 20 Fuß hoch und hat an der Westseite zwei Eingänge, beide viereckig und übereinander angebracht. Ebenso zeigen sich hier noch die Spuren eines Fundaments, wahrscheinlich das der ehemaligen Kirche. Das Volk nennt diese Reste den „Mauerschädel" und das dicht an dem nahen Walde gelegene 3—4 Fuß hohe länglich viereckige Mauerwerk, das „Pfaffenhaus." Beide gehören einer uralten Zeit an und sollen die Überreste des Ortes „Bischofs" oder „zum Bischof" sein,

wie der erwähnte Wald heute noch genannt wird, durch welchen der Fußpfad von den beiden ganz nahe gelegenen Dörfern Ober- und Unterfilken dicht an dem Pfaffenhause vorüber nach dem Dorfe Willmars führt. Die Stätte kommt schon im Jahre 1424 als Wustung vor.

Über die beiden Filken und den „Mauerschädel" berichtet die Sage also:

„Filken war einst eine große Stadt und reichte von Oberfilken bis zu der jetzt verschwundenen alten Peterskirche und dem Dorfe Willmars. Sie wurde von drei Wassern durchflossen und hatte allein über dreihundert Bäcker und die erste christliche Kirche in der Gegend. In ihr taufte der Bischof die Heiden. Ihre Reste bilden den „Mauerschädel." Da kamen die Hunnen ins Land und verwüsteten alles mit Feuer und Schwert. Mit der Zerstörung der Stadt Filken hatte jedoch das siegreiche Vordringen der heidnischen Hunnen ein Ende, denn sie hatten hier nicht nur ein schreckliches Blutbad unter den jungen Christen angerichtet, sondern auch das Gotteshaus geschändet, wo sie einen Teil der übriggebliebenen Bewohner einkerkerten und von Schlangen und anderm giftigen Gewürm auffressen ließen. Deshalb wurden sie hier in einer großen Schlacht aufs Haupt geschlagen und zurückgeworfen. Wir finden hier täglich noch beim Ackern eine Menge Überreste von Schwertern und Scharen, auch viel Hausgeräte, sowie Fundamente von ehemaligen Wohnungen der uralten Stadt!" So erzählte ein alter Mann in Oberfilken.

Gar seltsame Dinge werden noch von dem „Mauerschädel" mitgeteilt. Die weiße Jungfrau, die dort auf einem weißen Tuche Leinknotten keint, haben Leute von Filken und Willmars bald zur Weihnachtszeit, bald zu Johannis gesehen. Sie winkt jedesmal den Vorübergehenden, aber keiner hat bis jetzt zu ihr „gemögt", da sie sich mit dem „wüsele" Heer, das hier immer Rasttag hält, und ebenso mit Meister Hans einläßt. Den sah einst der alte Forstläufer Kirchner, wie der einige 90 Jahre alte Mann selbst erzählt, nachts auf dem Anstande in der Gestalt eines feurigen Heubaums in den Turm ein- und ausfliegen.

*771 Von der Hexe in Filken.

In Filken wohnte vor Jahren eine alte Kräuterfrau, man hieß sie die alte „Fuchsele Jörge." Mit der, das wußte die ganze Gegend, war es nicht richtig. Sie brachte einem immer die schönsten Waldbeeren ins Haus, selbst dann auch, wenn alle Welt wußte, daß der Wald in dem Jahr eben nichts hergab. Wer

aber die alte „Fuchsele Jörge“ kannte, kaufte gewiß keine von ihr, denn man wußte ja dann nicht gewiß was man ins Maul steckte, Beeren oder Geißnorbeln*). Aber es kam ihr. Eines schönen Morgens fehlte die Füchsele Jörge auf ihrem Lager. Die Leute suchten alles aus. Da fand man endlich einen ihrer Pantoffel auf einem Lauchbeete in ihrem Garten. Aber lieber Gott, wie sah das Beet aus! Die Alte mußte sich garstig mit ihrem Meister Hans, als er sie endlich holte, herumgezerrt haben. Den andern Pantoffel fand man am Wege auf Sands zu, nach dem schwarzen Teiche hin. Noch ein Stück weiter die Alte selbst am Ufer des Teichs mit dem Kopf ins Wasser gedrückt. Doktor und Bader meinten, sie sei sonst immer kerngesund gewesen.

*772. Vom Tanzfleck bei Nordheim vor der Rhön.

Wer von Nordheim vor der Rhön vor Jahren über den weißen und roten Berg nach Neustädtles ging, sah auf der Höhe des letzteren einen jetzt in Artland umgewandelten Hutrasen und auf diesem wieder einen nackten Ring, das „Tanzfleck“ genannt. Denn hier versammeln sich in der Walpurgisnacht die Hexen der Umgegend und feiern mit Meister Hans tanzend und schwelgend das Fest. Wo aber eine Hexe tanzt oder nur ihren Fuß hinsetzt, da schwindet das Gras, denn sie ist auch eine Meineidige, eine vom Christentum Abgefallene.

Vor Jahren fiel es in der Mitternacht sechs hiesigen Musikanten ein, den Hexen droben auf dem Tanzflecke auch noch eins aufzuspielen. Es waren lauter lustige, kecke Jungen. Als sie aber droben angelangt waren und kaum die Instrumente angesetzt hatten, vernahmen sie auch schon von dem nahen Walde her ein so schreckliches Sausen und Brausen, daß ihnen alle Haare zu Berge stiegen. Und das wurde je länger, je schlimmer, so daß sie zuletzt meinten, der ganze Wald käme auf sie angerückt und breche über ihnen zusammen. Wie schon gesagt, es waren Bursche, die sonst ihren Mann standen. Das aber war ihnen doch zu arg. Der Schmied war der erste, der ausriß, die andern hinterdrein, und so kamen sie leichenblaß wieder in dem Wirtshause an und verfärbten sich jedesmal, wenn man späterhin auf ihre Nachtmusik am „Tanzfleck“ zu sprechen kam.

Ein Neustädtleser, der sich hier in Nordheim verspätet hatte, mußte eines Abends auch dort an dem Tanzfleck vorüber, blieb aber nie wieder so lange hier hocken, denn als er damals an den

---

*) wörtlich Geißlorbeeren, eigentlich Ziegenmist.

Platz kam, sah er zu seinem Schrecken mitten in dem „Kring“ einen schwarzen Geißbock mit mächtigen Hörnern und feurigen Augen, der ihn gar schauerlich anmeckerte. Der Mann war zum Tod erschrocken und lief, was er nur laufen konnte.

*773. Von der St. Sebastianskapelle bei Nordheim vor der Rhön.

Auf dem Berge zwischen Nordheim vor der Rhön nach Heufurt steht unter den Zweigen einer alten, mächtigen Linde die St. Sebastians-Kapelle. Von ihr wird nachstehendes mitgeteilt: Zur Zeit als die Pest arg in Nordheim wütete und der Ort auszusterben drohte, gelobten die Nordheimer dem heiligen St. Sebastian, wenn er ihnen aus der Not helfe, dort droben eine Kapelle zu bauen, und begannen sofort das Werk. Als sie nun das Fundament gelegt und die Pest plötzlich in ihrem Orte aufhörte, meinten die Nordheimer, es sei nun schon genug geschehen und ließen den Bau liegen. Darob erzürnte sich der Heilige aber, und die Pest brach von neuem aus. Nun hatten die Nordheimer nichts Eiligeres zu thun, als die Kapelle vollständig auszubauen und auszuschmücken.

So hörte die Pest in Nordheim auf, ihre Opfer zu fordern.

Ungefähr hundert Fuß tiefer, an einer steilen Felswand, klebt noch ein kleines, uraltes Wallfahrtshäuschen, das früher fleißig besucht und vom Domdechanten Dr. Benkert zu Würzburg restauriert und mit einer kleinen Stiftung dotiert wurde.

* 774. Von der „Königsburg.“

Zwischen Neustädtles und Nordheim vor der Rhön, links von der hohen Straße im Walde, liegen die kaum noch sichtbaren Spuren der sogenannten „Königsburg“ *), einer der ältesten festen Plätze jener Gegend. Außer der vielfach vorkommenden Sage von den drei weißen Fräuleins, welche Flachsknotten „keinen“, erzählt ein Neustädtleser, daß einmal einer aus seinem Dorfe in den Rauhnächten dort hinaufgegangen sei, um eine Fichte zu fällen. Doch kaum habe er den ersten Axthieb gethan, so sei in seiner Nähe ein gewaltiger Reiter ohne Kopf auf schwarzem Rosse erschienen, der die jämmerlichsten Klagetöne ausgestoßen habe. Darüber sei der Holzdieb so arg erschrocken, daß er, alles im Stiche lassend, Hals über Kopf heimgelaufen sei.

*) Auf der Kaiser Otto I. einst Hoflager gehalten haben soll.

Ferner erzählen sie, daß sich droben auf dem Burgplatze um Weihnachten und Johannis eine gar liebliche Musik vernehmen lasse; die Musikanten aber will noch niemand gesehen haben.

* 775. Von der Wüstung Ellebach bei Eußenhausen.

Rechts am Wege von Herrmannsfeld nach Eußenhausen steht die Kirche von Ellebach, die, obgleich fast ganz verfallen, dennoch viel von Andächtigen besucht wird. Das Dorf Ellebach, welches ungefähr aus zwanzig Hofstätten bestanden haben soll, wurde im dreißigjährigen Kriege verbrannt und die Einwohner niedergemetzelt. Nur ein einziges altes Frauchen — andere sagen, es seien der Großmütterchen zwei gewesen — läßt die Sage in einen hohlen Baum flüchten und es auf diese Weise von dem Verderben retten. Das „Frauchen" sei dann nach Eußenhausen gezogen und habe dadurch die ganze Ellebacher Flur an Eußenhausen vererbt.

* 776. Vom „wüsele" Heer an der Stockheimer Warte.

Zu Willmars lernte einst ein armer Junge bei einem Schuster, und da der selbst nicht viel zu beißen hatte, so bekam der arme Kerl mehr den Knieriemen, als das liebe Brot zu kosten. Darüber wurde er allen Ernstes des Lebens müde, lief in den Wald und wollte sich dort an der Stockheimer Warte zu Tode hungern. Hier kletterte er an einer alten Tanne bis in das Fensterloch und gedachte dort sein Ende zu erwarten. So kam die Nacht heran. Als jedoch bald darauf der Hunger dem Jungen gar zu arg im Leibe zu zwicken begann, bereute er den Streich. Doch die Angst vor der nahenden Mitternachtsstunde und dem Knieriemen des Meisters hielt ihn an dem Platze fest. Da hörte er auf einmal den Wind gar schauerlich heulen. Bald mischten sich auch noch andere Töne in den Sturm. Und als er zur Erde niederblickte, da sah er wie alles „trippelte und trappelte"; es sah aus wie eine Flucht, aber genau konnte er nichts unterscheiden. Kaum war das vorüber, so kam es wie ein Trupp großer Hunde herangezogen, auf diese folgte ein wilder Jäger auf einem Schimmel; nach diesem wieder ein Haufen zu Pferd, Männer und Weiber, alles bunt durcheinander. Sie sangen aber eine gar liebliche Melodie. Hinter diesen war noch eine große Schar lediger Pferde; darauf schloß der Zug wieder mit einer Schar großer Hunde mit langen buschigen Schwänzen. Darauf schlief der geängstigte Junge in seinem Fensterloche ein, wo er am andern Morgen entdeckt und nach Hause gebracht wurde.

*777. Von den Zwergen an der alten Warte bei Stockheim.

Eine Frau aus Willmars, so erzählt eine andere Frau aus diesem Orte, ging einst hinauf nach der alten Stockheimer Warte in die Beeren. Da ihr mitgenommenes kleines Kind eingeschlafen und ihr Korb noch nicht voll war, so legte sie jenes vorsichtig in die Nähe des alten Turmes und suchte weiter. Auf einmal hört sie ein jämmerliches Geschrei. Voller Angst stürzt sie nach dem Turm und entdeckt mit Entsetzen, daß ihr das bildschöne Kind gegen einen häßlichen Balg ausgewechselt worden. Ihr Jammer war groß, und doch blieb der armen Frau nichts anderes übrig, als den Wechselbalg mit nach Hause zu nehmen und ihn gut zu behandeln, weil man weiß, daß die Zwerge, wenn sie Kinder eintauschen, diese dann ebenso behandeln, wie ihr Wechselbalg behandelt wird. Der Balg aber blieb bei aller Pflege eine mißgestaltete Person, eine Art Zwerg mit einem dicken Wasserkopf und lernte nie reden. Er war aber gutmütiger Natur und hörte auf den Namen Kober. Ich habe ihn selbst gar gut gekannt."

*778. Von den alten Kreuzen bei Stockheim.

Eine kleine Stunde nordwestlich von Mellrichstadt liegt das freundliche Pfarrdorf Stockheim. Ungefähr einen Büchsenschuß von demselben steht rechts, etwas vom Wege abseits, ein aufgefrischter Bildstock; etwa zwanzig Schritte hinter diesem erblickt man noch auf einem kleinen Hügel neben dem Waldwege fünf bis sechs verwitterte, zum Teil schon umgefallene Kreuze dicht bei einander. Über sie wird dort folgendes erzählt: Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges waren unter dem Schutze der schwedischen Waffen viele in Stockheim zu Luthers Lehre übergetreten. Als später die Schwedischen den Ort wieder aufgaben und diesen die Kaiserlichen besetzten, hatten natürlich alle diejenigen, welche zur neuen Lehre übergetreten waren, von der neuen Besatzung ganz besondere Drangsale zu erdulden. So erging es den Katholischen hinwiederum, als bald darauf die Schweden wieder einzogen. So litt der Ort lange unerhört durch den häufigen Wechsel der Besatzung und den damaligen gegenseitigen Haß der beiden Konfessionen. Da geschah es, daß, nachdem längere Zeit sich keine Schweden in dortiger Gegend hatten blicken lassen, auf einmal ein Corps derselben anrückte. Dies erfuhren die Stockheimer Protestanten, zogen den Schweden weit entgegen und schilderten ihnen die schrecklichen Drangsale, die sie seit dem Abzuge der letzten Schweden hatten erleiden müssen. Voll Ingrimm näherte sich darauf der schwedische General dem Orte. Als die Ratsherrn

in Stockheim dies erfuhren, rafften sie schnell so viel Geld und Pretiosen als nur möglich zusammen, zogen mit ihrem Geistlichen den Schweden entgegen, überreichten dem General das Geschenk nebst den Schlüsseln zum Orte und baten für diesen fußfällig um Gnade. Der General hörte sie an, hielt ihnen in harten Worten ihr Benehmen gegen ihre protestantischen Bürger vor, ließ ihnen, zur Warnung für andere, auf der Stelle, wo er sie empfangen, die Köpfe abschlagen und die Herren dann dort in einem Loche beerdigen. Nach dem Abzuge der Schweden wurden ihnen dann jene Kreuze zum Andenken gesetzt.

*779. Von der Stadt Ostheim.

Von dem freundlich an der Streu gelegenen Städtchen Ostheim erzählt die Sage, daß es als Feste von den Römern gegen die Katten angelegt sei. In Urkunden kommt es bereits im Jahre 804 als Dorf im Baringau*) vor. Nach einer andern Sage soll die Stadt durch mehrere adelige ummauerte Rittersitze entstanden sein. Desgleichen ist die etwas hoch gelegene Kirche noch mit einer hohen durch vier Türme beschützten Ringmauer umgeben. Von hier aus soll noch ein Gang nach dem über der Stadt gelegenen Gaugrafensitze, der malerischen Ruine Lichtenburg, führen.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 304.

*780. Von dem Turm auf der Lichtenburg.

Bei dem Städtchen Ostheim vor der Rhön krönen die malerischen Ruinen der alten Lichtenburg einen Felsenkegel. Sie sind besonders durch den einen, noch über zweihundert Fuß hohen Turm und eine ungewöhnlich hohe, isoliert dastehende Giebelwand aus weiter Ferne kenntlich und verleihen der Gegend einen besonderen Reiz. Die Burg war sehr alt und einst eine ansehnliche Feste der Grafen von Henneberg, in späterer Zeit der Sitz eines Amtes, im Bauernkriege bis auf die noch stehenden zwei Türme und die Ringmauer gänzlich zerstört, wieder neu aufgebaut, 1672 stark befestigt, späterhin verlassen und dem Verfall preisgegeben. Über den Turm geht in der dortigen Gegend nachstehende Sage:

Der hohe Turm, der ebenso tief in die Erde gebaut ist, als er im Lichten hat, stand früher gerade so in der Stadt Fulda.

*) Siehe über den Baringau die Abhandlung und Karte von F. G. Benkert in Brückners Denkwürdigkeiten aus Frankens und Thüringens Geschichte und Statistik. 1. (einz.) Heft. Hildburghausen 1852. (Der Herausgeber).

Einst neckte sich der Graf von Henneberg mit dem dortigen Abte, wer von ihnen beiden der mächtigere sei. Da sprach der Abt: „Herr Graf, Ihr habt ja nicht einmal so viel Leute mit Schiff und Geschirr, daß Ihr meinen großen Turm von Fulda abbrechen und in einem Tage nach einer Eurer Festen schaffen lassen könnt.“ Solches aber ärgerte den Grafen dermaßen, daß er den Abt beim Worte nahm und das Werk auszuführen versprach, brachte auch so viel Leute und Schiff und Geschirr auf, daß er den Turm abbrechen, das ganze Material aufladen und nach der Lichtenburg fahren ließ. Die Reihe der Wagen soll damals so lang gewesen sein, daß, als der erste in der Lichtenburg anlangte, der letzte gerade aus dem Thore der Stadt Fulda abfuhr. So, sagen sie, sei der Turm von dort nach seinem jetzigen Platze gekommen.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 305.
Gottschalck, I, S. 275.

*781. Von der Zauberin Sibylle und der unheimlichen Musik auf der Altenburg.

Einige aus Willmars erzählten: „Auf der Altenburg wohnte einst eine gewaltige Zauberin, Namens Sibylle, die trotz ihres hohen Alters immer noch gar lüstern war. Da sie sich durch ihre Zaubermittel in die blühendste Jungfrau verwandeln konnte, so lockte sie, wenn ihr ein vorüberziehender junger Reisender gefiel, diesen mit der herrlichsten Musik über die Löschwiese hinauf in ihre Burg, bezauberte ihn durch ihre Schönheit und genoß ihn während der Nacht. Am andern Morgen erwachte er dann entweder in dem Kerkerturm des Schlosses oder fand sich, wenn er Glück hatte, durch ihre Zauberkünste vier bis fünf Stunden weit von der Burg auf die Landstraße oder vor irgend ein Dorf versetzt. Und so soll es vielen ergangen sein. Noch immer wird von Zeit zu Zeit jene wunderbare Musik von der Altenburg her auf der Straße vernommen. Ein Schreiner aus Willmars, Namens Diezel, hörte sie eines Abends erst vor wenigen Jahren; sie war so prächtig, wie er noch keine gehört. Er hütete sich aber wohl, nach dem alten Neste zu gehen. Ebenso vernahm sie am nämlichen Abend der Polizeidiener von dort, der an der Altenburg vorüber nach Stockheim zur Kirmes wollte, aber vorzog, umzukehren, als sich in Gefahr zu begeben.

Der alte Paulus von Willmars ging auch einmal zur Kirmeszeit von Stockheim her dort vorüber. Als er die liebliche Musik vernahm, blieb er stehen und lauschte andächtig. Er bekam

aber bald wieder Beine, als eine Feuerkugel von der Größe eines Scheunenthores ungefähr zehn bis fünfzehn Schritt an ihm vorüber und gerade auf die Altenburg zuschoß."

*782. Spuk an der Altenburg.

a. Unfern von der Lichtenburg über dem von der Sulza durchrieselten Wiesengrunde, zwischen der Straße und dem Fußpfade von Willmars nach Ostheim, lag ziemlich versteckt die Altenburg am Abhang des Hün oder heiligen Hains auf der sogenannten „Altmark". Nur einige Wälle, Mörtel und Steingeröll bezeichnen den Platz, wo die Burg gestanden, auf dem jetzt mächtige Buchen wurzeln.

b. Es feint auch dort noch die weiße Jungfer ihre goldgelben Flachsknotten, ebenso läßt sich dort auch ein großer schwarzer Hund mit glühender Zunge, der die Schätze bewacht, und noch manches andere Gespenst sehen. Auch das „wüsele Heer" hält alle sieben Jahre hier seinen Einzug.

*783. Was die Beerenjungen auf der Altenburg gesehen.

„Drei Jungen von hier," so erzählte eine aus Willmars, „wollten am Johannistage nach dem alten Schlosse in die Erdbeeren gehen. Als sie über das Löschwieschen und den heiligen Rain hinauf nach der Altenburg kamen, wo die Beeren wie gesät stehen, blieben die Jungen vor Schrecken stehen. Auf dem Burgplatze saßen nämlich an einem schweren altmodischen Tische drei ganz schwarz gekleidete, steinalte Männer mit weißen Bärten und verschimmelten Gesichtern und guckten ernst in das Kerzenlicht, das vor ihnen brannte. Die Jungen merkten gleich, wie viel es geschlagen hatte und liefen was sie nur laufen konnten. Hätten sie die Männer um ihr Begehr gefragt, so konnten sie jetzt vielleicht die reichsten Leute im Orte sein, denn in der Altenburg liegen noch gar reiche Schätze begraben."

*784. Von dem alten Kreuzstein mit dem Schlüsselbunde bei Mellrichstadt.

In der nächsten Umgebung Mellrichstadts, zur Rechten des Weges nach Hendungen, steht ein noch neues, steinernes Christusbild und vor diesem wieder ein bereits sehr verwittertes ebenfalls

steinernes Kreuzlein, auf welchem ein Schlüsselbund mit sechs bis acht Schlüsseln eingegraben ist. Die Sage erzählt darüber folgendes:

Vor einigen hundert Jahren lebten zu Mellrichstadt zwei Pfarrersköchinnen in innigster Freundschaft. Das hatte der Teufel lange genug mitangesehen. Er wurde des freundschaftlichen Verhältnisses endlich müde und schickte den beiden die Eifersucht auf den Hals. Und die blies und schürte so lange, bis das unheimliche Feuer lichterloh brannte. So gingen eines Tages die beiden, den Schlüsselbund an der Hüfte und Gift und Galle im Herzen, nach dem Dorfe Hendungen zu. Doch kaum waren sie aus der Stadt getreten, so brach der lang verhaltene Grimm los. Den Schimpfworten folgten Thätlichkeiten und bald blitzte und klirrte der Schlüsselbund in den drohend erhobenen Fäusten. Jetzt folgte Schlag auf Schlag, und so schlugen sie so lange aufeinander los, bis beide an der Stelle, wo dann jenes Gedenkkreuzlein auf gemeinsamem Grabe errichtet wurde, tot zu Boden stürzten. Hellsehende Leute sehen noch zur Adventszeit eine derselben in einem weißen Spitzenrocke unter einem schwarzen Überkleide an jenem Kreuzlein knieen und beten. Ihr Gesicht ist dann jedesmal vom Kreuze ab nach Hendungen gewendet.

*785. Von der sogenannten „schwarzen Kammer“ bei Mellrichstadt.

Nur wenige Minuten von dem obenerwähnten Kreuze, auf derselben Straße nach Hendungen zu, gelangt der Wanderer an eine kleine, etwas tief gelegene, steinerne Brücke, in deren Nähe sich die Sandgruben der Mellrichstädter befinden. Sie heißt die „schwarze Kammer.“ Zur Adventszeit zeigt sich hier ein riesiger Reiter ohne Kopf. Er sitzt auf einem ebenso gewaltigen Schimmel und läßt sich jedesmal nur kurze Zeit sehen.

*786. Vom „Schlitzöhrle“ in der Streu bei Mellrichstadt.

In dem Streu-Flüßchen zwischen Mellrichstadt und Oberstreu wohnt ein bösartiger Nix mit langen geschlitzten Ohren, der zu gewissen Zeiten seine Bosheit an den Leuten ausübt, die gerade zufällig die Streu überschreiten. Er zieht sie zu sich, taucht sie unter das Wasser und hält sie da oft so lange fest, bis sie ihren Geist aufgegeben haben.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 301.
Schöppner, III, S. 78.
Grimm, Nr. 63 (nach Jäger, Briefe über die hohe Rhön. 1803, III, S. 12.)
Bavaria, IV, 1. S. 204.

* 787. Der Frickenhäuser See und seine Riesenfische.

Fünf Viertelstunden von dem Städtchen Mellrichstadt in westlicher Richtung liegt in einem Felsenkessel der Frickenhäuser See, dessen Fläche ungefähr zwei bayerische Tagewerke und dessen Tiefe auf achtzig Klafter geschätzt wird. Drei Seiten desselben, von denen die eine eine Höhe von beinahe 120 Fuß erreicht, bestehen aus schroffen Muschelkalkfelsen, die vierte ist mit Erlen und Schilf umsäumt. Das Wasser, von dunkelblaugrüner Farbe, ist fast immer klar und ungewöhnlich kalt. Der See wird aber auch manchmal, ohne daß man weiß wovon, ganz trübe, nimmt aber selbst in dem heißesten Sommer an Wasser nicht ab. Die Sage will wissen, daß er mit dem fernen Weltmeer in Verbindung stehe, und viele wollen Fische von ungewöhnlicher Größe in dem schauerlichen Kessel gesehen haben. Auch soll der See jährlich mindestens ein Opfer fordern und die Leichen immer nur am neunten Tage oder an solchen Monatstagen, in denen eine Neun aufgeht, und zwar in senkrechter Richtung ausstoßen.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 300.
Schöppner, III. S. 80.

* 788. Weiteres über den Frickenhäuser See.

a. Ferner wird erzählt: In früheren Jahren gingen einmal zwei Jäger zum Frickenhäuser See, und da sie müde waren legten sie sich ans Ufer und schliefen ein. Als der eine erwachte, sah er dicht in seiner Nähe einen Fisch, der war noch größer und stärker als die größte Zuchtsau. Flugs lag ihm die Büchse am Backen. Als es aber krachte, tauchte der Fisch unter. Der Jäger hatte nur eine der Schuppen abgeschossen. Er fischte sie auf und nahm sie zum Wahrzeichen mit nach Frickenhausen ins Wirtshaus. Da haben sie viele geschaut, sie war so groß wie ein zinnerner Teller. Aber auch die dortige Wirtin hat, wie sie selbst erzählt, vor noch nicht so langer Zeit einen Fisch von der Größe eines dreijährigen Stieres in dem See schwimmen sehen.

b. Einst wird der Frickenhäuser See seine Ufer sprengen oder doch aus seinem Bette treten und das ganze Frankenland überschwemmen, und zwar wird dies geschehen, wenn die Turmuhr des von dort sechs Stunden entfernten Königshofen von 1 bis 300 hintereinander schlagen wird.

Auch die an den meisten derartigen Seen vorkommende Sage von den drei Nixen, welche zur Kirmes oder bei andern Gelegen-

heiten unter die Dorflinde oder in die Schenke zum Tanze kommen, hier zurückgehalten werden und deshalb dann in dem See sterben müssen, wird zu Frickenhausen von dem dortigen See berichtet.

* 789. Von der Pferchhütte im Frickenhäuser See.

Zu Frickenhausen war einmal ein gar stattlicher Schäfer, der es manchem Weibsbilde anthat, daß sie ihm nachlaufen mußte. Auch einer jungen Frau im Dorfe war es so ergangen. Ihr Mann kriegte es gesteckt und paßte auf. Und als sie eines Abends wieder zu dem Schäfer ging, so schlich der Mann ihr nach. Der Schäfer hatte damals seinen Pferch auf dem Berge aufgeschlagen, und zwar gerade da, wo dieser mit der höchsten Felswand in dem See fußt. Wie sich nun der erboste Ehemann vollständig überzeugt hatte, daß sich das ehebrecherische Paar in der Pferchhütte befand, faßte er rasch die Deichsel, schob die Hütte rückwärts an den Rand des höchsten Abhanges, und mit einem Ruck rollte das Gefährt samt den beiden an dem Felsen hinab in die Tiefe des Sees, wo es unter schrecklichem Gepolter verschwand. Seitdem steigt die Hütte dort alle sieben Jahre zur Oberfläche des Sees empor. Viele haben sie da gesehen, auch manche ein klägliches Wimmern gehört. Andere erzählen, die Geliebte des Schäfers sei ein Mädchen und zwar das schönste im Dorfe gewesen, und die auf den Schäfer neidischen Bauernburschen hätten die Hütte in den See gerollt, aus dessen Mitte sich seitdem alle sieben Jahre die Deichsel erhebe.

* 790. Vom ehemaligen Kloster Wechterswinkel.

Eine halbe Stunde südwestlich von dem Dorfe Frickenhausen liegt im Elzgrunde das ehemalige berühmte und reiche Kloster Wechterswinkel. Es soll ums Jahr 1143 für adelige Fräuleins aus dem Frankenlande von den Grafen Poppo und Berthold von Henneberg gestiftet worden sein. Im Volke gehen noch verschiedene Sagen über dasselbe um.

* 791. Von dem Fußstapfen der Nonne.

In Wechterswinkel wurde einst eine Nonne beschuldigt, gesegneten Leibes zu sein. Da sie dieses jedoch im Verhör standhaft leugnete, und man ihr trotzdem immer mehr zusetzte, rief sie Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an, stampfte mit dem Fuße fest auf eine Steinplatte und rief: „So wahr dieser Tritt, den ich auf diesen Stein thue, keine Spur hinterläßt, so wahr ist's, daß ich nicht schwanger bin.“ Es war aber doch so, denn als sie den Fuß vom Boden erhob, zeigte sich ein Eindruck desselben im Ge=

stein und die Nonne, als sie solches erblickte, stürzte vor Schrecken auf der Stelle tot zu Boden. Andere erzählen, die Nonne sei schuldlos gewesen und habe zum Wahrzeichen ihrer Unschuld jenen Abdruck im Stein bewirkt. Der Eindruck des Fußes ist noch heute auf einer Steinplatte zu sehen, die später in einem Teil der zerfallenen Ringmauer neben einem Kreuze in der Nähe des Kirchhofs eingemauert wurde.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 302.
Schöppner, III. S. 81.

* 792. Von der Nonne, der Alpdrückerin.

Ein Klosterknecht zu Wechterswinkel wurde nachts gar oft vom Alp gedrückt. Als er es nicht mehr aushalten konnte, teilte er sich einem sogenannten „weisen" Manne mit; der riet ihm, wenn er wieder gedrückt werde, nur rasch zuzugreifen und das, was er erwischt habe, vorsichtig in ein Kästchen einzusperren. Das merkte sich der Knecht und als er in der nächsten Nacht wieder gedrückt wurde griff er geschwind zu und erschnappte eine Flaumfeder, die er dann auch, wie ihm geheißen, vorsichtig in ein Kästchen verschloß. Am andern Morgen hieß es, eine junge Nonne sei über Nacht im Kloster verschieden. Als darauf der Knecht dem „weisen" Manne erzählte, was die Nacht bei ihm und im Kloster vorgekommen sei, da wußte der schon genug. Er hieß dem Knecht, die Feder fliegen zu lassen. Und der that wieder, wie ihm geraten. Die Feder aber schwebte darauf durch das offene Fenster in die Zelle der Gestorbenen. Und siehe, die Tote bekam auf einmal wieder Leben und erhob sich von ihrem Lager. Den Knecht hat sie nie wieder gedrückt.

Bechstein, S. d. d. Rhön, S. 303.
Schöppner, III. S. 81.
Bavaria, IV., 1. S. 200.
Jannsen, S. 173.

* 793. Von dem vermauerten Klosterschatze.

Im Kloster Wechterswinkel soll auch noch ein großer Schatz vermauert sein. Ein Maurermeister aus dem nur eine und eine halbe Stunde entfernten Heustreu beichtete auf seinem Sterbelager folgendes:

„Vor langen Jahren wurde ich nachts aus dem Bette geholt und mit verbundenen Augen weggeführt, wohin wurde mir nicht gesagt. Ich merkte aber wohl an dem Rauschen des Wassers, daß man mich in die Gewölbe des Klosters Wechterswinkel brachte.

Dort wurde mir die Binde abgenommen. Ich sollte hier einen kostbaren Schatz vermauern. Als ich mit dem Werke fertig war, verband man mir wieder die Augen, führte mich noch eine Weile in den Gängen erst hin und her, dann wohl noch eine Stunde draußen herum, bis ich endlich erschöpft wieder zu Hause anlangte. Bis heute hat mir noch niemand gesagt, wo ich gewesen bin. Aber ich weiß es dennoch zuversichtlich, daß ich in jener Nacht den Schatz im Kloster Wechterswinkel zu vermauern hatte." In dem ehemaligen Klostergarten von Wechterswinkel lassen sich zeitweise nachts schlanke Gestalten in weißen duftigen Kleidern sehen. Man sagt, sie ständen mit dem Schatz in enger Verbindung und wollten diesen gerne einem Sterblichen zuwenden.

*794. Von dem Ursprunge Bastheims.

Einst jagte Karl der Große, so erzählt ein Greis aus Bastheim, von der Salzburg aus in dem dortigen Salzforste, kam von seinem Gefolge ab und irrte drei Tage lang ohne Nahrung in dem dichten Walde umher; am dritten Tage endlich war er so glücklich, in der Nähe von Oberwaldbehrungen einen Schäfer zu finden, der dem fast Verhungerten mit seinem Brote vorerst soweit auf die Beine half, daß ihm der Kaiser nach seinem ärmlichen Gehöfte, das an der Stelle des jetzigen Bastheim stand, folgen konnte. Hier pflegte und labte er seinen ihm unbekannten Gast mit allem was dem armen Manne zu Gebote stand. Der Kaiser war darüber so gerührt, daß er den Schäfer vor dem indessen herbeigeeilten Jagdgefolge, den vielen Grafen und Rittern, nicht nur zum Ritter schlug, sondern ihm auch Wald und Weide, soweit nur des Schäfers Auge reichte, schenkte. Auch ließ er ihm an Stelle der ärmlichen Hütte ein schönes Schloß erbauen und nannte es, da der Schäfer „Bast" d. i. Sebastian hieß, Bastheim.

Andere erzählen, der Schäfer habe seinen ihm unbekannten Gast auf Verlangen auf unwegsamen Pfaden nach der Salzburg geleitet und hier erst habe sich ihm der Kaiser zu erkennen gegeben und nun reichlich belohnt.

*795. Von dem ehemaligen Schlosse zu Bastheim.

In dem jetzt bis auf ein Stockwerk abgebrochenen und derzeit größtenteils zur Betreibung der Landwirtschaft eingerichteten Schlosse der im Jahre 1848 ausgestorbenen Freiherrn von Bastheim befand sich ein Zimmer, die „Lutherstube" genannt und in dieser eine ungewöhnlich hohe, aber durch das Abschneiden von

Spänen arg beschädigte Bettstelle, in der, der Sage nach, Dr. Luther mit seiner Katharina geschlafen haben soll. Dabei erzählt man noch, daß zu jener Zeit auch sämtliche Fräuleins aus dem nahen Kloster Wechterswinkel entsprungen seien.

*796. Vom „Marterle“ auf dem roten Berge an der Straße nach Hendungen.

Der Straße nach Hendungen folgend, gelangt man an der Fallmeisterei vorüber an den roten Berg, auf dessen Plateau, zwischen einem dürftigen Fichtenhölzchen und der Straße, ein „Marterle“ (Bildstock) steht. An diesem läßt sich zur Adventszeit ein schneeweißes Lämmlein sehen. Wer es an sich locken will, bewirkt, daß es sofort verschwindet.

*797. Von dem Spuke an den zwei Birnbäumen bei Hendungen.

Einen Büchsenschuß weiter von dem erwähnten „Marterle“ thalwärts nach Hendungen hin stehen nahe an der Straße zwei alte Birnbäume dicht nebeneinander, bei denen es nicht recht geheuer ist. Denn zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo bald die schwedischen, bald die kaiserlichen Landsknechte auch die hiesige Gegend arg drangsalierten, wurde mancher von ihnen von den zur Verzweiflung gebrachten Bauern auf heimliche Weise kalt gelegt, und so geschah es auch an den beiden Birnbäumen. Seit jener Zeit läuft dort zur Adventszeit ein großer, zottiger, weißgefleckter Hund mit glühenden Augen umher. Im Wirtshause zu Hendungen saßen ungefähr fünfzig Jahre nach dem dreißigjährigen Kriege an einem Adventssonntage größtenteils junge Leute beim Kruge. Das gute Bier und die warme Stube, sowie die Erzählungen eines Alten hielten sie länger als gewöhnlich beisammen. Als der Erzähler auch der beiden Birnbäume, der dort erschlagenen und begrabenen Landsknechte und des weißgescheckten Hundes gedachte, sprang einer der vom Trunke erhitzten jungen Bursche auf, schalt die anderen abergläubische Feiglinge, von denen keiner den Mut habe in der nahen Geisterstunde allein nach jener Stelle zu gehen und den Toten zuzurufen, aufzustehen, der jüngste Tag sei gekommen. Das denke er zu thun. Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, eilte nach dem Stalle, sattelte flugs seinen Gaul, hielt Punkt zwölf Uhr an den Birnbäumen und rief mit lauter Stimme: „Ihr Toten, stehet auf und kommt zum Gerichte.“ Doch kaum waren die Worte über seine Lippen, da ertönte auch schon eine dumpfe Stimme aus der Erde: „Gehe, es ist noch

keine Zeit." Ein kalter Schauer durchrieselte den Frevler, sein Rausch war verschwunden. Zitternd und schlotternd klapperte er heimwärts und starb noch in selbiger Nacht.

*798. Die Salzburg bei Neustadt a. d. Saale.

Bei Neustadt jenseits der Saale steht im alten Saalthale eine der ältesten und historisch denkwürdigsten Festen des Frankenlands, teils umfangreiche Trümmer, teils noch aus wohnlichen Gebäuden bestehend. Es ist dies die Salzburg, Palatium der fränkischen Könige. Karl Martell soll hier gewohnt und das alte Haus, die Salisburg, erneuert haben.

Mehr denn einmal weilte in diesen Räumen der heilige Bonifacius. Er weihte als Erzbischof hier 741 drei Bischöfe, Burchard zu Würzburg, Witto zu Buriburg in Hessen und Willibald zu Eichstädt. 742 hielt er abermals ein geistliches Konzilium auf der Salzburg, 768 hielt Pipin der Kurze hier das Osterfest, Karl des Großen erster Besuch auf der Salzburg geschah zu Schiff; er empfing hier die Gesandtschaft des byzantinischen Kaisers Nikephorus, desgleichen den Patriarch von Grado, Fortunat, der ihm unter anderem den Körper Josephs von Arimathia mitbrachte, welcher nach Aachen geschenkt wurde. Karl schloß hier den Frieden mit den Sachsen. Die deutschen Könige: Ludwig der Fromme, Ludwig III., Ludwig der Deutsche, Arnulf und Otto I. wohnten hier.

Im Jahre 1000 schenkte Otto III. Salzburg dem Bischof Heinrich zu Würzburg.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 251.
Bavaria, IV, 1. S. 176.

*799. Von dem versunkenen Nonnenkloster auf dem Veitsberge bei Neustadt a. d. Saale.

a. Dem Dorfe Salz gegenüber erhebt sich der mit Wein- und Hopfenanlagen geschmückte Veitsberg. Auf seinem Scheitel erblickt man eine etwas flache kesselartige Vertiefung. In dieser läßt die Sage in grauer Vorzeit ein Nonnenkloster versunken sein, das wegen unordentlichen Lebenswandels seiner Insassen verflucht worden war. Nur einer oder, wie andere sagen, zweien der Nonnen wurde es gestattet, an gewissen Tagen die Oberwelt zu besuchen, zu dem am Fuße des Berges gelegenen „Gold-Brünnle" hinabzusteigen und sich zur Labung hier einen frischen Trunk zu holen. Die Nonnen sind jedesmal weiß verschleiert, sind aber

demjenigen, der ihnen beim Hinabsteigen zur Quelle zufällig begegnet, unglückbringend, den ihnen auf dem Rückwege Begegnenden bringen sie dagegen Glück.

b. Auf dem Veitsberge stand vor uralter Zeit ein Nonnenkloster, in welchem so fromme Fräuleins waren, daß sie der liebe Herrgott vor allen andern begnadigte. So durften sie z. B. ihre Wäsche nur in die Luft werfen und sie blieb dort ohne Seil alsbald hängen, bis sie trocken war. Das aber machte die Nonnen stolz und hartherzig. So wurde eines Tages ein armer Sünder dort vorbei zum Richtplatze geführt; die Nonnen waren neugierig und wollten wissen, weshalb er zum Tode verurteilt sei. Als ihnen hierauf der Verbrecher alles gebeichtet hatte und schließlich um ihre Fürsprache bei Gott bat, da lachten sie ihn aus und sagten, es geschehe ihm schon recht so. Und von Stund an wandte sich auch die Gnade des Herrn von ihnen ab. Und der böse Feind bekam Macht über das Kloster und der verleitete die Nonnen nach und nach zu schlechten Dingen, kurz, es wurde so arg, daß das Kloster mit allem was darin war eines Tages in die Tiefe des St. Veitsberges versank.

So erzählte mir mein Führer aus Neustadt.

* 800. Spuk und Schätze auf dem St. Veitsberge.

„Mein Vetter,“ so erzählte einer aus Neustadt, „pflügte eines Tages droben auf dem Veitsberge seinen Acker. Da sah er auf einmal ein kesselrundes Loch vor sich. Und da es ihn zu wissen verlangte, wie tief es sei, so band er zwei in der Nähe liegende Hopfenstangen aneinander und untersuchte ob er Grund und Boden fände. Die Stangen reichten aber noch lange nicht aus. Er band daher noch eine dritte an die beiden. Als er aber wieder zur Stelle kam, war das Loch verschwunden.“

„Manche“, so begann ein anderer aus Neustadt, „schwatzen auch noch von großen Schätzen, die auf dem Veitsberge liegen sollen. Ein Bauer hatte einmal einen schon so gut wie in Numero Sicher, da grüßte er laut einen Bekannten, der vorüberging, und aus war's mit dem Schatz.

Ferner sieht man droben auf der Höhe oft ein gewaltig großes Feuer brennen. Mein Vater, der dort zur Nachtzeit mit Holz vorüberfuhr, hat es ganz deutlich gesehen. Desgleichen wurde es ein Bekannter von mir von dem Dorfe Salz aus gewahr. Als er Neustadt erreicht hatte, brannte es noch immer fort.“

* 801. Vom Spuke an der Veitsbrücke bei dem Dorfe Salz.

An der Veitsbrücke lauerte in alter Zeit nächtlicher Weile ein verwegener Bauer aus dem Dorfe Salz einem flüchtigen französischen General auf, von dem er zufällig wußte, daß er eine große Summe Geldes mit sich führe. Der Kerl faßte denn auch unvermutet den General, erschlug und beraubte ihn und warf darauf die Leiche in die Saale. Seit jener Zeit ist es an der Brücke nicht geheuer, weil der General dort umgeht.

* 802. Vom gespenstigen Geißbocke am „Steg“ bei Neustadt a. d. Saale.

Am sogenannten „Steg“ bei Neustadt an der Saale soll sich von Zeit zu Zeit ein gespenstiger Geißbock sehen lassen. Die Sage erzählt darüber folgendes: Ein Schneider und ein Mühlknappe liebten zu gleicher Zeit ein und dasselbe Mädchen. Und da sich der Schneider zurückgesetzt glaubte, beschloß er in seiner Leidenschaft, seinen glücklicheren Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Er wußte, daß dieser jeden Abend den langen „Steg“ überschreiten mußte, wenn er seine Geliebte besuchte. Diesen Augenblick beschloß der Schneider zu benutzen. Er nähte sich deshalb in eine Bockshaut, verkroch sich hinter einen starken Baum am „Stege“, sprang, als er seinen Gegner erblickte, wütend auf diesen los und stieß ihn mit den Hörnern vom „Stege“ hinab in die Brend, die den Mühlknappen alsbald in die Saale führte. Der Müller aber war keiner, der sich so bald gab. Er erholte sich rasch von seinem Schrecken und erreichte zum Ärger des ihm nachschauenden Nebenbuhlers schwimmend das jenseitige Ufer. Am andern Abend hoffte der Schneider mehr Glück zu haben. Doch es bekam ihm schlecht. Der Müller hatte sich diesmal mit einem tüchtigen Knotenstock versehen und versetzte dem Geißbocke, als er wieder auf ihn losstürzte, einen so kräftigen Schlag zwischen die Hörner, daß er auf der Stelle tot zu Boden stürzte. Nun stieß der Knappe den Schneider in die Brend, die auch ihn alsbald der Saale überlieferte. Seit jener Zeit spukt der Schneider in der Gestalt eines Bockes dort am langen „Stege“.

* 803. Von dem steinernen Hunde an der Pfarrkirche zu Münnerstadt.

An der Nordseite der Pfarrkirche zu Münnerstadt sieht man das Bild eines Hundes in Stein ausgemeißelt; darüber wird folgende Sage mitgeteilt:

Der Baumeister der Pfarrkirche arbeitete noch hoch oben im Dachstuhle derselben, als er bemerkte, daß ihm sein Hund, den er wegen seiner Treue und Folgsamkeit über alles liebte, auf dem gefährlichen Weg bis dorthin nachgefolgt war. Darüber brauste nun der Mann arg auf und wies den Hund mit harten Worten von sich ab, der dann auch, als er keinen andern Rückweg sah, ohne Zaudern durch eine offene Stelle des Dachstuhls den schrecklichen Sprung in die Tiefe that. Sein Herr brachte dann zum Andenken an das treue und folgsame Tier jenes Bildwerk dort an der Kirche an.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 243.

*804. Münnerstadt wird durch die hlg. Jungfrau vor den Kugeln der Schweden beschützt.

Als im dreißigjährigen Kriege Münnerstadt durch die Schweden hart bedrängt und von dem südöstlich von der Stadt gelegenen Karlsberge aus arg beschossen wurde und die Stadt rettungslos verloren schien, da wandten sich die Münnerstädter und vor allem die fromme Brüderschaft zum heiligen Rosenkranz inbrünstig flehend an den Himmel und baten die heilige Jungfrau um Erbarmen und Schutz. Und siehe, trotz des immer heftiger werdenden Feuers aus den schwedischen Schanzen fiel nicht eine einzige Kugel mehr in die Stadt, denn die heilige Jungfrau hatte die Bitte erhört und fing, als Schnitterin auf der Mauer stehend, die Kugeln mit einer Sichel in ihrer Schürze auf. Als dies die Schweden gewahr wurden, hoben sie rasch die Belagerung auf und zogen von dannen. Zur dankbaren Erinnerung an dieses Wunder sieht man heute noch das steinerne Bild der heiligen Jungfrau auf der Stadtmauer, wie sie mit der Sichel in der Hand die Kugeln in ihrer Schürze auffängt. Auch wurde auf dem Karlsberge zur Verherrlichung jener Begebenheit eine Kapelle erbaut, und bis heute noch wird alljährlich zur Erinnerung an die wunderbare Rettung Münnerstadts ein Dankfest mit feierlichem Gottesdienst und Prozession daselbst gefeiert.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 252. 242
Bavaria, IV, 1. S. 189.

*805. Vom knieenden Esel zu Münnerstadt.

An der Nordseite der Pfarrkirche zu Münnerstadt ist außer dem erwähnten Hunde noch ein ziemlich ungeschickt gearbeitetes Bildwerk, ein knieender Esel, angebracht, über den die Sage folgendes mitteilt:

Einst zogen Priester und Mönche, fromme Psalmen absingend, mit dem heiligen Sakramente aus und wurden von einer wilden Rotte zusammengelaufenen Gesindels verfolgt und verhöhnt; da geschah es, daß ein Eselstreiber mit seinem Tiere am Wege hielt und dieses eine lange Zeit den frommen Gesängen andächtig lauschte, dann aber, als der Priester mit dem heiligen Sakramente in seine Nähe kam, sofort niederkniete und anbetete, auch durch Schelten und Schläge nicht eher wieder in die Höhe zu bringen war, als bis das heilige Sakrament an ihm vorüber war. Als die Rotte dieses Wunder gewahrte, entsetzte sie sich ob ihres eigenen Frevels und verschwand. Zum Andenken an dieses große Wunder soll nun jenes Bildwerk dort angebracht worden sein.

*806. Weshalb die Münnerstädter Nägelsieder genannt werden

Als der Kaiser den Ort Münnerstadt mit städtischen Rechten begnadigt und die neue Bürgerschaft ihren Magistrat gewählt hatte, wollte sie natürlich auch ein Rathaus haben. Als hierauf der Bau beschlossen und der Riß von dem Magistrate geprüft und genehmigt worden war, wurde auch sofort mit dem Bau begonnen, und bald stand auch das Rathaus schon fertig aufgerichtet da, und es kamen viele von nah und fern um das Werk zu bewundern. Da entdeckte auf einmal einer der Fremden zum großen Schrecken der Herren, daß der Bau weder Turm noch Fenster hatte. Nach langem Hin- und Herraten beschloß der Stadtrat endlich den Bau wieder niederzureißen und einen neuen auszuführen; an Holz fehle es ja nicht, und die teueren eisernen Nägel könne man ja wieder benutzen, so meinten sie. Als sich aber nun herausstellte, daß diese alle krumm geworden und so nicht zu brauchen waren, machte der Bürgermeister dem Rat den Vorschlag, die Nägel, damit sie sich besser biegen ließen, in einem großen Kessel so lange zu sieden, bis sie gehörig weich geworden und dann wieder gerade gebogen werden könnten. Der Rat stimmte natürlich dem Vorschlage bei, und bald darauf sah man die braven Münnerstädter um einen großen Kessel herum stehen und mit riesigen Hopfenstangen die Nägel umrühren, und wenn diese auf dem Grunde des Kessels laut wurden, riefen sie sich bedeutungsvoll zu: „Hört ihr, wie sie schon pfeifen?“ Als aber die Nägel einen ganzen langen Tag gesotten und immer noch nicht weich geworden, gaben sie das undankbare Werk auf. Seit jener Zeit aber werden die Münnerstädter in dortiger Gegend „Nägelsieder“ genannt.

* 807. Von dem Schneider Nußbicker und dem Teufel in Münnerstadt.

An der Nordseite der Pfarrkirche zu Münnerstadt steht noch ein alter Leichenstein, auf dem eine Schere und ein Kuhschwanz ausgehauen sind. Die Sage erzählt darüber: Zu Münnerstadt lebte vor Zeiten ein armer Schneidermeister, Namens Nußbicker, der in der ganzen Stadt als ein Muster des Fleißes, der Ehrlichkeit und Gottesfurcht hingestellt wurde. Das aber war es gerade, was den bösen Feind reizte, Jagd auf die Seele des Schneidermeisters zu machen. Er suchte ihn daher in seiner Dachkammer auf, legte ihm allerlei verfängliche Fragen vor und versuchte, ihn zu dem und jenem bösen zu verleiten. Dem Schneider wollte das gar nicht gefallen, und da die Besuche des unheimlichen Fremden immer häufiger wurden und er dem Meister immer mehr zusetzte, daß er von dem ihm anvertrauten Tuche große Stücke abschneiden und zu seinem Nutzen verwenden sollte, auch nebenbei dem Schneider versprach, ihn, wenn er ihm folgte, zum reichen Mann machen zu wollen, da wurde es dem frommen Nußbicker doch zu arg; er wies alles streng von sich, griff nach seinem Gebetbuche und begann laut und inbrünstig zu lesen. Darüber aber begann es dem Fremden auch unheimlich zu werden. Er erhob sich rasch und eilte nach der Thüre, dabei aber geschah es, daß er einen langen Schwanz, den er bis jetzt unter einem großen Mantel sorgfältig versteckt gehalten, in der Hast fallen ließ und rasselnd nachschleifte. Meister Nußbicker saß eine Weile starr vor Entsetzen da, denn er wußte nun, daß er es mit dem Erzfeinde selbst zu thun hatte, dann aber raffte er sich auf und lief zu seinem Freunde Ennius, der Magister der Künste war. Als der seinen Bericht vernommen, frug er den Schneider, ob er eine scharfe, aber noch unschuldige Schere habe, d. h. eine, mit deren Hilfe noch kein fremdes Eigentum entwendet worden sei, und als der Schneider dies bejahte, riet der Magister, wenn der Teufel wieder komme, so sollte er ihm in einem günstigen Augenblicke nur frischweg den Schwanz abschneiden; auf diese Art werde er sicherlich Ruhe bekommen. Und als nun der Teufel nach einiger Zeit wieder bei dem Meister erschien, that dieser ganz freundlich und sagte, er habe sich die Sache überlegt und wolle auf die Vorschläge seines Gastes eingehen. Darüber war nun der Teufel ganz entzückt und bat den Schneider, da sie nunmehr gute Freunde geworden wären, um die Erlaubnis, den unbequemen Mantel, den er trotz der heißen Jahreszeit beständig trug, einstweilen hier an die Wand hängen zu dürfen. Meister Nußbicker nickte beifällig zu, beobachtete aber scharf seinen Gast. Und in dem Augen-

blicke, als dieser den Mantel abgelegt und nach seinem Notizbuche suchte, um den Schneider darin aufzuzeichnen, hatte dieser auch schon die scharfe Schere gefaßt und schnitt nun rasch dem Teufel den Schwanz rein vom Gesäß ab. Der Teufel aber that mit einem lauten Schmerzensschrei einen mächtigen Sprung nach der Thüre, wo er samt Mantel und Schwanz auf Nimmerwiedersehen verschwand. Meister Nußbicker hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als dem Magister Ennius den glücklichen Ausgang seines Wagstücks zu melden. Der aber schüttelte jetzt bedenklich den Kopf und sagte: „Meister! Meister! Ich glaube, wir haben so nicht klug gethan, denn, da nun der Teufel durch den langen Schwanz nicht mehr kenntlich ist, wird er sich desto freier unter den Menschenkindern bewegen und weit größeren Schaden als vorher anrichten können. Dem Meister Nußbicker aber wurde, als er starb, zum Gedächtnis an seine Heldenthat die Schere und der Schwanz des Teufels auf dem Grabstein eingemeißelt.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 244.
Jannsen, S. 115.

*808. Das Einhorn zu Maßbach.

Maßbach liegt in einer sogenannten Wetterscheide, nämlich mitten zwischen drei ein Dreieck bildenden Höhenzügen, zwischen der Rhön nach Norden, den Haßbergen nach Osten und dem Bergrücken, auf dem die schwarze Pfütze und der Fichtenbusch die höchsten Punkte sind, nach Westen und Süden. Diese Höhen ziehen die Gewitter an und halten sie fest, so daß Maßbach oft gar nichts von den heranziehenden Gewittern erhält. In Beziehung auf diese Erfahrung sagte mir schon vor länger als 20 Jahren ein alter Nachbar, daß schon sein Großvater davon gesprochen habe, wie in Maßbach Wetterschäden etwas ganz Unbekanntes seien. Die Vorfahren hätten gesagt, hinter dem Mühlberge (die Höhe nach Westen, an der Maßbach liegt) liege ein Einhorn begraben, das kein schweres Gewitter herüber lasse. So kommt es, daß sich niemand zu erinnern weiß, daß irgend ein Wetterschaden die Maßbacher Gemarkung betroffen hat.

*809. Die große Glocke zu Maßbach.

Die hiesige große Glocke soll (man sagt im Schwedenkriege, wie man sich jetzt auszudrücken pflegt, wenn man auf dem Lande unsere älteste Vorzeit bezeichnen will) von Soldaten auf einen Wagen geladen und mit fortgeschleppt worden sein. Weil man nichts mehr von ihr gehört habe, so habe man sie vergessen. Lange, lange

Jahre danach sei es geschehen, daß eine Sau aus einem Brunnen bei Stadtlauringen etwas Glänzendes herausgewühlt habe, was bei näherer Untersuchung, und nachdem es vollends herausgehoben worden, für eine Glocke erkannt worden sei. Man habe sie nun auf dem Turm zu Stadtlauringen aufgehängt, sie habe aber da keinen Ton von sich gegeben. Da sei eben, wie man sich in Stadtlauringen die Köpfe über die merkwürdige Glocke, die ganz sei und doch nicht töne, zerbrochen habe, ein Fremder gekommen und habe den Rat gegeben, man solle sie einem Esel aufladen und diesen laufen lassen, der werde sie schon hinbringen, wo sie hingehöre. Gesagt, gethan, und wirklich sei auch spornstreichs der Esel mit ihr geraden Wegs nach Maßbach gelaufen und an der Kirche stehen geblieben. Man habe sie auf den Turm gehoben und es habe sich gleich herausgestellt, daß sie dahin gehöre, weil sie da den schönsten Ton habe vernehmen lassen. Von dieser Begebenheit habe der Brunnen den Namen „Glockenbrunnen" bekommen und die Maßbacher Gemeinde habe den Stadtlauringern einen Wald auf Maßbacher Markung — den sogenannten „Stadtlauringer Forst" — dafür geschenkt. Die Glocke aber tönt noch heute:

„Ein' Sau hat mich aufgewühlt,
ein Esel hat mich heimgeführt."

*810. Von der Burg Steinach bei Bad Bocklet.

a. Eine halbe Stunde von Steinach und Roth sieht man zwischen dem alten Eichen- und Buchenbestande auf einer Kuppe des Windheimer Forstes noch spärliche Trümmer der einst so gefürchteten Raubburg Steinach.

Die Sage versetzt ein wildes und gottvergessenes Rittergeschlecht in diese ehemalige Feste, das nur von Raub, Mord und Brand lebte und das Erpreßte dann auf die ruchloseste Weise verpraßte. Nur ein einziges lebendes Wesen in der Burg, eine alte treue Magd, dachte anders und fand großes Ärgernis an diesem Treiben, wurde jedoch, wenn sie ihre Herren an den lieben Gott erinnerte, mit Hohn und Spott zurückgewiesen. Sie verließ dann meistens mit ihrer Spindel die Burg und ging zu frommen Leuten nach dem nahen Roth. Dies geschah denn auch einmal an einem Christabend, da das Zechen und wüste Leben in der Burg gar kein Ende nehmen wollte. Seufzend nahm endlich nach Mitternacht die Magd von ihren Freunden in Roth Abschied und trat den Rückweg zur Burg an. Als sie in deren Nähe angelangt war, blieb sie stehen und lauschte einige Augenblicke, ob sie nicht

noch den Lärm der Zecher vernähme; doch es war zu ihrer Verwunderung alles mäuschenstille. Bald darauf hatte sie die Höhe erreicht; aber entsetzt schaute sie sich hier nach allen Seiten um; doch es war keine Täuschung. Nur noch wenige Reste der eingestürzten Ringmauer waren Zeugen der hier vorhanden gewesenen Burg. Diese war mitsamt ihren gottlosen Bewohnern und samt dem aufgehäuften kostbaren Raube in das Innere des Berges versunken. Am ganzen Leibe zitternd eilte die Magd von der Stätte des Gerichtes wieder zu ihren Freunden nach Roth, die sich dann am andern Morgen mit eigenen Augen von dem Geschehenen überzeugten. Die mit der Burg versunkenen Schätze sind seitdem oft gesucht, aber noch immer nicht aufgefunden worden. Jene ruchlosen Ritter müssen deshalb bis heute noch mit dem wütenden Heere rastlos umher ziehen, kehren in der Christnacht auf dem Burgplatze ein, machen dort einen heillosen Lärm und sind so immer noch der Schrecken der Gegend.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 248.

b. Zu Steinach erzählen sie noch: Von dem Steinecker Schlosse soll auch ein Gang unter der Saale hin nach Steinach gegangen sein. Durch diesen kamen in früher Zeit zwei Burgfräuleins, denen es gestattet war noch mit andern Menschenkindern zuweilen zu verkehren und belustigten sich mit den Burschen bei Tanz und Spiel. Einmal jedoch hatte die eine des guten zuviel gethan und bis an den hellen Morgen getanzt; erschrocken eilte sie nun zurück, bald darauf aber sahen die Leute in der Saale eine blutige Welle. Seit jener Zeit blieben die Steinecker Fräuleins aus.

c. Eines Tages ging ein Mann von Steinach über das alte Schloß nach Windheim, da sah er eine prächtige Blume auf dem Schutte des alten Schlosses blühn. So groß und schön hatte er noch keine gesehen. Die nimmst du mit, dachte er, und brach die Blume. Er wollte weiter, allein eine unheimliche Macht führte ihn immer wieder auf den alten Schloßplatz zurück. Auf einmal sah er eine offene Pforte vor sich. Er faßte Mut, trat ein und sah sich plötzlich vor einer bildschönen weißen Jungfer stehen. Vor ihr lagen auf einem weißen Tuche zwei Haufen Weizen und Roggen, von denen der Mann je eine Hand voll nahm und darauf das Gewölbe verließ. Er fand nun auch den Weg nach Windheim. Hier aber wußte er sich vór Erstaunen kaum zu fassen, denn als er in die schwer gewordenen Taschen griff, hatte er lauter Gold und Silber darin. Auf dem Heimwege ging er natürlich

wieder über das Schloß und suchte nach der offenen Pforte, die aber war nirgends zu sehen, er hatte die Blume verloren.

d. Schatzgräber, die auf der Burg Steineck nach den versunkenen Schätzen gruben, sahen schon einen großen Kessel voll puren Goldes vor sich. Da wurde einer derselben bei seinem Namen gerufen. Der Schatzgräber wandte sich um, sah zu seinem Entsetzen den Teufel neben einem Galgen stehen und schrie plötzlich in seiner Angst: „Jesus Maria hilf!“ Da sank der Kessel in die Tiefe.

* 811. Vom Holzarbeiter Lorenz und der Linde zu Steinach.

Zu Steinach steht ein altes weitläufiges Gebäude, das sie dort nur das „alte Schloß“ nennen. In einem Teile desselben wohnte vor Jahren ein Holzarbeiter, der eben nicht der feinste war; er hieß Lorenz. Dem passierte einmal in seiner Wohnung eine gar seltsame Geschichte, die den Mann so gepackt hatte, daß, wenn er sie mitteilte, er jedesmal sein graues Haupt entblößte und die Hände dazu faltete. Zu diesem trat einmal gegen elf Uhr nachts eine weiße Frauengestalt mit einem Bund Schlüssel und sprach: „Lorenz, du kannst mich erlösen, mußt aber mit mir gehen. Ich werde dich dafür reich und glücklich machen.“ Der Holzarbeiter aber hatte dazu keine Lust und antwortete ihr rauh und barsch: „Ich geh' nicht mit.“ Die Erscheinung bat noch eine Zeitlang fort Lorenz jedoch blieb bei seinem barschen: „Ich geh' nicht mit.“ Da sprach die Erscheinung: „Lorenz, ich komme noch zweimal, besinne dich und geh dann mit.“ Und richtig, in der zweiten Nacht stand sie wieder an derselben Stelle und erneuerte ihr Begehr; aber der Holzhauer auch seine Weigerung. Die weiße Frau wankt und weicht nicht und wird immer dringender mit ihrer Bitte. Da reißt endlich dem Lorenz der Geduldsfaden und ebenso barsch fragt er sie nun, was er denn thun solle. Nun erfährt er, daß er nur hinter ihr drein gehen, sich aber dabei ja nicht umsehen und alle Schlüssel, mit denen sie die Schlösser öffnen würde, abziehen und zu sich stecken solle. Wenn er sich etwa fürchte, so möge er nur den Pfarrer oder seinen Taufpaten mitbringen. In der nächsten Nacht werde sie ihm zum letztenmal erscheinen. Hiermit verschwand die Erscheinung, und zwar ohne den Holzarbeiter von seiner Halsstarrigkeit abgebracht zu haben. In der dritten Nacht war sie, wie vorhergesagt, wieder um dieselbe Stunde am Platze. Allein an dem Starrsinn des Alten scheiterte auch diesmal ihr dringendes Flehen. Da erhob sie erzürnt den Finger und sprach: „Lorenz, du wirst es bereuen. Von Stund an wirst

du mit den Deinen verarmen und Elend wird über dich kommen. Vor dem Schlosse aber wird eine Linde aus dem Boden sprossen und nach hundert Jahren wird aus deren Holz eine Wiege für einen deiner Nachkommen, der ebenfalls Lorenz heißen wird, gezimmert werden; dem ist es wieder vergönnt, mich zu erlösen." Hiermit verschwand die weiße Frau. Die Familie verarmte in der That und auch die Linde schoß aus dem Boden und grünt jetzt bereits fünfzig Jahre.

*812. Die Lindesmühle bei Kissingen.

Dem ganz verarmten Müller in der Lindesmühle bei Kissingen halfen die Wichteln in der Patzeleiten im Thal der Saale dadurch wieder auf, daß sie ihm nachts Boden und Scheune mit Frucht füllten, und so gelangte der Müller binnen kurzem wieder zum Wohlstand. Bei ihren schwachen Kräften war diese Hilfeleistung den Wichteln nur möglich gewesen, indem sie jede Ähre einzeln auf die Scheune hinauftrugen. Der wieder reich und dadurch übermütig gewordene Müller traf nun einmal einen Wichtel, der unter seiner Last arg stöhnte und jammerte und rief ihm zu: „Du Kröte, soll ich wegen deinem Ährle Korn dein Gestöhn mit anhören?" Da diese Rede den Kleinen nun sehr verdroß, so holte das Heer der Wichtelmänner, was sie dem Müller gebracht, Ähre für Ähre, wieder aus der Scheune weg, sodaß der Müller immer mehr verarmte und die Mühle dem Verfall mehr und mehr entgegenging.

Bavaria, IV, 1; S. 205.

*813. Vom Liebfrauensee bei Kissingen.

Nahe bei Kissingen liegt, unter dem mit einer Kapelle versehenen Friedhof, ein kleiner See, der „Liebfrauensee" genannt, dessen Abfluß eine Mühle treibt und von dem die an den meisten Seen vorkommenden Sagen von den dortigen Landleuten erzählt werden. Seinen Namen soll der See von folgendem Ereignisse erhalten haben: Ein Jüngling, der zu einem bildschönen Mädchen in heißer Liebe entbrannt war, wurde von ihr plötzlich auffallend kalt behandelt und das nahm sich der Jüngling so zu Herzen, daß er an den See eilte, um hier seinen Qualen ein rasches Ende zu machen, doch in dem Augenblicke, als er den Sprung in das Wasser thun wollte, prallte er erschrocken zurück: über dem Spiegel des Sees schwebte die heilige Jungfrau in ihrer ganzen Glorie, warnend zeigte sie mit aufgehobenen Armen nach dem Himmel,

während ihr Auge gar mild auf ihn schaute. Reue und Versöhnung zogen in das Herz des in Anbetung versunkenen Jünglings, und Herz und Hand seines geliebten Mädchens wurden bald darauf sein Lohn.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 135.

*814. Wie die Stadt Kissingen im dreißigjährigen Kriege von den Schweden gerettet wurde.

Im dreißigjährigen Kriege hatte sich einmal ein Trupp Schweden unter ihrem Führer Reichwald hinter den benachbarten waldigen Anhöhen in aller Stille gelagert, um von dort aus zur Nachtzeit die Stadt zu überrumpeln und auszuplündern. Nun wollte es der Zufall, daß gerade an jenem Tage einige Krämer, die vom Jahrmarkte kamen, unbemerkt dort vorüber zogen. Diese warnten die Kissinger und die Bürger rüsteten sich in aller Eile zu tapferem Widerstande, nachdem sie sich vorher mit frommen Gelübden dem Schutz der gnadenreichen Mutter Gottes empfohlen hatten. So erwarteten sie den Feind und schlugen ihn, der den plötzlichen Widerstand nicht erwartet hatte, mutig ab. Als sich die Schweden aber wieder sammelten und den Angriff erneuerten, da kam ein Kissinger Bürger, Namens Peter Heil, auf den Einfall, sämtliche zahlreiche Bienenstöcke von der Mauer herab auf die stürmenden Feinde zu werfen und diese so zum Abzug zu zwingen. Und so geschah es. Den doppelten Feind konnten die Schweden nicht bewältigen und verließen, arg zerstochen, den Kampfplatz. Die Kissinger zogen von da an jedesmal am dritten Fastensonntag zum Dank für die wunderbare Rettung, von der Pfarrkirche aus, in Prozession nach dem Kirchlein der gnadenreichen Mutter Gottes. Den Peter Heil aber verewigten sie in Gestalt eines steinernen Kopfes an der östlichen Seite des Rathauses über dem Brunnen. — Nach einer anderen Volkssage soll jener Kopf einen Juden vorstellen, welcher den Bürgern während der Belagerung unfehlbare Freikugeln goß.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 132.

*815. Von der Burg Botenlauben bei Kissingen.

Von dem berühmten Badeorte Kissingen aus erreicht man in einer halben Stunde die auf einer isolierten Anhöhe gelegenen Trümmer der Burg Botenlauben, über deren Erbauung ein Dunkel schwebt. Manche wollen wissen, sie sei von einem gewissen Bodo, einem Verwandten Heinrich IV. erbaut worden, woher auch ihr

Name herrühre; andere schreiben die Erbauung einem Grafen von Henneberg zu; gewiß ist, daß sie der Minnesänger Otto II. Graf von Henneberg bewohnte und sich auch meistenteils nach ihr nannte. Später kam die Burg in die Hände der Bischöfe von Würzburg und wurde im Bauernkriege 1525 zerstört. — Über die älteste Zeit der Burg finden sich im Munde des Volkes noch nachstehende Sagen vor:

Von der Botenlauben soll ein unterirdischer Gang nach der benachbarten Burgruine Trimberg gehen und, als beide noch von ihren Dynasten bewohnt wurden, durch einen Klingelzug von Draht mit einander verbunden gewesen sein, um sich gegenseitig bei nahender Gefahr Zeichen zu geben.

Ferner wird erzählt: Auf der Botenlauben wohnten in den frühesten Zeiten drei Schwestern, die aber von der Erde verschlungen worden sind. Sie kommen zuweilen an das Tageslicht. Zwei derselben waren schneeweiß gekleidet und waren christlichen Sinnes, die dritte dagegen war halb schwarz und halb weiß und hatte einen Geißfuß. Sie war boshaft und allem Christlichen feind. Die Schwestern wohnten Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen bei, zogen auch beritten in den Krieg und kämpften mannhaft.

Bechstein, S. d. Rhön. S. 133.
Gottschalck, Ritterburgen VII. S. 107.
Panzer I, Nr. 201.
Bavaria IV, 1, S. 179.

*816. Von der Zerstörung der Burg Botenlauben.

Als im Bauernkriege die Burg von den aufrührerischen Bauern lang genug hart bedrängt worden war und diese endlich einsahen, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten sei, gewannen sie den Koch, daß er ihnen nachts das Burgthor öffne, und dieser versprach ihnen, die günstige Stunde durch Klopfen auf dem Kuchenbrett anzuzeigen. Der Verräter hielt den Bauern auch Wort. Als diese jedoch darauf in die Burg eindrangen, banden sie den Verräter, stachen ihm die Augen aus und warfen ihn in die Flammen der brennenden Burg. Noch heute wandelt sein ruheloser Geist zur Strafe in den Trümmern umher und in stürmischen Nächten vernimmt man sein eintöniges Klopfen auf dem Kuchenbrette.

*817. Von der Gründung des Klosters Frauenroda.

Den in Palästina hart bedrängten Glaubensgenossen Hilfe zu bringen zog auch der tapfere Ritter und Minnesänger Graf

Otto II. von Botenlauben mit einer Schar Reisigen ins Morgenland, gewann dort das Herz einer saracenischen Königstochter, Namens Beatrix *) und führte sie, nachdem sie Christin geworden, als Gemahlin in sein Schloß Botenlauben bei Kissingen, wo beide in gegenseitiger Liebe glückliche Tage verlebten. Eines Tages wandelten die beiden Gatten in der Nähe der Burg. Da entführte ein Windstoß Beatricens Schleier hoch in die Luft. Die zur Wiederbeschaffung desselben ausgeschickten Boten fanden denselben erst nach Verlauf mehrerer Tage in einer Waldschlucht zwischen Aschach und Burkardroth auf einem blühenden wilden Rosenstrauch. Das fromme gräfliche Paar, welches in diesem Ereignisse einen Fingerzeig des Himmels zu erkennen glaubte, erbaute darauf an jener Stelle, wo der Schleier wiedergefunden worden war, ein Cistercienser Nonnenkloster und nannte es Frauenroda. Beatrix aber legte den Schleier zum ewigen Andenken auf dem Altare der Klosterkirche nieder, trat später, noch bei Lebzeiten ihres Gemahls, in den Orden ein und starb als erste Äbtissin desselben. Sie wurde nebst ihrem Gemahl in demselben begraben. Das Kloster besteht längst nicht mehr, aber in dem alten byzantinischen Kirchlein zu Frauenroda bei Aschach stehen noch die ziemlich wohl erhaltenen Grabsteine Ottos und seiner Gemahlin, und auch der Schleier wird den Gläubigen noch heute gezeigt.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 122.

Schöppner I. No. 267 (poetisch von F. Schmidt); Nr. 268 (poetisch von J. B. Goßmann.)

Bavaria IV, 1; S. 192,

*818. Von der Ilgenwiese in der Nähe des Klaushofes bei Kissingen.

Ungefähr eine Stunde von Kissingen unweit des Klaushofes liegt die Ilgenwiese. Hier soll ein Dorf, Brennersdorf mit Namen, gestanden haben, dessen Einwohner, nach der Sage, aus einem boshaften Raubgesindel, einer Art von Zigeunern bestand, die ihre Nachbarn bestahlen und auf jede Weise drückten. Auch den Kissingern ruinierten sie ihre Felder und ackerten ihnen oft in einer Nacht die Wiesen um. Da ermannten sich endlich die Kissinger, verjagten das Gesindel und machten das Dorf dem Erdboden gleich. Aber bis heute noch sieht man in besonderen

*) Beatrix war eine Tochter Jocelyn III., eines Nachkommen von Jocelyn I. Grafen von Edessa und Fürsten von Tiberias aus dem altfranzösischen Geschlechte derer von Courtenay.

Nächten die verfluchten Geister des Gesindels über der Stätte des ehemaligen Dorfes als Irrlichter tanzen.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 134.
Bavaria, IV, 1, S. 187.

* 819. Der Totemannsberg bei Kissingen.

Einer der südlichsten, weit in das Plateau der Saale hineintretenden Rhönberge wird der Tote-Manns-Berg genannt. Als Grund erzählt die Sage also: In einem sehr strengen Winter mit hohem Schneefall verirrte sich einer in dem Gebirge. Der Mann war ganz erschöpft und die Nacht eingebrochen. Um einen Augenblick auszuruhen, ließ er sich in einer kleinen Hecke, auf die er zufällig stieß, nieder. Der Wanderer aber schlief vor Müdigkeit ein. Im darauf folgenden Sommer fanden die Hirten oder Heumacher einen toten Mann in dem höchsten Geäste einer riesigen Buche, die jener Unglückliche bei dem hohen Schnee für einen Strauch gehalten hatte. Von da an soll der Berg den Namen Tote-Manns-Berg erhalten haben. Nach anderen erhielt er seinen Namen von Totman, dem Gefährten des heiligen Kilian.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 121.
Bavaria IV, 1; S. 207.

* 820. Von der ehemaligen Huhnburg bei Nüdlingen.

Zwischen Münnerstadt und Kissingen erhebt sich bei dem Dorfe Nüdlingen der Huhnberg. Dieser soll einst ein stolzes Schloß auf seinem Rücken getragen und seinen Namen von einer zahmen Henne erhalten haben, die dort oben ein Ei legte und deren Bildnis der Schloßherr später in sein Wappen aufnahm. Von der Burg sind nur noch wenige Spuren vorhanden. Auch soll, seit der Erbauung des Schlosses, eine Henne durch dreimaliges Gackern um die mitternächtige und die Mittagsstunde, das neue Jahrhundert verkünden. Unter dem Schutte des Bauplatzes sollen sich noch Keller mit altem Wein und vielen Schätzen befinden. Leuten, welche absichtslos zur Burg hinaufkommen, öffnet sich an bestimmten Tagen ein tiefer Schacht, der sie, wenn sie sich ihm anvertrauen, zu den Schätzen führt. Habgierigen Schatzgräbern indessen ist der Versuch, die Schätze zu heben, stets übel bekommen.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 245—247.

* 821. Die ausgewühlte Glocke zu Nüdlingen.

Lange Zeit nach der Zerstörung der Huhnburg wurde unter ihren Trümmern auch eine Glocke ausgegraben und auf dem Turme zu Nüdlingen aufgehängt. Dieselbe besaß die wunderbare Eigenschaft, daß, soweit ihr Schall reichte, die Gegend vor Hagel- und Gewitterschaden bewahrt blieb. Als die Glocke aber nach Würzburg gegen zwei kleinere umgetauscht wurde, da war es auch mit ihrer wohlthätigen Eigenschaft zu Ende.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 247.
Bavaria IV, 1, S. 187.

* 822. Das sogenannte Totenläuten zu Nüdlingen.

Von der auf der Huhnburg ausgegrabenen Glocke wird weiter erzählt: Vormals pflegten am ersten Pfingstfeiertage vier Männer aus Nüdlingen einen Sarg zur Begräbnisfeier des Stifters ihrer Kirche auf dem Schloßplatze umherzutragen; während dieser Ceremonie wurde jedesmal die erwähnte Glocke geläutet. Da ist es vorgekommen, daß, als einmal der dortige Geistliche das Läuten untersagte, die Glocke sich von selbst in Bewegung setzte.

Bechstein, Sagen d. Rhön, S. 247.

* 823. Der habsüchtige Amtmann in Nüdlingen.

Ein Amtmann der Grafen von Henneberg war so habsüchtig und geldgierig, daß ihm kein Mittel zu schlecht war, um seinen Reichtum zu mehren. Da er nach seiner Meinung diesen Zweck nicht schnell genug erreichte, so schloß er sogar mit dem Bösen einen Pakt und setzte als Termin des Ablaufs des Vertrags einen ersten Pfingstfeiertag. Als nun dieser Tag da war, erfaßte ihn eine schreckliche Angst und er sann auf ein Mittel, sein Leben noch länger zu fristen. Da fiel ihm die wunderbare Kraft jener Glocke ein und er befahl, dieselbe den ganzen Tag über zu läuten. Und richtig, als der Teufel kam, um sein Opfer in Empfang zu nehmen, prallte er, als er die Glockentöne vernahm, entsetzt zurück und stand einstweilen von seiner Beute ab. Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Der Teufel wartete noch eine Zeit lang und faßte den Amtmann doch noch am Kragen.

* 824. Von der Kapelle bei Arnshausen und dem Dezembrünnlein.

Bei Arnshausen an der fränkischen Saale steht eine kleine Kapelle mit einem wunderthätigen Madonnenbilde, zu dem heute noch viele von Gebresten Behaftete wallfahrten.

Über die Entstehung des Kirchleins wird dort nachstehendes erzählt: Die Ritterfrau der nahen Euringsburg lustwandelte eines Tages mit ihren Kindern in dem Walde; sie verirrte sich und blieb ungewöhnlich lange von der Burg abwesend. Ihr geängstigter Gemahl suchte lange Zeit vergeblich nach ihr. Da gelobte er, an der Stelle, wo er sein Gemahl wiederfinden würde, der heiligen Jungfrau eine Kapelle bauen zu wollen. Der Ritter traf bald darauf die Seinen wohlbehalten an jener Stelle und erfüllte auch das Gelübde.

Eine zweite Sage über die Kapelle lautet folgendermaßen: Im dreißigjährigen Kriege suchten zehn Frauen, von einer Rotte Schweden verfolgt, Schutz bei der heiligen Jungfrau in der Kapelle. Als jedoch die Soldaten hier auch einzudringen versuchten, wurden sie von einer unsichtbaren Macht vom Überschreiten der Schwelle abgehalten. Der Keckste von der Bande besann sich aber nicht lange und wollte durch einen raschen Sprung den Eingang erzwingen. Das aber bekam ihm schlecht, er blieb mit zerschmetterten Gliedern für tot an der Schwelle liegen. Wie das seine Kameraden sahen, packte sie ein so arges Gruseln, daß sie auf der Stelle die Flucht ergriffen. Als der tot geglaubte Schwede unter den heftigsten Schmerzen wieder zu sich kam, fühlte er große Reue über seinen Frevel und betete inbrünstig zu der heiligen Jungfrau um Rettung. Ein nahe wohnender Klausner, der des Wegs kam, fand den Schweden, ließ ihn nach dem benachbarten Dorfe bringen und dort verpflegen. Der Soldat hatte sich vollständig bekehrt, wurde ein sehr frommer Mann und bezog nach des Einsiedlers Tod dessen Klause. In der Nähe der Kapelle liegt das Dezem- oder Zehn-Brünnlein; die Quelle soll für Augenleiden heilsam sein. Von ihr hat der Ort den Namen „Zehn-Brünnlein“ erhalten. Viele wollen des Nachts die Fenster der Kapelle hell erleuchtet gesehen und leisen Chorgesang dort vernommen haben.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 136.

* 825. Tobias Ebelin auf Trimberg.

Im dreißigjährigen Kriege hatte sich der Kommandant von Königshofen, Tobias Ebelin, nachdem er von dort durch die Schweden und den protestantischen Adel der Nachbarschaft vertrieben worden war, mit etlichen 100 Mann und einem einzigen Geschütze in der Burg eingeschlossen. Noch heute lebt das Geschick dieser Tapfren im Munde des dortigen Volkes, und aus demselben berichten wir: Die Schweden lagen auf dem Berge hinter Elfers-

hausen am jenseitigen Ufer der Saale, der noch jetzt der „Schwedenberg“ heißt. Sie hatten alle Zugänge besetzt und den Belagerten jede Zufuhr abgeschnitten. Schon war die Hungersnot aufs äußerste gestiegen und nur noch ein einziges Schwein vorrätig. Dieses ließ Ebelin braten und schoß es ins Lager der Schweden hinüber. Die Feinde zogen ab, da dieser Schuß sie glauben machte, die Burg sei noch mit Lebensmitteln wohl versehen.

Auch von der blutigen Strenge Ebelins weiß das Volk zu erzählen. Auf dem Bleichhügel, dem östlichen Vorsprunge der Burg, habe er einen Spion der Schweden, der ein Mädchen im Schlosse gewonnen, enthaupten und seinen Kopf gleichfalls hinüber schießen lassen. — Ebelin selbst, von dem manche Spukgeschichten im Schwange sind, fand nach der Sage seinen Tod in der Saale. Sein Rappe kam zur Nachtzeit ledig auf die Burg gelaufen.

*825. Die Linserburg.

Einige hundert Schritte östlich von der Burg Trimberg, in einem Birken- und Eichenwäldchen, stößt man auf wenige Mauerreste, welche einst einem hier gestandenen Schloß angehört haben mochten. Die Sage nennt sie die „Linserburg“ und erzählt auf folgende Weise das Ende ihres letzten Besitzers: — Als die Schweden sein Schloß zerstört hatten, flüchtete sich der Ritter zu seiner Schwester, die Äbtissin eines Klösterleins war, welches gleichfalls im Umkreise der Burg gelegen habe. Dort, wo jetzt Weinberge grünen, an des Berges westlicher Abstufung, hinter dem Dörflein, habe das Frauenkloster, eine Stiftung des Herrn von Trimberg, gestanden, vor ihm eine uralte Linde, da wo jetzt ein Obstbaum seine Zweige ausbreitet. Von den Schweden verfolgt gelangte der unglückliche Ritter bis zur Linde; hier erreichte ihn das mörderische Schwert seiner Feinde und er endete unter ihren Äxten. Jammernd sah die Äbtissin Martha von ihren Fenstern aus den Tod ihres Bruders an. Die Letzte ihres Stammes war sie auch die letzte Bewohnerin ihres Klosters; denn als das Kriegsheer der Schweden in das Land rückte, hatten die übrigen Nonnen, teils ihrem Gelübde treulos, teils zagend für ihr Leben, die Zellen verlassen, da diese nun für die Unschuld keine sichere Freistatt mehr boten. Äbtissin Martha starb in dem Orte, an den sie ihr Gelübde gebunden hatte. Dem Dörfchen Trimberg und dem hinter der Burg in einer Schlucht versteckten Engelthal habe sie sämtliche Grundstücke vermacht. — Die Geschichte weiß nichts von einem Kloster, das hier gestanden.

*827. Der Guckenberg bei Gemünden.

In dem Guckenberg, unweit der Seyfriedsburg im Thale der fränkischen Saale, ist ein Kaiser mit seinem ganzen Heere versunken. Nun sitzt er an einem steinernen Tisch, und wenn sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen ist, so wird der Kaiser mit seinen Gewappneten wieder hervortreten. Wenn ihr aber fragt: wo ist der Guckenberg? so müssen wir mit der ganzen Umgegend antworten, er ist nicht mehr zu finden. Und das kam so. Ein armer Knabe, der Wecke feil trug, begegnete in den Bergen einst einem Greise, welcher freundlich zu ihm redete, wie er ihm einen Ort zeigen wolle, wo der Knabe seine Wecke gut verkaufen könne, nur müsse er darüber schweigen. Der Knabe ging mit dem Greise, und bald kam ihm der Berg wie eine große Stadt vor. Da standen Kirchen und da Buden; die beteten und die verkauften. An einem Tisch saß der Kaiser gewaltig, und sein Bart war schon zweimal um den Tisch herumgewachsen. Der Knabe verkaufte seine Wecke und kam täglich wieder. In kurzer Zeit sah man in der Gegend viele Münzen von ganz altem, eigentümlichem Gepräge. Man forschte nach, sie rührten alle von dem Knaben her, der nun alles offenbarte. Als er darauf wieder in den Guckenberg gehen wollte, war der Berg verschwunden.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 143.
Bavaria, IV, 1, S. 177.

*828. Der Schatz bei Wolfsmünster.

Bei Wolfsmünster lag am Ufer der Saale ein großer Stein. Ein Zimmermann, der öfters bei Nacht daran vorüberging, hörte daselbst jedesmal einen Lärm, wie wenn ein Faß den Berg herabrolle. Da dachte er, der Stein möge Schuld sein und versenkte ihn in den Fluß. Unter dem Steine war aber ein großer Schatz vergraben, dennals später einmal zwei Gesellen nachts am andern Ufer gingen, sahen sie auf dem Platze, wo der Schatz gelegen einen Haufen glühender Kohlen. Da sagte der eine zum andern: „Sieh, da drüben liegt ein Schatz!“ Da waren die Kohlen plötzlich verschwunden.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 141.
Bavaria, IV, 1, S. 191.
Jannsen, S. 78.

*829. Der heilige Georg in Brückenau.

Als nach der Ermordung des Abtes Bertho II. von Fulda, genannt Fingerhut, dessen Mörder zum Teil am Leben bestraft

und deren Burgen zerstört worden waren, wollte ihre Sippe, die Ritter von Thüngen, von Bibra, von Erthal, von Schenkwald nnd andere sich an der Fuldaischen Stadt Brückenau rächen und nahmen zu folgender List ihre Zuflucht: Sie steckten nämlich einen Teil ihrer Knechte in leere Weinfässer und ließen dieselben nächtlicher Weile in die Stadt hineinfahren. Die versteckten Reisigen öffneten darauf den verbündeten Rittern eins der Thore. Die Ritter drangen ein und das Städtchen wäre unfehlbar verloren gewesen, hätte sich nicht in der höchsten Not der heilige Georg als Schutzpatron der Stadt dem eingedrungenen Feinde in Person gegenübergestellt und die Ritter Hals über Kopf zum Thore hinausgejagt.

*830. Vom Dreistelz bei Brückenau.

a. Vom Kellerbau aus, bei Bad Brückenau, gelangt man auf guten Waldwegen auf den hohen isolierten Dreistelz, der dem Wanderer eine prachtvolle Nah- und Fernsicht bietet. Der höchste Punkt des Berges besteht aus fast senkrecht aufgeschichteten basaltischen Säulenstücken, die das „Wöllemännchenshaus" genannt werden. Die Sage läßt von hier aus einen unterirdischen Gang nach der „Wehld" gehen. Die „Wehld" ist aber eine etliche 150—160 Fuß lange in der Einsattelung des Dreistelz gelegene Versumpfung, die in früherer Zeit einen kleinen, aber tiefen See gebildet haben soll. In diese zieht zur Advents- und Fastenzeit der „wölle Mann" oder wilde Jäger, wenn er von der Hut oder dem Hackenrasen herkommt.

b. Von der „Wehld" berichtet die Sage ferner: Einst stand auf dem Dreistelz eine ebenso prächtige als feste Ritterburg, in der drei stolze, kaltherzige Edelfräulein herrschten. Sie waren von so wunderbarer Schönheit, daß sich ihr Ruf weithin verbreitete und sich alle junge Edelen der Gegend um sie bewarben, und infolgedessen die Bankette und Gelage, die den Gästen gegeben wurden, kein Ende nehmen wollten. Die drei Fräuleins jedoch führten alle an der Nase herum. Da geschah es nun, daß am stillen Freitage, als sie wieder bis gegen Morgen hin mit ihren vornehmen Gästen bankettierten und tanzten, ein verirrter, halb verhungerter Greis an ihre verschlossene Pforte anpochte und um Speise und Trank und ein bescheidenes Ruheplätzchen bat. Die Fräuleins aber, denen das Begehr gemeldet wurde, verbaten sich den Gast und als dieser nochmals und dringender um Einlaß flehte, hetzten sie sogar unter Hohn und Spott ihre Hunde auf den Armen. Da ergrimmte der Greis, winkte mit seinem Stabe, daß die Hunde

alsbald leblos zu Boden fielen und stieß einen schrecklichen Fluch gegen die Burg und die Fräuleins aus. Da sank das stolze Gebäude mit seinen Insassen tief in das Innere des Berges. An seiner Stelle stieg der See empor. Auf dessen Grund steht bis heute noch das Schloß, drinnen kräht alle drei Jahre am stillen Freitag morgens der Hahn und weckt die stolzen Fräuleins, die dann eine Ave Maria für ihre Erlösung beten.

Bechstein, S. d. Rhön, S. 110.
Panzer, I. Nr. 208.
Bavaria, IV, 1. S. 186.
Schwarz, S. 103.

c. Dann und wann durften die drei Fräuleins aus dem versunkenen Schlosse die Oberwelt besuchen. Sie bleichten dann ihre weiße Wäsche an dem ehemaligen See, gingen auch zu Hochzeiten, Kindtaufen und Kirmsen in die benachbarten Dörfer und tanzten auch gelegentlich einmal. Als sie sich aber in Unterleitersbach einst verspätet hatten, sahen die Burschen, die ihnen auf den Dreistelz gefolgt waren, wie sie sich in die „Wehld“ stürzten und dann aus dieser ein Blutstrahl aufspritzte. Seit jener Zeit hat man sie nicht wieder gesehen.

d. Etwas abwärts von der „Wehld“ ist auf einer kleinen Erhöhung des Bodens eine kleine kesselartige Vertiefung, die zum Teil mit Basaltgeröll ausgefüllt ist. Eine Öffnung in derselben soll nach der „Wehld“ führen. Durch diesen Gang geht der Schlangenkönig mit der goldnen Krone auf dem Kopfe nach der Lingwiese, wo er sich sonnt.

e. Von einer prächtigen Schlüsselblume, die an bestimmten Tagen in der „Wehld“ aufblühen soll, und die einmal von einem Bauer gepflückt wurde und diesen zu einem reichen Manne machte, sowie von einem Wimmern eines neugeborenen Kindes in den Adventsnächten wird dort auch noch viel gesprochen; desgleichen sagen sie in der Umgegend des Dreistelz, daß der Berg voll Wasser sei und daß, wenn dieses einmal durchbräche, die ganze Umgegend überschwemmt werden würde.

*831. Römershag bei Brückenau.

An der vorderen Sinn, nahe bei dem Städtchen Brückenau, liegt das industrielle Pfarrdorf Römershag mit einem durch den fuldaischen Abt Karl von Buseck erbauten kleinen Schlosse, von dem aus er das Bad Brückenau anlegte. Ein älterer, fester Platz zu Römershag kommt im 13. Jahrhundert in Urkunden vor.

Die Einwohner des Orts sind jedoch damit nicht zufrieden und sagen, Römershag sei, wie auch der Name darauf hinweise, von den Römern angelegt, nachdem sie in dortiger Gegend große Schlachten gewonnen; von Römershag aus hätten sie dann noch Burg Schildeck und Werberg erbaut. Weiter wird erzählt, daß im dortigen Schlosse während des dreißigjährigen Krieges ein Ritter Kunz gewohnt habe, der ein gewaltiger Schwarzkünstler gewesen sei. Einer Kompagnie Schweden, die in dem Römershager Walde aufgestellt war, schoß er vom Fenster seines Schlosses aus mit einer Büchse ihren Hauptmann nieder, ohne daß er ihn gesehen hatte. Er schoß überhaupt mit seinen Freikugeln von seiner Wohnung, wohin und was er nur wollte. Ebenso soll er in seiner Nähe ein sehr ergiebiges Silberbergwerk gehabt haben. Als ihn aber der Teufel holte, war auch dieses wie vom Boden verwischt.

*832. Von der Burg Schildeck

Eine halbe Stunde von Gerode am Wege nach Brückenau, über dem Hofe Schildeck, liegen auf einem südlichen Ausläufer der Schwarzen Berge die Reste der im elften Jahrhundert gegründeten und im dreißigjährigen Kriege wieder zerstörten Burg Schildeck. Von ihr erzählen sie dort nachstehende Sage:

Einst wollte ein Junge von dem Hofe Schildeck in der Mittagsstunde über den Berg. Als er an der Burg anlangte, sah er zwischen dem alten Gemäuer eine weit geöffnete Thüre und durch diese in einen tiefen, hellerleuchteten Gang, in welchem sich allerlei unheimliche Gestalten geschäftig hin und her bewegten. Der Junge war zwar heftig erschrocken, blieb aber dennoch stehen und guckte dem Treiben eine Weile zu. Als es ihm aber zuletzt doch zu arg gruselte, machte er an dem nächst der Pforte stehenden Baum ein Merkzeichen und lief dann, so schnell er laufen konnte, zurück nach dem Hofe, wo er seinen Leuten das Geschehene mitteilte. Die Bauern, die schon lange auf so etwas gelauert hatten, eilten nun, den Jungen an ihrer Spitze, rasch hinauf zur Burg, um durch den lange vergebens gesuchten Eingang zu den in den Gewölben begrabenen Schätzen zu gelangen und so dadurch reiche Leute zu werden. Als sie jedoch an dem bezeichneten Platze anlangten, fanden sie nichts als Gestrüpp und alte Mauerbrocken. Von einer Thüre oder einem Eingange war nichts mehr zu sehen, selbst das Merkmal, welches der Junge an einem der Bäume angebracht haben wollte, war verschwunden. Und so mußten sie denn ärgerlich genug wieder abziehen. Ein gleiches Schicksal hatten sie auch bei ihren späteren Nachgrabungen.

*833. Vom Trompeter auf dem Pilsterhofe.

In der Nähe von Römershag liegt der Pilsterhof, den die Sage als ein Herrenhaus früherer Zeit bezeichnet. In diesem lebte einst eine herrliche Jungfrau, welche dem Trompeter der Herren von Schildeck, einem gar stattlichen und kühnen Reiter ihr Herz dermaßen zugewendet hatte, daß sie demselben zuletzt auch ihre Hand reichte. Dabei hatte jedoch der Trompeter ihr einen feierlichen Eid geleistet, das wilde Kriegsleben für immer zu meiden und sie und den Pilsterhof nie mehr zu verlassen. Leider hielt der Trompeter nicht Wort, denn nach kaum einem Jahre trieb er sich wieder fern von der Heimat im Sattel umher und schickte die Boten seines treuen Weibes lachend und mit leeren Ausflüchten wieder nach Hause. Die Frau, die sich zu dieser Zeit schwanger fühlte, grämte und härmte sich über die Wortbrüchigkeit ihres Mannes so ab, daß sie vor Schwäche bald das Lager nicht mehr verlassen konnte. So genas sie eines Knäbleins. Doch als dieses nach einigen Stunden in den Armen der Mutter verschied, da brach bei der Verlassenen und tief Gekränkten der Haß gegen den Mann in so hohem Grade durch, daß sie einen furchtbaren Fluch gegen ihn ausstieß und dann in Folge der Aufregung ebenfalls den Geist aufgab. Was aus dem Trompeter geworden, weiß niemand zu sagen; aber alle dreißig Jahre kommt er in der Geisterstunde aus den verfallenen Mauern der Burg Schildeck nach dem Pilsterhofe geritten und bläst dort gar traurige Weisen auf seiner Trompete. Es haben ihn schon gar viele gehört, aber es hat's noch keiner gewagt, den Trompeter in seinem Schmerze zu stören.

Inhaltsverzeichnis.

(Das vorgesetzte Sternchen bedeutet: bisher ungedruckt.)

Nr. Seite

Nr. Seite

Nr. Seite

Alphabetisches Ortsregister

zu

Wuckes Sagen der mittleren Werra, der hohen und Vorder-Rhön, sowie aus dem Gebiet der fränkischen Saale.

Verzeichnis der herangezogenen Werke.

Bechstein = L. Bechstein, der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringer Landes. Hildburghausen 1835—1838 4 Bde. 8.

Bechstein, S. d. Rhön = L. Bechstein, die Sagen des Rhöngebirges und des Grabfeldes. Würzburg 1842. 8.

Bechstein, Thür. Sag. = L. Bechstein, Thüringer Sagenbuch. (1. Aufl. Wien 1858.) 2. Aufl. Leipzig 1885. 2 Bde. 8. (Leider ohne Inhaltsverzeichnis und Register).

Wolf, = J. W. Wolf, Hessische Sagen. Göttingen 1853. 8.

Heusinger = C. Heusinger, Sagen aus dem Werrathale. Eisenach 1841. 8. (Auch wieder abgedruckt in: Heusinger, Sage und Geschichte aus den Sachsenländern. Leipzig (1856). S. 183—346.).

Lyncker = K. Lyncker, deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen. Kassel 1854.

Hoffmeister = Ph. Hoffmeister, Hessische Volksdichtung in Sagen und Mährchen, Schwänken und Schnurren. Marburg 1869. 8.

Pfister = H. v. Pfister, Sagen und Aberglaube aus Hessen und Nassau. Marburg 1885. 16.

Schwarz = J. Schwarz, Buchenblätter. Sagen, geschichtliche Vorkommenheiten, Entstehung von Ortsnamen im ehemaligen Fürstenthume, Fulda und nächster Umgebung. Fulda 1849. (Bringt die Sagen in z. T. barbarischen Gedichten verunstaltet.)

Witzschel = A. Witzschel, Kleine Beiträge zur deutschen Mythologie, Sitten- und Heimathskunde in Sagen und Gebräuchen aus Thüringen. Wien 1866. 1878. 2 Bde. 8.

Schöppner = A. Schöppner, Sagenbuch der Bayerischen Lande. Aus dem Munde des Volkes, der Chronik und der Dichter. München 1852—1853. 3 Bde. gr. 8.

Panzer = F. Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche. München 1848. 1855. 2 Bde. 8.

Jannsen = A. Jannsen, die Sagen Frankens. Würzburg 1845. (In novellistischer Einkleidung.)

Bavaria = Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern, bearbeitet von einem Kreise bayerischer Gelehrten. IV. Bd. 1. Abth.: Unterfranken und Aschaffenburg. — München 1866. 8.

Gräße = J. G. Th. Gräße, Sagenbuch des Preußischen Staates. Glogau (1867). 2 Bde. gr. 8.

Gottschalck = F. Gottschalck, die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands. Halle 1810—1835. 9 Bde. 8. Mit Kupfern.

Grimm = Deutsche Sagen, herausgegeben von den Brüdern Grimm. Zweite Auflage. Berlin 1865. 2 Bde. 16.

Verbesserungen.

Der * (Zeichen für „neuaufgenommen") ist zu tilgen bei den Nummern: 258. 427.; hinzuzufügen bei den Nummern: 293. 527.

Ferner wolle man lesen:

in Nr. 391 (Titel) beim Hildenberg, statt bei.
„ „ 423 „ Kaltensundheim, statt Kaltennordheim.
„ „ 476 „ Von, statt Kon.
„ „ 588 „ bei Salzungen, statt in Salzungen.
„ „ 704 „ Öpfershausen, statt Öfpershausen.
„ „ 709 „ Stillmich, statt Stillmilch.
„ „ 711 „ Hairain, statt Hainrain.
„ „ 796 „ Straße, statt Sraße.

Die sonstigen kleinen Versehen werden wenig stören und bestehen, wie schon im Vorworte bemerkt, zum größten Teil in einer ungleichmäßigen Anwendung der neuen (amtlichen) Schreibweise der Wörter.

Verbesserungen.

Der * [illegible] der „[illegible]“ [illegible] bei den [illegible] [illegible] bei den [illegible]

Ferner wolle man lesen:

S. 380 [illegible], statt [illegible]

„ „ 428 „ [illegible], statt [illegible]

„ „ 576 „ Bon, statt Ban.

„ „ 588 „ bei Schumann, statt in Schumann.

„ „ 604 „ [illegible], statt [illegible]

„ „ 709 „ [illegible], statt [illegible]

„ „ 711 „ [illegible], statt [illegible]

„ „ 720 „ [illegible], statt [illegible]

Die sonstigen kleinen Versehen [illegible] [illegible] sind so leicht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in dieser Zeit [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] der Lettern.

70

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

/ Wucke, Ludwig, / Ullrich, Hermann

Sagen der mittleren Werra, der angrenzenden Abhänge des Thüringer Waldes, der Vorder- und der Hohen Rhön, sowie aus dem Gebiete der fränkischen Saale

Eisenach 1891

P.o.germ. 1641 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11673781-5